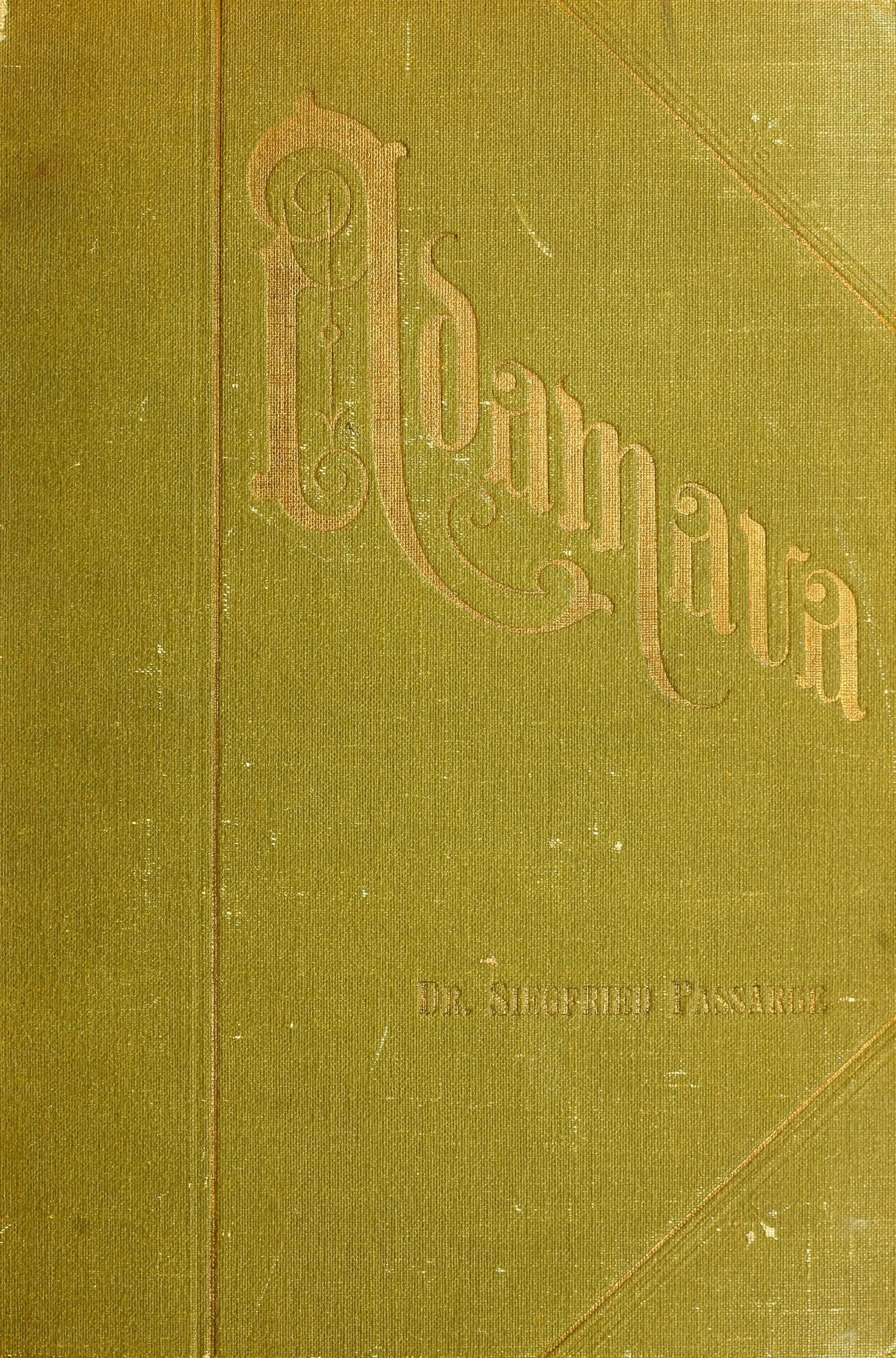

Adamaua
Dr. Siegfried Passarge







Kupferätzung u. Druck v. B. Fischer, Berlin W.

EDGAR von ÜCHTRITZ

ADAMAUA.

Bericht über die Expedition des Deutschen Kamerun-Komitees

in den Jahren 1893/94

von

DR. SIEGFRIED PASSARGE.

Mit 2 Karten im Maassstabe von 1 : 350,000, nach den Aufnahmen von **Dr. S. Passarge**, konstruirt und gezeichnet von **Dr. Limpricht**, unter der Redaktion von **Dr. Richard Kiepert**, 2 Höhenprofilkarten, 3 Kartenskizzen über die Geologie, Ethnographie und Handelsverbindungen der bereisten Gebiete, 21 Tafeln und 294 Text-Illustrationen nach den photographischen Aufnahmen und Skizzen der Expedition, sowie den ethnographischen Sammlungen derselben und des Museums für Völkerkunde in Berlin gezeichnet vom Orientmaler **Wilhelm Kuhnert** und **Wilhelm von den Steinen.**



BERLIN 1895

GEOGRAPHISCHE VERLAGSHANDLUNG DIETRICH REIMER IN BERLIN

(HOEFER & VOHSEN).


SMITHSONIAN
LIBRARY

DEM ANDENKEN

EDUARD ROBERT FLEGEL'S

GEWIDMET.





Vorwort.

Nach dem Missglücken der Flegel'schen Expedition 1885/86 blieb der Niger-Benue als Strasse in das Hinterland von Kamerun unbenutzt bis zum Jahre 1891, wo Lieutenant Mizon trotz des heftigsten Widerstands der Nigerkompagnie Yola erreichte, um dann über Ngaumdere, Gasa und den Sanga zu erreichen. Im Jahre 1892 ging er von Neuem mit zwei grossen Schiffen den Niger und Benue hinauf, machte in Muri Halt und trat mit dem Sultan des Landes in politische Verhandlungen. Es war kein Zweifel, dass die Erwerbung von Yola das Hauptziel der französischen Expedition war. Angesichts der Gefahr, das Hinterland von Kamerun zu verlieren trat in Berlin ein Komitee zusammen, welches durch private Sammlungen eine Expedition ausrüsten sollte. Das Komitee, dessen Ehrenpräsidium Fürst von Hohenlohe-Langenburg und Wilhelm, Fürst v. Wied, übernahmen, bestand nach seiner endgültigen Konstituirung aus Herrn Vohsen als Vorsitzenden und den Herren Büttner, Fritsch, Jäger, Kurella, Morgen, Reichardt und Staudinger. Bis zum März 1893 war eine Summe von 33 000 M. aufgebracht, gesichert wurde die Expedition aber erst durch die Betheiligung der Kolonial-Gesellschaft mit 20 000 M., durch die Unterstützung des Hohen Auswärtigen Amtes und durch einen Vertrag mit der Königlichen Niger-Kompagnie, welchen Herr Vohsen in London abschloss. Nach demselben verpflichtete sich die Kompagnie die Expedition kostenfrei nach Yola zu befördern; die Expedition hingegen sollte keinen Handel treiben, sollte in dem Gebiet nördlich des Breitengrades von Yola und westlich des 15° östl. L. keine Verträge abschliessen und keine Station unterhalb der Einmündung des Mao Kebbi anlegen.

Die Führung der Expedition übernahm Herr v. Uechtritz, der erst vor Kurzem aus Südwest-Afrika heimgekehrt war; ich selbst trat ihr als Arzt und wissenschaftlicher Begleiter bei.

Unterdessen war Rittmeister v. Stetten von Kamerun aus in das Innere aufgebrochen, um sich nach Yola zu begeben. Maistre hatte von Ubangi aus den

Schari erreicht und war über Lakka und Yola nach dem Niger gelangt. Mizon hatte in Muri einen Schutzvertrag abgeschlossen, Stationen gegründet und den Sultan in Sklavenjagden gegen die Kwon unterstützt. Darüber empört, hatte der Arzt der Expedition, Dr. Ward, die Expedition verlassen und in Paris Lärm geschlagen. Ein Brief Lieutenant Nebout's, der um Abberufung bat, bestätigte Ward's Aussagen und veranlasste die französische Regierung Mizon abzuberufen. Dieser gehorchte dem Befehl jedoch nicht, sondern begab sich von Muri nach Yola. So standen die Verhältnisse, als die Kamerun-Expedition Berlin verliess. Herr v. Uechtritz reiste voraus, um in Lagos Träger anzuwerben, ich selbst folgte mit dem Gepäck Ende Juni nach. In Lagos sollten wir uns wieder treffen.

Als die von dem deutschen Kamerun - Komitee ausgerüstete Expedition im Juni vorigen Jahres zurückkehrte, galt es zunächst die errungenen Erfolge wissenschaftlich und zum Nutzen der Kolonialregierung auszuarbeiten. Trotz der bescheidenen Mittel, welche der Expedition zur Verfügung gestanden hatten, war doch ein Theil der Aufgaben von ihr gelöst worden. Einmal war der Zeitpunkt des Aufenthalts der Expedition ein sehr günstiger. Sie war z. Z. die einzige europäische Expedition, welche sich in jenen Gegenden befand, und die schnelle Abschliessung des deutsch-französischen Abkommens im März 1894 war nicht zum wenigsten diesem Umstande zu verdanken. Durch Abschluss mehrerer Schutzverträge, darunter in Ngaumdere, wurden sichere Besitzrechte geschaffen; auch gab die astronomische Bestimmung von Yola durch die deutsche Expedition zum ersten Mal eine sichere Grundlage für die Festsetzung der Grenzen ab. Sodann hatte die Expedition auf ihren Kreuz- und Querzügen Gelegenheit gehabt, gerade das deutsche Schutzgebiet kennen zu lernen. Das Auswärtige Amt zeigte sich daher sehr geneigt, einem Antrag des Kamerun-Komitee's folgend, für die Herausgabe der Reiseberichte der Expedition einen bedeutenden Zuschuss zu gewähren, um so die Früchte der Expedition für unsere kolonialen Zwecke dienstbar zu machen. Wegen Erkrankung des Führers der Expedition wurde der Verfasser mit der Abfassung des Berichtes betraut und erlaubt sich derselbe dem Auswärtigen Amt im Namen des Komitee's und in seinem eigenen Namen für die bereitwillige Unterstützung seinen wärmsten Dank auszusprechen. Das vorhandene Material bestand aus den Tagebüchern, Skizzen und Photographien der Reisenden. Letztere ermöglichten die Herstellung der zahlreichen Illustrationen, welche Herr W. Kuhnert auszuführen die Liebenswürdigkeit hatte, während Herr W. v. den Steinen die ethnographischen Abbildungen theils nach den Sammlungen der Expedition, theils nach denen Flegel's übernahm. Herrn Geheimrath Bastian und Herrn Professor v. Luschan sei der beste Dank für die liebenswürdige Bereitwilligkeit ausgesprochen, mit welcher sie die Sammlungen des Museums für Völkerkunde zur Verfügung stellten. Desgleichen erlaube ich mir Herrn Geheimrath Engler und den Herren am Botanischen Museum, welche die Bearbeitung unserer Sammlung ausgeführt haben, speziell an Herrn Dr. Gilg, meinen wärmsten Dank auszusprechen.

Während der Expedition war die Arbeitstheilung zwischen dem Führer der Expedition und mir streng durchgeführt. Herr v. Uechtritz hatte die praktische Leitung in der Hand, während ich die wissenschaftlichen Aufnahmen besorgte. Aber so manche interessante Notiz über Land und Leute, besonders aber auch über die Thierwelt verdanke ich meinem Reisegefährten. Bei seiner bewunderungswürdigen Kenntniss der Thierfährten z. B. gelang es ihm, das Vorhandensein einer grossen Zahl von Thieren festzustellen, welche uns in Wirklichkeit nie zu Gesicht kamen. Sehr häufig wurden aber seine Angaben auch durch thatsächliche Funde bestätigt. Wenn die astronomischen Ortsbestimmungen zur Zufriedenheit ausgefallen sind, so hat ein nicht geringes Verdienst daran mein Reisegefährte, welcher während der Beobachtungen mit unermüdlicher Ausdauer die undankbare Aufgabe des Aufzeichnens meiner zuweilen stundenlangen Ablesungen am Theodolithen übernahm. Was die Schreibweise der Fremdwörter betrifft, so habe ich mich möglichst an die deutsche Schreibweise gehalten. Erwähnt sei nur Folgendes: Ein Punkt auf einem Konsonanten — meist ṅ — bedeutet, dass die Silbe nasal gesprochen wird.

Auf dem Geographen-Kongress in London hatte ich Gelegenheit, die interessante Bekanntschaft Herrn Maistre's zu machen. Herr Maistre versicherte mir, dass von seiner Expedition keine Gewehre verschenkt oder verkauft worden seien. Die auf Seite 161 gemachten Angaben beruhen auf den Aussagen des ehemaligen Führers der Maistre'schen Mission. Den Versicherungen des Herrn Maistre's zufolge müssen jene Karabiner aber aus anderer Quelle stammen. Herr Maistre bestätigte mir auch die gehegte Vermuthung, dass die Lakkavölker mit den Mundaṅg in Lame und Lere nicht verwandt sind, dagegen sich an die Scharistämme anschliessen. Die Grenze zwischen dem Bogen und dem Wurfmesser fällt also auch hier mit ethnographischen Grenzen zusammen, und dürfte von dem mohamedanischen Einfluss unabhängig sein.

Zum Schluss möchte ich noch einige Bemerkungen zu dem letzten Kapitel des zweiten Theiles machen. Ich habe es für meine Pflicht gehalten, auf die Gefahren hinzuweisen, welche übertriebene Humanität und ein falsches Missionssystem nothwendiger Weise für unsere Kolonien erzeugen müssen, auch auf die Gefahr hin, bei vielen Anstoss zu erregen. Die eiserne Nothwendigkeit wird einst schonungslos mit unseren künstlichen humanen Prinzipien brechen müssen, wenn nämlich die weisse Rasse als solche in einem Kampf um's Dasein mit den Anderen getreten ist und sich nicht mehr den Luxus leisten kann, diese anderen Rassen mit ihrem Ueberschuss zu füttern und selig zu machen. Was meine Auffassung von der einstigen Bedeutung der Westafrikaner für die Ausbreitung europäischer Kultur betrifft, so dürften die ausgeführten Ansichten wohl auch auf vielseitigen Widerspruch stossen. Die Zukunft wird entscheiden, wer Recht hat.

Berlin, im August 1895.

Dr. S. Passarge.

Inhalts-Verzeichniss.

I. THEIL. ADAMAUA.

II. THEIL. DER CENTRAL-SUDAN.

Verzeichniss der Text-Illustrationen.

I. THEIL.

II. THEIL.

Abbildung | Seite

Verzeichniss der Tafeln.



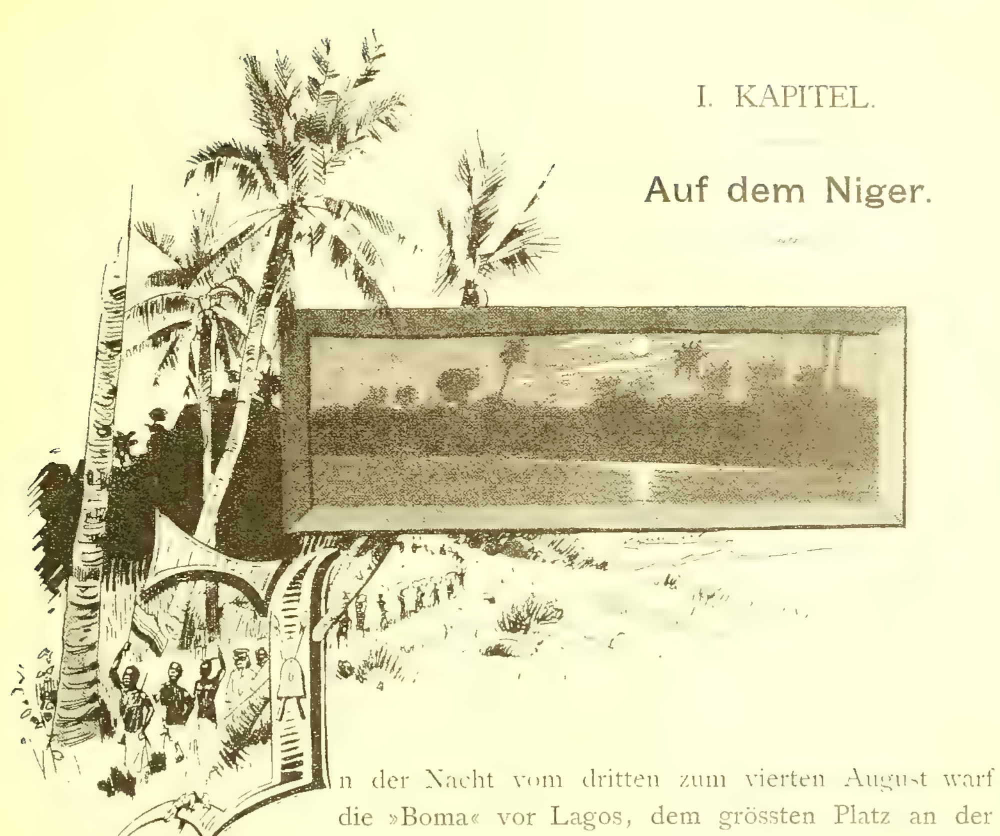
I. THEIL.

ADAMAUA.



I. KAPITEL.

Auf dem Niger.



In der Nacht vom dritten zum vierten August warf die »Boma« vor Lagos, dem grössten Platz an der afrikanischen Westküste, Anker. Diese bedeutende, etwa hunderttausend Einwohner zählende Stadt liegt auf einer Insel mitten in einer Lagune, welche nur durch ein schmales Tief mit dem Meere in Verbindung steht. Dieses Tief ist so flach, dass grosse Schiffe nicht in die Lagune einfahren können; deshalb wird der Verkehr zwischen der Stadt und den Seeschiffen durch kleine Steamer vermittelt; aber auch diese dürfen nur während der Fluth die bei schlechtem Wetter gefährliche Barre passiren.

Am Morgen des vierten August goss es in Strömen vom Himmel herab, von dem Lande war daher nichts zu sehen; nur in der Nähe schimmerten durch den Regenschleier die dunklen Körper einiger Schiffe. Gegen neun Uhr näherte sich uns der kleine Barrendampfer, um die Post von der »Boma« abzuholen. Herr v. Uechtritz, welcher an Bord desselben war, kam zur »Boma« herüber und erzählte nach herzlicher Begrüssung, dass es ihm gelungen wäre, dreiunddreissig Leute für unsere Expedition anzuwerben. Nur den Bemühungen des Herrn Konsul Schmidt,

des Vertreters der Firma Witt & Büsch, welcher ihn in der liebenswürdigsten Weise aufgenommen, wäre es möglich gewesen in so kurzer Zeit diese Leute zu erhalten. Ferner brauche, Dank der Empfehlung vom Ministerium des Aeusseren in London, nur die Hälfte der Löhne für ein und ein halbes Jahr beim Gerichtshof in Lagos deponirt zu werden.[1])

Herr Konsul Schmidt[2]) hatte die Liebenswürdigkeit uns den seinem Hause gehörigen Steamer »Eko«[3]), der mit Palmkernen nach Forkados gehen sollte, gegen eine geringe Entschädigung zur Weiterfahrt nach Akassa zu überlassen. Nur so wurde es uns möglich das Ziel unserer Reise rechtzeitig zu erreichen; denn die »Boma«, welche noch Benín, Wáree und Brass besuchen sollte, konnte vor zehn Tagen nicht in Akassa eintreffen.

Am Nachmittag dampfte unser Schiff dem Niger zu, während Uechtritz nach Lagos zurückkehrte, um mit den Leuten auf der »Eko« nachzufolgen. In Forkados sollten wir uns wieder treffen.

Der Forkados-Kreek, ein gewaltiger Arm des Niger, bildet einerseits die Eingangspforte in die tiefen Kreeks von Benín und Wáree, andererseits stellt er gewissermaassen den äusseren Hafen von Lagos dar, indem die Rhede dieses Handelsplatzes zu unsicher ist, um in grösserem Maassstabe die Umladung der Lagosgüter aus den Seeschiffen auf die Barrendampfer zu gestatten. Deshalb fahren die Seeschiffe nach Abgabe der Post direkt nach Forkados und geben hier erst ihre Ladung auf die kleinen Dampfer ab, welche sie sodann über die Barre nach Lagos bringen.

Am nächsten Morgen fuhren wir an der flachen waldigen Küste des Nigerdeltas hin, aber auffallender Weise von Süden nach Norden. Während der Nacht war nämlich das Schiff über das Ziel hinausgeschossen, angeblich weil das Log von einem Hai abgebissen worden sei. Eine andere Version ging freilich dahin, die Schiffsschraube, in welche das Log durch eine ungeschickte Wendung hineingerathen, wäre der Hai gewessen. So kamen wir denn erst gegen zehn Uhr morgens vor die Forkadosmündung. Alle Mündungen des Niger sind in der Weise gestaltet, dass sich in der Richtung der bisherigen Flussufer, mehrere Seemeilen hinaus, submarine Sandwälle vorschieben, welche durch eine Meeresströmung nach Osten abgelenkt, einen bogenförmigen Verlauf haben. Ueber ihnen rast beständig das Meer mit gewaltigen Brechern. Wo die Wälle enden, also an der eigentlichen Mündung des Stromes in das Meer, sind sie noch durch eine Sandbarre mit einander verbunden, welche bei sämmtlichen Nigerarmen von grossen Schiffen nur während der Fluth passirt werden kann.

Gegen Mittag ankerten wir endlich mitten in dem gewaltigen Strom, der eine Breite von zwei bis drei Kilometern besitzt. Seine Ufer sind von einem schwarzgrünen düstern Urwald eingefasst. Vergebens sucht der Blick die erwarteten seltsamen Mangrovewälder; sie treten erst weiter stromaufwärts auf. Denn den Strand bildet überall ein mehrere Kilometer breiter Sandstreif, auf welchem hochstämmiger Urwald mit Wollbäumen und Kokospalmen steht.

Mehrere Dampfer, darunter ein kleines englisches Kriegsschiff und ein Dampfer der Nigerkompagnie, lagen in unserer Nähe auf dem Strom; am Ufer selbst befindet sich nichts als ein kleines weisses Zollhäuschen und in der Ferne erblickt man die viereckigen Hütten einiger Dörfer, deren Bewohner in schlanken Kanus mit langen dreieckigen Paddeln, wie sie im ganzen Delta im Gebrauch, zahlreich die Schiffe umschwärmen, Fische, Papageien oder sonstige Thiere dem weissen Fremdling zum Verkauf anbietend.

Während der Barrendampfer »Benito« von der British and African Steam Ship Navigation Comp. sich langseit an die »Boma« legte, lief auch bereits die »Eko« ein. Uechtritz und Kapitain Plaschke, der Führer des Schiffs, kamen zu uns an Bord. Unser gesammtes Gepäck befand sich auf der »Boma« und war leider mit den übrigen Akassagütern ganz unten verstaut. Es dauerte daher bis zum Abend des nächsten Tages, bis unsere gesammten Sachen unter den Lagos-Benin-Wáree-Brassgütern hervorgeholt und umgeladen waren, zumal der anhaltende Regen das Löschen der Ladung ganz erheblich störte. Es war bereits dunkel, als ich mich am Abend des sechsten August völlig durchnässt, mit den letzten Sachen an Bord der »Eko« begab. Leider gestattete die Nacht nicht mehr auszulaufen; wir mussten noch bis zum Morgen liegen bleiben und konnten Akassa daher nicht vor dem achten August erreichen; ein kleiner Schmerz, verglichen mit dem Behagen, das leidige Gepäck endlich geborgen zu haben. Wir machten es uns denn auch in der kleinen Kajüte bei gutem Abendbrot und einigen Flaschen Madeira, die ich aus Funchal mitgebracht hatte, bequem und schauten heitern Blicks in die Zukunft.

Während des ganzen nächsten Tages ging es in einförmiger Fahrt längs der waldigen niedrigen Küste hin, unter fast beständigem Regen. Am Dienstag, dem achten August erreichten wir glücklich die Nunmündung und liefen um zehn Uhr Morgens mit der Fluth in den Strom ein, der, schmaler als der Forkadosfluss, eine Breite von etwa achthundert Metern hat. Wir hatten dasselbe Flusslandschaftsbild wie dort vor uns, aber belebt durch den Ort Akassa, dessen weisse Häuser, Schuppen und Werftgebäude aus dem Grün des Urwaldes freundlich hervorschauten. Bald ankerte die »Eko« vor dem Ort in der Nähe mehrerer Flussdampfer der Royal Niger Compagny und nun stiess vom Lande auch schon ein elegantes Boot ab, von acht Kru in gleichmässigem Ruderschlag getrieben. Der Hafenmeister, ein ausserordentlich liebenswürdiger Herr, dessen braun verbranntes Gesicht die Verrufenheit des Nigerklimas Lügen zu strafen schien, nahm uns sofort an's Land und ertheilte die nöthigen Befehle zum Ausschiffen der Leute und des Gepäcks.

Noch vor wenigen Jahrzehnten bestand Akassa aus einem kleinen Dorfe der Ibo, welche von Fischerei nebst kleinen Kulturen von Bananen, Kassada und Hirse lebten und nur vorübergehend Schnaps und Taback gegen Palmöl eintauschten. Damals waren noch Opfer von Sklaven an Fetischfesten gebräuchlich, Menschenraub und Sklavenhandel liessen keine sicheren Zustände auf-

kommen.[4]) Jetzt bildet der Ort den wichtigsten Platz der Nigerkompagnie, nicht sowohl bezüglich des Handels als vielmehr als Seehafen und Hauptdepôt für die gesammten Nigerterritorien. Auch findet man hier Docks und Werkstätten zur Ausbesserung der Schiffe, eine seltene Vorrichtung an der afrikanischen Westküste.

In dem geräumigen Akassahause, welches die Wohnungen des Generalagenten und der Angestellten enthielt, empfing uns Mr. Bedford, der stellvertretende Generalagent, mit der angenehmen Mittheilung, dass die Expedition bereits in zwei Tagen mit dem Dampfer »Kuka« nach Yola aufbrechen könne.

Am Freitag den elften August Mittags verabschiedeten wir uns von unseren liebenswürdigen Wirthen, die uns den dreitägigen Aufenthalt so angenehm als möglich gemacht hatten. Mit schnellen Ruderschlägen flog die Gig dem schwarzen Meerschiff, der »Kuka« zu, die für einige Wochen unsere Heimath werden sollte. Noch ein letzter Händedruck dem Hafenmeister, der uns mit seinem treuen schwarzen Hunde, Hektor, an Bord begleitete, und bald ging es den mächtigen Strom hinauf einer ereignissreichen, dunklen Zukunft entgegen.

Die »Kuka« ist ein achthundert Tons grosses Schiff mit einem Tiefgang von etwa sieben Fuss, geräumig und bequem eingerichtet. Eine Vergnügungstour, keine Afrikareise däuchte uns daher die Fahrt, als wir bei dem herrlichsten Wetter, behaglich auf dem Verdeck sitzend, die Ufer des mächtigen Niger an uns vorübergleiten sahen. Und doch, wie lange hat es gedauert, wie vieler Opfer an Geld und Menschenleben hat es bedurft, um diesen gewaltigen Strom dem europäischen Handel zu erschliessen!

Bald hinter Akassa beginnen, von zahlreichen Deltaarmen durchzogen, die lichten Mangrovewälder, deren hochaufgeschossene Stämme dem Wald eine eigenthümliche vertikale Gliederung verleihen. Mit ihrem lichtgrünen, unruhigen Laube erinnern sie an die Pappelwälder längs den ungarischen Flüssen. Jetzt, während der Fluth, war von den berühmten Luftwurzeln nur wenig zu sehen. Während der Ebbe sind dieselben jedoch völlig freigelegt, und ihre Bedeutung als Sand- und Schlammfänger, und damit als wichtige Faktoren bei der Deltabildung, wird jedem, der dieses Geflecht und Gewirr von Wurzeln und aufschiessenden Schösslingen auch nur ein Mal gesehen hat, sofort klar. Aber wie einförmig und todt sind die Mangrovesümpfe; keine andere Pflanze dulden diese Bäume neben sich; keine Thierwelt, keine Ansiedelung belebt sie.[5]) Das Auge sucht vergeblich nach einem Ruhepunkt und man begrüsst mit Freuden die ersten Bambupalmen und die stachligen Pandanus-Dickichte, die anfangs auch nur vereinzelt auftreten, allmählig aber die Mangrove verdrängen, bis auch sie nach kurzer Zeit dem hochstämmigen Urwald Platz machen müssen.

Zwei Stunden hinter Akassa hört die Brakwasserzone und damit der Mangrovesumpf auf. Schwarz und undurchdringlich zieht sich als gleichförmige Mauer der Urwald hin. Der riesige Wollbaum mit seinem hohen schlanken Stamm, mit seinen Strebepfeilern und breiten quirlförmigen Aesten bildet hier

wie an der ganzen Westküste die Zierde des Waldes. Schlanke Kokos- und Oelpalmen wiegen ihre gefiederten Kronen auf schlanken Stämmen über der Fluth und zahlreiche andere Bäume und Sträucher füllen den Raum zwischen den Waldriesen aus. Freilich treten Lianen nur in bescheidenem Maasse auf. und besonders vermisste Uechtritz die reichen und bunten Blüthen der schmarotzenden Epiphyten, diese Zierde des brasilianischen Urwaldes. Auch das Thierleben ist gering. Bunte Eisvögel, weissflügelige Adler und weissköpfige Geier, die regungslos von einem Ast in's Wasser starren und sich auch durch das Dampfschiff in ihrer Ruhe nicht stören lassen, bilden hier und da flüchtige Anziehungspunkte für das Auge. Anfangs steht der Urwald noch halb überschwemmt im Wasser, allmählich tritt jedoch der gelbbraune Uferlehm heraus und man erblickt in kleinen Lichtungen mitten in hellgrünen Bananenhainen die rechteckigen, aus Lehm oder Rohrstäben erbauten, mit Palmenwedeln oder Gras gedeckten Hütten der heidnischen Ibo. Immer stehen sie in kleinen Ansiedelungen bei einander, hinter sich die undurchdringliche Urwaldmauer, vor sich den Fluss, der die einzige Verbindungsstrasse zwischen den zerstreuten Dörfern und Bananenpflanzungen bildet. Am Ufer standen die Bewohner und winkten dem Schiffe zu oder suchten vergeblich in ihren leichten Kanus den schnellen Dampfer zu überholen. Geschickt wussten sie die langen spitzen Paddeln zu führen und wenn auch einmal eines der schwanken Fahrzeuge, vom Kielwasser des Dampfers getroffen, zum grossen Jubel der Genossen umschlug, so verstanden die Verunglückten es doch schnell das Kanu umzudrehen und mit den Händen rudernd den fortschwimmenden Paddeln nachzueilen. Es waren nur spärlich mit einem Hüftentuch bekleidete Gestalten von auffallend heller röthlicher Hautfarbe scheinbar von einem Stamm, obwohl im Delta Dank des Labyrinthes von Wasserarmen und der Unwegsamkeit des Urwaldes ein buntes vielsprachiges Gemisch zurückgedrängter Völkerstämme lebt. So harmlos sich die armen Wilden gegen uns benahmen, so feindselig verhielten sie sich den ersten europäischen Expeditionen gegenüber; mancher verrätherische Ueberfall musste blutig gestraft werden und noch zu Rohlfs Zeiten (1867) war eine Fahrt auf dem unteren Niger für einzelne Reisende ein Ding der Unmöglichkeit.[6])

Der Fluss, der in seiner Breite stark wechselt und bald nach rechts, bald nach links Arme abzweigt, hat eine sehr starke Strömung. So kam denn auch unser Dampfer nur langsam vorwärts.

Am Vormittage des dreizehnten August fuhren wir an dem Forkados-Kreek vorbei, nachdem wir kurz vorher die wichtigen Stationen der Kompagnie Igbírra und Ábo passirt hatten. Als wir am Nachmittage auf dem prachtvollen inselreichen Strom dahinfuhren, bemerkten wir nahe einer Sandbank im Wasser ein Dutzend dunkler Punkte, die sich bewegten und auf- und untertauchten; Flusspferde, meinte der schwarze Kapitain. Beim Näherkommen bestätigte sich seine Aussage. In einigen hundert Metern Entfernung fuhren wir an ihnen vorbei, ohne dass die Thiere sich stören liessen; sie glotzten uns vielmehr furchtlos an und

pusteten bei ihrem Auftauchen und Spielen laut weiter. Es waren die ersten und einzigen Hippos, die wir bei der Hinreise auf dem Niger gesehn haben. Auf der Rückreise waren sie dagegen sehr häufig. Nachts wurden sie durch unsere Lagerfeuer auf den Sandbänken angezogen und man hörte allabendlich ihr ungnädiges Schnauben.

Das Wetter war während der Fahrt sehr unbeständig. Lachte auch in diesem Moment die herrliche Stromlandschaft in der Lichtfülle der Tropen, so

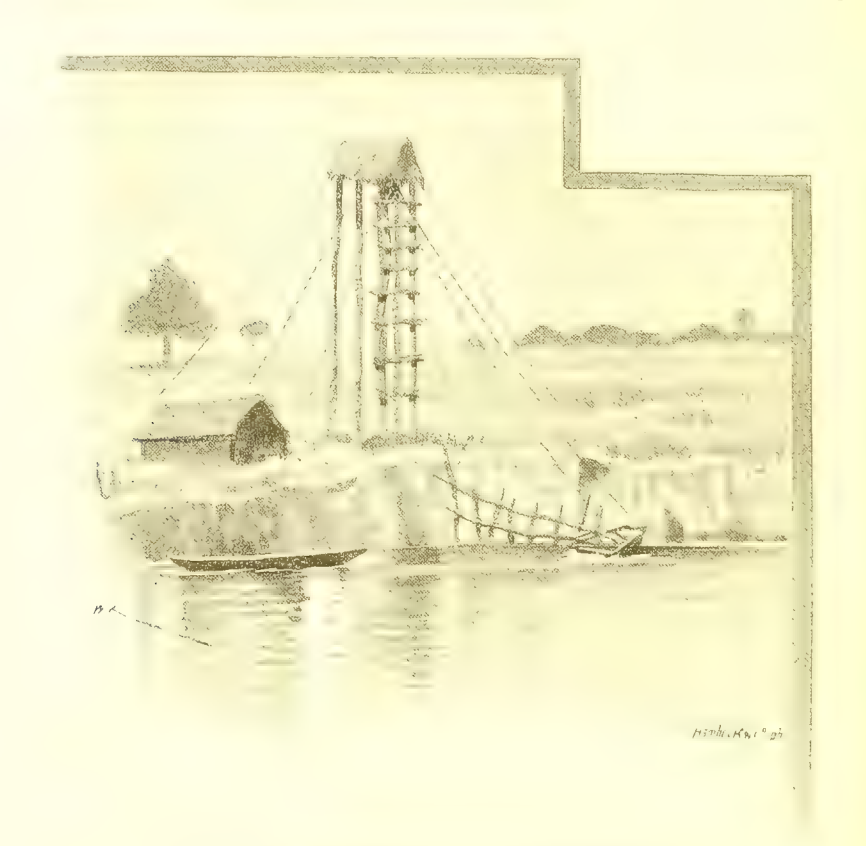


Abb. 2. Fischerhäuschen in Omtscha am Niger.

konnte sich schon in wenigen Minuten der Himmel rasch beziehen und ein Regenschauer — und was für einer — prasselte herunter. Wir zogen uns dann in die Kajüte oder auf die im Regenschatten liegende Seite des Schiffes zurück; die Leute aber wurden oft durchnässt, wofern sie nicht in dem schmalen Raum neben der Maschine einen schützenden Platz fanden.

Am vierzehnten August änderte sich die Scenerie. Um neun Uhr ankerten wir vor der Station Abútschi; dieselbe liegt auf einer fünfzehn bis zwanzig Meter hohen Bodenschwelle, welche aus laterisirtem Sandstein besteht. In der Ferne treten Berge von vielleicht einhundertsechzig bis zweihundert Metern Höhe auf. Hier also finden wir das erste anstehende Gestein, hier erst endet der Schwemm-

landkegel des Deltas. Abútschi ist eine wichtige Handelsstation. Seit einigen Jahren sind hier Kaffeeplantagen angelegt, welche gut gedeihen, so dass in kurzer Zeit die Kompagnie ihren Bedarf an Kaffee aus ihren eigenen Kulturen wird decken können.

Etwas oberhalb folgt Onitscha. Hier hatte die Kompagnie früher eine Faktorei, musste dieselbe jedoch wegen der Feindseligkeit der Eingeborenen aufgeben. Jetzt befindet sich hier nur noch eine Missionsstation.[7])

Ein neues Moment ist seit Abútschi in das landschaftliche Bild gekommen: die zahlreichen Gerüste, welche stellenweise alle zwanzig Schritte nebeneinander am Ufer stehen. Auf hohen Stangen ein Grasdach, unter demselben einige Querstangen, auf denen man die schwarzen Beine eines Menschen erblickt, und ein leiterartiger Aufstieg. Vor diesem Gerüst, das dicht am Flussufer steht, sieht man oberhalb der Strömung Pfähle eingeschlagen mit Querleisten. Plötzlich kommt Leben in dieses Bild; an langen Tauen zieht der Obenstehende aus dem Wasser ein an einem viereckigen Holzgestell befindliches Netz empor, das an einer Seite beweglich, an den Pfählen im Fluss aber befestigt ist. Unermüdlich wird das Netz immer wieder emporgezogen. Zwar habe ich nie gesehn, dass sie etwas gefangen hätten, indess der Schwarze hat ja Zeit. In der Trockenzeit sind diese Häuschen verschwunden; der Fluss ist zu tief gefallen. Dann erbaut sich der Fischer auf der Sandbank eine Hütte und betreibt mit Schleppnetzen einen nun jedenfalls ergiebigeren Fang.

Am Nachmittage passirten wir Assába, die Haupt-Militärstation der Kompagnie, zugleich Sitz des Gerichtshofes. Der Arzt des Garnisonlazareths, Dr. Cross, kam zu unserer Begrüssung an Bord. Er lebt bereits zehn Jahre am Niger und obwohl er mehr als ein Dutzend Mal das Schwarzwasserfieber gehabt hat, ist sein Muth in keiner Weise erschüttert. Wegen seiner Tüchtigkeit und aufopfernden Hingebung für seine Kranken ist er allgemein beliebt. Wir verliessen übrigens den Ort bereits nach einem halbstündigen Aufenthalt. Am folgenden Tage passirten wir die auf einem etwa 185 Fuss hohen rothen Sandsteinrücken[8]) gelegene Station Idá, wo sich neben einer der Kompagnie gehörigen Handelsfaktorei eine französische Jesuitenmission befindet. Das Dorf der Eingeborenen liegt hoch oben auf dem Berge, und freundlich blicken die Hütten aus dem lichten Grün des Waldes, überragt von schlanken Oelpalmen, zum Fluss herab. Immer höher steigen die Schollen der Sandsteinberge empor. Am Nachmittag befanden wir uns bereits inmitten einer Berglandschaft. Links die unruhigen rundlichen Gneiss- und Granitkuppen des Sorakte, Erskine, Okíri (427 m), mit gewaltigen Blockmauern und zackigen Felsspitzen, rechts auf vorgelegter Gneissstufe die ruhigen, geraden Linien des Sandsteinplateaus, welches, fern von Osten herkommend, als King Williams-Gebirge am Niger abbricht. Den Hintergrund bilden die fernen Plateauberge, an deren Fuss das Ziel des heutigen Tages, Lokodja, liegt. Auch das Vegetationsbild ist verändert. Verschwunden ist der Urwald, und der Buschwald, welcher die Berge bedeckt, reicht

bis zum Fluss heran oder macht der Savanne mit dickstämmigen Baobabs und schlanken Fächerpalmen Platz. Zahlreiche Dörfer, aus runden Hütten mit spitzem Dach bestehend, graubraun, wie die Felsblöcke, zwischen denen sie liegen, ziehen sich an dem Ufer und den Abhängen der Berge hin. Auf der ganzen Strecke zwischen Idá und Lokodja findet sich keine Station der Kompagnie. Vielleicht wird auch heute noch, wie zu Baikie's Zeiten, während der Trockenzeit auf einer Sandbank gegenüber dem Okíri alle zehn Tage ein Markt abgehalten, der damals von Händlern aus Abo und Kakánda besucht wurde und ein interessantes Beispiel für die Handelsverhältnisse in voreuropäischer Zeit darstellt.[9])

Die Sonne sank hinter den Bergen im Westen und ihre langen Schatten glitten in das breite Bénuethal, welches sich nach Osten hin öffnete: unsere Zukunftsstrasse. Es war schon dunkel, als wir die Mündung dieses Flusses passirten, aber vor uns erhob sich die schwarze Masse des Berges Patte[10]) und an seinem Fusse blitzten die Lichter von Lokodja auf. Zwar machen Gneissklippen, die sogenannten Sacrifices Rocks, die Fahrt gefährlich, doch erreichten wir ohne Unfall die Landungsstelle am Ufer und rasselnd sank der Anker in die Tiefe. Trotz der späten Stunde kamen die Herren von der Faktorei, Mr. Watson und ein zweiter kleiner kugelrunder, Gesundheit strotzender Herr auf's Schiff. Kein Zweifel, dieser Letztere konnte unmöglich ein anderer sein, als Herr Zweifel, der berühmte Entdecker der Nigerquellen, der trotz eines fünfzehnjährigen Aufenthalts in den ungesundesten Theilen des ungesundesten Kontinents sich einer beneidenswerthen Gesundheit und einer Körperfülle erfreut, wie sie selbst in Europa zu den Seltenheiten gehören möchte. Wir erfuhren, dass der Generalagent, Mr. Wallace zwar auf dem Bénue wäre, uns aber hier dreissig Träger reservirt habe. Mizon befände sich noch in Yola, doch erwarte man täglich seine Rückkehr. Um seine Schiffe rechtzeitig zu bemerken, sei übrigens auf der Höhe des Patte eine Signalstation errichtet worden und vor der Bénuemündung ein Schiff mit Kanonen und Soldaten postirt.

Erst spät gingen wir zur Ruhe.

II. KAPITEL.

Auf dem Benue.



Die Sandsteinberge des Fumbína-Gebirges.

Am Zusammenfluss zweier schiffbarer Ströme gelegen, ist Lokodja einer jener glücklichen Orte, welche durch ihre Lage zu einer Handelsstadt voraus bestimmt sind. Lander, der auf seiner kühnen Fahrt im Jahre 1830 in der Nacht die Stelle passirte, erwähnt nur einen Ort am Südufer des Bénue, das heutige Gbébe.[1]) 1841 errichtete die Expedition unter Allen, Trotter und Thomson an der Stelle des heutigen Lokodja die »Model farm«, welche aber aufgegeben wurde.[2]) Baikie fand 1854 nur das Dorf Gbébe auf dem Südufer und einige kleine Ansiedlungen flüchtiger Kakanda auf dem Gipfel des Patte, Lokodja existirte dagegen nicht, wohl aber erwähnt er die Trümmer der ehemaligen Handelsstadt Odokódo, welche von den Fulla zerstört worden war und wohl unweit Lokodja gelegen hat.[3]) Grosse politische Veränderungen hatten sich seit Lander's Zeiten (1830) abgespielt. Kakánda und Igbírra bewohnten damals die Ufer des Stromes oberhalb der Einmündung des Bénue, aber rastlos und unaufhaltsam waren die siegreichen Fullaheere des Königs von Nupe vorgedrungen, hatten die Bewohner in die Berge gejagt, ihre Städte zerstört. Als friedliches handeltreibendes Volk folgten den Zerstörern indess die Nupe und Haussa nach und nahmen von dem verlassenen Lande Besitz. Erst seit 1854 fassten die Engländer am Niger festen Fuss. Rohlfs fand 1867 bereits den aufblühenden Ort Lokodja nebst einer englischen Faktorei vor.[4]) Jetzt ist Lokodja eine der grössten und wichtigsten Stationen der Niger-Kompagnie. Am Ufer ziehn sich die Wohnhäuser und Schuppen der Faktorei hin; mehr landeinwärts auf der Höhe stehn die Gebäude der Militärstation, welche eine Bemannung von ca. zweihundert Mann hat, und von englischen Officieren befehligt wird. Nördlich von den Anlagen der Kompagnie dehnt sich das Dorf der Eingeborenen aus,

welches von einer sehr gemischten Bevölkerung bewohnt wird. Denn von den Ufern des Niger und Bénue, aus Nupe, den Joruba- und Haussaländern strömen Händler zu Wasser und zu Lande in Lokodja zusammen. Nicht sowohl der Zahl der Ansässigen, welche 5—8000 Einwohner betragen mag, als der Zahl vorübergehender Besucher verdankt Lokodja seine Bedeutung als Handelsplatz. Ein flüchtiger Gang durch die Stadt verräth dem Neuling nur wenig von dem bunten Völkergemisch der Bewohner. Die mohamedanische Tracht, welche im ganzen Sudan durchgeht, vom Senegal bis zum rothen Meere, ist auch in Lokodja allgemein im Gebrauch, oft genug allerdings sehr unvollständig und zerlumpt. Eine phrygische Mütze, ein mächtiger Strohhut oder Turban, eine faltige Toga und weite Pluderhosen sind die übliche Tracht der Männer, ein Kopftuch, ein über die Brust zusammen geschlagenes Tuch, das bis über die Knie reicht, diejenige der Frauen. Nach den Gesichtern wird der Fremde anfänglich wohl kaum die Nationalitäten unterscheiden können; höchstens nach Stammesmarken, Tätowirungen und Verunstaltungen der Zähne. Mehr schon deutet die mannigfaltige Bauart der Häuser auf die zusammengewürfelte Bevölkerung hin, hier die runden Lehmhütten, spitzen Grasdächer und geflochtenen Mattenzäune der Völker des centralen Sudans, dort die viereckigen Lehmhäuser der Joruba und Bewohner des unteren Nigers. Babylonisch aber ist das Gewirr der Sprachen, welche hier gesprochen werden. Neben Nupe, Haussa, Fulla, Joruba die zahllosen Sprachen und Dialekte der Heidenstämme am Niger und Bénue, von dem Meere bis Adamaua. Fast jeder spricht hier mehrere Sprachen, mindestens Haussa und Nupe; mein Boy z. B., den ich hier annahm und der aus Iddá stammte, ein Igára von Geburt, sprach neben Igára und Igbírra auch jene beiden Sprachen, lernte ferner sehr schnell Englisch. Ein Handelsplatz wie Lokodja musste zur Anwerbung von Trägern natürlich sehr geeignet erscheinen, und in der That sollte es uns, Dank der Unterstützung der Kompagnie, gelingen, im Laufe eines Tages die nothwendige Anzahl von Leuten zu engagiren.

Wir waren, wie gesagt, am späten Abend hier angekommen. Am frühen Morgen verliessen wir unser Schiff, und nach kurzem Besuch auf dem etwa zweitausend Tons grossen Kompagniedampfer »Croft«, der im Begriff war nach Akassa abzudampfen, begaben wir uns nach der Faktorei, um die von Mr. Wallace für uns engagirten Träger zu mustern. Während der König von Lokodja nebst einigen Haussaleuten die Stadt absuchten, um die noch fehlenden zehn Träger zusammen zu bringen, versammelten sich die von Mr. Wallace für uns angeworbenen Leute, etwa dreissig an der Zahl, im Hofe des Stationsgebäudes; der eine in prächtiger Tobe mit stattlichem Turban von blauen, rothen und weissen Farben, andere kaum imstande, ihren braunen Leib in Lumpen zu hüllen. Jeder aber hatte seine Habseligkeiten in einem Bündel mitgebracht, leichten Herzens bereit die weite unsichere Reise anzutreten. Wie sie unter dem mächtigen Feigenbaum in malerischen Gruppen niederhockten und lagerten, alle in lebhafter Unterhaltung mit Gestikulationen und ausdrucksvollem Mienenspiel begriffen —

welch ein lebendiges, farbenprächtiges Genrebild! Und was für Gestalten! Offenbar alle Räuber und Mörder, besonders die mit den dunklen Gesichtsschleiern! O nein, zwar ein zusammengewürfeltes, abenteuerndes Volk aus dem weiten Gebiet zwischen Niger und Tsadsee stammend, aber im Grunde genommen doch nur gutmüthige, kindische Kinder, leicht zu behandeln, wenn man sie richtig anfasst.

Unterdessen geht die Anwerbung vor sich. Der eine tritt an: zu schwach. Glücklicher ist sein Nachfolger, ein breitschultriger Haussa, der selbst in diesem wichtigen Moment behaglich seine geliebte Gorunuss kaut. Mit freudigem Grinsen seine ziegelroth gefärbten Zähne zeigend vernimmt er seine Annahme So ging es eine lange Zeit.

Endlich war die Zahl vollständig. Während der ganzen Anwerbung hat in der Veranda ein Schwarzer gestanden, mit übergeschlagenen Beinen an das Geländer gelehnt, ein Mensch mit mächtigem dolichocephalem Schädel und auffallend jüdischer Physiognomie. Er trägt einen dunkelblauen Frack mit grossen goldenen Knöpfen; die zerrissenen, gestreiften Kniehosen lassen die spindeldürren Beine frei. Mr. Watson, der die Anwerbung beaufsichtigte, ruft ihn heran und schlägt ihn als unsern zukünftigen Dolmetscher vor; sein Englisch verstehen wir zwar nicht — denn er spricht ein perfektes Negerenglisch —, indessen er hat Charley Macintosh lange als Interpret gedient, und wird engagirt. Audu[5]) hiess der Held, welcher auf unserer Reise eine wichtige Rolle spielen sollte; aber zum Unterschied von den unzähligen andern Audus tauften wir ihn vom ersten Augenblick unserer Bekanntschaft an mit dem prägnanteren Namen Itzig.

Nach dem Frühstück, das wir in der kühlen, luftigen Mittelhalle der Faktorei einnahmen, nahm die Komödie ihren Fortgang, bei der wir allerdings, Dank der Liebenswürdigkeit des Herrn Zweifel, nur eine passive Rolle spielten. Dreissig Schilling monatlich in Waaren war für Haussaträger zwar ein sehr hoher Preis, aber die Lagosleute bekamen so viel, und es hätte Unzufriedenheit verursacht, wären die Lokodjaleute weniger hoch taxirt worden. Als Vorschuss sollte jeder sofort Waaren im Werthe von zwanzig Schilling bekommen. Da gab es denn vor dem Store ein heilloses Lärmen und Drängen, bis alle die vierzig Leute, nach Nationalitäten geordnet, sowie das halbe Dutzend Audus, Amadus, Mamadus, mit Beinamen, nach Heimathstädten und -Ländern unterschieden waren. Dann folgte die Auszahlung in Perlen, Stoffen und Kaurimuscheln. Aber die Umrechnung des Schillings in Kauris und die Berechnung der Kosten der Waaren ist keineswegs einfach; und so konnten wir Herrn Zweifel für seine Hülfe hierbei nicht dankbar genug sein.[6]) Nach der Auszahlung begab sich ein Jeder in die Stadt zurück, um mit dem Vorschuss Schulden zu bezahlen oder sich für die Reise auszurüsten. Die Schlauen, Itzig an der Spitze, kauften sich aber solche Tauschwaaren ein, welche auf dem Benue und in Adamaua gingen und ihnen reichlichen Profit versprachen.

Nachmittags um zwei Uhr sollten sich alle Leute wieder am Landungsplatz versammeln. Langsam zwar kamen sie; mancher Säumige musste von seinem Headman, dem Anführer der Leute und von diesen gewählt, halb mit Gewalt herbeigeholt werden — denn Pünktlichkeit ist keines Negers Tugend — aber Niemand fehlte, als wir, unter dem Abschiedsgruss der Herren von der Faktorei vom Ufer stiessen und zuvörderst nach Süden steuerten. Hierbei hatten wir noch einen letzten prächtigen Blick auf die Stadt, die weissen Häuser der Faktorei am Flusse und die Militärstation auf der Anhöhe, während aus halber Höhe des Patte das weisse Gebäude der englischen Mission freundlich herabwinkte. Bald bogen wir östlich in die Mündung des breiten Bénue ein, die leider infolge der Einlagerung von Sandbänken und Inseln an Grossartigkeit einbüsst. Dicht oberhalb der Mündung liegt rechter Hand ein Dorf, bestehend aus runden Hütten mit spitzen Dächern, das sich in einer einzigen Häuserreihe am steilen Ufer hinzieht. Es ist Gbébe, der Heimathsort von Mizon's »Prinzessin« Snabou, welche er auf seiner ersten Reise daselbst gekauft hatte. Als schwarze Prinzessin gewann sie die Herzen der Pariser im Sturm und ihren Erfolgen verdankt Mizon zum Theil die Mittel zu seiner zweiten Reise.

Die Sonne war bereits mit tropischer Farbenpracht hinter dem Patte versunken, als wir bei Mósum, einer kleinen Faktorei der Kompagnie, vor Anker gingen.

Am nächsten Morgen (17. August) fuhren wir mit Sonnenaufgang weiter. Der Unterschied zwischen dem Niger und Bénue ist auffallend. Ersterer hat oberhalb Lokodja in das Sandsteinplateau einen tiefen Cañon gegeben, während weiter unterhalb sein Bett in Gneiss eingeschnitten ist. Der Fluss hat demnach eine relativ geringe Breite (ca. 800 m) aber eine erhebliche Tiefe. Das Bénuethal bildet dagegen eine breite flache Mulde in Sandstein, der sich in Form einer Mauer mit langen, einförmigen Linien hinzieht und hie und da flache Aufsätze trägt, wie den Vidalberg. Nur stellenweise tritt eine dreissig bis vierzig Meter hohe Sandsteinstufe bis an den Fluss heran und engt ihn etwas ein. Im allgemeinen ist er mindestens eineinhalb Kilometer breit und daher relativ flach. Wahrscheinlich stellt das weite, zwanzig bis fünfundzwanzig Kilometer breite Thal eine Grabenversenkung dar. Weiter oberhalb wenigstens ist dieses unzweifelhaft der Fall.

Die Savanne, welche an der Mündung des Bénue bis an den Fluss herantritt, wird bald durch einen Uferwald verdrängt, welcher weit niedriger ist als der des Niger. Thurmartig erheben sich hier und da gewaltige Baumgruppen über das Niveau des Waldes, oft mit einem Lianenvorhang überzogen. Auf einem dieser Baumriesen, einem breitästigen Bombax, tummelte sich eine Affenheerde und verschwand bei unserem Nahen mit schnellen Sprüngen im dichten Laube. Sonst war das Thierleben sehr spärlich; Eisvögel, weissköpfige Geier, schwarze Reiher, Silberreiher, wie am Niger. Kein Flusspferd, kein Krokodil. Und doch sind sie in grosser Zahl vorhanden. In Lokodja passirte einem Mann vor einigen

Tagen folgende Geschichte. Er wusch am Fluss, dicht neben einem Dampfer, auf dem Badeplatz der Leute einen Hammel; plötzlich fährt ein Krokodil heraus, schnappt nach den Hammel und verschwindet mit ihm unter dem Wasser.

Dann und wann tauchte aus dem Grün des Uferwaldes ein versteckt liegendes Dörfchen auf. Soweit man sie von dem breiten Flusse aus beobachten konnte, bestehn sie alle aus runden Lehmhütten mit spitzem Grasdach, dem typischen Hause des Sudan; die viereckigen Häuser des unteren Nigers sind verschwunden. Die auf hohen Knütteln stehenden geflochtenen Körbe, welche als Kornspeicher dienen, gewähren, besonders wo sie gedrängt zusammen stehen, ein seltsames Bild. Mit der Bevölkerung machten wir leider keine Bekanntschaft, doch soll dieselbe ausserordentlich gemischt sein. Durch den Ansturm der Fulla sind die verschiedensten Stämme wie die Nupe, Igbírra, Bássa, Áfo, Árago, Akpóto nach Süden gedrängt und durcheinander gewirbelt worden. Erst auf dem Südufer des Flusses, welcher ihnen gegen die Reiterheere der Fulla Schutz gewährte, haben sie festen Fuss gefasst. So finden wir denn auf dem linken Ufer zahlreiche Niederlassungen, das rechte ist dagegen unbewohnt.[7]) Der Fluss ist der wichtigste, ja fast einzige Verkehrsweg. Die zahlreichen Fahrzeuge, welche den Fluss beleben, deuten denn auch auf den lebhaften Handel hin, der zwischen den Eingeborenen und den Faktoreien der Kompagnie besteht. Es sind grosse Kanus, welche in der Mitte ein Schutzdach haben, in der Form einer halben Tonne. Sie werden vorwiegend mit Paddeln und Stangen vorwärts bewegt, doch sind auch quadratische, geflochtene Segel in Gebrauch.

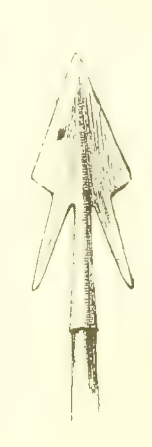


Abb. 4.
Lanzenspitze aus Amagéde.
1/[illegible] natürl. Grösse.

Am Nachmittage (17. August) ankerten wir vor der Station Amagéde. Die weissen Wellblechhäuser derselben liegen auf einer Anhöhe; vor denselben exerzirte gerade die Garnison der Niger-Kompagnie. Um die Faktorei drängen sich die Häuser der Eingeborenen, die vorwiegend aus Akpóto und Igbírra nebst zugewanderten Haussa und Nupe bestehen. Im Allgemeinen ist die Bevölkerung, welche in Schaaren neugierig auf dem hohen Ufer sass und stand, sehr hellfarbig, auch sah man unter den Frauen ganz hübsche Gesichter; leider hatten sich viele mit einer ockerähnlichen Farbe beschmiert, Bleiglanzstaub in die Augen gerieben, die Zähne roth gefärbt und die Brust mit schwarzen Strichen tätowirt, kosmetische Mittel, die nicht eben dem europäischen Geschmack entsprechen.[8]) Einige Männer rauchten würdevoll aus langen Pfeifen, deren mächtige Köpfe unten in zwei Eisenspitzen endeten; dieselben dienen dazu, die Pfeife in die Erde zu stecken.[9])

Die unternehmenden Frauen des Städtchens versammelten sich bald vor dem Schiff mit Kalabassen voll Hirse, Maiskolben, getrockneten, und gerösteten duftenden Fischen. Einige brachten in kleinen Schälchen ein rothes Pulver zum Verkauf, gestossene Gorunüsse und Tabacksblüthen, zum Rothfärben der Zähne.

Sie warteten jedoch vergeblich auf Abnehmer. Wir wollten nämlich ursprünglich gleich weiterfahren und Uechtritz hatte deshalb unseren Leuten verboten, das Schiff zu verlassen. Die Damen, die das sehr bald erfuhren, straften uns mit bitterbösen Blicken. Eine Diplomatin schickte uns als Präsent ein halbes Dutzend Eier in der Hoffnung, die harten Herzen zu erweichen; allein vergeblich, wir verschmähten die Gabe. Später theilte uns der Kapitain mit, wir würden die Nacht hier bleiben. Das Verbot wird aufgehoben, das Handeln beginnt. Unsere kleine Diplomatin ist natürlich der Mittelpunkt, der Thurm in der Schlacht. Umringt von einem Dutzend Kauflustiger sitzt sie inmitten ihrer Schätze da, bietet sie mit lautem Geschrei feil, handelt mit Allen zugleich. Dieses Schachern und Feilschen, dieses Gestikuliren und Gesichterschneiden — ein Italiener könnte etwas dazu lernen —, Dem ein Gesicht voll Hohn und Verachtung, Jenem ein zärtlicher unwiderstehlicher Blick, dem Dritten gilt das entrüstete »Allah!« ein verschämtes Lächeln uns. Unsere Leute sind indess auch nicht auf den Mund gefallen, bleiben standhaft und fest gegen Hohn und Zärtlichkeit. Nach langem Kampfe wird endlich mit beiderseits erheuchelter Gleichgiltigkeit der Handel abgeschlossen. Tant de bruit, und warum? Um einen stinkenden Fisch für einige Kauris, um eine Perle mehr für einen Maiskolben.

Vom hohen Deck zuschauend, freuten wir uns über die lebensvolle Scene die sich am Ufer entwickelt hatte. Plötzlich kam aus der Faktorei ein langer Zug. Voran ging ein Knabe, der ein Schaf trug, eine Reihe wilder, mit Bogen, Pfeilen und Lanzen bewaffneter Krieger folgte, einige hatten Gewehre und knallten in die Luft. Es war eine Friedensgesandschaft eines feindlichen Stammes, der das Hinterland bewohnt. Im Frühjahr hatte die Besatzung der Faktorei mehrere Gefechte mit ihnen zu bestehen gehabt. In einem derselben war der Kommandant von Amagéde, Lieutenant Carr, von einer Kugel im linken Arm verwundet worden. Jetzt kamen sie, um Frieden zu bitten, kehrten aber in den Busch zurück, weil sich momentan kein Weisser in der Faktorei befand, der das Friedenspalaver hätte führen können.

Am Abend wurden wir durch das Konzert der Frösche lange wach gehalten, die wahrscheinlich auf den Bäumen sassen. Es war interessant den Thieren zuzuhören. Eben ist eine Pause eingetreten. Mit einem Male, wie nach dem Taktstock des Dirigenten, setzt die ganze Gesellschaft fortissimo mit lautem Quaken ein, dann wird der Chor allmählich dünner, nur einzelne Solisten, offenbar besonders ausdauernde alte Herren, gurgeln noch abgebrochen; nach einer Minute wieder alles still. Plötzlich setzt der Chorus von Neuem mit voller Stärke ein. So währt es mehrere Stunden hindurch. Als die Uhr etwa auf elf ging, wurden die Stimmen heiserer und heiserer, die Chöre immer kürzer, die Pausen immer länger; schliesslich waren auch die beharrlichsten Sänger erschöpft. Wir hatten endlich Ruhe.

Bald hinter Amagéde passirt man Lóko, dessen Lage schon von Weitem durch einen mächtigen Wollbaum angezeigt wird. Von Lóko geht die wichtigste

Handelsstrasse über Anassaráwa und Keffi nach Sária, Káno und Sókoto. Die Reste einer ehemaligen englischen Faktorei sind noch am Ufer sichtbar. Wegen der Feindseligkeit des Emirs von Anassaráwa, der seit Flegel's Zeiten ein treuer Freund der Deutschen ist und die letzte Flegel'sche Expedition sehr gut aufgenommen hat, musste die Station aufgegeben werden.

Die nächsten Tage waren recht einförmig; landschaftlich zeigte sich immer das gleiche Bild. Am Nordufer boten einige von den Arago bewohnte Städte, wie Odení, Súfo und andere einige Abwechslung dar.[10]) Ihre starken Befestigungen mit Gräben und Lehmmauern, ihre von Wachtthürmen vertheidigten Eingangsthore deuten zur Genüge den unsicheren Zustand des Landes an. Ohne Unfall passirten wir das Gebiet der gefürchteten Mútschi, die vom Ufer her mit ihren vergifteten Pfeilen die Schiffe zu beschiessen pflegen und schon manchen Angestellten der Kompagnie getödtet haben.[11]) Bei Beschreibung der Rückfahrt soll von ihnen mehr die Rede sein. Ohne anzuhalten fuhren wir an der Station Abínsse und der Mündung des Katsínnaflusses, welche durch Grasinseln in mehrere Arme getheilt wird, vorbei.



Abb. 5. Haus in der Gegend von Sufo.

In den letzten Tagen waren »Snags« sehr häufig geworden. So nennen die Engländer die auf dem Grunde des Flussbettes festgerannten ästigen Baumstämme, die auch im Niger sehr zahlreich sind. Während des Hochwassers werden sie von den Fluthen oft völlig bedeckt und bilden gefährliche Hindernisse für die Schifffahrt. Die Entstehung neuer Inseln im Anschluss an »Snags« war mehrmals zu beobachten. Für eine kurze Strecke gewinnt das landschaftliche Bild durch das Auftreten von Hügeln, die bis zweihundert Meter Höhe erreichen und aus schwarzem, gebanktem Gestein bestehen, an Reiz. Vielleicht handelt es sich um Aufbrüche eines krystallinischen Gesteins oder um vulkanische Gebilde. Oestlich folgt bald wieder Sandstein.



Abb. 6. Odení. Stadtthor mit Wachtthürmen.

Am 20. August erreichten wir endlich gegen Mittag Ibi, die Bénuehauptstadt der Kompagnie. Wie in Lokodja liegt auch hier die Faktorei dicht am Fluss, die Wohnung des Kommandanten aber weiter landeinwärts auf langsam

ansteigender Höhe. Zwischen ihr und der Faktorei befinden sich die Baracken der fast durchweg verheiratheten Soldaten. Die Stadt der Eingeborenen liegt südöstlich davon. Sie ist mit Wall und Graben umgeben, wenigstens nach der Landseite hin, und wird, abgesehen von den zugewanderten Haussa und Fulla, von den Djíkum bewohnt, einem starken Heidenstamm, dessen Hauptstadt Wukári zwei Tagereisen südlich von Ibi liegt. Der König von Wukári erkennt die Oberhoheit des Sultans von Múri an.

Die Tracht der Djikum ist bei beiden Geschlechtern mohamedanisch. Aeusserlich unterschied sich daher die Volksmenge, welche am Ufer versammelt war, nicht auffällig von den Leuten in Lokodja und Amagéde.

Ein Angestellter der Kompagnie, Mr. Mammon, ein Mischling aus Akkra theilte mir mit, dass der Kommandant Mr. Spinks krank sei. Ich begab mich daher sofort auf den Weg zum Oberhause. Mr. Spinks hatte im Anschluss an einen Sturz vom Pferde einen schweren Fieberanfall bekommen, war sehr elend und litt an Schlaflosigkeit. Glücklicherweise konnte ich ihm durch Medikamente und einige Flaschen Wein und Kognak einen kleinen Liebesdienst erweisen, da in Ibi nur Wisky und Gin zu haben waren. In Yola sahen wir ihn wieder Er hatte sich bedeutend erholt, war aber noch hochgradig nervös. Leider überschätzte er seine Kräfte. Statt nach Europa zurückzukehren, entschloss er sich zu bleiben. Im November bekam er einen neuen Fieberanfall, dem er in Assába erlag.

In Ibi kauften wir uns vor allem mehrere Stücken Gaze, aus denen wir uns von den Leuten provisorische Mosquitonetze nähen liessen. Denn die Mückenplage war in den letzten Tagen unleidlich geworden; seit vier Nächten hatten wir kaum schlafen können und waren übel zugerichtet worden. Diese Netze sollten uns übrigens auf der ganzen Reise treue Dienste leisten, da die für uns in Berlin angeschafften mit so manchen anderen nothwendigen Sachen nach Ostafrika geschickt worden waren.

Nach zweitägigem Aufenthalt verliessen wir am 22. August Ibi, begleitet von einem jungen Agenten, Mr. Jones, welcher die Leitung der Hulk in Yola übernehmen sollte. Nach dem Passiren der Mündung des Tarábbaflusses traten zum ersten Male in grosser Zahl Fächerpalmen (Hyphaene) auf einer weiten Grasfläche des Bénuethals auf. Jeder Stamm steht zwanzig und mehr Meter von dem andern entfernt, wie denn die Fächerpalmen stets nur in offener Landschaft zu finden sind. Am nächsten Morgen hielten wir einige Stunden, um Holz einzunehmen. Da die hiesigen Dampfer zum grössten Theil mit Holz geheizt werden, hat die Kompagnie an geeigneten Plätzen am Niger und Bénue, Holzstationen angelegt. Ich benutzte den Aufenthalt, um einige Tauben zu schiessen, ein neuer Gewinn für die Küche. Auch einen Sporenkuckuck erlegte ich und gab ihn dem Hauptmann der Lagosleute, der aus ihm Medizin machen wollte, »to make strong«. Gegen Mittag begegneten wir der »Nupe«, einem schönen komfortabel eingerichteten Dampfer der Kompagnie. Wir fanden an Bord den General-



Igbirradorf am Benue.



Agenten Mr. Wallace und hatten auch die Freude, Rittmeister v. Stetten zu begrüssen, der mit seiner Expedition von Kamerun her Yola im Juli erreicht hatte. In einem Gefecht mit den Bakókos war er verwundet worden und litt seitdem an Fieberanfällen und neuralgischen Schmerzen; deshalb fuhr er nun allein nach Hause, während seine Expedition sich noch unter Hauptmann Haerings Befehl in Yola befand. Mizon, so hörten wir weiter, wäre ebenfalls dort, seine beiden Stationen am Bénue aber wären soeben von Mr. Wallace aufgehoben worden. Leider trennten wir uns bald. Gegen Abend bekamen wir die bläulichen Gipfel des Fumbínagebirges in Sicht und setzten bei hellem Mondschein die Fahrt bis spät in die Nacht hinein fort.

Das Wetter war während der ganzen Fahrt sehr veränderlich gewesen. Regenschauer kamen täglich; Abends nahm man regelmässig mehrfaches Wetterleuchten am Horizonte wahr.

Am heutigen Morgen (24. August) erschien die niedere Thalebene mit dickem Rauch bedeckt; rothgraue Wolken und Rauchsäulen stiegen auf, kamen näher: nichts als gewaltige Heuschreckenschwärme. Einer derselben zog über das Schiff hin. Obwohl er tief flog und so dicht war, dass die Sonne verdunkelt wurde, wichen die Thiere doch so geschickt dem Schiff aus, dass es mir nicht gelang, eins zu fangen.

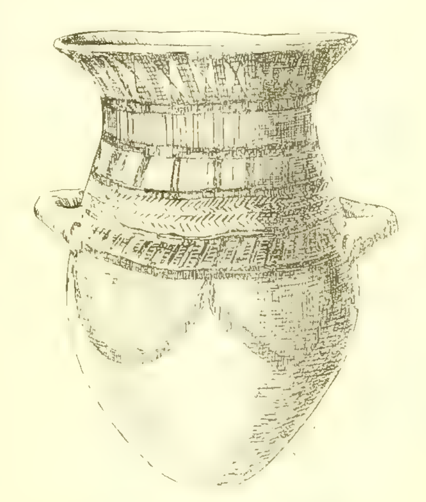


Abb. 7. Thonkrug aus Djen.
¼ nat. Gr. Flegel'sche Sammlung M. f. V. Berlin.

Um zehn Uhr Vormittags erreichten wir die erste französische Station Manárawa. Sie lag auf dem Südufer des Bénue, der hier gerade durch eine Insel in zwei Arme getheilt wird. Wir fuhren im Boot an's Land. Ihre viereckigen mit Grasdächern versehenen Lehmgebäude lagen anmuthig unter hohen Affenbrotbäumen dicht am Ufer und machten einen sehr freundlichen Eindruck. Auf dem jetzt leeren Flaggenstock hatte gestern noch die Trikolore lustig geflattert. Der französische Agent, Herr Huntzbüchel, ein Elsässer, sprach nicht Englisch, der Engländer nicht Französisch. Uechtritz musste deshalb den Dolmetscher spielen. Mr. Jones nahm die Schlüssel zu dem Vorrathsgebäude, das mit Kautschuk angefüllt war, in Empfang: damit wurde die Station aufgelöst.

Ich kann nicht umhin zu gestehn, dass die Franzosen während ihres sechsmonatlichen Aufenthaltes sich sehr behaglich eingerichtet hatten. Die rechteckigen, geräumigen Lehmgebäude, welche mit ihren Grasdächern an deutsche Bauernhäuser erinnerten, stammten freilich noch von der ehemaligen Station der Nigerkompagnie her, waren aber gut im Stande. Ein kleiner Garten lieferte für unsere Küche trotz des gestrigen Heuschreckenüberfalles, der ihn betroffen,

noch reichlich europäische Gemüse, wie Salat, Radieschen, Karotten, Bohnen, Kohl und Tomaten, ausserordentliche Leckerbissen in den Tropen. Herr Huntzbüchel, der uns nach Yola begleiten sollte, bereitete uns einen noch grösseren Genuss durch Mitnahme eines Topfes frischer Butter.

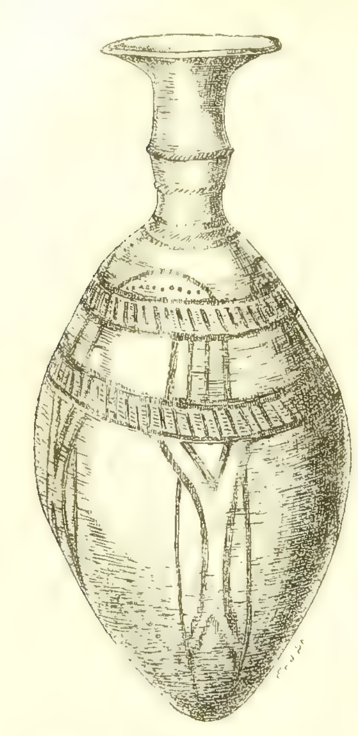


Abb. 8. Thonkrug aus Djen.
1/4 nat. Gr.
Hegel'sche Sammlung. M. f. V. Berlin.



Abb. 9. Kochtopf aus Djen.
1/4 nat. Gr.
Hegel'sche Sammlung. M. f. V. Berlin.

Es fiel uns auf, dass unten an den Affenbrotbäumen über mannshoch die Rinde fehlte. Schon stellten wir Betrachtungen über die kolossale Fluthhöhe an, eine vorsichtigerweise gestellte Frage ergab indess, dass die Rinde abgezogen und zur Herstellung von Bast und Stricken verwendet worden war. Der Franzose, ein liebenswürdiger und interessanter Reisegefährte, war lange Zeit in Gr. Bassam Kaufmann gewesen. Mit Mizon zum Niger gekommen, verwaltete er seit sechs Monaten die Station Manárawa. Obwohl seinem ruhigen Wesen nach mehr Deutscher als Franzose, war er doch nicht frei von Chauvinismus. Derselbe verleitete ihn sogar, seinen deutschen Namen Huntzbüchel französisch auszusprechen, weshalb ihn die Engländer mit Mr. Dogtail übersetzten.

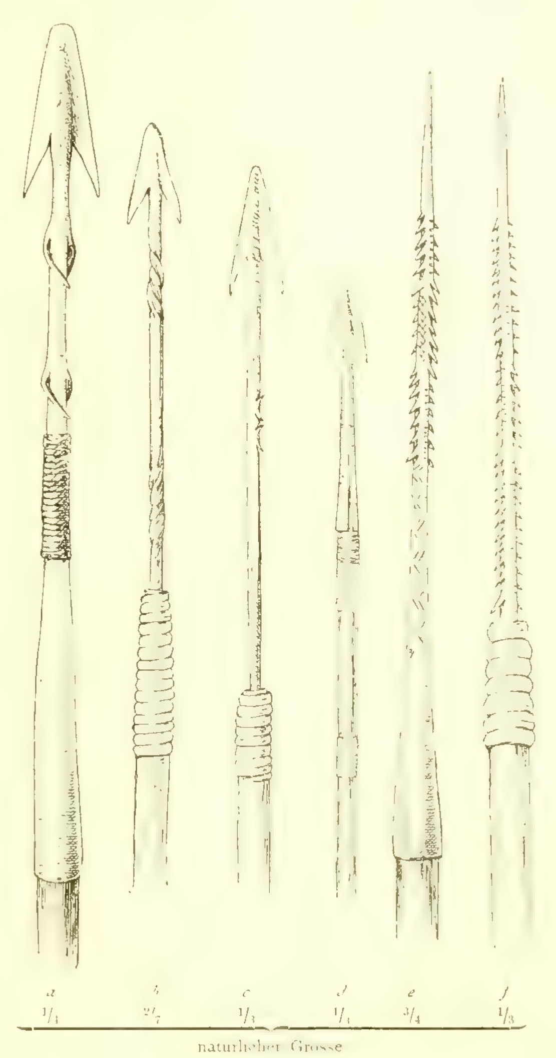
Je weiter wir ostwärts kamen, um so mehr gewann die Landschaft an Schönheit. Die Einförmigkeit der Flussscenerie wurde durch die prächtigen Panoramen der Gebirge unterbrochen, welche sich von Norden und Süden her immer mehr näherten und die grüne Thalebene einengten.

An demselben Nachmittag passirten wir den landeinwärts gelegenen Ort Schirú, der zu Baikie's Zeiten von den Baibai bewohnt wurde.[12]) Hier setzte wahrscheinlich Eduard Vogel über den Bénue, um, wie er selbst schreibt, »nach unglaublichen Beschwerden die Hauptstadt Kwona*) jenseits des Flusses zu erreichen.«[13]) Hier lagerte auch vom 25. Oktober 1892 bis 18. Juli 1893 Mizon auf seiner zweiten Expedition. Noch standen am Ufer die provisorischen Grashütten, welche sich seine Senegalesen errichtet hatten. Diesen Aufenthalt hatte Mizon zur Abschliessung eines Vertrages mit dem Sultan von Muri benutzt. Zum Dank dafür halfen die Franzosen den Fulla Sklaven jagen und Kwona, der Stützpunkt der verfolgten Heiden, wurde mit französischen Kanonen zusammen-

*) Kwona spr. Kwóna.

geschossen.[14]) Tempora mutantur! Ein halbes Jahr vor der Zerstörung von Kwona hatte Mizon seiner sittlichen Entrüstung über die nichtswürdige Beschiessung der rebellischen Städte Jebu und Wúmun durch die Engländer Luft gemacht und sogar im Tour du monde ein sentimentales Bild veröffentlicht: einen schwarzen Cato auf den Trümmern Wúmuns.[15])

Am 25. August hielten wir Mittags vor Kwininí, der zweiten französischen Station. Der Ort war halb überschwemmt und bot keinen sehr freundlichen Anblick dar. In kläglicher Lage befand sich namentlich eine Hammelherde, welche auf den noch relativ trockensten Platze in einer Hürde zusammengedrängt dastand. Am Ufer sprang gestikulirend der französische Stationsleiter umher, entschlossen nicht mit uns nach Yola zu gehn, sondern seinen Posten bis auf den letzten Blutstropfen zu halten. Nachdem wir Hühner, Hammel und einen grossen Topf Hirsebier an Bord genommen hatten, dampften wir weiter.



naturlicher Grösse

Abb. 10. Speere aus Djen.
Flegel'sche Sammlung. M. f. V. Berlin

Der Fluss soll sehr fischreich sein. Am Uferrand standen zahlreiche Gestelle, an denen Fischnetze von ca. zwei bis drei Quadratmeter Grösse hingen. Der Fang wird gegen Abend in der Weise betrieben, dass die Leute das an einem Holzrahmen befindliche Netz mit einem Köder in das Wasser lassen und nach eine Weile wieder heraus ziehen. Herr Huntzbüchel erzählte eine seltsame Geschichte von einem kleinen Fisch, den er selbst in Manárawa gesehen haben wollte. Wenn man ihn reizt, so bläst er sich auf. Die Kinder spielen deshalb mit ihm wie mit einem Gummiball, bis er platzt. Die Erzählung klingt freilich etwas märchenhaft.[16])

Abends hielten wir bei dem Dorfe Djen,[17]) am Fusse der zackigen Tángaleberge, welche ebenso wie die Muriberge, deren Fortsetzung sie bilden, aus zwei Ketten zu bestehen scheinen. Djen wird von den Baibai bewohnt, einem Heiden-

stamme, welcher östlich von den Djikum lebt und deren Wohnsitze sich von Bantádji und Bakúndi bis hierher und darüber hinaus bis Bornu ausdehnen. Bald umschwärmten uns die Heiden in zahlreichen kleinen Kanus, welche aus zwei Stücken zusammengeflickt waren, und begannen einen lebhaften Handel mit Hühnern, Ziegen, Mais und Hirse gegen Salz, kleine Spiegel und Perlen. Das Fulfulde*) bildete die Verkehrssprache. Die Baibai sind grosse dunkelbraune Gestalten mit hässlichen typischen Negergesichtern. Sie gingen nackt bis auf einen Hüftlappen und waren mit Speeren und Messern bewaffnet. Die Häuser haben, z. Th. wenigstens, Bienenkorbform, bestehn aus Gras und besitzen ein rundes Eingangsloch in halber Manneshöhe. Unterhalb dieses Loches besteht die Wand aus Lehm. Das Land scheint gut angebaut zu sein, Gruppen von Häusern sind über die Ebene zerstreut, alle Lebensmittel sind reichlich vorhanden und sehr billig. Der Kapitain, der mit dem Boote an Land ging, brachte einen schönen Wasserkrug mit, welcher mit schwarzen, weissen und rothen Farben bemalt war und einen menschlichen Körper mit Kopf und Händen darstellte. Von demselben Ort hat bereits Flegel einige prachtvolle Töpfe mitgebracht, welche sich im Berliner Museum für Völkerkunde befinden.

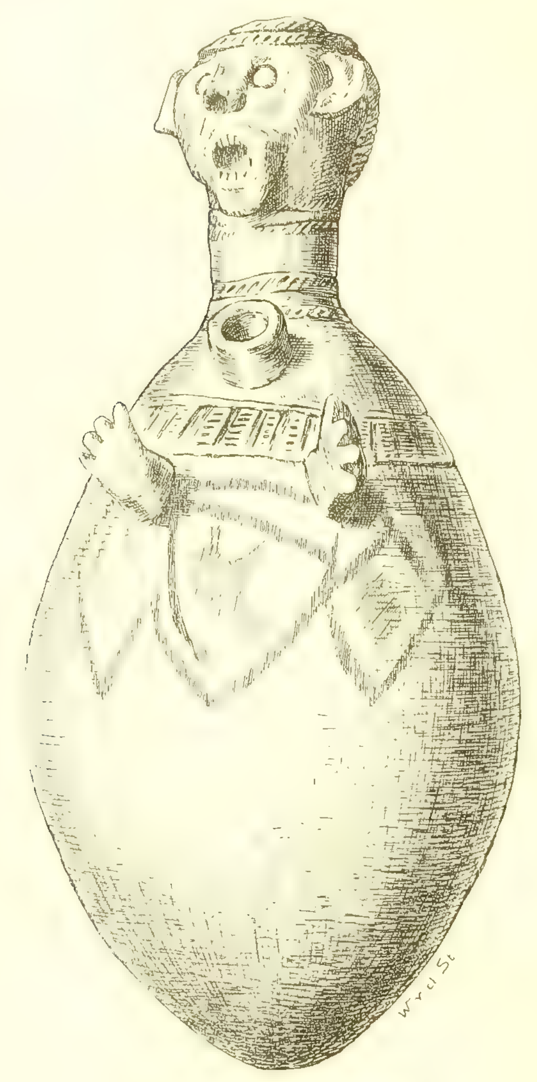


Abb. 11. Wasserkrug aus Djen.
1/4 n. d. Gr.

Der 26. August brachte uns durch den schönsten Theil des Bénuethals zwischen Ibi und Yola. Da wo der Fluss seine nördlichste Breite erreicht, treten die Gebirge am nächsten an ihn heran, im Norden die wilden gewaltigen Tángaleberge, welche von den Kanibalenstämmen den Tángale, Pire und Hábe bewohnt werden.[18]) Mit glattem Abhang steigen sie etwa 800 Meter auf und stürzen senkrecht nach Norden ab. Ihr zackiger, zerrissener Kamm ist von grosser Formenschönheit und Wildheit.

*) Fulfulde spr. fúlfulde.

Nördlich von dieser Kette blickt eine zweite noch höhere herüber. Sie scheint wie die erste gebaut zu sein, hat aber den Steilabfall nach Süden. Demnach stellen beide anscheinend eine gewaltige geborstene Falte vor. Das Gestein ist geschichtet, wahrscheinlich krystallinischer Schiefer oder Gneiss. Im Süden, weiter vom Flusse entfernt, zieht sich das massige Fumbínagebirge hin und endigt nach Osten mit prachtvollen Tafelbergen, die unzweifelhaft aus Sandstein bestehen. Zwischen beiden Gebirgen, doch bereits im Thal, liegen Hügel aus Sandsteinschollen, welche von N. nach S. einfallen. Einige kahle, nur mit Gras bewachsene Kuppen, der Mount Gabriel und Elisabeth, dürften, den schwarzen Blöcken, welche ihre Gehänge bedecken, und ihrer Form nach zu schliessen, vulkanischen Ursprungs sind, wahrscheinlich aus Basalt bestehn.



Abb. 12. Hütte in Djen.
Nach Skizze

Augenscheinlich stellt hier das Bénuethal einen Einbruch von westöstlicher Richtung zwischen dem Fumbínagebirge und der Kette der Muriberge vor. Hat man den Mount Gabriel passirt, so treten die Muriberge zurück und die krystallinische Kette senkt sich, aber durch die sich auflagernden Sandsteinmassen wird die Senkung ausgeglichen. Plötzlich brechen letztere ab und es folgen einzelne aus einer Ebene aufragende Berge: nach Osten einfallende Sandsteinschollen. Das Fumbínagebirge endet östlich in derselben Weise. Offenbar besteht noch eine zweite tektonische Richtung, die mehr N.—S. verläuft.

Aber nicht blos geologisch, auch ethnographisch ist diese Gegend des Bénuethals höchst interessant, nämlich als Wohnsitz noch völlig unabhängiger, starker Heidenstämme. Sie bewohnen nicht nur die Berge, wie die berüchtigten Kanibalenstämme der Tángale, Pire und Habe, sondern sitzen auch dicht am

Fluss, wie die Bassama und Búla. Zu beiden Seiten sind die Ufer dicht bevölkert; Dorf stösst an Dorf; alle bestehend aus von Mattenzäunen eingeschlossenen Bienenkorbhäuschen oder den üblichen Lehmhäusern des Sudans. Zum ersten Mal erblickt man hier Getreidespeicher aus Lehm (Abb. 13), die auf niedrigen Thonfüssen stehn und von einem Grasdach bedeckt sind, eine Form, welche wir in ganz Adamaua finden werden.

Die Bássama und Búla sind ein ausserordentlich wehrhaftes Volk. Dank der dichten Bevölkerung und der sumpfigen Gegenden, in welchen sie leben, ist es ihnen bisher möglich gewesen, alle Angriffe der Fulbe abzuweisen. Dieser Umstand ist insofern von grosser Wichtigkeit, als durch ihr Land die einzige direkte Verbindungsstrasse führt, welche zwischen den Haussaländern — Káno, Saria Bautschi, Muri — und Adamaua besteht. Während des Besuches Vogels (1855) schlugen sie das Heer des Yolakönigs mit blutigen Köpfen zurück. Der Weg zwischen Muri und Yola war damals gesperrt; eine Sókotokarawane, welche die Strasse forciren wollte, wurde bis auf zwei Mann niedergemacht.[19]) Flegel klagte (1879) über ihre feindselige Haltung[20]) und Fehden mit den Weissen kamen fortwährend vor. Im Jahre 1886 wurden daher einige Dörfer der Bula wegen wiederholter Räubereien von der »Kuka« bombardirt.[21]) 1891 zerstörten die Bássama die englische Faktorei in Numun oder Wumun, zur Strafe wurde ihr Dorf in Brand geschossen. Noch im Winter 1893/94 machten sie einen Ueberfall auf ein Boot der Kompagnie, das von Yola nach Ibi fuhr, wurden aber durch Schüsse zurückgetrieben.



Abb. 13. Kornurne der Bassama. Nach Skizze

Die Strömung war stellenweise sehr stark. Bereits am Morgen hatte die schadhafte Maschine ausgebessert werden müssen, am Nachmittag kam der Dampfer nicht mehr vorwärts, sondern trieb zurück, obwohl die Maschine mit voller Kraft arbeitete. Der Anker musste ausgeworfen, die Maschine neu geflickt werden. Nach diesem Aufenthalt ging es weiter, oft dicht am Ufer und den halb überschwemmten Dörfern der Heiden vorüber. Am Ufer standen die Leute, Männer und Frauen, alle nackt, höchstens sich mit einem schmutzigen Baumwollenstreifen verhüllend. Mit erhobenen Armen und vorgehaltenem Handteller begrüssten sie das vorbeifahrende Schiff. Ihre Waffen waren Lanzen, Messer, Bogen und Pfeile.

Abends lief der Dampfer auf, gerade gegenüber den Wrightbergen, deren rothe Sandsteingipfel in der Abendsonne erglühten.

Die Versuche, frei zu kommen, wurden bis auf den nächsten Morgen verschoben. Gott sei Dank, nur noch eine Tagereise! Morgen Abend in Yola!

In der Nacht bekam ich das erste Fieber. Am folgenden Morgen begann die Befreiungsarbeit; das Boot bringt den Anker aus, die Maschine

arbeitet, der Anker hält nicht, sondern wird auf's Schiff gezogen. Vergebliche Arbeit einen ganzen Tag lang! Drei Tage lagen wir so fest, ebenso lange dauerte mein Fieber. Ich fühlte mich sehr elend, die andern langweilten sich. Ein Krokodil, einige Pelikane auf einer Sandbank wurden auf dreihundert Meter aus Langerweile beschossen: der einzige Zeitvertreib. Unsere Vorräthe waren aufgebraucht. Glücklicherweise brachten aber die Bássama und Bula, deren Dörfer, darunter Numen, sich zahlreich an den Ufern hinzogen, in ihren zerbrechlichen Kanus[22]) genug Lebensmittel zum Verkauf, wie Hühner, Schafe, Mais und Hirse. Endlich am Abend des dritten Tages kamen wir los. An demselben Abend endete auch mein Fieber; drei Gramm Chinin hatten gewirkt. Es soll eine alte Regel sein, je früher der Neuling die Malaria bekomme, um so besser werde er das afrikanische Klima vertragen. Gewöhnlich vergehen mehrere Monate, bis der erste Anfall ausbricht. Ich durfte also wohl zufrieden sein.



Abb. 14. Ruder am oberen Benue. 1/10 nat. Gr. Nach Skizze.

Am 30. August fuhren wir mit Sonnenaufgang ab; um sieben Uhr — wir hatten gerade das zerstörte Wumun passirt — sassen wir wieder fest. Dasselbe Manöver mit dem Anker; jedoch kamen wir bereits nach vier Stunden wieder los. Der Fluss strömt hier durch eine weite Ebene und wird durch Inseln in mehrere Arme getheilt. Vor uns steigt am Horizont das Bágelegebirge höher und höher auf, rechts bleiben die schöngeformten Tafelberge des Fúmbinagebirges mehr und mehr zurück. Wieder sank die Sonne. Unser Flussarm verengerte sich stark und das Schiff lief von neuem auf. Die einbrechende Dunkelheit zwang uns, liegen zu bleiben. Hier erlebten wir das erste Jagdabenteuer. Auf einer Sandbank lag, hundert Meter vom Schiff entfernt, ein Krokodil. Ich schoss auf dasselbe; mit einem Aufschrei stürzte es in's Wasser und verschwand. Fast in demselben Moment tauchte in einiger Entfernung der schwarze Kopf eines Flusspferdes auf. Uechtritz schickte ihm mehrere Kugeln zu, die zwar trafen, aber das Thier entkam dennoch. Diese Ereignisse hatten den Jagdeifer unseres Engländers so entflammt, dass er bis spät Abends, die Büchse in der Hand, vom Verdeck aus, allerdings vergeblich, nach einer Beute spähte.

Lothungen hatten ergeben, dass der Kanal für das Schiff nicht passirbar sei. Wir gingen daher am folgenden Tage zurück, versuchten einen andern Kanal und kamen nach mehrmaligem Auflaufen glücklich in tiefes Fahrwasser. Schon lag uns zur Linken die Sandsteinfalte des Bágelegebirges, vor uns winkte das Ziel, die englische Hulk »Afrika«, da liefen wir noch einmal auf. Zwei Stunden lang dauerten die Versuche, flott zu werden. Endlich gelang es. Nach einer halben Stunde ankerten wir neben der Hulk und begaben uns sofort zu ihr hinüber.

Während wir noch den Agenten Mr. Bradshaw begrüssten, trat ein Schwarzer mit mächtigem weissen Turban und stattlicher Tobe auf uns zu und reichte uns mit freundlichem »Guten Tag« die Hände. Es war der alte Madugu Gáschinbáki,[23])

der Begleiter Flegel's, welcher einst von seinem Herrn nach Deutschland mitgenommen und sogar dem verstorbenen Kaiser Wilhelm vorgestellt worden war. Freilich konnte er ausser den Worten »Berlin« und »Guten Tag« kein Wort Deutsch; auch Englisch hatte er nicht gelernt. Ein falsches Gebiss, das er zum Jubel des Publikums zuweilen herausnahm, war so ziemlich seine einzige europäische Errungenschaft geblieben. Von seiner Reise hatte er wenig mehr behalten, als dass die Soldaten auf der Strasse grüssen müssten und dass es in Berlin nicht so viele Ochsen gebe, wie in seinem heimathlichen Country. Mr. Bradshaw sandte ihn sofort nach Yola, um dem Minister unsere Ankunft zu melden und für uns um die Erlaubniss zu bitten, ans Land gehen zu dürfen.

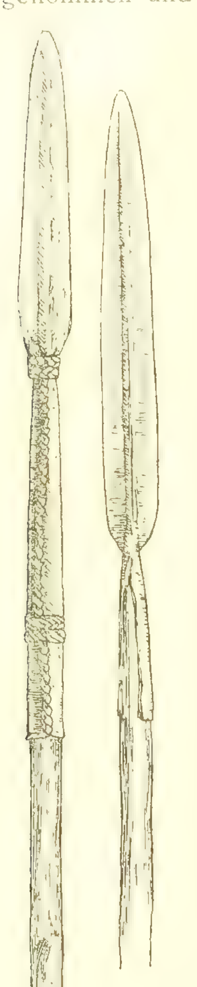


Abb. 15b. Speer, Bassama. 1/6 n. Gr.

Abb. 15a. Speer, Bali. 1/6 n. Gr.

Unterdessen wurde an Uechtritz eine Karte von Hauptmann Häring abgegeben, worin er uns begrüsste und zugleich mittheilte, dass er durch Fieber verhindert sei, uns persönlich zu bewillkommnen. Da das Dorf, in welchem die Stetten'sche Expedition sich aufhielt, in einer halben Stunde zu erreichen war, so beschlossen wir ihn noch heute aufzusuchen. Während sich Herr Huntzbuchel an Bord der französischen Schiffe begab, welche am linken Ufer lagen, ruderten wir ebenfalls in dem englischen Boot an den Landungsplatz auf demselben Ufer des Flusses. Steil führte der Weg zwischen Sandsteinfelsen den vierzig Meter hohen Berg hinan, welcher das Ufer bildet. Oben breitete sich eine grasige Ebene aus, auf welcher Kassa, der Aufenthaltsort der deutschen Expedition, lag. Dieselbe war in der Ortschaft selbst einquartirt; auch die beiden Weissen hatten die kühlen, runden Lehmhäuser dem heissen Zelt vorgezogen. Wir fanden Herrn Häring in seiner Hütte auf einem Nativebett liegend. Sein Fieberanfall war glücklicherweise gerade vorüber und unser Besuch belebte ihn so, dass er sich entschloss aufzustehn. Einige Kisten wurden als Sitze im Schatten eines Feigenbaumes aufgestellt und bei einer Flasche Cognac feierten wir das so unerwartete Zusammentreffen der beiden deutschen Expeditionen im fernen Afrika. Hauptmann Häring erzählte von seiner Reise, wir sprachen über die letzten Ereignisse in Europa und unsere Reisepläne. Und dabei dieser herrliche Blick über das breite grüne Thal, den Strom und die Gebirge, welche in den Strahlen der untergehenden Sonne erglänzten. Wir konnten es uns nicht besser wünschen.

Es war bereits völlig dunkel, als wir uns endlich verabschiedeten und zum Fluss zurückkehrten. An der Landungsstelle machten wir die unangenehme Entdeckung, dass unser Boot bereits zur Hulk zurückgekehrt war. Eine peinliche Situation! In dieser Verlegenheit sahen

wir uns genöthigt, uns an die französischen Schiffe, welche in der Nähe dicht am Ufer verankert lagen, wegen eines Bootes zur Ueberfahrt zu wenden. Herr Huntzbüchel, der sich immer hilfsbereit erwies, erklärte, doch erst seinen Vorgesetzten fragen zu müssen. Man führte uns in die Kajüte der »Moska«, welche Mizon für sich allein bewohnte. Derselbe hatte sich bereits von Stetten gegenüber sehr zuvorkommend gezeigt, indem er ihm während dessen Krankheit durch Uebersendung von Cognac und Champagner einen Liebesdienst erwiesen; auch uns gegenüber war er nichts als der liebenswürdige Franzose und gab sofort den Befehl, das Boot für uns fertig zu machen. Die während dessen geführte Unterhaltung betraf natürlich nur gleichgiltige Dinge. Wir hatten bereits gehört, dass Mizon in seiner Expedition militairische Zucht, wie sie auf den Kriegsschiffen üblich, eingeführt hätte, dass er zum Beispiel mit Niemand anders als dienstlich verkehre und niemals Jemand um Rath frage, so dass auch Niemand wisse, was er vorhabe. So sass er denn auch jetzt ganz allein und erhaben in der Mitte der Kajüte, während auf einer Bank an der Wand in fast militairischer Haltung die anderen Weissen, von denen offenbar Niemand ein Wort zu sprechen wagte, Platz genommen hatten. Endlich wurde gemeldet, das Boot wäre fertig und wir verabschiedeten uns höflichst dankend.



III. KAPITEL.

Die ersten Tage unseres Aufenthaltes in Yola.

Das Königreich Adamaua war für den Europäer lange Zeit hindurch ein verschlossenes Land. Heinrich Barth, der erste Besucher, wurde bereits nach eintägigem Aufenthalt aus der Hauptstadt Yola ausgewiesen.[1] Flegel, der als zweiter Reisender dieses Reich betrat, erhielt erst auf einen Schutzbrief des Kaisers von Sókoto hin die Erlaubniss sich hier aufzuhalten. Auf seiner letzten Reise 1885/86 wurde ihm aber das Betreten des Landes gänzlich verboten.[2] Auch den Engländern gelang es unter der Regierung des vorigen Sultans Ŭmŏru nicht, festen Fuss zu fassen; denn die Erlaubniss, auf einer Hulk Handel zu treiben, welche sie auf Befehl des Kaisers von Sókoto erhalten hatten, wurde ihnen wieder entzogen. Selbst eine kriegerische Demonstration mit fünf Schiffen hatte keinen Erfolg.[3] Auch Dr. Zintgraff musste im Jahre 1889 nach eintägigem Aufenthalt die Stadt verlassen.[4] In demselben Jahre wurde die englische Gesandtschaft unter Major Claude Macdonald vom Sultan garnicht empfangen.[5]

Erst unter dem jetzigen Sultan Sibéru, der sich dem europäischen Einfluss zugänglicher gezeigt hat, erhielt die Kompagnie wieder die Erlaubniss, eine Hulk in Yola zu etabliren; eine Station auf dem Lande zu errichten, ist für sie aber noch immer ein frommer Wunsch geblieben. Mizon, der im Herbst 1891 Yola erreichte, gelang es mit Hülfe seiner Araber das Vertrauen des Sultans zu gewinnen; dieser soll sogar dem Plane, eine französische Handelsstation in Yola anzulegen, mit Eifer entgegen gekommen sein. Die zweite Expedition Mizon's war dazu bestimmt, diesen Plan zu verwirklichen. v. Stetten, der sich im Juli und August 1893 in Yola aufhielt, hat in den Verhandlungen mit dem Sultan nichts erreichen können. Auch Mizon war trotz des freundlichen Empfanges vor zwei Jahren und trotz grosser Geschenke an werthvollen Stoffen, an Gewehren, Revolvern, Munition und sogar Kanonen um nichts glücklicher. Er hatte nur die Erlaubniss bekommen, vierzig Tage Handel zu treiben, dann sollte er Yola

Kopfleiste: Die englische Hulk in Yola.

verlassen. Die Engländer ihrerseits drängten den Sultan, Mizon auszuweisen und die geschenkten (angeblich gekauften) Waffen auszuliefern.

So verwickelt standen die politischen Verhältnisse bei unserer Ankunft und wir durften in der That darauf gespannt sein, wie der Sultan uns aufnehmen würde. Durch den Madugu hatten wir sagen lassen, wir würden uns in Yola nicht aufhalten und keinen Handel treiben, wir bäten nur um die Erlaubniss, in Adamaua reisen zu dürfen. Die Antwort lautete, wir sollten morgen zur Audienz kommen.

Wir begannen früh mit dem Auspacken unserer Sachen, welche bereits in Berlin, ohne unser Beisein, in grosse Holzkisten verpackt worden waren. Dabei mussten wir leider manche unangenehme Entdeckung machen, oder vielmehr, wir konnten so manches, worauf wir sicher gerechnet hatten, nicht entdecken. Für Uechtritz fehlten sämmtliche Kleider, sowohl Reisekleider als auch Schlafanzüge, von mir waren zwar die Kleider da — weil infolge eines glücklichen Irrthums noch in Berlin an Uechtritz geschickt — dagegen fehlte meine gesammte Wäsche mit Einschluss von Strümpfen. Nach unserer Rückkehr stellte es sich heraus, dass die vermissten Sachen nach Usambára in Ostafrika geschickt worden waren. Es hatte daher seine Schwierigkeit, sich für die Audienz festlich anzukleiden. Zumal Uechtritz war übel daran. Der enge Rock von mir ging noch zur Noth an, in den kurzen Hosen aber sah er so betrübend aus, dass er sich entschloss, in seinen eigenen, wenig hoffähigen Cordhosen zur Audienz zu gehn.

Endlich war die Toilettenfrage erledigt und wir fuhren gegen zehn Uhr Morgens mit Mr. Bradshaw im Boot nach der Stadt. Die Fahrt ging an den französischen Schiffen vorüber in den südlichsten der drei Arme hinein, in welche sich der Fluss oberhalb des Sandsteinberges von Kassa theilt; dann zwischen Gräsern und Akazienbüschen hindurch über überschwemmtes Gebiet nach Süden hin. Rechts blieb der Berg von Kassa liegen, von welchem wir gestern Abend den herrlichen Blick über das Bénuethal genossen hatten. Nach einstündiger Fahrt wurde der Landungsplatz erreicht. Bis zur Stadt sind es noch zwanzig Minuten. Der Weg ist sehr schmutzig; mehrmals mussten wir über Pfützen getragen werden. Mit dem festen Gestein erreicht man auch die Stadt Yola, welche auf einem flachen Sandsteinbuckel erbaut ist. Sie mag etwa 12—15000 Einwohner zählen und macht einen sehr freundlichen Eindruck. Von weitem glaubt man nur ein Wäldchen vor sich zu haben, an dessen Rande einige Häuser hervorlugen;[6]) kommt man aber näher, so entwickelt sich ein farbenprächtiges Bild. Das frische dunkle Grün der Bäume, welche die Gehöfte umgeben, kontrastirt scharf mit der lebhaft rothen Farbe des Bodens und der Lehmhäuser, sowie mit dem Blau des Himmels; auch das eintönige Grau der Mattenzäune und Grasdächer, an welchen sich Windenpflanzen emporranken, fällt keineswegs unangenehm auf. In wirklich überraschendem Einklang steht aber die dunkelbraune Haut der Menschen mit den saftigen lebhaften Farben der Landschaft. Und welch'

ein unbewusstes Verständniss für Farbenschönheit und -harmonie verräth die Wahl von weissen, blauen und rothen Stoffen in der Kleidung! Es war dasselbe farbenreiche Bild, das ich bereits in Sierra Leone bewundert hatte. Dort drängt sich die rothe Farbe des Lehmbodens dem Auge ebenso stark auf; aber noch weit grossartiger und schöner an Formen und Farben ist dort die Vegetation, noch bunter das Durcheinander der Volkstrachten auf den Strassen.

Vor dem Eingangshause — sauri. haussa — des Ministers Akal hatten wir einige Zeit zu warten. Akal ist eigentlich Kriegsminister — ssáriki n lifídda, das ist: Herr der Wattenpanzer —, in Wirklichkeit aber die rechte Hand des Sultans und führt als solcher alle politischen Unterhandlungen. Wie die meisten Beamten an den Fürstenhöfen im Sudan ist auch er nichts weiter als ein Sklave des Sultans, eine blosse Kreatur, die ohne Umstände beseitigt werden kann, wenn sie dem Herrn unbequem oder zu mächtig werden sollte. Ueberhaupt werden nur Sklaven, nicht die Grossen des Landes zu hohen Aemtern zugelassen, denn sie könnten dem absoluten Herrscher gefährlich werden.

Der Minister lag, als wir sein Haus betraten, auf dem Ruhebette mit entblösstem Oberkörper. Uechtritz und Mr. Bradshaw nahmen auf Holzkisten Platz, für mich war kein Sitz da und so setzte ich mich denn ohne Weiteres auf das ministerielle Bett, zu Füssen seiner Excellenz. Diese Vertraulichkeit schien demselben jedoch nicht zu behagen, ein Wink und der alte Madúgu brachte mir ebenfalls eine Kiste. Dann begann die Begrüssung mit unzähligen láfias und ssanu's unter Händeklatschen. Der Akal hatte hierauf eine längere Unterhaltung mit dem Madugu, von der wir natürlich nichts verstanden. Es war interessant diesen Mann zu beobachten. Nachlässig lag der mächtige Körper auf dem Bett hingestreckt, die hohe Stirne in Falten gelegt, der Kopf ergraut; das lange Gesicht von einem grauen Vollbart eingerahmt, die Nase plump und gewölbt, die Lippen breit und dick. Müde und lauernd schliesst er von Zeit zu Zeit die gerötheten Triefaugen. Eine eben so grosse Schlauheit wie Gemeinheit spricht aus diesen Zügen. Phlegmatisch, schleppend sind die Worte, welche er nachlässig, auf den rechten Ellbogen gestützt an den alten Madugu richtet, der vor ihm auf der Erde hockt und zeitweise zustimmend mit dem Kopfe nickt: hákka ni! hákka ni![7]) Seine Sprache wird lebendiger, ausdrucksvoller, das Gesicht bekommt Leben, Hände, Arme gestikuliren lebhaft. Jetzt ist die Stimme leise und tief; sie wird höher und höher, lauter und lauter; schneller und schneller sprudeln die Worte hervor wie die Funken eines abbrennenden Schwärmers; plötzlich ist der Höhepunkt der Rede erreicht, scharf und markant wird das letzte Wort ausgestossen: der Schwärmer hat geknallt. — Als Nachsatz folgt noch ein leises Murmeln, dann tiefe Stille. Erschöpft sinkt der grosse Redner wieder auf seinem Lager zusammen und greift phlegmatisch nach der kurzen Pfeife, die ihm unterdessen ein Sklave frisch gestopft hat. Ein grosser Redner und ein grosser Schauspieler, dieser Herr Akal, das wurde uns sofort klar. Was aber war der langen Rede kurzer Sinn? —

Der alte Madugu wiederholte sie dem schwarzen Klerk von der Hulk. Derselbe spricht zwar selber Haussa und weiss alles, was der Akal gesagt hat, indess das Ceremoniell verlangt nun einmal, dass der Würdenträger nicht direkt mit den Ungläubigen verhandelt[8]), resp. nur seine eigene Sprache versteht. Die Antwort lautete: Ihr bekommt nicht die Erlaubniss, ans Land zu gehen, bevor Ihr nicht die Geschenke für den Sultan überbracht habt. Seine Absicht war durchsichtig, man wollte nämlich möglichst hohe Präsente erpressen. Vergebens suchten wir darzulegen, wir könnten die Sachen auf dem Schiffe nicht auspacken, weil kein Raum dazu vorhanden. Der schlaue Akal blieb bei seiner Erklärung. So ging der Disput erfolglos hin und her; schliesslich erhob sich der Minister, um zum Sultan zu gehen und zu fragen, ob derselbe uns empfangen wollte. Auf engen gewundenen Pfaden zwischen den Mattenzäunen der Gehöfte ging es nun zum Palast, den wir nach einigen Minuten erreichten. In einem grossen geräumigen Sauri desselben nahmen wir Platz. Seine Majestät war gerade in der Moschee beim Gebet[9]) und wir mussten warten; endlich ertönten in der Ferne die feierlichen Rufe des Imans: Allah Akkobar, Allah Akkobar![10]) ein Zeichen, dass das Gebet zu Ende sei. Bald darauf erschien der Akal wieder mit dem Bescheide, der Sultan wolle erst die Geschenke haben, bevor er uns empfange und die Erlaubniss ertheile, ans Land zu gehen. Zum Hause des Akals zurückgekehrt warteten wir von neuem.


Abb. 17. Ohrpflock d. Fullafrauen in Yola.

Wir konnten uns nun mit Musse das Haus ansehn. Es ist ein etwa fünf Meter im Durchmesser grosses rundes Gebäude, gebildet durch eine mannshohe Lehmmauer und mit dem üblichen Grasdach gedeckt. Die zwei Thüren liegen nicht genau einander gegenüber. Auf einer Seite des Eingangs steht das Bett. Der Bettraum ist durch eine handhohe Lehmmauer vom übrigen Raum abgetrennt und mit Kies beschüttet. Ihm gegenüber steht, an einem Pflock angebunden, das Pferd, zwischen Bett und Pferd sitzt das Publikum. Das Haus des Akals ist typisch für die Wohnhäuser der Reichen. Die Sitte, die Pferde in Häusern zu halten, ist jedenfalls arabischen Ursprungs. Es war gerade die heisseste Zeit des Tages und ein Schluck saure Milch, welchen die Hauptfrau des Akals brachte, uns daher höchst willkommen. Diese Dame war nicht mehr jung, aber noch ganz hübsch und trug die übliche Haartracht der Schönen in Yola, nämlich eine hohe Raupe auf dem Scheitel und zwei Haarwülste an den Schläfen (siehe Abb. 19).

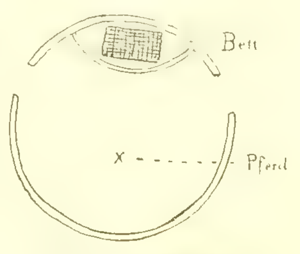


Abb. 18. Akals Haus.

Der Akal kam zurück; unser Protest war vergeblich und wenig erbaut von unserer ersten Bekanntschaft mit afrikanischer Diplomatie, begaben wir uns zur Hulk. So blieben wir denn auf dem Schiff und stellten am Nachmittage die Geschenke für den Sultan und seinen einflussreichen Minister zusammen. Unter-

dessen besannen sich offenbar die hohen Herrn in Yola. Denn am nächsten Morgen erschien eine Botschaft: wir sollten an's Land, wenn die Stetten'sche Expedition auf's Schiff gegangen wäre. Mr. Bradshaw liess antworten, auch dieses wäre unmöglich, so viel Menschen hätten auf dem Schiffe nicht Platz. Uebrigens käme Mr. Wallace heute noch in Yola an. Letztere Bemerkung war eine gelinde Drohung, denn vor Wallace schien der Akal doch etwas Angst zu haben. Am



Abb. 19. Fullafrau aus Yola.
(Nach Photographie.)

Abend erschien denn auch eine zweite Botschaft, welche die gewünschte Erlaubniss zu landen überbrachte. Gegen Abend traf auch Mr. Wallace mit der »Nupe« ein.

In den beiden folgenden Tagen wurde unser Gepäck sammt den Leuten nach Kassa hinübergeschafft. Die Zelte wurden aufgeschlagen auf demselben Platz, wo bisher die Stetten'sche Expedition gelagert hatte. Denn dieselbe verliess nunmehr das Dorf, um auf der Kuka die Heimfahrt anzutreten.

Unsere Leute dagegen bezogen die verlassenen Quartiere. Wir verlebten am dritten September noch einen letzten deutschen Abend mit Hauptmann Häring und schieden erst spät mit herzlichem Händedruck von unserm Landsmann.

Ein Umzug ist immer unbehaglich, zumal in Afrika; in unserem Falle traten noch einige Ereignisse hinzu, um uns die ersten Tage recht ungemüthlich zu machen. Anfangs hatte v. Stetten in Yola selbst gelagert, war dann aber, um den Belästigungen seitens des Publikums zu entgehen, nach dem Dorfe Kassa übergesiedelt und hatte die Verpflegung in der Weise geordnet, dass er europäische Stoffe in Yola auf dem Markt gegen Kauris vertauschen oder eigentlich verkaufen liess, denn die Kauris sind das hier gangbare Tauschmittel, d. h. Geld. Dieselben wurden dann täglich unter die Leute vertheilt und zwar erhielt jeder Mann dreissig Kauris. In Kassa und den umliegenden Farmen kauften sich die Leute dann das Essen selber ein. Dieses System wollten wir übernehmen. Auf dem Schiffe hatten die Leute Reis geliefert bekommen; dass sie sich jetzt ihr Essen kaufen sollten, passte ihnen nicht und sie erklärten, keine Kauris annehmen zu wollen, ausserdem wären dreissig Kauris zum täglichen Unterhalt viel zu wenig.

Beim Neger geht kein Palaver ohne grosses Geschrei ab. Hieran fehlte es auch in diesem Falle nicht, und der Lagosheadman Kadi führte das grosse Wort. Bald sah man die Leute berathend und parlamentirend gruppenweise im Kreise sitzen, hier die Lagos-, dort die Lokodjaleute. Die Lagosleute bestanden zum grösseren Theil aus Joruba, zum kleineren Theil aus Popoleuten, besassen, ihrer Heimath entsprechend, etwas mehr Bildung oder besser gesagt, sie waren mehr an den Umgang mit Europäern gewöhnt und in der Lebensweise verwöhnter. Die meisten hatten sogar, wenn auch nur höchst unvollständig, europäische Kleidungsstücke. Auf die Lokodjaleute sahen sie daher als ein höchst inferiores »bush people« verächtlich herab. Ihr Führer, der von ihnen gewählte Headman, welcher den Verkehr zwischen ihnen und dem Weissen vermittelt und die Befehle des weissen Herrn zur Ausführung bringt, war ein energischer Mann; er kannte die ganze Westküste und besass grosse Erfahrung. Als echter Hosennigger hatte er natürlich einen europäischen Namen, Kadi Hastrup, angenommen. Er besass unter seinen Leuten unumschränkte Autorität. Ausserdem hatten sich die Küstenleute, obwohl ursprünglich zusammengelaufenes Volk, bereits fest an einander geschlossen, denn die fremde Umgebung, in welche sie sich versetzt sahen, das fremde Volk mit fremder Sprache, nöthigte sie jetzt zu einem noch engeren Zusammenschluss.

Anders stand es mit den Lokodjaleuten. Auch sie waren aus verschiedenen Nationalitäten zusammengewürfelt; Haussa nannten sich die meisten, daneben gab es aber eine Schaar Joruba aus Ilorin, auch einige Igbirra und Nupeleute. Der Haussa ist wie ein Zigeuner, der überall und nirgends zu Hause ist und den ganzen Sudan durchstreift, als Träger, so lange er nichts besitzt, als Händler, sobald er sich etwas Geld gemacht hat. Von Disciplin und Zwang

hat natürlich auch er keine Ahnung und so stand es auch mit unseren Haussaleuten. Kein inneres Band hielt sie zusammen, ihre Sprache wurde ja überall gesprochen, überall waren sie zu Hause; wenn es ihnen nicht passte, konnten sie fortlaufen. Dazu kam, dass ihr Headman Gombo nicht Englisch sprach, wir uns also nicht direkt mit ihm verständigen konnten. Erst Audu vermittelte den Verkehr zwischen ihm und uns. Die Gefahr war also gross, dass sie uns alle davonliefen und zwar mitsammt dem Vorschuss, den sie in Lokodja bereits hatten. Hatten die Leute nur erst länger gedient, so dass sie Geld von der Expedition zu beanspruchen hatten, dann waren sie mehr in unserer Hand. Also mit Vorsicht musste das Palaver geführt werden.

Nach langer Berathung erklärten die Headleute, sie wollten Kauris nehmen, verlangten aber täglich hundert Stück. Uechtritz erwiderte, sie bekämen dreissig. Grosses Geschrei. Audu hatte in Yola bereits ein Stück Grey Baft für dreitausendfünfhundert Kauris verkauft; Kauris waren demnach vorhanden, aber die Tagesration, dreissig Muscheln, wurde nicht angenommen. Nun galt es zunächst die Headleute zu gewinnen. Uechtritz nimmt den Lagosheadman bei Seite: er habe sich bisher gut aufgeführt, und wenn er sich noch ferner als tüchtiger Headman bewähre und das Kauripalaver nach Wunsch zu Ende führe, solle sein Lohn erhöht werden. Das half. Bald sass er in der Mitte seiner Leute und beleuchtete nun mit advokatischem Geschick die Sachlage von einer ganz andern Seite. Indess die Magenfrage ist auch beim Neger weitaus die wichtigste; so schnell gelang es doch nicht die unzufriedenen Gemüther umzustimmen und der Tag verlief resultatlos. In der Nacht bekam Uechtritz sein erstes Fieber und musste das Bett hüten. Das Auspacken, Ordnen der Ballen, die Einrichtung der Zelte, unserer Küche etc. nahm den ganzen Tag in Anspruch. An allen Ecken und Kanten fehlte es. Die Leute thaten zwar, was ihnen befohlen wurde, sie streikten nicht, aber das Choppalaver[11]) wurde noch nicht beigelegt. Sie hatten ja noch von ihrem Vorschuss zu leben, und so hörte denn auch das Schmoren und Braten den ganzen Tag nicht auf.

Am Nachmittag ging ein Tornado über uns hinweg, welcher wie die meisten Gewitter, in Adamaua aus NO. kam und die Luft stark abkühlte. Nach demselben machte ich einen Gang durch das Dorf. Die schmalen Wege in demselben werden von den Mattenzäunen eingeengt, hier und da konnte man in geräumige Höfe blicken, in denen runde Lehmhäuser standen. Unter einem gewaltigen Affenbrotbaum (Kuka. hauss.) lag ein freier Platz, der Markt. Weiber hockten hier mit Kalabassen voll Durrha, Mais, Kassada, Reis, Gurunüssen. Unsere Leute sassen ebenfalls herum und handelten. Noch hatten sie Geld, noch konnten sie lustig leben! Der Weg führte mich weiter nach Süden durch hohe Hirsefelder zu einem mächtigen Baobab, von dem aus man einen schönen Blick auf das grüne Wäldchen hat, in welchem Yola liegt.

Es ruhte ein wunderbarer Friede über dieser Stromlandschaft, die, von dem letzten Regen erfrischt, in den milden Farben der Abendsonne erglühte.



Der Galadima von Kassa



Kein Laut zu hören; nur aus der Ferne klang zu mir herüber, der eintönige Ruf der Perlhühner, die sich zu den gemeinsamen Schlafplätzen auf Bäumen zusammenlockten.

Da Uechtritz am folgenden Tage wohler war, machten wir uns gemeinsam daran, die Präsente für den Sultan und seinen Akal zusammen zu stellen. Mit den unzufriedenen Lagosleuten wurde das Choppalaver beendet, nachdem für jeden Mann vierzig, für die Headleute und Audu je fünfzig Muscheln bewilligt worden waren. Mittags war ich auf der Jagd, auf welcher ich eine Gazelle schoss; bei meiner Rückkehr hatte sich bei Uechtritz das Fieber leider wieder eingestellt. Gegen Abend kam Audu mit der erfreulichen Botschaft, die Haussa würden sich gleichfalls fügen, es gäbe nur noch einige wenige Unzufriedene. Aber auch diese thaten es in den nächsten Tagen und damit war die »Magenfrage« geregelt. Audu wanderte nun so manchen lieben Morgen mit einigen Stücken Zeug hinaus nach Yola und kam Abends mit einem schweren Sack Kauris beladen, wieder zurück.

Am zweiten Tage nach unserer Ankunft in Yola hatte Mizon an Uechtritz einen Brief geschickt, in welchem er ihm mittheilte, dass er zwei Verträge mit dem Sultan von Yola abgeschlossen habe, durch welche derselbe ganz Adamaua nebst Bubandjidda, Ngáumdere und Tibáti unter den Schutz der französischen Republik gestellt habe. Oben auf dem Briefbogen standen gedruckt die Worte: Protectorat français de l'Adamaua. Uechtritz antwortete, natürlich deutsch, dass die Verträge dem deutsch-französischen Abkommen von 1885 zuwiderliefen und er von denselben keine Notiz nehmen werde. An die Kompagnie hatte Mizon einen Brief gleichen Inhalts gerichtet, der ebenfalls keine Beachtung fand, zumal der Emir, hierüber befragt, leugnete irgend welchen Vertrag mit ihm abgeschlossen zu haben.

Am 7. September theilte uns Mr. Wallace mit, dass er zu einer Audienz nach Yola ginge, Herr v. Uechtritz möge ihn doch begleiten. Da dieser aber noch fieberkrank war, musste ich seine Stelle vertreten. Um Mittag ging ich denn auf dem nächsten Wege nach Yola, über den Berg von Kassa und die Ebene zwischen diesem und der Stadt. In der Trockenzeit kann man dieselbe zu Fuss passiren, jetzt war sie dagegen überschwemmt und ich setzte in einem Boote der Kompagnie, welches mich erwartete, über. Auf der anderen Seite hielt für mich ein Pferd mit arabischem Sattel und Zaumzeug, und so ging es hoch zu Ross nach Yola hinein, während ein Mann mit weissem Turban, blauer Tobe und langem Schwert an der Seite mir würdevoll voranschritt. In dem Hause, zu welchem er mich führte, fand ich bereits Mr. Wallace und Lt. Carr anwesend; ferner einen stattlichen Fulla in vornehmer Kleidung mit energischem interessantem Gesicht. Es war ein Gesandter des Kaisers von Sokoto und auf Veranlassung der Kompagnie geschickt, um den Sultan zu zwingen, Mizon aus Adamaua auszuweisen. Kaum hörte er, ich sei ein Landsmann Abdurhamans (Flegel), so reichte er mir freundlich die Hand, erklärte, er wäre ein Freund dieses

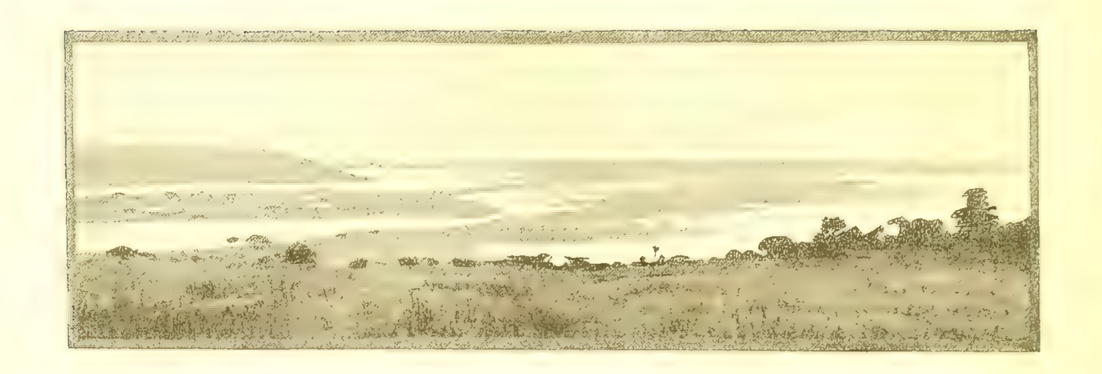
Mannes gewesen und holte aus der Tasche seines Gewandes einen mit Elfenbein ausgelegten Revolver, ein Geschenk seines alten Freundes, dessen Tod er tief beklage.

Der Gesandte wurde zuerst zum Sultan abgerufen; nach einer halben Stunde folgten wir drei nach, begleitet von dem Klerk der Hulk und dem Madugu. Wir traten in ein rundes geräumiges Haus, das sich ausser seiner Grösse in nichts von den gewöhnlichen Häusern unterschied.[12]) Neben dem gegenüberliegenden Eingang sass auf einer Matte der Sultan; der Litham des dunkelblauen Turbans verhüllte nur wenig die energischen, markanten Züge dieses beim Volk wegen seiner Strenge und Gewaltthätigkeit gefürchteten Despoten. Härte, Stolz und Hochmuth sprachen aus seinen Zügen. Die Kleidung, eine weisse Tobe[13]) und rothe Hosen, unterschied sich in nichts von der gewöhnlichen Tracht hiesiger reicher Leute. Ihm gegenüber kniete der Akal. Ein Holzgerüst, auf welchem alterthümliche Wattenpanzer lagen, sowie zwei französische Geschütze nebst Munitionskisten bildeten das Mobiliar. Wir Weissen setzten uns auf die Erde, die beiden andern knieten nieder. Nach den unzähligen ssanu, bárka,ússako, kam das Gespräch auf Mizon und dessen Ausweisung. Plötzlich trat dieser selbst mit einem weissen Araber und einem Schwarzen ein. Nun begann ein lebhafter Disput, interessant nicht nur wegen des Gegenstandes, sondern auch wegen der betheiligten Personen und der zahlreichen Sprachen, in denen verhandelt wurde. Mr. Wallace sprach mit dem Klerk Englisch, der Klerk übersetzte es dem Madugu in's Haussa, der Madugu wiederholte es für den Sultan auf Fúlfulde. Dieser gab eine Antwort oder sprach mit dem zweiten Begleiter Mizon's, einem Scherif, ebenfalls auf Fúlfulde. Der Scherif übersetzte es in's Arabische und der Araber in's Französische. Die Engländer befragten den Sultan, ob er mit Mizon Schutzverträge abgeschlossen, ob er die Waffen geschenkt bekommen oder gekauft habe;[14]) wann Mizon Yola verlassen werde. Um diese Fragen drehte sich die Unterhaltung, die in allen Punkten zu Ungunsten Mizon's ausfiel. Die Debatte dauerte lange und wurde hitzig. Der Sultan vergass in seinem Eifer alle Etiquette und redete direkt mit dem englischen Klerk, während der alte Madugu als überflüssiger Dolmetsch bloss mit dem Kopfe von links nach rechts wackeln konnte. Mit dem Bescheid, Mizon habe in einigen Tagen Yola zu verlassen, schloss die Debatte. Es folgte noch eine kurze Begrüssung meinerseits. Der Sultan antwortete, er erwarte in den nächsten Tagen den Führer der Expedition, sobald derselbe wieder hergestellt sei, mit den Geschenken. Damit war die Audienz beendet und das Schicksal Mizon's und seiner Expedition besiegelt. Seine Mittel waren total erschöpft, er konnte sich nicht länger halten.

Der würdige Sultan hat übrigens ihm und der Kompagnie gegenüber ein doppeltes Spiel gespielt. Unzweifelhaft sind ihm die Engländer von allen Weissen die verhasstesten und er wird wohl Mizon vielseitige Versprechungen gemacht haben. Aber von diesem hatte er jetzt nichts mehr zu erwarten, von den Engländern viel zu fürchten: so liess er ihn fallen.

In den nächsten Tagen schickte der Sultan an Mizon für die erhaltenen Waffen als Bezahlung einige Tons Elfenbein. Mizon wandte sich nun an die Engländer wegen Kohlen für die Rückreise, erhielt sie auch und fuhr am 22. September mit der »Moska« den Strom hinab. Die »Mallamine« liess er zurück; sie sollte, nach seinem Willen, unter der Leitung Herrn Huntzbüchel's in Yola bleiben. Die »Moska« wurde später in Lokodja von der Kompagnie angehalten, durchsucht und das Elfenbein, welches Mizon unter dem Bette Snabou's versteckt hatte, konfiszirt, die »Mallamine« dagegen bereits am Tage nach Mizon's Abreise, trotz aller Proteste Huntzbüchel's, mit englischen Matrosen bemannt und zusammen mit der »Nupe« hinunter geführt. Die Engländer belegten sodann das Schiff mit Beschlag. Bei unserer Rückkehr im Fruhjahr 1894 sahen wir es mit der Flagge der Kompagnie vor Idá liegen. Die französischen Waffen und Patronen haben die Briten allerdings trotz Drohungen und Geschenken vom Sultan nicht zurückerhalten, abgesehen von einigen Revolvern.

Mizon ist übrigens an dem Misserfolge seiner Expedition selber Schuld. Hätte er nicht in Muri Zeit und Mittel verschwendet, und nicht durch seine dortigen unpolitischen Handlungen seine Stellung in Frankreich untergraben, wäre er vielmehr direkt nach Yola gegangen, so hätte er, nach der Ueberzeugung der Engländer selbst, mit dem Sultan einen Schutzvertrag abschliessen und ihn veranlassen können, die Kompagnie aus Yola auszuweisen. Während seines Aufenthalts in Muri war Mizon der faktische Herr des Landes gewesen, der Emir nichts als sein Diener. Der Sultan von Yola wusste dieses natürlich genau und fürchtete ein gleiches Schicksal. Daher seine Abneigung, sich Mizon völlig in die Arme zu werfen. Er zog es also vor, zwischen ihm und der Kompagnie zu laviren und aus beiden möglichst grosse Geschenke zu erpressen. Die Seele dieser doppelzüngigen Diplomatie dürfte übrigens der Akal gewesen sein. So rächte sich der in Muri begangene Fehler Mizon's bitter.



IV. KAPITEL.

Kassa und seine Umgebung.

Nach dreitägiger Krankheit fühlte sich Uechtritz am Morgen des 8. September wieder fieberfrei, der Anfall war überstanden. Die Geschenke für den Sultan wurden definitiv geordnet. Freilich waren es nicht entfernt soviel, als v. Stetten oder gar Mizon dem Emir hatten bieten können, sondern nur ein Stück Goldbrokat, ein halbes Dutzend Stücke weissen Brokats, ein Dutzend blauer, bunter und weisser Stoffe; rother Flanell und weisser Turbanstoff; zwei goldgestickte Burnusse, ein Schwert, ein Gebetteppich, weisse und bunte wollene Decken, Operngucker, Tarbusche, Rasiermesser, Achatringe, Korallenketten, Parfums, Stoffnadeln, Strickseide, auch zwei Pistolensatteltaschen. Der Minister erhielt ähnliche Sachen, nur bedeutend weniger. Da der Akal zur Besichtigung der Geschenke nicht kam, schickte Uechtritz den alten Madugu nach Yola, durch den er jenem sagen liess, er werde morgen zur Audienz kommen.

Er ging denn auch am nächsten Vormittage (11. September) hinüber und kehrte erst am Nachmittag wieder zurück. Nach seiner Mittheilung hatte der Akal die Geschenke ohne Beanstandung angenommen. Der Emir aber hielt gerade eine Gerichtssitzung ab, begab sich nach derselben zur Tafel und bezähmte sich darauf ein Mittagsschläfchen. So hatte Uechtritz lange warten müssen. Die Audienz fand in demselben Hause statt, wie jene mit Wallace und Mizon, dauerte aber nur kurze Zeit. Nach der üblichen Begrüssung erklärte der Emir, er wolle als Erwiderung uns Pferde schenken; der Akal versprach seinerseits fünf Esel zu schicken. Am folgenden Morgen erschienen dann auch vier Mann mit einem alten rothen Gaul, den die Wunde auf dem Rücken zum Reiten unbrauchbar machte, als »vorläufiges« Geschenk des Sultans. Es hiess, zwei andere würden folgen. Wahrscheinlich hatte derselbe ein gutes Pferd geben wollen, der Akal es aber »umgetauscht«. Die vier Mann mussten natürlich jeder ein »Botenbrot« bekommen: ein Stück Zeug und ein Rasiermesser. Mit tiefer Verbeugung und beide Hände

Kopfleiste: Das Benuethal bei Yola von unserem Lager aus gesehen (nach Photographien).

ausgestreckt, zugleich einen Zipfel der weiten Tobe emporziehend, empfingen sie die Gabe.

Es fällt einem anfangs schwer, sich an die ewigen versteckten Betteleien dieser Leute zu gewöhnen, man muss sie sich aber gefallen lassen. Auch die Grossen des Landes müssen es. Allerdings wird der Europäer als besonders ausbeutungsfähig betrachtet; Jeder will empfangen, Niemand geben: »Du bist ja ein vornehmer König«, hörten wir oftmals äussern.[1]) Uebrigens war es von vornherein klar, dass die Geschenke noch ein Nachspiel haben würden. Und in der That, bereits am folgenden Tage (12. September) erschienen wiederum vier Mann, andere als die gestrigen, — denn der gerechte Akal wollte wohl jedem seiner Sklaven etwas zukommen lassen — welche einen weissen Burnus als minderwerthig, ferner die Pistolenhalfter mit dem Bemerken zurückbrachten, der Sultan besitze keine Pistolen dafür. — Ein zarter Wink. — Uebrigens könnten morgen die beiden Pferde, Geschenke des Sultans, abgeholt werden. Uechtritz erwiderte: Pistolen habe er auch nicht; habe aber geglaubt, dass der Sultan solche schon besitze, ihn auch für reich genug gehalten, um sich solche an der Hulk zu kaufen. Im übrigen nähme er nie ein Geschenk zurück, möge der Akal die Sachen behalten; die Pferde des Emirs werde er mit Dank empfangen.

Ein alter, magerer Hammel, angeblich ein Geschenk des Akals, in Wirklichkeit aber eine Privatspekulation der Gesandtschaft, behufs Erhöhung des Botenlohnes, wurde mit Ausdrücken heissen Dankes angenommen. Die Spekulation misslang trotzdem; die edlen Boten bekamen ein Jeder nur vier Ellen Baft. Bereits am folgenden Mittag erschien die Gesandtschaft von Neuem mit einem fünfjährigen schönen braunen Hengst, verkündend, der Emir wünschte noch ein feines schönes Kleid, denn er werde noch ein Pferd und drei Esel schicken. Uechtritz wollte am folgenden Morgen persönlich ein Stück weissen Brokat und einen silbernen Halsschmuck überbringen, traf aber schon unterwegs den Akal, der gerade zu Wallace ging. Derselbe nahm die Geschenke in Empfang, mit dem Versprechen, das Pferd und die Esel würden noch heute ankommen. —

Während wir auf dieses Geschenk warten, haben wir Zeit, uns in Kassa und Umgebung ein wenig umzusehen.

Eine Sommerfrische, keine afrikanische Wartestation, dünkte uns die Zeit, welche wir nunmehr in Kassa verlebten. Das Wirrsal der ersten Tage war vorüber, das »Choppalaver« beendet, unsere eigene Lebensweise geregelt. Das Verhältniss zum Sultan konnte bereits ein freundschaftliches genannt werden. Auch das Dorfoberhaupt — Galadima. h. — ein grosser, hagerer Fulla mit langer Nase und Kinnbart, durch ein Geschenk gewonnen, hatte alle unsere Leute im Dorfe untergebracht. Uechtritz bezog das Haus von Hauptmann Häring, ich wohnte im Zelt. Die Verpflegung war einfach aber ausreichend. Huhn mit Reis und süsse Bataten bildeten die Hauptnahrung, dann und wann wurde ein Hammel geschlachtet; Tauben und Perlhühner lieferte die Jagd. Eier, Milch und Honig gab es jedoch nur ausnahmsweise. Einen grossen Theil

der Konserven, Gemüse, Sardinen etc. brauchten wir bereits hier auf, desgleichen unsern allerdings nur kleinen Weinvorrath, um das Gepäck zu vermindern; Brod hatten wir nicht und vermissten es anfangs sehr. Fettkuchen aus Hirsemehl boten auch nur einen schwachen Ersatz.

Während Uechtritz den Verhandlungen mit dem Akal seine Aufmerksamkeit zuwandte, die Gesandtschaften empfing, oftmals nach Yola ging, die Expedition



Abb. 21. Verwitterte Sandsteinfelsen bei Kassa.

reisefertig machte, die Lasten für Leute und Esel schnürte und packte, hatte ich genügend Zeit, Land und Leute zu studiren.

Das Dorf Kassa, welches für einen Monat unser Standquartier war, liegt auf einer vierzig Meter hohen Sandsteintafel, welche nach Osten, Norden und Westen steil aus dem Bénuethal aufsteigt, aber nach Süden hin sich allmählich senkt. Mehrere flache Thalmulden bringen eine wellige Abwechslung in die sanfte Abdachung. An den Rändern und den Abhängen tritt der kahle Fels zu Tage. Nichts fesselt beim ersten Betreten des Landes den Blick mehr als das bizarre Gebilde dieser grauen Sandsteinfelsen. Solche Verwitterungsformen kennt die gemässigte Zone nicht. In die senkrechten Wände der Sandsteinblöcke sind tiefe, lange bis ovale Löcher, oft von zerrissener zackiger Form, eingegraben. Ohne Rücksicht auf die Schichtung setzen sie durch die Fels-

bänke, wenn sie auch zuweilen in gewissen Schichten ganz besonders entwickelt sind. Aus den Wüsten sind ähnliche Bildungen bekannt, wo sie auf Wirkung des Sandgebläses oder auf Insolationswirkung[2]) zurückgeführt zu werden pflegen. Hier sei nur kurz erwähnt, dass die herabprasselnden Tropenregen vorwiegend die Ursache der Lochbildungen sein dürften. Aber welcher Art auch immer ihre Entstehung sein möge, das landschaftliche Bild wird durch die löchrigen Felswände und -Blöcke in hervorragender Weise beeinflusst.

Sind wir nun von dem Flusse aus zwischen diesen interessanten Felspartien auf steinigem Pfade emporgeklettert, so stehen wir auf einer Fläche, welche zum Theil aus blankem Fels besteht, zum Theil mit Gras bewachsen ist. Sandsteinblöcke ragen aus derselben hervor. Die freien Felsflächen zeigen neue interessante Verwitterungserscheinungen, nämlich bis handhohe, einen halben und mehr Quadratmeter grosse Pilze. Glänzend rothe, bis fingerdicke Krusten bedecken stellenweise den Fels; zuweilen ist ihre Oberfläche auch runzlich, wulstig knollig, wie Fladen- und Gekröselava.[3])

Je weiter man sich vom Plateaurande entfernt, um so mehr gewinnt die Vegetation an Boden, umsomehr verwittert dann auch das Gestein in rothen, sandigen Lehm oder lehmigen Sand, sogenannten Laterit.[4]) Derselbe enthält lokal auch schlackige Eisenkonkretionen. Grasland mit Affenbrod-, Oschur- und Butterbäumen, Fächerpalmen, Akazien und andere Bäume des Buschwaldes setzen die Pflanzendecke zusammen.

Die Abdachung des Hügels wird von zahlreichen Farmen und Ansiedelungen belebt. Das Dorf Kassa, der grösste auf seinem östlichen Abhang gelegene Ort, besteht aus etwa zwanzig bis fünfundzwanzig gedrängt neben einander stehenden Höfen, welche auch enge Pfade zwischen den Mattenzäunen frei lassen. Sie gruppiren sich grösstentheils um einen hohen Baobab, unter dessen breiter Krone der kleine Markt abgehalten wird.

Schlanke Bäume — ararobbe. h. — mit gefiederten Zweigen und papierdünner, leicht abziehbarer Rinde umgeben von innen die Mattenzäune und dienen ihnen zugleich als Stütze und Zierde. Ein gewundener Eingang verwehrt leider unserm neugierigen Auge den Blick in das Innere; nur die spitzen Grasdächer einzelner Häuser ragen über den Zaun hinweg. Der mohamedanische Haushalt gewinnt durch diese Mattenzäune einen abgeschlossenen Charakter, gleich dem englischen Hause.

Das Dorf liegt inmitten seiner Hirsefelder, deren vier bis fünf Meter hohe schlanke Halme Zäune und selbst Häuser überragen. Die grünen Rispen haben bereits Körner angesetzt und sehen in einigen Monaten ihrer Reife entgegen.[5]) Dazwischen stehen kleine Pflanzungen von Hibiskus, Indigo und Sesam, der dem Fingerhut ähnelt, während der einheimische Pfeffer an Zäunen und Feldrändern wild wächst, wie bei uns die ihm verwandte wilde Kartoffel. Kürbis- und Convolvulus-ähnliche Schlingpflanzen, welche die Mattenzäune umziehn

und sie mit zahllosen gelben, blauen und rothen Blüthen bedecken, haben einen wesentlichen Antheil an dem anmuthigen, freundlichen Eindruck, welchen diese Gehöfte machen.

Mit den Bewohnern des Dorfes waren wir bald bekannt geworden. Täglich kamen zahlreiche Verkäufer, um für unsere Küche Hühner, Reis, Hirsemehl, zuweilen als Leckerbissen auch Eier, Milch, Butter und Honig anzubieten. Zwar ist jeder von ihnen auf seine Abstammung als Fulla stolz, allein viel Fullablut dürfte in diesen Leuten nicht mehr fliessen; sie haben sich so stark mit Negern vermischt, dass bei manchen nur noch das lange, relativ schmale Gesicht und die lange Nase an die ursprüngliche Abstammung erinnert. Sie haben daher auch keine Veranlassung mehr, sich mit Stolz »Gelbe«[6]) zu nennen. Allerdings konnten wir auch reine Fulla beobachten, unter ihnen einen Gelben, der in auffallendem Grade den berühmten »wilden Blick« besass.[7]) Ihre Tracht ist die gewöhnliche mohamedanische; eine aus weissen Baumwollenstreifen[8]) zusammengesetzte Tobe, welche einem weiten Hemd mit noch weiteren Mönchsärmeln ähnelt, Pluderhosen und auf dem Kopfe eine weisse phrygische Mütze, nach Art der neapolitanischen Fischer, oder ein grosser Strohhut. Die Frauen, welche sich zwar mehr zurückhalten als die Männer, aber nirgends in orientalischer Abgeschlossenheit leben, tragen das übliche Frauenkleid, ein vier Ellen langes Stück Zeug, das unter den Armen übereinander geschlagen wird. Der rechte Zipfel wird auf der linken Seite eingesteckt.



Abb. 22. Kochtopf mit Herdstein in Kassa. (Nach Skizze.)

Unter diesem Kleide tragen sie noch ein um die Hüften gewickeltes Stück Baumwollenzeug. Die Männer rasieren sich den Kopf völlig, die Damenfrisur ist dagegen komplizirter. Sie besteht in einem Haarhelm auf dem Scheitel und je einer Haarwulst über den Schläfen. Der Helm wird oft unter einer Mütze verborgen. In den Ohrläppchen tragen sie hellgelbe, pilzförmige Holzpflöckchen, — Kibirita ful. sowie im rechten Nasenflugel eine kokette Perle oder einen Korallencylinder. Einige Armringe und ein Halsband aus Korallen oder Porzellanknöpfen an einer Schnur vervollständigen die Toilette und den Schmuck einer solchen Fullaschönen. Indess ist das weibliche Geschlecht auch hier launenhaft und manche strebt noch nach einer besonderen Zierde. Freilich gehört ein besonderer Geschmack dazu, ihre mit Gorunüssen und Tabacksblüthen roth gefärbten Zähne schön zu finden.

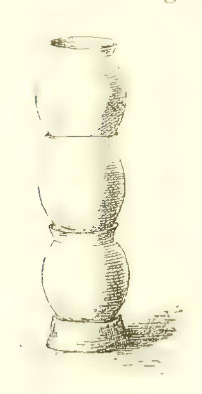


Abb. 23. Topfsäule in einem Hause in Kassa. Nach Skizze.

Kleine Kinder sieht man auffallend wenige, sie werden meist zu Hause gehalten. So lange sie klein sind, trägt die Mutter sie in einem Tuche auf ihrem Rücken, sowohl im Hofe, als auch auf dem Markt und bei der Feldarbeit,

und zwar so, dass das Kind auf den Hüften der Mutter reitet. Bekanntlich geht diese Sitte durch ganz Afrika.

Eines Tages begleitete ich einen unserer Freunde, einen Bürger des Dorfes, nach seiner Wohnung. Tagtäglich kam er an unserem Zelte vorbei; jedesmal begrüsste er uns mehrmals mit Händeklatschen und zahllosen stürmischen ssanu, auf dem Antlitz eine himmlische Seeligkeit, ein Entzücken, als gewähre ihm Allah durch unsern Anblick die höchste Gnade. Uebrigens theilte er diese Begeisterung mit noch einigen Anderen, besonders dem alten Madugu. In seiner hohen wackelnden Mütze, mit der langen Nase und dem Kinnbart hatte sein schmales Gesicht eine frappante Aehnlichkeit mit einem Hahnenkopf. Einst brachte dieser »Herr Hahn«, wie wir ihn kurz nannten, mir ein Huhn demuthsvoll als Geschenk, und als ich ihm dafür ein reichliches Gegengeschenk gab, war sein Entzücken maasslos und er bat um die Gunst, mich nach seinem Wohnsitz, einem mässig grossen Gehöft, führen zu dürfen. Durch einen gewundenen Gang zwischen Matten betraten wir den Hof, in welchem mehrere runde Lehmhäuser standen. Im Schatten eines geflochtenen Schutzdaches, das auf etwa sieben Fuss hohen Pfählen ruhte, kniete eine Frau und zerrieb auf einem Stein Durrhakorn. Auf der Oberseite des Daches waren Feldfrüchte zum Trocknen in die Sonne gelegt. In der Ecke stand ein thönerner Getreidespeicher. Ein solcher hat Flaschenform und ruht auf einem halben Dutzend kurzer, dicker Füsse, die selbst wieder auf Steinen stehen. Oben befindet sich in diesem Speicher eine runde, durch ein spitzes Grasdach verschlossene Oeffnung. Eine zweite Frau, welche in einem Mörser Hirse stiess, um sie von den Schlauben zu befreien, unterbrach bei dem Anblick des Fremden die Arbeit und nahm die offizielle Begrüssungshaltung ein, die darin bestand, dass sie mir den Rücken zuwandte und sich tief bückte, während sie die Hände auf die Knie stützte. Das Kind auf ihrem Rücken liess sich anscheinend durch diese Bewegungen nicht stören, sondern schlief ruhig weiter. Wir traten durch eine niedrige Thüre gebückt in das Haus. Erst allmählig gewöhnte sich das Auge an die Dunkelheit des Raumes. Von der Thüre führte auf einer Seite eine Lehmmauer zur Mitte des Hauses und begrenzte den Schlafraum, in welchem das Bett steht, ein rechteckiges, aus Ruthen zusammengesetztes, etwa dreissig Centimeter hohes Gestell. Wir nahmen auf der entgegengesetzten Seite auf einer geflochtenen Schlafmatte Platz.



Abb. 24. Fullafrau aus Kassa. (Haartracht von der gewöhnlichen Form abweichend.)
Nach Skizze.

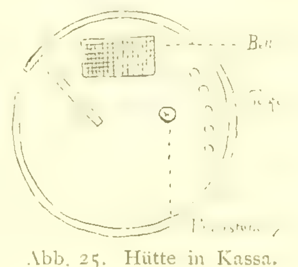


Abb. 25. Hütte in Kassa.
Nach Skizze.

Vor uns prasselte zwischen drei Herdsteinen ein flackerndes Feuer. Auf den Steinen stand ein dreibeiniger Topf, in welchem Erdnüsse kochten. Der

Rauch suchte sich durch die Thüre und die Ritzen des Grasdachs einen Ausweg und hatte das Holzgerüst und die Innenseite des Daches mit einem glänzend schwarzen Russ überzogen. An der Wand standen einige Säulen, gebildet aus mehreren in einander gestellten grossen Thonkrügen, darüber hingen an Stricken Kalabassen, Schalen und Flaschen. Im Hintergrunde der Hütte sass ein Sklave, in der Hand die »drehende Spindel«, vor sich auf den Knieen in einer Kalabasse einen Haufen flockiger Baumwolle, von welcher er einen kleinen Ballen an ein Stäbchen gesteckt hatte. Diesen Rocken hielt er in der linken Hand; mit der rechten zupfte und drehte er den Faden und schlang ihn um die Spindel, nämlich ein Holzstäbchen, welches an einem Ende mit einer Thonkugel beschwert ist. Dieselbe ermöglicht erst die Rotation. Beim Drehen des Fadens werden die Finger mit weisser Kreide eingerieben, welche durch Brennen von Knochen gewonnen wird. Im Sudan huldigen übrigens die Männer fast noch mehr als die Frauen der Göttin mit der goldenen Spindel. Die neugierigen Damen des Hauses lugten verstohlen durch die Thüre, kicherten und lachten über den närrischen Weissen, der nach so allbekannten Dingen wie ihr Hausgeräth, nach deren Namen und Gebrauch fragte; freilich mehr mit Zeichen als mit Worten. Wie gross war aber erst ihre Verlegenheit, als ich sie hereinrief, von ihrer Haartracht, ihren Schmuckgegenständen und künstlichen Toiletten eine Zeichnung entwarf und Notizen machte. Sie mochten das alles für eine Art von mágani h. — Zauberei — halten und wurden ganz ängstlich. Einige kleine Spiegel, die ich ihnen schenkte, stellten indess die Fröhlichkeit bald wieder her.



Abb. 26. Kornurne in Kassa. (Nach Skizze).

Abb. 27. Kornurne in Kassa. (Nach Skizze).



Abb. 28. Spindeln aus den Haussaländern. Flegelsche Samml. M. f. V. Berlin

Diesem freundlichen Abenteuer sollte jedoch bald das entgegengesetzte folgen. Einige Tage später waren wir nämlich mit unserm Proviant zu Ende und auf dem Markt gab es nichts zu kaufen. Da brachte mein gedachter Freund wiederum ein Huhn zum Verkauf, verlangte aber einen so hohen Preis, dass er abgewiesen wurde. Er kannte

unsere Lage, glaubte, wir müssten sein Huhn kaufen, wurde höhnisch und machte schliesslich einen solchen Spektakel, dass er halb mit Gewalt fortgeschickt werden musste. Das Gefühl, das hier zu Lande ein jeder dem Europäer entgegenbringt: wie kann ich Dich ausbeuten, war bei ihm zum Durchbruch gelangt.

Während der Regenzeit, wo das Thal überschwemmt ist, führt die Strasse von Yola zur Hulk über Kassa. Die Leute werden dann im Kanu zum Kassaberge übergesetzt. Manche interessante Karawane, die aus dem Innern Adamaua's kam und Elfenbein mitbrachte, passirte unser dicht an der Strasse gelegenes Lager. Doch hatte die Nähe des Weges auch seine Schattenseite. Hier zu Lande ist es nämlich Sitte, dass ein jeder ohne Anstoss zu erregen, sich zu völlig fremden Leuten hinsetzt und mit ihnen schwatzt. So wurde auch ich manchmal, wenn ich vor meinem Zelt sass, von neugierigen Gaffern belästigt, die sich ungenirt vor mich hinhockten und mich mit Händeklatschen und einer Fluth von ssanú und láfia bestürmten. Liess ich sie fortschicken, so waren sie überrascht und wenig erbaut. Selbst unseren eigenen Leuten haben wir die Unsitte, sich unaufgefordert zu uns zu setzen, nur allmählich abgewöhnen können.

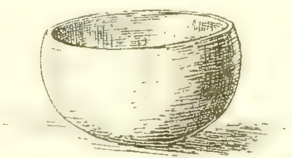


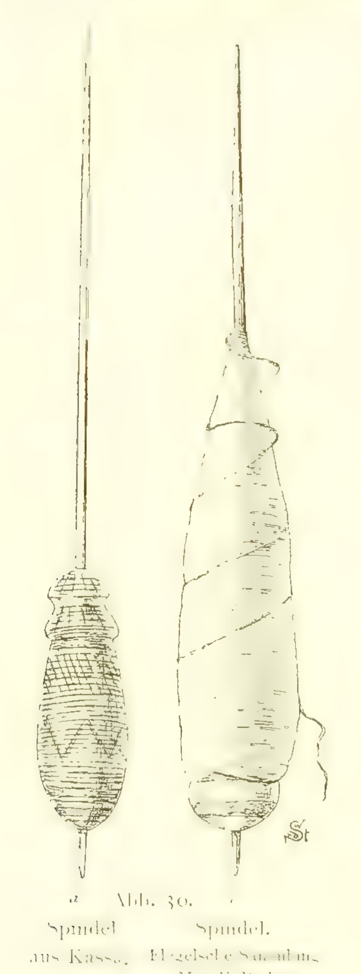
Abb. 29. Kleine Kalabasse für Knochenkreide.
[illegible]

Oft bekamen wir Besuch von Leuten aus dem »Bush«, welche angeblich die sonderbaren Fremden sehen wollten, in Wirklichkeit jedoch auf ein Geschenk spekulirten. Einer kam sogar in vollem Staat, hoch zu Ross mit arabischem Bocksattel und prächtigem Zaumzeug und bettelte um ein Paar Streichhölzchen. Waren es interessante malerische Gestalten, so bekamen sie ein kleines Geschenk, falls sie sich photographiren liessen. Die Habsucht überwand bei Vielen die Scheu vor der geheimnissvollen Manipulation, die sie für Zauberei hielten. Nur so habe ich mehrere ganz gute Photographien erhalten können.

Mit der ersten Sichel des Mondes rief allabendlich die Trommel die Mädchen und Frauen des Dorfes zu Gesang und Tanz zusammen. Sobald die Sonne unter den Horizont gesunken, ertönte in einem Nachbarhofe ein regelmässiger, monotoner Trommelschlag, welchem bald darauf der Chorus der Frauen folgte. Nach einer bestimmten, sich endlos wiederholenden Melodie, trägt eine Vorsängerin mit kreischender Stimme und mehr Begeisterung als Schönheit eine Strophe vor, welche der Chor nachsingt. Nun wird diese Strophe ein Dutzend Mal wiederholt, bis dieselbe Sängerin oder eine andere einen neuen Gedanken erfasst und ihn poetisch und musikalisch zum Ausdruck bringt. Dieser Negergesang hat keinesfalls Ueberfluss an Witz oder Scharfsinn, aber sie singen mit viel Behagen und mit noch mehr Ausdauer, immer nach derselben Melodie. Der Text wird meist improvisirt. Er bezieht sich auf Vorkommnisse des Tages, des Lebens des betreffenden Sängers, oder enthält noch häufiger eine neckische

Anspielung auf einen der Anwesenden, welche zuweilen stürmische Heiterkeit erregte. Von Zeit zu Zeit wird das Singen durch ein hohes, schrilles Geschrei der Weiber unterbrochen, das man am besten mit dem hitschernden Wiehern von Fohlen vergleichen könnte. Während des Gesanges ertönt unaufhörlich das taktmässige Bumbum der Trommel, die von einem Mann gerührt wird.

Die singenden Weiber stehen im Kreise und klatschen zuweilen in die Hände, gerade so wie beim Fandango in Sevilla. In ihrer Mitte bewegt sich eine Solotänzerin; kein Tanz in unserm Sinne, nur ein rhythmisches Bewegen und Drehen der Hüften und Beine, deren Bedeutung unzweideutig ist. Ist sie ermüdet, so tritt eine andere an ihre Stelle. Tänze von diesem Charakter gehen durch ganz Afrika. Ebenso allgemein scheint bei den Negern der Mond eine religiöse Bedeutung zu haben,[9]) denn immer nur wenn der Mond am Himmel stand, wurde gesungen und getanzt. Bei unsern Lagosleuten machte ich die gleiche Beobachtung bereits während der Fahrt auf dem Bénue. Die tanzenden Männer, und zwar Joruba und Popoleute gemeinsam, standen in einem Kreise und sangen unter Händeklatschen vielmals sich wiederholende Strophen. Auch hier fungirte ein Vorsänger. Plötzlich springt ein Mann aus dem Kreise in die Mitte, und macht mit Armen, Beinen und Rumpf blitzchnell aufeinanderfolgende, stossende Bewegungen, zur grossen Freude der Zuschauer. Besonders gross aber war der Jubel, als Einer sich zum Scherz sein Tuch wie ein Frauenkleid unter den Armen um die Brust wickelte, und als Frau tanzte.



a Abb. 30. b

Spindel aus Kassa. Spindel. Flegel'sche Sammlung M. f. V. Berlin

Auch die Umgebung des Dorfes lernte ich bald kennen, und als die ersten Pferde als Geschenk des Emirs eintrafen, vermochte ich auch weitere Ausflüge zu machen. So mancher Tag sah mich mit der Büchse auf der Schulter, in Begleitung des alten gutmüthigen Giwa, eines Joruba aus Ilorin, und meines Boys, der das kleine Herbarium trug, hinaus wandern. Anfangs führte der schmale Pfad durch die Anpflanzungen des Dorfes, zwischen hohen Durrha- und niedrigen Erdnussfeldern, die wie magerer Klee auf Stoppelfeldern aussahen. Auf dem abgeschwemmten lateritischen Sandboden liegen hauptsächlich die Farmen mit ihren Anpflanzungen zerstreut, bald einzeln, bald in Gruppen. Am Rande der sumpfigen Thalniederungen finden sich kleine Reisfelder. Dieselben bestehen aus einem Schachbrett von etwa einem

Quadratmeter grossen Feldchen, die durch kleine Bewässerungskanäle von einander getrennt sind. Die jungen Reispflanzen hatten noch völlig grüne Aehren.



Abb. 31. Vornehmer Fulla in K[illegible].

Nach Photographie.

In dem sumpfigen Boden gedeiht besonders die Collocasia — goasá. h. — vorzüglich, welche durch ihre gewaltigen länglich herzförmigen Blätter auffällt. Ihre faustgrosse, weiche Wurzel bildet ein beliebtes Nahrungsmittel.

Allenthalben waren auf den Feldern Antilopenspuren häufig, aber die schlanken rothbraunen Thiere sind nicht eben übermässig zahlreich.[10]) Meist sieht man sie einzeln, seltener in Trupps bis zu fünf Stück auf den Feldern weiden, aber schon von weitem entfliehen sie scheu mit graziösen Sätzen und verschwinden blitzschnell in dem hohen Grase. Man muss sich vorsichtig heranschleichen, um zum Schuss zu kommen. Nur einmal gelang es mir, ein junges Weibchen zu erlegen. Angeschossen habe ich mehrere, aber meine Begleiter verstanden es nicht, einer Spur zu folgen.

Schwärme von Tauben tummelten sich allerwärts auf den Bäumen und in den Feldern umher und waren ein dankbares Jagdobjekt, wenn besseres Wild fehlte. Ausser der kleinen blaugrauen Lachtaube gab es noch zwei grössere Arten, die eine isabellenfarben mit zitronengelbem Bauch, die andere rothbraun und blaugrau, mit weissen Flecken und rothen Fleischwarzen um die Augen. In den sumpfigen Thalniederungen waren Pfauenkraniche, verschiedene Arten von Reihern und Störchen häufig. Interessanter war aber die Jagd in den felsigen Parthien des Berges. Einmal überraschte ich eine Schaar rothgrauer Affen — Cereopithecus tantalus. — Ein altes Männchen, das neugierig über einen Felsblock guckte, schoss ich herab, worauf die wohl fünfzig Stück zählende Heerde in wilder Flucht den Berg hinabjagte. Noch lange konnte ich sie von oben beobachten.

Das felsige Terrain ist auch der Lieblingsaufenthalt der Perlhühner, die von diesen kühlen Verstecken aus Abends die Felder besuchen. Noch lebten sie paarweise und ihre Jagd war daher weniger einfach als später. Lautlos, mit grosser Geschwindigkeit huschen sie durch das hohe Gras und sind blitzschnell zwischen Felsblöcken verschwunden. Die scharfen Augen meiner Leute sahen sie zwar sehr gut, bei mir verging indess erst einige Zeit bis ich es gelernt, in dem Grase die langgereckten Hälse und zwischen den grauen Steinen die gleichfarbigen Körper zu erkennen. Auch vertragen die zähen Thiere einen tüchtigen Schuss. Leichter ist die Jagd, wenn man Abends ihren lockenden Tönen nachgeht und sich an die Bäume heranschleicht, auf denen sie sich mit Einbruch der Dunkelheit zur gemeinsamen Nachtruhe versammeln.

Am 19. September sollte ein unerwartetes Ereigniss das ganze Dorf in Aufregung und Schrecken versetzen. Bereits am Tage vorher hatte ich über dem Thal, aber nördlich des Bénue, braune Wolken bemerkt. Als ich am folgenden Nachmittage einen Gang nach Westen machte, gerieth ich mit einem Male in einen Heuschreckenschwarm hinein. Welch ein Schwirren und Sausen, Kribbeln und Wibbeln! Zu Millionen sausten sie durch die Luft, tausende sassen am Boden auf dem Gras, auf Büschen, Baumen und Felsen, mit Vorliebe um Pfützen und auf feuchtem Boden. Hunderte wirbelten bei jedem Schritt auf; denn sie sind sehr scheu; auch die fliegenden biegen stets vor dem Menschen aus. Der Schwarm mochte vierzig Meter hoch sein. Auf den Feldern liefen die Frauen wie toll umher, schrieen, trommelten mit Stöcken auf Kalabassen, schwenkten grosse Tücher und suchten so den Schwarm zu verscheuchen. Ihre Aufregung

über die ungebetenen Gäste war allerdings begreiflich. An dem Rande des Dorfes war der Schwarm plötzlich wie abgeschnitten. Bald überfluthete jedoch von Nordosten her ein zweiter kleinerer Schwarm das Dorf selbst. Es dauerte drei Stunden, bis die letzten Nachzügler vorbeigeflogen waren. Die Fluggeschwindigkeit mochte die eines trabenden Pferdes sein, also ungefähr eine Meile in der Stunde betragen. Demnach muss der Schwarm mindestens drei Meilen lang gewesen sein. Am Nachmittag war er in der Ebene westlich von Yola sichtbar und seine Breite konnte auf annähernd eine Meile geschätzt werden. Der Schaden, welchen die Heuschrecken dem Dorf zugefügt, war nicht grade gross; sie waren nirgends dauernd sitzen geblieben, hatten also auch nicht viel verzehren können.

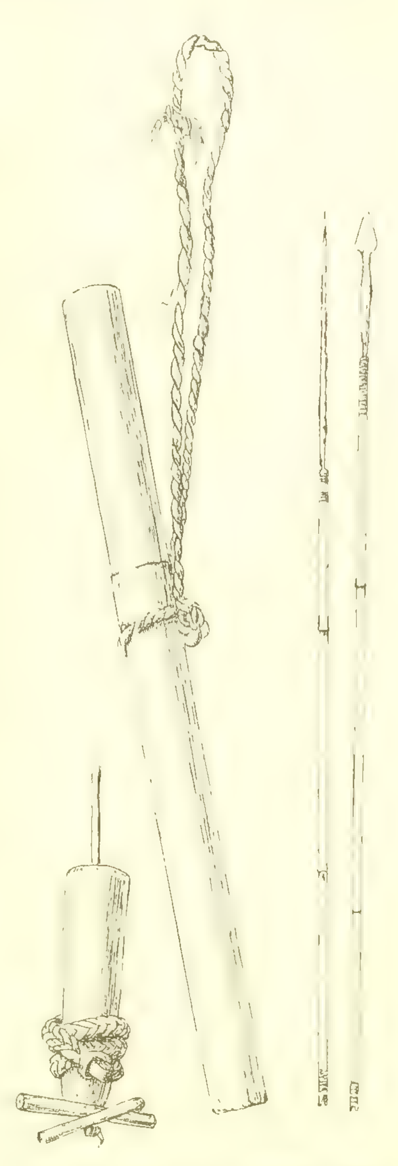


Abb. 32. Kocher aus Hirserohr nebst Pfeilen und Daumenringapparat aus Kassa.
M. f. V. Berlin

Dieser Tag bereicherte unsere Küche mit einem neuen Gericht, nämlich mit Heuschrecken, welche Uechtritz höchst eigenhändig à la Südwestafrika röstete. Flügel und Beine werden abgerissen und die Thiere mit einem Stöckchen auf glühenden Kohlen in der heissen Asche zwei Minuten lang hin und her gerollt. Sie schmecken etwas fade und bitterlich; eine Delikatesse sind sie keinesfalls. Uebrigens werden sie hier nirgends vom Volk gegessen; auch unsere Leute sahen mit ungläubigem Staunen der Zubereitung dieses neuen Nahrungsmittels zu.[1])

Der Monat September nahte seinem Ende, die astronomischen Beobachtungen waren abgeschlossen, die Expedition reisefertig. Die Anzahl der Lasten betrug einhundertvierundvierzig Stück, wir hatten aber nur circa siebenzig Träger. Die vom Komitee bewilligten Mittel gestatteten nicht, eine grössere Zahl zu engagiren und wir mussten daher den billigeren Transport mit Lasteseln versuchen. In der nächsten Umgebung waren keine Esel zu haben. Zwar weideten mehrere dieser begehrten Thiere täglich in der Nähe des Dorfes vor unseren Augen, immer begleitet von einer Schaar schwarzer Madenhacker, die graziös auf ihren Rücken balancirten, aber alle diese trefflichen Thiere gehörten leider dem Emir, der sie dem Dorfschulzen nur zur Aufbewahrung anvertraut hatte.

Von Yola her waren wegen der Ueberschwemmung der Wege keine Esel zu erwarten. Unsere einzige Hoffnung, sie vom Nordufer zu bekommen, wo sie zahlreich sein sollten, erwies sich auch als eitel. Zwar kamen fünf Thiere zum Verkauf, mussten aber des hohen Preises wegen zurückgewiesen werden. Da nun allgemein behauptet wurde, in Garua wären Esel im Ueberfluss vorhanden, so wurde beschlossen, dorthin zu gehen und den Ueberschuss an Lasten in Kanus zu befördern. Ein solcher Entschluss ist in Afrika allerdings weniger einfach auszuführen als in Europa. Dazu bedurfte es erstens der Erlaubniss des Sultans, überhaupt abreisen zu dürfen, zweitens der Erlaubniss, gerade nach Garua abreisen zu dürfen, drittens der Erlaubniss, Kanus und Trager, deren wir noch benöthigten, miethen zu dürfen, viertens eines für ganz Adamaua gültigen Geleitschreibens des Sultans an seine Vasallen. War die Erlaubniss, allen diesen Wünschen entsprechend, wirklich ertheilt, so kamen noch hinzu die Verhandlungen um das Miethen der Boote zum Transport unseres Gepäcks nach Garua, was auch Zeit erforderte.

Am 24. September pilgerte denn Audu nach Yola, um dem Minister unsere Wünsche vorzutragen. Er fand ihn apathisch auf seinem Lager liegend und der hohe Herr hörte kaum auf das, was jener sagte. Als Audu aber einfliessen liess, er werde auch ein extra schönes Stück Zeug bekommen, richtete sich der Akal hoch auf, zog ihn dicht an sich heran und war nun ganz Ohr. Sein Bescheid war, wir könnten Kanus und Leute miethen, so viel wir wollten, auch nach Garua dürften wir gehen und den Geleitsbrief würde der Emir sicher ausstellen; übrigens habe auch er die Absicht, uns noch ein Pferd zu schenken. Beim Abschied zeigte er Audu auch wirklich das Ross, welches er morgen übersenden wollte. Als Audu aber erklärte, einen so hässlichen alten Gaul werde sein Master schwerlich annehmen, äusserte er gnädig, dann werde er ein anderes schicken. Natürlich kam nichts. Die Verhandlungen mit unserem Dorfschulzen, der die königlichen Kanus verwaltete, sowie mit den Bootsleuten begannen nun sofort und nach sechstägigen Bemühungen wurde die Miethe für drei Kanus um den Preis von zwölf Stück Baft à vierzehn Yard und vier Sack Salz perfekt gemacht. Das Essen für die Bootsleute musste extra gezahlt werden.

Zwei Tage nach jener Audienz Audu's bei dem Akal begab sich Uechtritz selbst nach Yola. Der Herr Kriegsminister empfing ihn höchst ungnädig: der König erlaube nicht, nach Garua zu gehen; er habe gehört, wir wollten nach Bagirmi, das werde er nie und nimmer gestatten. Zahlreiche feindliche Stämme wären zu passiren und er wolle nicht, dass seinem Freunde etwas zustiesse. Nach Bornu dürften wir auch nicht, denn mit diesem Reiche lebe er in Feindschaft. Von einer Abreise und einem Geleitsbrief könne erst recht keine Rede sein, dazu wären unsere Geschenke viel zu schäbig gewesen. Die Zuhörer, die das Haus erfüllten, murmelten Beifall bei diesen Worten, die ihnen so ganz aus der Seele gesprochen waren. Uechtritz erwiderte: Er habe stets erklärt, keine

grossen Geschenke machen zu können; denn er handle nicht mit Elfenbein wie Wallace, habe auch nicht zwei Schiffe wie Mizon. Akal aber habe am wenigsten Veranlassung seine Geschenke zu tadeln, er habe grosse Versprechungen gemacht und kein einziges gehalten. Fünf Esel habe derselbe schicken wollen und bis jetzt sei nichts angekommen, als ein alter magerer, zäher Hammel, den unsere Leute sogar verschmäht hätten. Er sei ein Lügner und gemeiner Schuft. Basta! Der Ehrenmann streckte die Arme gen Himmel und schwor bei Allah und dem Alkoran, er habe keine doppelte Zunge; was er versprochen, werde er halten. Uechtritz erklärte darauf, er wolle mit ihm allein reden, und sofort schickte Akal sämmtliche Zuschauer hinaus.



Abb. 33. Kalabassen, roth und gelb gemalt, aus Kassa. M. f. V. Berlin

Ich möchte hier bemerken, dass Audu bei allen Audienzen und Verhandlungen als Dolmetscher fungirte. Es wurden ihm im Allgemeinen die Gesichtspunkte einer Rede, ungefähr in obiger Form, angegeben, er selber hielt sodann über die betreffenden Punkte einen fünf bis zehn Minuten langen Vortrag mit überzeugender Eindringlichkeit und entsprechendem Mienenspiel. Die Neger sind eben, wie die Südeuropäer, geborene Redner und Schauspieler.

Als alle überflüssigen Ohren entfernt waren, fuhr Uechtritz fort: er wisse ja, Akal sei ein Ehrenmann und allmächtiger Minister. Wenn er (Akal) wolle, werde der Sultan zu Allem seine Zustimmung geben. An Belohnung und Geschenken werde es nicht fehlen. Akal versprach denn auch sofort, noch heute zum Sultan zu gehen; morgen werde sein Herr wohl den Weg nach Garua freigeben und übermorgen könne dann Uechtritz mit Geschenken zur Abschiedsaudienz kommen. Wenn derselbe sich nur stets an ihn direkt wenden und die nöthigen Geschenke mitbringen wolle, werde sich alles sehr schnell erledigen; auch das versprochene Pferd werde morgen eintreffen. Letzteres wagte Uechtritz indess zu bezweifeln, und so trennten sie sich.

Am folgenden Tage (27. September) erschien von Akal ein Gesandter, zwar nicht mit einem Pferde, wohl aber mit der Nachricht, der Weg nach Garua sei frei, Akal verlange dafür fünf Stücke guter Stoffe. Uechtritz erwiderte, er selber käme morgen mit den Geschenken nach Yola. Mit mehreren Stücken Satin, Lacesstripes und Baft für Akal und einem arabischen Buch, die Makamen des Hariri, ging er am nächsten Tage zum Minister. Als Audu während des Besuches das Buch überreichen wollte, sprang Akal mit lautem Allahgeschrei vom Bett auf, warf sich auf die Erde, wusch Hände und Gesicht mit Sand und

wagte dann erst mit frommer Scheu das heilige Buch in den vorgehaltenen Falten seiner Tobe zu empfangen. Die Erklärung, das Buch sei gar kein Koran, vermochte nicht seine Gefühle herabzustimmen. »Der König«, rief er aus, »wird über dieses Geschenk mehr erfreut sein, als über alle Deine geschenkten Kleider und Dir sicher ein Pferd als Zeichen seiner Gunst senden«. Natürlich war die ganze Scene eine Komödie. So wurde denn auch sofort die Audienz von der Schenkung von Sammet und Brokat abhängig gemacht; Seidenzeug verschmähe der Sultan. Uechtritz meinte, er wolle gern Sammet und auch einige Säcke Salz geben, falls der Emir ein schönes Reitpferd schicke.

Am nächsten Tage (29. September) erschienen drei starke Männer mit einem kleinen alten Rappen, der auf dem Rücken eine Wunde hatte, »als vorläufiges Geschenk«. Sammet und Salz wollten sie sofort in Empfang nehmen. Uechtritz liess ihnen indess sagen: beides bekäme Akal erst, wenn er ein anständiges Pferd geschickt haben würde. Am anderen Morgen kam denn auch ein grosses, starkes, feuriges Pferd, angeblich als persönliches Geschenk des Ministers. Der Bote bestellte zugleich, Akal sei auf der Hulk und werde über Kassa nach Yola zurückkehren. Mittags erschien er auch mit grossem Gefolge. Sein missvergnügtes Gesicht erhielt durch eine geschwollene Backe gerade keinen heitereren Ausdruck. Er hatte wegen Zahnschmerzen die ganze Nacht nicht schlafen können und verlangte verdriesslich nach Medizin. Ich proponirte ihm, die Wurzel auszuziehen, doch hatte er dazu keine Lust. So begnügte ich mich, ihm etwas Opium und für die Nacht Morphium zu geben. Natürlich wird er wohl aus Furcht vor Vergiftung nichts angewendet haben. Den versprochenen Sammet nahm er mit gleichgiltiger Miene in Empfang, für den Sultan verlangte er ausserdem noch ein Bündel Strickseide. Aber das Salz! Dasselbe musste erst von der Hulk geholt werden. Der Headman wurde deshalb sofort mit einem »Buch«, d. h. einer Anweisung, auf fünf Sack dorthin geschickt, Weil nun das Salz noch nicht da war, liess sich Akal nur durch ein zweites Bündel blauer Strickseide dazu bewegen, Uechtritz bereits heute zu einer Audienz beim König einzuführen. Es drängte die Zeit, denn der Sultan wollte morgen auf fünf Tage nach seinem Sommerpalais in Gíre gehen. Auf einem Pferde des alten Madugu ritt er von dannen. »Aber, dass Du auch ja das Salz mitbringst!« lauteten seine Abschiedsworte. Da es schon zu spät geworden war und das Salz nicht ankam, musste Uechtritz ohne dasselbe nach Yola gehen, nahm aber einige Stücke guter Stoffe und einen Koran für den Emir mit. Als dann die Säcke bald darauf im Lager ankamen, schickte ich sie mit einigen unserer Leute sofort nach. Auf dem Wege zum Sultan sah Uechtritz in der Stadt mehrere Leute in französischer Uniform mit französischen Gewehren und einen Mann mit französischer Trommel einherstolziren. Weiber gingen mit Körben voll Lebensmittel durch die Strassen; man traf die Vorbereitungen zu einem »Feldzug« gegen die Heiden. Als Uechtritz ohne Salz erschien, erhob Akal lautes Jammergeschrei, ging aber schliesslich doch zum Sultan. Die Audienz fand dieses Mal in einem viereckigen Palast statt, in welchen ein langer Gang mit

Seitengemächern führte. Derselbe endete in einen Hofe, in welchem der König auf runder Matte unter einem Schattendach sass. Nach den üblichen Begrüssungen dankte Uechtritz für die Geschenke und die Erlaubniss zur Abreise, wünschte dem Sultan langes Leben und schloss mit der Bitte um den Geleitsbrief. Der hohe Herr nahm die Rede beifällig auf, erklärte aber, den Brief müsse er selber schreiben, da sein Minister weder schreiben noch lesen könne; dafür verlange er aber zwei Stücke Goldbrokat. Da aber vorgeblich nur noch ein Stück davon vorhanden war, wurde statt dessen gnädigst ein Stück weissen Brokats angenommen. Ein aufziehendes Gewitter verkürzte die Dauer der Audienz. Als man in Akal's Hause anlangte, war das Salz noch immer nicht da und Akal ausser sich. Da aber versichert wurde, es müsste noch heute kommen, schickte er Leute mit, um dasselbe eventuell sofort in Empfang zu nehmen. Am Landungsplatz kamen auch gerade die Kanus mit dem Salz an. Drei Säcke gingen zu Akal, zwei waren für Würdenträger bestimmt, welche selbst an das Ufer gekommen waren, um es in Sicherheit zu bringen. Trotz der hohen Turbane, Prachtgewänder und stolzen Schwerter luden die beiden vornehmen Herren, angesichts des beginnenden Regens, die Säcke auf ihre Häupter und trabten im Schutze der Dunkelheit der Stadt zu. Der Tornado brach los, gerade als Uechtritz auf dem Wasser war. Völlig durchnässt erreichte er unser Lager.



Abb. 34. Wasserkühler aus Eggan.
1/4 nat. Gr. Flegel'sche Sammlung. M. f. V. Berlin.
Am Niger und Benue bei den Europäern allgemein im Gebrauch.

Audu brachte am folgenden Tage das ausbedungene Geschenk nach Yola und für den Minister noch einen Operngucker, um welchen dieser flehentlich gebeten hatte. Abends berichtete Audu, der Sultan habe ihn persönlich empfangen und sei mit dem Geschenk sehr zufrieden gewesen; dann habe er ihm den Geleitsbrief übergeben und erklärt, noch ein weisses Pferd schicken zu wollen. Der Ueberbringer, ein Mann mit einer Marke auf der linken Backe, solle dafür ein Stück Zeug als Botenlohn erhalten. Wir müssten aber noch drei Tage warten. Während der Audienz ereignete sich, nach weiterer Mittheilung Audu's, noch folgender heitere Zwischenfall. Akal hatte das geschenkte Opernglas in die Brusttasche seiner Tobe gesteckt. Der Sultan bemerkte die Verdickung seiner Tasche und fragte seinen Minister, was er in derselben habe. — »Nichts«. Der Despot zog ihn jedoch am Gewande zu sich heran, schnitt mit seinem Dolch die Tasche von aussen auf, nahm zufrieden lächelnd das Glas heraus und liess es in seinem eigenen Busen verschwinden.

Es war unklar, warum wir noch drei Tage warten sollten; der Madugu rieth aber dringend zu bleiben. Wir benutzten den unfreiwilligen Aufenthalt, um die Sendung nach Europa fertig zu stellen, Briefe zu schreiben und Abschiedsbesuche auf der Hulk zu machen. Von den Haussa waren wirklich vier davongelaufen, einer wurde, weil schwachsinnig, entlassen. Der Verlust konnte indess durch Neuanwerbungen in Yola leicht gedeckt werden. Die Kanus wurden am dritten Oktober von Uechtritz beladen und gingen unter Leitung des Madugu und zweier Kranken nach Garua ab. Am Abend des dritten Wartetages kam endlich das Geschenk des Sultans, ein sechsjähriger Fliegenschimmel. Der Ueberbringer bekam sein Stück Baft, verlangte indess noch zweihundert Kauris dazu als Fährgeld für die Kanuleute und erhielt sie. Natürlich hatte er aber als Königsbote freie Fahrt gehabt.

Unserer Abreise, die auf morgen festgesetzt war, stand nun nichts mehr im Wege.



V. KAPITEL.

Von Yola nach Garua.

Zwei Wege führen von Yola nach Garua. Der eine bleibt auf dem Südufer des Benue und ist in der Regenzeit sehr sumpfig; der andere setzt sofort auf das Nordufer über und ist trockener. Er wurde deshalb zu unserer Weiterreise gewählt. Am Morgen des 5. Oktober sollten sich die Leute in aller Frühe versammeln, sie kamen aber, wie immer, nur langsam zusammen und es wurde viel Zeit verloren. Der Headman der Lokodjaleute, Gombo, ein kleiner, aber herkulisch gebauter Mann, zog es vor, überhaupt nicht zu erscheinen. Wir waren über seinen Verlust nicht eben betrübt; denn abgesehen davon, dass er nur Haussa sprach und wir deshalb nicht direkt mit ihm verhandeln konnten, war er auch ein ebenso feiger als wühlerischer Patron. In Kassa kam er mehrmals mit thörichten Forderungen, wie z. B. monatlicher Auszahlung der Leute, und unsere Gewehre entsetzten ihn so, dass er noch am letzten Tage davon lief. Audu wurde zu seinem Nachfolger proklamirt. Gegen acht Uhr war endlich Alles zum Aufbruch bereit. Die Bewohner von Kassa hatten sich in Schaaren versammelt und rissen sich, zugleich mit unseren Leuten, wie die Aasgeier um die werthlosen Ueberbleibsel, wie alte Holzkisten, Flaschen, Packpapier, Patronenhülsen und Anderes. Der hitzigste Kampf tobte aber um ein paar alte Hosenträger, die ich als werthlos weggeworfen hatte. Der glückliche Sieger, ein Popomann, trug sie später stolz an Sonn- und Festtagen in Garua.

Der Marsch ging nach Norden über den Kassaberg zu einem unterhalb Kassa gelegenen Dörfchen, wo das Boot von der Hulk und einige Kanus die Ueberfahrt über den mehr als einen Kilometer breiten Strom bewerkstelligten. Einige Schwierigkeiten bereitete das Uebersetzen der sechs Pferde, die hinten an das Boot gebunden und mit Schlägen in den Fluss getrieben wurden. Im Wasser legten sie sich auf eine Seite, stöhnten, schnaubten und strampelten, so dass sie am Zügel und an der Mähne emporgezogen werden mussten. Halb todt erreichten sie das andere Ufer. Um halb drei Uhr Nachmittags war die Ueberfahrt beendet und bald nach drei Uhr setzte sich die Karawane

in Bewegung. Bereits nach fünfundzwanzig Minuten passirten wir ein kleines Dorf und stiegen den etwa dreissig Meter hohen Sandsteinberg hinan, den Ausläufer des westlichen Flügels jener geborstenen Falte, welche das Bägelegebirge bildet. Von dem obersten Rande des steilen Abhangs geniesst man den letzten Blick über das grüne Thal, den blauen Strom und die fernen Gebirge. Nur noch als schwarzer Punkt winkte die Hulk zu uns herüber: der letzte europäischen Scheidegruss; dann tauchten wir in den grünen Buschwald hinein, welcher das Land weit und breit bedeckt. Der Abhang der Falte, deren hoher Kamm rechts sichtbar ist, senkt sich allmählich nach Westen; kleine Bäche und Sümpfe kreuzen oft den schmalen Flusspfad. Gegen halb fünf Uhr kündigten Hirsefelder die Nähe des Dörfchens Linyi[1]) an, und nach einer halben Stunde hielten wir in einem grösseren Ort Leinde.[2])

Auf dem freien Platze im Dorf, den wir als Lagerplatz gewählt, entfaltete sich schnell ein bewegtes Bild. Hier wurden die Lasten auf einen Haufen gethürmt, dort die Zelte aufgeschlagen. Schaaren Neugieriger drängten sich heran und mussten mehrmals bei Seite geschoben werden. Schnell flackerten kleine Feuer empor, an denen die Lagosleute ihr Abendessen zu kochen begannen, während die Haussa im Dorf Unterkunft zu finden suchten. Es war bereits dunkel, als die Zelte endlich standen, aber noch länger mussten unsere hungerigen Seelen auf das kärgliche Abendbrod warten. Es dauerte gar lange, bis der vielgeschäftige Audu ein Huhn zu hohem Preise erstanden hatte, denn wir waren sofort das Opfer afrikanischer Spekulation geworden. Der Bürgermeister brachte uns zwar einige Kalabassen Durrhabrei, wir überliessen indess diese für europäische Magen schwerverdauliche Nahrung unseren Leuten. Es war spät, als wir zur Ruhe gingen. Im Lager war bereits alles still; um die abgebrannten Feuer lagen auf ihren Schlafmatten in Decken eingewickelt die Leute und schnarchten. Dann und wann richtete sich einer auf, um die abgebrannten Aeste nachzuschieben und die Gluth wieder zu entflammen. Mehrmals verursachten auch die angebundenen Pferde in der Nacht Störung, indem sie sich lossrissen, in die Zeltstricke liefen und sich zu beissen begannen. So endigte unser erster Marschtag.

Bereits um sieben Uhr Morgens waren wir wieder unterwegs und erreichten nach dreiviertelstündigem Marsch zwischen Hirse- und Kassadafeldern den grossen, gegen dreitausend Einwohner zählenden Ort Gíre,[3]) der von einem hundert Meter breiten, jetzt fast trockenen Flusse durchströmt wird. Rechts hat man auf einen Kilometer Entfernung die Kette des Bägelegebirges. In Gire sollten wir bis zum Nachmittag warten, damit die Leute für den Tag Essen einkaufen konnten. Ich benutzte den Aufenthalt, um mir die Stadt anzusehen. Die Gehöfte besassen hier vollständig den Charakter derer in Kassa, nur dass sie grösser und wohlhabender waren. Auch haben statt eines einfachen Mattenganges die wohlhabenden Gehöfte ein besonderes Eingangshaus — sáuri. h.; sauléru. ful. — das zuweilen mit Arabesken verziert ist. Neu war nur der Marktplatz — Kasúa. h. Derselbe ist ein offener Platz auf dem Südufer des Flusses und wird von zahl-

reichen Markthütten — rimpá. h. — bedeckt, das heisst von einfachen, platten Grasdächern, die auf sechs bis acht krummen Aesten von eineinhalb Meter Höhe ruhen. Die Hütten selbst sind bis zwanzig Fuss lang und in langen Reihen angeordnet. Diese Art von Marktplätzen findet man in ganz Adamaua. Est gegen Mittag[4]) entwickelte sich auf dem Markte ein lebhafter Handel, an dem sich unsere Leute eifrig betheiligten. Die Bevölkerung besteht aus Fulbe und Haussa nebst unterworfenen Sklaven vom Stamme der Batta. Die Frauen hatten vorwiegend die Fullafrisur, nämlich einen Raupenhelm mit seitlichen Scheuklappen, daneben die Fullamütze,. die später beschrieben werden soll. Sie strömten in Schaaren zu dem Lagerplatz, um in Kalabassen ihre Schätze wie Hirsemehl, Reis, Kassada u. a. feilzubieten. Die Zahl des blos zuschauenden Publikums war ebenfalls sehr gross, besonders wimmelte es von zahllosen nackten Kindern. Als ich im Flussbett mit dem Theodolithen eine Zeitbestimmung machte, war ich von einem dichten Kreise umgeben, der aber augenblicklich auseinanderstob, wenn ich einmal das unheimliche Zauberinstrument auf die Menschen richtete oder rasch auf sie zutrat; die Kinder flohen natürlich mit lautem Geschrei. Das Mittagessen nahmen wir in einem Hofe ein, unter den Augen von einigen hundert Gaffern, die durch die Fugen des Mattenzaunes und von den Bäumen herab die fremdartigen Geschöpfe anstaunten. Europäische Stühle, unsere Sitzweise, Messer und Gabeln, Teller, Alles war ihnen neu und kam ihnen jedenfalls sehr komisch vor.

Um halb drei Uhr brachen wir auf; natürlich dauerte es auch dieses Mal geraume Zeit, bis unsere kauflustigen Leute, welche sich auf dem Markt zerstreut hatten, zusammen gebracht waren. Der ausgetretene Pfad führte durch offenes, meist mit Feldern bedecktes Land; rechts lagen die Kuppen des Bágelegebirges, links die weite, bis zu den Wrightbergen reichende Ebene, vor uns die geborstene Falte des Hossére[5]) Dólle mit der Diginnuspitze, welche die Fortsetzung des Bágelegebirges nach N.-O. bildet.

Hinter dem grossen Ort Uro[6]) Dólle mit etwa fünf- bis sechshundert Einwohnern biegt der Weg mehr nach Osten um und überschreitet zwischen beiden Gebirgen einen steinigen, etwa sechs Kilometer breiten Pass. Der unfruchtbare, steinige Boden ist, wo nicht blanker Fels ansteht, mit dünnem Buschwald bestanden. Der Pfad stellt eine bis einen halben Fuss tiefe, einen Fuss breite Rinne im Sandsteinfels vor, welche im Laufe der Zeit von den nackten Sohlen der Wanderer ausgescheuert ist; für die Pferde natürlich ein sehr beschwerlicher Weg. Aber der Himmel drohte mit Regen und wir trieben die Thiere an. Um halb sechs Uhr erreichten wir glücklich Diginnu, einen Ort von etwa dreissig bis vierzig Höfen mit drei- bis vierhundert Einwohnern, ausschliesslich Kanuri.[7]) Während die Zelte auf einem Felde aufgeschlagen wurden, nahm ich von dem baumlosen Bett des Flüsschens aus noch schnell eine Rundzeichnung und Peilung der Berge vor

Beim Aufbruch der nächsten Tage hatte sich ein Haufe von Männern aus Digínnu am Lagerplatz versammelt, durchweg Leute mit breiten plumpen Negergesichtern und mächtigen Schädeln, ganz so, wie Barth und Nachtigal die Kanuri

in Bornu geschildert haben.[8]) Als Stammeszeichen besass ein jeder auf der Mitte der Stirn einen schwarzen, senkrecht bis auf den Nasenrücken herablaufenden Strich. So lange der Weg durch das Sandsteingebiet führte, waren zerstreute Höfe mit Anpflanzungen häufig; Butterbäume, Baobabs und Bäume mit lanzettförmigen, harten Blättern — bauschi h. — bildeten den lichten Buschwald, in welchem das Gras hoch wucherte. Gegen neun Uhr verliessen wir den lateritischen Sandboden und betraten die alluviale Ebene des Benuethals. Damit hatten wir das Bagelegebirge, welches bis dicht an den Benue herantritt, umgangen. Die Scenerie änderte sich. Hellgrauer Thonboden tritt an die Stelle des Sandbodens; das Gras wird niedrig und spärlich und ist stellenweise ganz verdrängt von dürren Pflanzen mit graubraunen, asterähnlichen Blüthen — alkámaturúa h. — und damfárgami h. Der lichte Buchwald besteht vorwiegend aus dornigen Bäumen und Sträuchern, langstachligen Akazien mit gelben Blüthenköpfchen und rothbrauner oder gelbrother Rinde — káia und palarkáia. h. —, aus Zizyphus — kúrna. h. — und Capparis — nakorra h. dyadyiye ful. — Häufig ist ferner ein Baum, Balanites aegyptiaca — adúa. h., tángue. ful., bído. kan. — mit langen grünen Stacheln und je zwei kleinen runden Blättchen an der Basis derselben. Seine grünen Zweige hängen lang herab. Die Früchte, welche ich erst später kennen lernte, werden gegessen.

Streckenweise tritt der nackte hellgraue, harte Thonboden glatt und eben wie eine Tenne zutage; hier sind dann hellgraue thurmartige Termitenbauten von sechs bis zehn Fuss Höhe häufig, oft um kleine Bäume angelegt; viele nur noch verlassene Ruinen. Der spülende Regen hat die vertikalen runden Gänge, welche in die Tiefe führen, freigelegt und den Bau zu bizarren Spitzen und Zacken ausgewaschen.

Kein Hof, keine Ansiedelung unterbrach die Wildniss, nur ein isolirter niedriger Berg, der rechts liegen blieb, gewährte einige Abwechslung. Auch der Blick auf die Gebirge war meist durch den Buschwald verdeckt. Kurz vor unserem Tagesziel, dem Dorfe Bulkúttu,[9]) öffnete sich eine freie, fast baumlose Ebene, auf welcher der Ort liegt.

Vor dem Dorf, das etwa vierhundert Einwohner zählt, wurde Halt gemacht. Uechtritz ritt voraus, um ein Gehöft als Lagerplatz auszusuchen. Denn so lange Gewitterregen zu befürchten waren, übernachteten wir des Gepäcks und der Leute wegen möglichst in den Ortschaften selbst. Nachdem ein geräumiger Hof mit mehreren Hütten ausfindig gemacht worden, waren auch bald die Zelte in dem Hofraum aufgeschlagen und wir untergebracht.

Am Nachmittag unternahm ich noch einen Ausflug nach dem isolirten Berge, welcher sich aus der Ebene des Benuethals erhebt. Zu meiner Ueberraschung war derselbe ein aus Nephelinbasalt bestehender Domvulkan, dessen Abhänge eckige Gesteinsstücke bedeckten. Lateritbildung war nirgends zu beobachten. Von dem grasigen Gipfel hatte ich einen prachtvollen Rundblick über das breite Thal, den Fluss und die Gebirge. Der Punkt war zu kartographischen Aufnahmen wie geschaffen, und ich verfehlte nicht, ein Messtischblatt von hier aufzunehmen.

In einem der Häuser unseres Gehöftes, in welchem der Koch die Kuche etablirt hatte, fand ich eine bisher noch nicht beobachtete Vorrichtung zum Mahlen des Korns. Abgesehen von einem Mittelpfahl, der das Dach stützte, befand sich an der Wand ein etwa ein ein fünftel Meter hoher Herd aus Lehm mit trapezförmiger platter Oberfläche und erhabenem Rand. Auf dieser Herdplatte waren einige glatte Steinplatten aufgeklebt, auf denen das Korn gerieben wurde. Solche Mahlherde findet man in den meisten grösseren Orten Adamauas. Sie haben den Vortheil, dass die betreffende Müllerin beim Mahlen nicht zu knien braucht. Später sah ich vielfach auch fusshohe Herde, oft drei bis vier zusammen unter einem spitzen Grasdach, das auf einen halben Meter hohen Pfählen ruhte. Alle diese Vorrichtungen bis hinab zu den einfachen Mahlsteinen nennt der Fulla háire na múggu, der Haussa dus'a núkka.

In demselben Hause stand auch ein Pferd mit einem Bein an einen Pflock angebunden. Die im ganzen Sudan übliche Sitte, die Pferde im Hause zu halten, ist wohl von den Arabern übernommen worden, von denen der Sudanneger das Pferd bekommen hat. Dieser in mancher Beziehung gute Brauch hat indessen auch seine Nachtheile. Die Thiere werden verweichlicht, ermüden infolge mangelnder Bewegnng rasch und fallen bei Strapazen schnell ab. Weil sie nun an andere Pferde nicht gewöhnt sind, gerathen sie beim Anblick eines solchen stets in Aufregung und wollen mit ihm kämpfen. Wir hatten deshalb in der ersten Zeit der Reise mit unseren sechs Rossen, die sich Nacht für Nacht loszureissen strebten, unsere liebe Noth, bis die Strapazen ihre Zornes- nnd Kampfeswuth etwas gebändigt hatten. Uebrigens sind Wallache hier zu Lande unbekannt und als Reitthiere fast nur Hengste, selten Stuten, im Gebrauch.

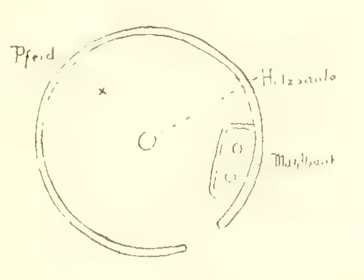


Abb. 35.
Hütte in Bulkuttu.

Bereit zehn Minuten hinter Bulkuttu erreichten wir am folgenden Tage die Furt des Mao[10]) Dássin. Den Weg dahin hatte uns unser letzter Wirth zeigen müssen; denn die gewöhnliche Uebergangsstelle liegt mehr oberhalb, wo ein Fährmann die Passage mit einem Kanu besorgt. Dieselbe wäre aber nicht zu unserm Vortheil gewesen; denn abgesehen davon, dass das Uebersetzen an jener Stelle den ganzen Tag in Anspruch genommen hätte, hatte der schlaue Fährmann auch schon die löbliche Absicht verrathen, die Weissen, die ja ganz in seiner Hand waren, nur gegen ein übermässiges Fahrgeld überzusetzen. Diesen Plan durchkreuzte nun unser Wirth, indem er gegen eine Belohnung von vier Stücken Croydon (à 14 Yard) die Führung zu jener Furt nach Dássin übernahm. Der Fluss hatte eine Breite von 80—100 Metern, seine 3—4 Meter hohen Ufer bestanden aus zähem, grauem Thon. Der Boden der Hirsefelder auf demselben war mit Millionen von Regenwürmerhaufen bedeckt, welche gewundene Säulen und Haufen von 10—20 cm. Höhe bildeten und von den Thieren an der Oberfläche der Erde aufgeworfen waren.[11])

Auf einer Sandbank am Ufer sammelte sich die Karawane, und während einige vorauswateten, um die besten Stellen ausfindig zu machen, legten die übrigen die Lasten nieder, entledigten sich der spärlichen Kleider und balgten sich mit lautem Geschrei vergnüglich in der kühlen Fluth. Das Wasser reichte den Leute an der tiefsten Stelle bis an den Hals, sie konnten also die Lasten, die sie ja nur auf dem Kopfe tragen, selber hinüberschaffen. So entwickelte sich denn vor unsern Augen rasch das lebendige Bild eines afrikanischen Flussüberganges, wie wir es in Reisewerken oft genug dargestellt finden. Im Gänsemarsch, vorsichtig mit dem langen Stock tastend, die Last auf dem Kopfe balancirend, schritten die Träger dahin. Die tiefste Stelle war gerade nahe dem anderen Ufer. Mit Bangen sahen wir einen nach dem andern bis an den Hals in der reissenden Strömung verschwinden; die Geschicklichkeit der Leute überwand aber die Gefahr, wohlbehalten kletterte einer nach dem andern an dem schlüpfrigen Schlammufer empor. Nun wurden die Pferde abgesattelt hinübergeführt; wir selbst nahmen gleichfalls ein Bad und schwammen durch den Fluss, des Sonnenbrands wegen mit der Mütze auf dem Kopf.[12])

In zwei Stunden war der Uebergang vollendet. Durch hohes Gras und Sumpf bahnten wir uns einen Pfad nach Nordosten hin, bis wir auf den Weg nach Dássin kamen. Später folgte der bekannte hellgraue Thonboden mit Termitenhügeln und dornigem Buschwald. Punkt zwölf Uhr hielten wir auf dem Marktplatz in Dassin,[13]) von wo uns unser freundlicher Wirth aus Bulkuttu zu einem seiner Freunde führte, der uns sein geräumiges Gehöft zur Verfügung stellte.

Dassin, ein grosses Dorf mit achthundert bis tausend Einwohnern, ist in Adamaua weithin bekannt. Obwohl nämlich die Bevölkerung aus Fulbe besteht, leben hier die Frauen ausnahmsweise in einer orientalischen Abgeschlossenheit.[14]) Sie dürfen die Gehöfte nicht verlassen; das Betreten eines Hofes seitens eines Fremden ohne Erlaubniss des Besitzers, würde ein schweres Palaver zur Folge haben. Unsere Leute wurden daher auch entsprechend instruirt. In der That brachten, ausser einigen Haussaweibern, nur die Männer Lebensmittel zum Verkauf. Aber eines ist gewiss, in keinem andern Städtchen blitzten soviel Augen von — hoffentlich schönen — Damen durch die Fugen der Mattenzäune, nirgends vernahm man soviel heimliches Kichern; und als ich einmal vom Pferde aus über den schützenden Zaun blickte, entstand eine wilde Flucht der erschrockenen Schönen in die Häuser hinein.

Am Nachmittage drückte ein Tornado mit gewaltigem Regen in einer Stunde die Temperatur von 34,9 auf 24,7 Grad herab. So herrschte denn eine erquickende Kühle, als ich nach dem Gewitter einen Ausflug nach dem nördlichsten Arm des Benue machte, der in nur 800 m Entfernung an der Stadt vorbeifliesst. Das Wasser des Flusses war schon beträchtlich gefallen, so dass man auf dem schwarzen, feuchten Schlammboden des Inundationgebietes bereits Mussukúa gepflanzt hatte. Mussukua ist eine dem Durrha ähnliche Hirseart, welche am Ende der Regenzeit längs den Flüssen und Sümpfen auf dem vom Wasser verlassenen

Schlammboden — tabó h. lópe full. — gepflanzt wird. Die im Boden enthaltene Feuchtigkeit, im Verein mit dem Thau, ist ausreichend, die so ausserordentlich schnell wachsenden Pflanzen während der Trockenzeit zur Reife zu bringen.

Unser Wirth in Dassin, der uns gestern mit einem Hammel und einigen Kalabassen Durrhabrei beschenkt und dafür drei Stück Croydon als Gegengeschenk bekommen hatte, spielte am nächsten Tage persönlich die Rolle des Führers. Ich will hier bemerken, dass ohne Austausch von Geschenken in Afrika ein Verkehr mit den Eingeborenen unmöglich ist, und dass der Weisse natürlich stets mehr zahlt als er bekommt.[16]) Für das Lagern in einem Gehöft, sowie für die Führung werden natürlich Extrageschenke erwartet.

Einige Notizen über die Leute, aus denen unsere Karawane bestand, und das Leben auf dem Marsch und im Lager mögen hier den Gang der Erzählung unterbrechen und den Leser mit den uns täglich umgebenden Begleitern bekannt machen.

Bereits während der Fahrt auf der Kuka hatten wir Gelegenheit unsere Leute, von deren Brauchbarkeit ja zum grossen Theil der Erfolg der Expedition abhängen musste, zu studiren. Die beiden grossen Gruppen der Lagos- und Lokodjaleute, wie wir sie kurz zu nennen pflegten, waren nicht blos unter einander sehr verschieden in Bezug auf Herkunft und Charakter, sondern bestanden auch in sich aus ausserordentlich mannigfaltigen Elementen. Die scheinbar so geschlossene Schaar der Lagosleute, war in Wirklichkeit eine zusammengewürfelte Gesellschaft, welche sich erst bei der Anwerbung zusammengefunden hatte, wenn auch einige unter ihnen bereits gemeinsam gedient hatten, z. B. am Kongo und unter Dr. Passavant in Kamerun. Wie wir sehr bald herausfanden, zerfielen auch sie in zwei Abtheilungen, welche ihrem Typus und Charakter nach scharf zu unterscheiden waren. Die einen hatten typische, runde, dunkelbraune Negergesichter mit breiten, wulstigen Lippen und platten, breiten Nasen; es waren dieses Popoleute von der Togoküste; die anderen hatten hellere und entschieden feinere, intelligentere Gesichter. Zwar hatten auch sie sehr breite Backenknochen und die Lippen sprangen fast schnauzenförmig vor, aber das Gesicht lief doch spitz zu und war lang, und auch die Nase nicht so fleischig. Es waren dieses die Joruba, von denen die meisten aus Ibadán stammten. Bei unserer Rückkehr in Lagos überraschte uns der Rassentypus dieses Volkes noch mehr. Fortwährend glaubten wir unter den Arbeitern auf der Strasse unsere eignen Leute zu erkennen, während es doch in Wirklichkeit wildfremde Menschen waren. Freilich trägt die Nationaltracht, eine Mütze mit einem vordern und hintern Zipfel und ein kurzes Hemd nebst Hosen, zu der Aehnlichkeit bei. Die Stammesmarken waren bei den meisten gleich, nämlich drei vertikale Schnitte unter den Augen neben der Nase, und bogenförmige Abfeilung der inneren Ecken der oberen ersten Schneidezähne. Daneben hatten andere noch vertikale und horizontale Schnitte über den Schläfen und Wangen, ferner Figuren, wie Eidechsen, Krokodile, Vögel, Schlangen auf Armen, Brust und Rücken tatowirt. Zu dieser Gruppe waren

auch die aus Lagos selbst gebürtigen Leute zu rechnen, welche infolge von Vermischung mit Küstennegern keinen reinen Typus mehr darstellten, sowie zwei aus dem Innern stammende Sklaven. Die meisten der Lagosleute dürften Heiden, die wenigsten Mohamedaner gewesen sein. Weit mehr noch als durch das Aeussere unterschieden sich die beiden Gruppen durch ihren Charakter. Die Popoleute waren, wie ihrem Aeusseren, so auch ihrem Inneren nach echte Neger, leichtsinnig, vergnügt, unzuverlässig, Kinder comme il faut und als solche leicht zu terrorisiren, mit einem Wort das richtige Material für die Sklaven der guten alten Zeit.

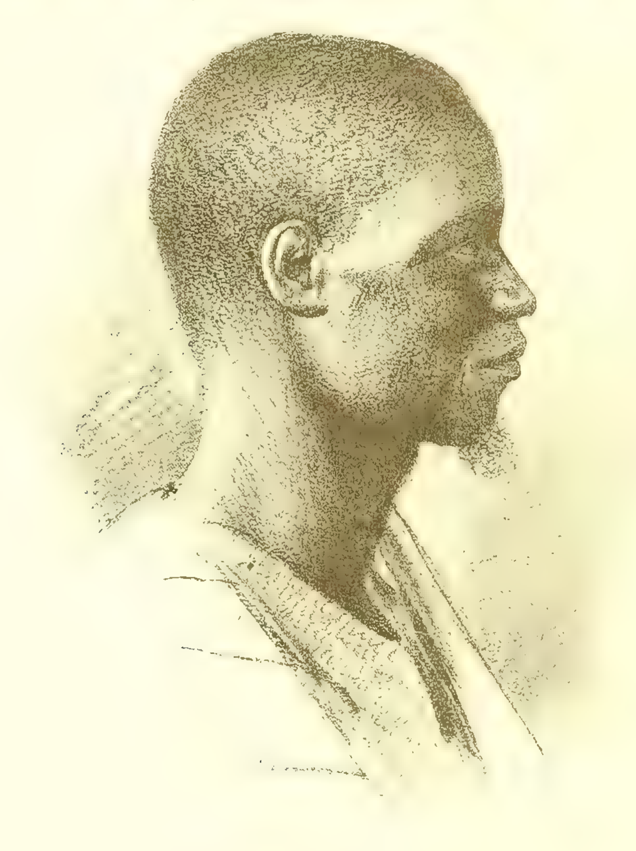


Abb. 30. Haussaträger aus Garu.
(Nach Photographie)

Die Joruba hatten ihnen gegenüber mehr Energie, Selbstbewusstsein und Selbstständigkeit. Eine gewisse Rohheit, Plumpheit und Rücksichtslosigkeit, aber auch überlegene Kraft, Muth und kriegerische Gesinnung unterschied sie von jenen. Die Folge davon war, dass die Popoleute, obwohl rechtlich freie Männer, in Wirklichkeit von ihnen als Sklaven und Diener behandelt und ausgenutzt wurden. Die Zahl der Popoleute betrug einundzwanzig, die der Joruba neun.

Die Lokodjaleute waren eine noch mehr zusammengewürfelte Gesellschaft. Die neun Joruba aus Ilorín, der nördlichen Hauptstadt der Jorubaländer, schlossen

sich im Typus zum Theil, im Charakter völlig an ihre Landsleute an. Ihre Stellung zu der Gewehrfrage wird diese Behauptung am besten illustriren. Von den Nupe, Igbirra und Igbebe kann ich nichts angeben, weil nur je ein Angehöriger dieser mit den Joruba verwandten Stämme in unserer Karawane war.

Die Haussa dagegen, welche ja die Mehrzahl der ganzen Expedition bildeten, waren auch mit die interessantesten Leute. Obwohl aus allen nur denkbaren Provinzen stammend, von Katsínna bis Adamaua, von Bornu bis Sókoto, obwohl von Hause aus den verschiedensten Gewerben angehörend, wie Schlächter, Weber, Färber, Händler, gewerbsmässige Träger, — sogar einen Henker zählten wir zu den unsern — obwohl schliesslich sogar ursprünglich von anderer Nationalität, bildeten sie in Bezug auf Charakter und Fähigkeiten ein harmonisches Ganze und konnten als Repräsentanten jenes merkwürdigen Mischvolkes gelten, das sich Haussa nennt, welches sich immer mehr ausbreitend, alle Völker aufsaugt, mit denen es in Berührung kommt, und dem einst der mittlere Sudan von der Wüste bis zum Meere gehören wird. Entsprechend der verschiedenartigen Abstammung ist das Aeussere der Haussa sehr verschieden. Hier breite, runde, plumpe, typische Negergesichter, wie man sie bei uns auf Bilderbogen als Karrikaturen malt, dort feine, lange, schmale, mehr kaukasische Gesichtszüge; bald der plumpe, knochige, muskulöse Bau des Tropenmenschen, bald der schlanke, feine Bau des mageren Wüstenbewohners. Auch semitische Züge, eine Beimischung arabischen Bluts verrathend, sind nicht selten. Aber nirgends ein ausgesprochener Typus, nach allen Seiten hin Uebergänge. Der eine hat mehr negerhafte Züge, der andere mehr Anklänge an die wüstenbewohnenden Berber. Ebenso verschieden wie das Aeussere waren die Abzeichen eines jeden bezüglich der Tätowirung, schier unzählig die verschiedenen Stammesmarken der grösseren Provinzen untereinander und der einzelnen Landschaften innerhalb einer Provinz. Darstellungen der mohamedanischen Schreibtafel, — elú h. — einfache Schnitte und Zeichnungen waren vorwaltend, bildliche Darstellungen fehlten ganz, wie auch Befeilen der Zähne.

Wie erwähnt, bestand aber bezüglich der Charaktereigenschaften und Anschauungsweise eine bemerkenswerthe Gleichheit bei diesem zusammengewürfelten Zigeunervolk. Fleiss und Geschick in industrieller und kaufmännischer Beziehung, Genügsamkeit, heiteres Wesen, Gutmüthigkeit konnten wir ihnen nicht absprechen, aber sie waren zugleich lügnerische, unzuverlässige Vagabunden, ohne Disciplin, ohne Ehrgefühl, ohne persönlichen Muth, in jedem Augenblick bereit, wenn es ihnen nicht mehr passte, fortzulaufen. Ihrem kindischen Wesen nach glichen sie den Popoleuten, waren daher den energischen Joruba unterlegen und bekamen bei Schlägereien mit diesen, wie sie in der ersten Zeit mehrfach vorkamen, stets Prügel. Sie waren aber gesitteter, durchweg Mohamedaner, zum Theil sogar recht fromm und vielleicht auch bildungsfähiger. Obwohl in der Lebensweise genügsamer, enthielten sie sich doch des Genusses mancher ekel-

haften Thiere, wie Aasgeier und Schlangen, welche die Joruba — mit Ausnahme des gewöhnlichen Schmutzgeiers — mit Genuss verzehrten.

Um mich kurz zu fassen, die Joruba waren der zuverlässigere kraftvollere Kern unserer Expedition, diejenigen, auf welche in der Gefahr vor allem zu rechnen war. Deshalb wurde mit ihnen zuerst der Versuch gemacht, sie als Soldaten auszubilden, wie wir später sehen werden, mit Erfolg. Sie waren im Gefecht die besseren Soldaten, die Haussa die besseren Plünderer; allerdings standen in diesem letzteren Metier die Popoleute ohne Konkurrenz da. Man konnte von ihnen mit Recht auf Negerenglisch sagen: they pass all.[17]) Immerhin, nachdem einmal Disciplin in die Haussa gebracht worden war, konnten wir mit ihnen ganz zufrieden sein, obwohl sie auch dann noch unsichere Kantonisten blieben.

Abgesehen von diesen beiden grossen Abtheilungen unter unseren Leuten, gab es noch eine dritte kleine Gruppe, welche von jenen abgesondert ein beschauliches Stillleben führte, mit uns persönlich aber am meisten in Berührung kam, nämlich die Küche und unser Bedientenpersonal. Unser Küchenchef war aus Akkra an der Goldküste gebürtig und als Küstenneger ein sehr gebildeter Herr. Denn er sprach nicht nur gut Englisch, sondern schrieb sogar seinen Namen eigenhändig, wenn auch klein: Robert agree. In Cape Coast hatte er im Hause des Gouverneurs seine Kunst erlernt und kochte in der That ausgezeichnet. Es war wirklich erstaunlich, mit wie wenig Mitteln er schmackhafte Gerichte zu bereiten verstand. Wie bei uns die Köchinnen, war auch er sehr aufgeregten Gemüths und jähzornig und behandelte die für die Küche abkommandirten »cookmates« sehr schlecht, so dass sie trotz der bevorzugten Stellung, welche sie genossen, oft wechelten. Entsprechend seiner Bildung blickte er mit grenzenloser Verachtung auf das »bushpeople« des Binnenlandes herab und verglich stolz die Herrlichkeiten seines country's mit den Kläglichkeiten des hiesigen bushcountry's. Trotzdem war er — und das gilt nach unseren Erfahrungen für die Goldküstenleute überhaupt — ein noch ganz erträglicher Hosennigger, im Gegensatz zu den würdigen Sierra Leone- und Liberia-Gentlemen. Nachdem einmal seine anfängliche Anmaassung energisch geduckt worden war, wurde er ganz bescheiden. Er hatte Muth, konnte leidlich schiessen und war im Gefecht wegen seiner Kaltblütigkeit einer der brauchbarsten Leute. Landsleute hatte er in der Karawane keine, Freunde nur wenige. Mit Audu lebte er in Todfeindschaft. Auf das schöne Geschlecht, das später der Karawane angehörte, war er gänzlich schlecht zu sprechen. Denn dasselbe foppte ihn zu seinem grossen Aerger, wo immer es konnte, besonders die schöne Frau Itzig, in welche er sterblich verliebt war. Mit den Trägern vertrug er sich ebensowenig und nur mit Uechtritz' Boy Tom lebte er in Harmonie.

Tom, ein fünfzehnjähriger Krujunge aus Grand Bassa in Liberia, war von Uechtritz in Monrovia engagirt worden, wo er bisher bei Konsul Jager als Boy gedient hatte. Er war ausserordentlich gut dressirt, gehorsam, ehrlich, besass aber eine fast schon unangenehme Ordnungsliebe. Was er an Sachen seines Herrn herum liegen fand, pflegte er emsig in die tiefsten Tiefen der sechs Koffer zu

verbergen, wo er sie dann häufig selbst nicht mehr finden konnte. Er hatte, wie der Koch, keine Landsleute in der Karawane und so schlossen sich beide aneinander an. Auch Tom, oder wie der Koch ihn wohlwollend zu nennen pflegte, Thomas, sprach natürlich Englisch, wenn auch nur kruenglisch, und theilte

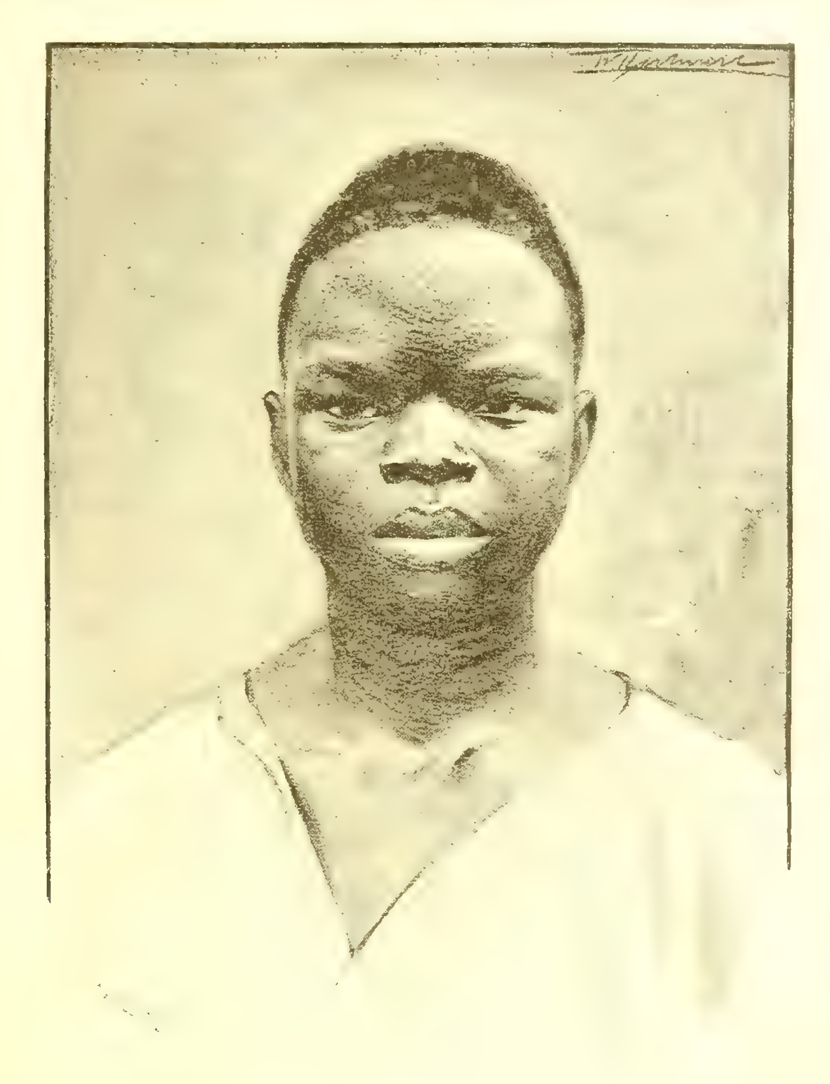


Abb. 37. Tom.

Roberts Verachtung gegen alle Buschvölker. Sie pflegten Abends beim gemeinsamen Lagerfeuer gegenseitig ihre Herzen über dieses Thema auszuschütten. Auch auf dem Marsche waren sie inseparabel, wo sie sich gewöhnlich über die uns geschenkten »mutton« gemeinsam ärgerten; denn sie mussten dieselben an Stricken führen und die Hammel pflegten sie dabei durch eigensinnige Bocksprünge zu humbuggen. Der Dritte im Bunde war mein in Lokodja engagirter

Boy. Er war ein Igara aus Ida und hiess eigentlich Amadu; ich taufte ihn indess zum Unterschied von den anderen Amadus der Karawane und um ihn gewissermaassen für die höhere Carrière, welche er nun einschlagen sollte, zu sanktioniren, August. Als August in meinen Dienst trat, war er noch ein unverfälschter »bushman« und sein Debut eröffnete er auf der Kuka damit, dass er beim Aufwaschen einige Teller zerbrach. Schrittweise wurde er unter Tom's kundiger Leitung in die Geheimnisse europäischer Bedienung eingeweiht. Als er kam, verstand er ausser »Yes, Sir!« kein Wort Englisch; nach zwei Monaten schwadronirte er in dieser Sprache bereits mit wunderbarer Geläufigkeit. Er bildete mit Tom und dem Koch zusammen das Küchen-Trio, wurde von den beiden Andern indessen doch nur als inferiores, wenn auch nützliches Mitglied angesehen. Denn August sprach nicht nur Haussa, sondern war auch ein geborenes Handelsgenie. So war er es denn, der die Einkäufe an Lebensmitteln für das Küchenpersonal besorgte. Der Küchenchef wäre ohne ihn schlimm daran gewesen; denn abgesehen von der mangelhaften Verständigung, verdarb sein leidenschaftliches Temperament jedes Geschäft. Wenn die Verkäuferin nicht sofort suf seine Wünsche einging, fuhr er das widersetzliche Weib mit einem donnernden: »Will you make palaver?« an, so dass sie erschrocken retirirte. August dagegen handelte mit eben so grosser Zungenfertigkeit, wie mit Ausdauer und Erfolg. Auf dem Marsche war August, obwohl nur ein »small boy«, von den Dreien doch der Bevorzugte, denn er allein brauchte nicht sein Bündel zu tragen, weil er mit meinem Karabiner stets hinter meinem Pferde gehen und bereit sein musste, Pflanzen oder Steine für mich zu sammeln, während die beiden »big men« zu ihrem grossen Aerger die Hämmel zerrten. Uebrigens blieb er trotz aller Kulturversuche ein grosser Schmierfink. Das neueste und festeste Kleidungsstück hatte er binnen drei Tagen zerrissen; er sah stets zerfetzt aus, im Gegensatz zu Tom, der sehr reinlich war und seine Kleider gut hielt. August blieb in dieser Beziehung bis zum Schluss der Reise ein Buschmann.

Das Leben während der Marschtage hatte sich ungefähr in folgender Weise geregelt. Um sechs Uhr, mit dem ersten Tageslicht, bliess der Lagos-Headman die Leute wach, welche dann rasch Feuer anschürten und ihren Durrhabrei zum Frühstück kochten. Während wir noch frühstückten — meist assen wir warm, Huhn mit Reis und Kaffee — wurden die Lasten, welche sich unter der Obhut des Lagos-Headman befanden, unter die Träger vertheilt. Ein jeder nahm seine Last in Empfang und band seine Schlafmatte, in welcher er seine Habseligkeiten eingewickelt hatte, auf derselben fest. Dann rollte er ein meterlanges, handbreit zusammengelegtes Tuch zu einem Kopfkissen zusammen und hockte sich reisefertig neben seinem Kargo hin. Unterdessen wurden die Zelte abgebrochen, die Bettdecken zusammengerollt, das Bettgestell auseinandergenommen und beide zu einer Last zusammengebunden. Wenn alles fertig, schwang sich Uechtritz in den Sattel und der Headman stiess in's Horn. Schnell



Fulafrau aus Kassa.



sprang ein Jeder auf und man half sich gegenseitig die dreissig bis fünfunddreissig Kilo schweren Ballen und Eisenkisten auf den Kopf heben, nachdem das Kopfkissen zum Schutz auf den Kopf gelegt worden. Dann ging es in so schnellem Schritt vorwärts, dass unsere Pferde nicht mithalten konnten und beständig angetrieben werden mussten. Ich selbst verliess stets als Letzter den Lagerplatz, um aufzupassen, dass nichts zurückbliebe und die Karawane geschlossen marschirte.

Während der ersten Tage hatten wir mit den Leuten schlechte Erfahrungen gemacht. Die schmalen afrikanischen Wege, welche nur einen Gänsemarsch gestatten, das unübersichtliche Terrain, das hohe Gras und der Buschwald, machen selbst disciplinirten Trägern den Marsch in geschlossener Reihe schwer. Die Lagosleute besassen zwar die nöthige Disciplin und das Gefühl der Zusammengehörigkeit, um die Marschordnung möglichst einzuhalten; anders aber stand es mit den Lokodjaleuten, die ja zu drei Viertheilen Haussa waren. Bei dem regen Handelsverkehr, den gerade die Haussa im Sudan ins Leben gerufen haben und welcher vorwiegend durch Träger vermittelt wird, hat sich in den Haussaländern eine Trägerklasse ausgebildet, ähnlich wie in Ostafrika unter den Suaheli und Wanyamwesi. Sie sind nicht etwa eine besondere Kaste — denn Jedermann kann Träger werden — wohl aber bestehen bestimmte Gebräuche und Gewohnheiten bezüglich des Engagements sowie des Rechtsverhältnisses zwischen Träger und Herrn. Der Herr engagiert den Träger für je eine Reise, z. B. um eine Last (Kaia h.) von Yola nach Ngáumdere zu bringen. Der Träger (Yañg' aláro h.)[17]) bekommt einen Vorschuss und am Endziel bis zu zwei Sack Kauris (d. i. 40 000 Kauris = ein Pfund Sterling); denn der Lohn ist von der Schwere der Last abhängig. Er verpflichtet sich z. B. die etwa fünfzig bis fünfundsiebenzig Kilo schwere Last — für eingeborene Händler trägt der Schwarze nämlich weit grössere Lasten als für den Europäer — in siebzehn Tagen nach Ngáumdere zu bringen und bekommt zweihundert Kauris als Tagesration. Welchen Weg der Mann geht, wie er ihn geht, ob bei Tag oder Nacht, hängt ganz von seinem Belieben ab, er ist in jeder Beziehung ein freier Mann.

Unter den gleichen Verhältnissen waren bisher unsere Leute gereist und sie wollten nun auch bei uns ihre Reisegewohnheiten fortsetzen. Ich hatte daher beständig Aerger mit ihnen. Hier trat einer aus, um mit der fünfunddreissig Kilo schweren Last auf dem Kopf sich graziös niederzuhocken und ein Bedürfniss zu verrichten; dort hatte sich eine Gruppe im Schatten eines Baumes gelagert und frühstückte; ein anderer ging so langsam, dass er die ganze Karawane aufhielt und eine grosse Lücke in dem Zuge verursachte; kurz von einem geschlossenen Marschiren war keine Rede. Wir brauchten aber eine disciplinirte Karawane, wollten wir unsere Absicht, in die Heidenländer vorzudringen, verwirklichen. Mit rücksichtsloser Strenge mussten daher die Leute angetrieben werden. Wer austrat oder gar die Last niederlegte oder zurückblieb, wurde mit dem Stock angetrieben und falls er wiederholt sündigte, mit Entziehung der Tagesration bestraft, die härteste Strafe für jeden Neger, dem der Magen über

Alles geht. Nur allmählig und ungern gewöhnten sich die Haussa an den Zwang der Marschordnung. Nach jeder Marschstunde gab Uechtritz, der an der Spitze ritt, das Zeichen zur Rast. Rasch vertheilten sich die Träger im Busch und entledigten sich der Lasten, indem sie dieselben in Astgabeln einklemmten und sie mit ihren langen Stöcken — lōkó h. — stützten. Sodann lagerten sie sich im Schatten, oder gingen mit ihren Flaschenkürbissen aus einem Bach oder Loch Wasser schöpfen. Nach zehn Minuten wurde der Marsch fortgesetzt. Um Mittag, meist zwischen zwölf und zwei Uhr, war der Lagerplatz erreicht, in der ersten Zeit ausnahmslos in einem Dorfe. Sobald wir uns dem Schlafplatz näherten, ritt Uechtritz mit dem Führer und Audu voraus, um einen geeigneten Lagerplatz resp. ein Gehöft aufzusuchen, ich selbst folgte mit der Karawane nach. Kaum waren auf einem Platz die Lasten in einem Halbkreise, in welchem der Lagosheadman sein Quartier aufschlug, zusammengelegt, so erscholl auch bereits der Ruf: ténti, ténti [18])! Ein Platz wurde vom Gras gesäubert und bald erhoben sich im Schatten eines Baumes unsere beiden Zelte. Die Boys machten Tische, Stühle und Betten fertig, der Koch etablirte in der Nähe seine Küche in einem Hause oder unter einem Baum, und während er rasch Kaffee kochte und etwas kaltes Fleisch auftrug, hatten wir Zeit, uns umzukleiden und zu waschen, eine in den Tropen hygienisch sehr wichtige Maassregel.

Während ich dann die Tagebücher und Routenaufnahmen in's Reine schrieb, oft auch noch mit dem Messtischapparat von einem benachbarten Hügel Vermessungen vornahm, erledigte Uechtritz die geschäftlichen Angelegenheiten. Audu wurde zum Stadtkönig geschickt, um unsere Ankunft zu melden und ihn zu begrüssen. Der König schickte darauf als Gesandten seinen Minister — Kaigámma — mit Geschenken, wie Reis, Hühner, Hammel, je nach seinem Reichthum, oder kam selbst zum Besuch, um die Gegengeschenke in Empfang zu nehmen, deren Grösse sich einerseits nach der Würde des Königs — lámido ful. —, andererseits nach dem Werth der königlichen Gaben richtete. Daneben kam es auch auf die Zahl der Geschenke an; mehrere kleinere Sachen wurden mehr geschätzt, als ein einziges grosses Geschenk.

Unterdessen hatten die beiden Hauptleute Stoffe für die Leute zum Esseneinkauf empfangen. Bereits seit Gire waren die in Yola gangbaren Kauris nicht mehr im Gebrauch, die Einwohner wollten die Lebensmittel nur noch gegen Stoffe verkaufen. Infolgedessen hatte Uechtritz die Verpflegung in der Weise geregelt, dass er täglich pro Kopf einen halben Yard Croydon ausgab, und zwei Yard für die beiden Headleute. Letztere nahmen die gesammten Stoffe in Empfang und vertheilten sie unter ihre Leute. Diese hatten sich ihrerseits in Gruppen von vier bis acht Mann zusammengethan. An der Spitze einer solchen »Korporalschaft« stand ein Führer, der von seinem Headman die Rationen für dieselbe eingetheilt in Empfang nahm. Diese Gruppenbildung hatte folgenden Zweck. Einerseits lagerte und kochte jede Abtheilung für sich, andererseits fand ein zusammenhängendes Stück von zwei und mehr Yard Zeug leichter

Abnehmer. Kaum waren die Lasten abgeliefert, so suchte sich jede Gruppe einen Lagerplatz aus, sei es in einem Hause, sei es unter einem Baum. Der eine holte Reisig, der andere Steine zum Bau eines Heerdes, mit Vorliebe drei kopfgrosse, kugelige Termitenbauten, wie sie überall häufig waren; wieder andere besorgten den Einkauf der Lebensmittel. Die Frauen des Dorfes sammelten sich bald nach dem Eintreffen der Karawane am Lagerplatz mit Kalabassen voll Reis, Hirse, Cassada, Erdnüssen, und so entwickelte sich schnell ein lebhafter Handel, der meist bis in die Nacht hinein dauerte. Die Headleute hatten eine Schaar Vertrauter um sich, welche den »Haushalt« für sie besorgten und als Dolmetscher bei Einkäufen und als Köche fungirten. Dafür genossen



Abb. 38. Haussatanz im Lager.

diese manche Vortheile. Allerdings wechselten sie oft genug. Mancher fiel in Ungnade, Andere eroberten sich den Platz des Gestürzten. Den Frauen, welche in der Folgezeit seit Gárua in der Karawane zahlreich waren, fiel die Zubereitung des Essens allein zu; sie kochten dem Herrn Gemahl und seinen Freunden das Mahl; aber die beiden Geschlechter assen stets getrennt. Wenn es dunkelte, wurden die Schlafmatten ausgebreitet und die Leute lagerten um das Feuer herum. Eine Zeit lang währte noch das Geplauder der Ermüdeten, allmählich entschlummerte aber einer nach dem anderen. Nur bei den Haussa ging es immer lustig zu. Namentlich bei Audu's Lager erscholl bis spät in die Nacht

hinein Gesang und Tanz. Ein Künstler klimperte auf der zweisaitigen Guitarre — molóru h. —, ein zweiter trommelte mit den Fingern im Takt auf einer Kalabasse — kára h. —, ein dritter sang nach einer sich endlos wiederholenden Melodie improvisirte Verse, welche neckende Anspielungen auf die Zuhörer enthielten. Dann und wann erhob sich Einer, um allein oder paarweise zu tanzen. Der Tanz besteht bei beiden Geschlechtern in taktmässigem Auftrapsen mit den Plattfüssen, in Vorwärts- und Rückwärtsgehen, alles ohne Spur von Grazie und Gewandheit. Er erinnerte Uechtritz an die portugiesischen Tänze und improvisirten Gesänge. Die Frauen nahmen an den Vergnügungen Theil und ihr helles Lachen durchdrang oft die stille Nacht. Ein fröhliches, leichtlebiges Völkchen, diese Haussa! So ging es Abend für Abend, trotz manchen heissen Marsches. Zuweilen wurde der Lärm und die Ausgelassenheit so gross, dass wir der lieben Ruhe wegen Einhalt gebieten mussten.

Wir selbst nahmen gewöhnlich bereits beim matten Schein der Laterne, in welcher Sheabutter[19]) oder Erdnussöl gebrannt wurde, das Abendessen ein. Zwischen neun und zehn Uhr gingen wir schlafen, falls nicht astronomische Beobachtungen uns zu langerem Aufbleiben veranlassten.

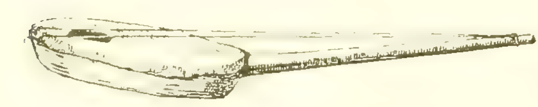


Abb. 39. Molōru, Haussa-Guitarre. 1/7 nat. Gr. (Nach Skizze.)

So viel über die Organisation und das Leben unserer Karawane.

Der heutige Marsch (9. Oktober) führte ausschliesslich durch den Buschwald des flachen Bénuethales. Nur zweimal passirten wir Dörfer. Dieselben werden von Fulbe bewohnt, welche neugierig vor ihren Gehöften standen; war es doch das erste Mal, dass Weisse diese Strasse zogen. Die Frauen tragen hier allgemein die im ganzen Lande zwischen Yola und Gárua übliche dunkelblaue Tuchmütze — schēlábi ful. — über dem dreissig Centimeter hohen Haarwulst. Der untere Rand der Mütze ist mit hellblauen Streifen verziert. Dieser thurmhohe Haarschmuck steht übrigens den hübschen, schlanken Fullamädchen sehr gut. Man sieht gerade in den kleinen Dörfern und Städten des mittleren Adamaua, welche arm sind und nur wenig Sklaven besitzen, viele unvermischte, hellröthlichgelbe Fulla, Männer sowohl als Frauen, mit schönen kaukasischen Zügen, d. h. feinen langen Nasen, dünnen Lippen und langem schmalem Gesicht. Nur eine Fullafrau besitzt so langes Haar, um sich einen solchen Haarballon, eine »Fullamelone«, wie wir den Bau nannten, anzuschaffen. Ausserdem ist das Haar der unvermischten Fulbe nicht negerartigkraus, sondern mehr wellig.

Um 10½ Uhr passirten wir ohne Schwierigkeit den achtzig Meter breiten Mao Til, der nur bis einen Meter tief, also bedeutend kleiner ist, als der bisher unbekannte Mao Dassin. Beide Ufer waren mit jungen Mussukúafeldern bedeckt. Während des Haltes schoss ich einen Pfauenkranich — gauráka h. —, der auf einer Sandbank im Fluss einherstolzirte. Mit lautem Geschrei stürzten die Leute

nach ihm in's Wasser; ein Lagosmann war der glückliche Sieger im Wettstreit. Der Vogel wurde abends verspeist, der Kopf aber getrocknet und nach Lagos mitgenommen als Yuyu (Zaubermittel). Derselbe soll dort einen Werth von fünf Schilling haben. In der sumpfigen Umgebung von Barndáki babá,[20]) dem Ziel des heutigen Tages, wuchs viel wilde Baumwolle. Gross Barndaki ist der Sitz eines Statthalters oder Markgrafen, — lámido ful. — d. h. eines direkten Vasallen des



Abb. 40. Fullamädchen.

Königs von Yola. Der hohe Herr war über die ungenirte Ankunft der Fremden wenig erbaut. Es ist Sitte, einem grossen König einige Tage vorher seine Ankunft zu melden und um die Erlaubniss zu bitten, kommen zu dürfen. Als wir uns gerade in einem Gehöft einquartirten, überbrachte ein Gesandter den Befehl des gekränkten Herrschers, sofort die Stadt zu verlassen. Der Hinweis auf den Geleitsbrief seines Lehnsherrn, der auch sein faktischer Herr ist, genügte indess. Ein zweiter Gesandter meldete, der König sei über unsere Ankunft höchlichst erfreut

und werde seinen Gästen Geschenke schicken. In der That erschien bald ein königlicher Hammel und als Gegengeschenk nahm der Bote zwei Stücke Croydon in Empfang. Am Nachmittag zog ein gewaltiger Gewittersturm über uns hinweg und obwohl es, im Anschluss daran, die Nacht hindurch regnete, erscholl doch in der Nähe des Lagers das widerliche Geheul einer Hyäne. Noch lauter aber ertönte die Jubelhymne eines fahrenden Bettlers, der mit kreischender Stimme den Reichthum und die Freigebigkeit der weissen Lámido in Versen pries. Da wir indess der musikalischen Leistung dieses Künstlers nur wenig Verständniss entgegenbrachten, liess ihn Uechtritz durch die Leute entfernen. Bereits in Kassa hatte uns einmal ein solcher »fahrender Sänger« beglückt. Eine grosse schwere Ledertasche, Köcher und Bogen bildeten seine Ausrüstung und schier unermüdlich war seine Lunge. Des Spasses halber liessen wir ihn damals gewähren. Mit ohrenzerreissendem Gesang lag er vor dem Zelt im Sande und bliess und trompetete dazwischen auf den Händen nach Leibeskräften. Erst nach einer Stunde war er so heiser und erschöpft, dass er aufhören musste. Mit einem kleinen, aber sauer verdienten Geschenk zog er endlich ab. Am Nachmittag bereits erschien er wieder, wurde aber dieses Mal rasch an die Luft gesetzt. Die Haussa nennen die fahrenden Bettler und Lobschreier dámabá. Dieselben bilden keine Kaste, vielmehr kann ein jeder Taugenichts dámabá [21]) werden.

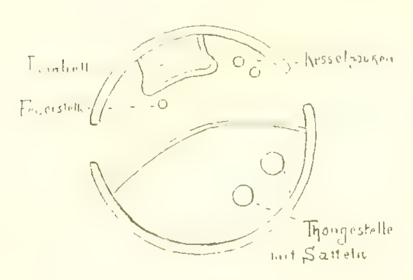
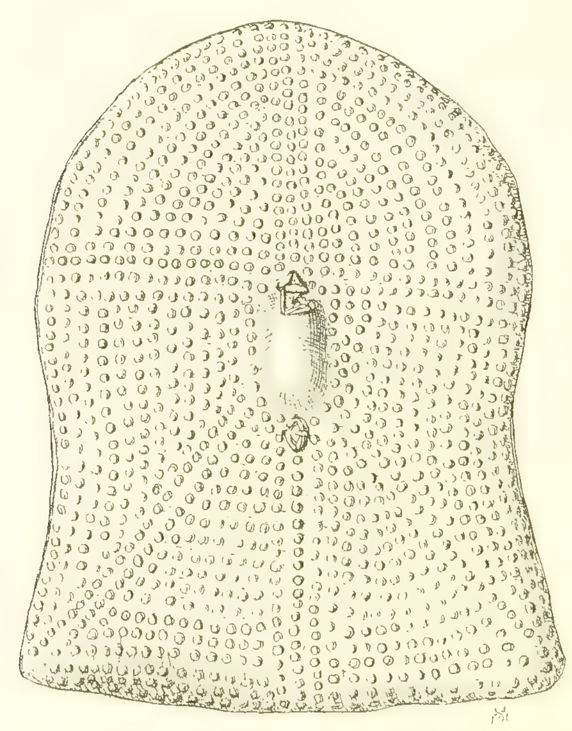


Abb. 41. Die Táska in Barndáki.


Abb. 42. Fullaschild aus Barndaki.
1/. nat. Gr.

Am nächsten Morgen machten wir beim König einen Besuch. Er hatte mir gestern ein Huhn als Geschenk gesandt mit der Bitte zu ihm zu kommen, da er krank sei. Sein geräumiger Palast war mit einem etwa fünf Meter hohen Mattenzaun umgeben. Durch ein geräumiges Saúri gelangten wir erst in einen Hof, aus welchem Gänge sich zwischen Matten abzweigten, sodann durch ein zweites Saúri in einen andern schmalen Hof mit einem Schattendach. Derselbe wurde durch ein drittes geräumiges Gebäude, das eigentliche Wohnhaus des Königs, ab-

geschlossen. Es war ein rundes geräumiges Haus, aus dem eine zweite Thür in die inneren Höfe und Häuser führte. In der Mitte des Hauses nahmen wir Platz, dem König gegenüber, der auf einer dreiviertel Meter hohen thönernen Bettstelle[22]) lag. Am Fussende des Bettes brannte in einer Grube ein Feuer. Dicht daneben standen auf schwarz und roth bemalten Thonfüssen zwei Kesselpauken — gangá h. — welche mit schwarz und braun geflecktem Ochsenfell bekleidet und mit Stricken umschnürt waren. Dem Bett gegenüber in einem durch eine handhohe Thonleiste abgetrennten Raum standen auf sanduhrförmigen, etwa 1,20 Meter hohen thönernen Unterbauten zwei arabische Bocksättel. An den Wänden hingen mächtige schwarze Büffelschilde — garkuá h. — auf dicken, thönernen Wandhaken. Diese »táska« h. — Königshalle — machte einen höchst ritterlichen, ja romantischen Eindruck und gemahnte an die waffengeschmückten Hallen der nordischen Helden. Der König war ein bereits sechzig bis siebzig Jahre alter Mann mit grauem Kinnbart und scharfen interessanten Zügen. Auf dem Kopf trug er einen rothen Tarbusch; seine Kleidung unterschied sich auch hier in nichts von der gewöhnlichen Tracht wohlhabender Leute. Nachdem wir uns gegenseitig mit zahllosen ssanú und barka unter Händeklatschen begrüsst, bedankte sich der König für die Geschenke und unsern Besuch und bat um Medicin. Gegen den Staar, an dem er auf beiden Augen erkrankt war, konnte ich ihm allerdings nicht helfen, das zweite Leiden jedoch durch eine Dosis Glaubersalz beseitigen. Der König zeigte sich sehr dankbar und fragte, ob ich noch einen Wunsch hätte; denn er wolle für mich thun, was er könne. Ich bat ihn um einen der Schilde, die an der Wand hingen; ich wolle denselben als Andenken mitnehmen und ihn unserm König zeigen, der erfreut sein werde zu sehn, was für kunstvolle Sachen die Fulbe machen könnten. Der geschmeichelte König suchte den grössten und schönsten der Schilde aus und nahm ihn eigenhändig herab. Wir schieden darauf mit gegenseitigen Wünschen für Wohlergehen als die besten Freunde.

Barndáki babá soll ein grosser Ort sein. Der Zahl der Höfe nach mag er vier bis fünfhundert Einwohner haben, mit den umliegenden Farmen jedoch eintausend bis zweitausend.

Der Weitermarsch ging zum grossen Theil durch sumpfiges Land, das erst vor Kurzem vom Wasser verlassen worden war, immer in der Richtung auf den Berg Sarátse zu, der sich steil aus der Thalebene erhebt. Auf dem ganzen Wege passirten wir nur eine kleine Ansiedelung, die auf einer flachen Sandsteininsel im Sumpf liegt, dem ersten festen Gestein seit Digínnu. Am Sarátse, der südlich liegen blieb, begann der Sandstein wieder, der uns bis Gárua nicht mehr verlassen sollte. Um zwei Uhr erreichten wir Barndaki Kaṅkáni, d. h.: »Klein«-Barndaki. Auch in dieser Stadt war der König anfangs ungnädig, beruhigte sich aber später. Abends schickte er eine Kalabasse Erdnüsse und bat um Medicin gegen »woman sickness«[23]) Klein Barndaki besteht aus etwa zwanzig Höfen und hat zweihundert bis zweihundertfünfzig Einwohner. In der

Mitte des Ortes stand eine Moschee — massalátsi h. — d. h. ein mit einem Mattenzaun umgebenes Rechteck von zwanzig Schritt Länge mit einem Eingang auf einer Breitseite. Rings um den Mattenzaun befanden sich Moscheebäume — itatsché n massalátsi — dieselben Bäume mit eschenähnlich gefiederten Zweigen und dünner, abziehbarer Rinde, wie sie gewöhnlich den Mattenzäunen der Häuser als Stütze dienen. In kleineren Orten fehlt oft der Mattenzaun und der heilige Raum wird nur durch diese Bäume abgegrenzt. Neben der Moschee stand ein mächtiger Wollbaum, der erste, seit wir den unteren Benue verlassen. Scharen von Reihern nisteten auf demselben und kamen Abends mit lautem Geschrei zum Brutplatz geflogen.

Ich benutzte den heutigen Ruhetag, (11. Oktober) um einen Ausflug nach dem Sarätse[24]) zu machen, auf dessen breitem Gipfel sich ein Dorf der Batta Namens Beruére befinden soll. Die Batta waren einst ein mächtiges Volk, das im oberen Bénuethal ein grosses Reich Namens Fumbina besass, wurden aber im Anfang dieses Jahrhunderts von den Fulbe unterworfen und theils zu Sklaven gemacht, theils in die Berge gedrängt. Die Batta auf dem Sarätse leben hauptsächlich von Ziegen, welche sie in die Dörfer der Ebene zum Verkauf bringen. Ein Fulla, Namens Ssómbo, bot sich mir als Führer an, und so machte ich mich mit ihm und einem unserer Leute als Begleiter Morgens auf den Weg. Nach einer Stunde befanden wir uns am Fusse des Berges und kletterten — mein Pferd unten zurücklassend — ohne Weg und Steg den waldigen Abhang, der aus mächtigen abgestürzten Felsblöcken bestand, hinauf. Bald standen wir vor einer zweihundert Meter hohen Felswaud, die aus vertikalen Prismen von jung eruptivem Eläolith-Syenit besteht. Hier bot sich uns ein interessantes Schauspiel. Tausende und tausende von Störchen, Marabu und Reihern nisteten auf den Vorsprüngen und Thürmchen der Felswand. Ich holte einen mächtigen Marabu von einer steilen Zinne herab. Dumpf hallte der Schuss an der Wand wieder und mit gellendem Kreischen und rauschenden Flügelschlägen flogen tausende dieser Thiere auf. Gleich darauf erlegte ich noch einen Klippdachs, der neugierig über einen Felsblock lugte, dann stiegen wir zur Bergwand hinan. Schon längst hatte ich Verdacht gegen die Wegekenntniss des Führers geschöpft und mich leider nicht getäuscht. Als wir dicht vor der Wand standen, drehte er sich um und sagte pathetisch, túrruba bábu h. — kein Weg. Der wackere Freund hatte als echter Schwarzer, ohne von dem Wege eine Ahnung zu haben, die Führerrolle übernommen, um den Führerlohn zu gewinnen, vielleicht auch in der Hoffnung, den Weg zufällig doch zu finden. Mein Aerger war gross, denn die Wand war nicht zu ersteigen, der Besuch des Battadorfes also unmöglich. Wie um uns zu höhnen, kläffte hoch oben am Rande der Wand von einem überhängenden Baum ein mächtiger Pavian herab. Ich sandte ihm eine Kugel zu, die dem alten Herrn am Kopfe vorbei pfiff. Er sprang nun eilig davon. Von einem Felsenvorsprung aus, den ich erkletterte, genoss ich einen weiten Blick über das Bénuethal, der mich für das Misslingen des ursprünglichen Planes einigermaassen entschädigte.

Von der Einmündung des Fáro bis Gárua lag das ganze Land wie auf einer Karte zu meinen Füssen. Nur nach SO. war der Blick durch den Berg selbst verdeckt. Der Stromlauf des Fáro und Bénue, der Zusammenfluss beider Ströme, und der gewundene Lauf des Mao Tīl war deutlich erkennbar. Sogar einige Berge in der Nähe von Yola glaubte ich wiedererkennen zu können. Während die beiden Schwarzen auf einem rasch mit Stahl und Stein entfachten Feuer den Hyrax mit Haut und Haar rösteten, zeichnete ich das Panorama und nahm ein Messtischblatt auf. Am frühen Nachmittag erreichte ich wieder das Lager.

Der Weg führte am folgenden Tage (12. Oktober) über Sandsteinrücken, deren Oberfläche mit Eisenschlacken, Konkretionen und abgesprungenen Eisenkrusten bedeckt war. Zwischen den Wellen zogen sich sumpfige Thäler mit schwarzgrauen thonigen Schlammablagerungen hin, in denen Spuren von Hartebeest, Hyänen und Leoparden zu beobachten waren. Schwärme von zwei Papageienarten, die eine grün mit rother Kehle und die andere mit himmelblauem Rücken, tummelten sich in den Bäumen der Thäler mit lautem Geschrei herum, desgleichen die prächtigen Glanzdrosseln, die der Haussa saléidu, d. h. König der kleinen Vögel, nennt.

In dem Dorfe Nákoṅg sahen wir zwei vor kurzem gefangene Sklaven vom Heidenstamme der Fallí, die in den nordöstlichen Gebirgen wohnen. Beide, ein einäugiger alter Mann und eine alte Frau, waren zu Gerippen abgemagert und stierten wie blödsinnig vor sich hin. Sie trugen Röckchen aus Lederschnüren. Der Mann war zum Ueberfluss noch gefesselt, d. h. eine Hand war ihm hinten auf dem Nacken festgebunden.

Wir konnten heute nicht mehr Gárua erreichen und übernachteten deshalb in dem kleinen Dorfe Kókomi, welches zur Zeit der Fullainvasion eine der Hauptstädte der Batta gewesen ist.[25])

Durch gleiches Terrain, d. h. über zwanzig bis fünfunddreissig Meter hohe Sandsteinwellen, zwischen denen sumpfige Thäler liegen, ging es am letzten Tage (13. Oktober) der Stadt Gárua entgegen. In einem der Thäler fliesst das vierzig Meter breite Flüsschen Mágulu, das neben Sandsteingeröllen auch solche von rothem Granit, Quarz, Trachyt und Kalk führt und dessen vier bis fünf Meter hohe Ufer, obwohl es in einem Lateritgebiet fliesst, aus schwarzgrauem thonigen Sand bestehen.

Bald nach zehn Uhr Vormittags erreichten wir den Marktplatz von Gárua, der im Westen der Stadt liegt. Der alte Madúgu war mit den Kanus bereits seit einigen Tagen angekommen und hatte ein grosses Gehöft zum Lagerplatz ausgesucht. Dasselbe lag an der Südwestseite der Stadt, war unbewohnt und nur an der Nordseite mit einem Mattenzaun versehen. In dem Hof schlug Uechtritz sein Zelt auf. In einem Hause wurde die Küche etablirt, in einem anderen das Gepäck untergebracht. Die übrigen nahmen die Lagosleute in Beschlag. Die Lokodjaleute vertheilten sich dagegen in der Stadt. Ich selbst liess mein Zelt ausserhalb des Hofes in einem abgelegenen Winkel am Rande der Wiesen des Bénuethals aufschlagen, um während des voraussichtlich längeren Aufenthaltes möglichst ungestört zu sein.

VI. KAPITEL.

Garua.

Gleich am Nachmittage desselben Tages, an welchem wir Gárua[1]) erreicht hatten, machte ich einen Ausflug, um mich über die Stadt, ihre Lage und Umgebung zu orientiren. Zu diesem Zweck ritt ich zuvorderst auf einen Hügel, der sich auf der Ostseite der Stadt erhebt und eine schöne Rundsicht gewährt. Nach NO., N. und W. zu schweift der Blick über eine zwei bis drei Stunden breite, wellige Ebene, aus der sich mehrere bis fünfzig Meter hohe Sandsteinrücken und Hügelreihen erheben. Begrenzt wird dieselbe nach N.O. und N. durch ein steiles, etwa fünfhundert Meter hohes, von Schluchten durchfurchtes Sandsteinplateau, das Hossére Téngelin[2]). Im Süden und Osten blickt man in das eigentliche grüne Thal des oberen Benue, in welchem sich das blaue gewundene Band des Flusses hinzieht. Freilich hatte er zur Zeit weite Strecken zu beiden Seiten seiner Ufer überschwemmt, obwohl er nicht mehr seinen höchsten Wasserstand besass. Ein unruhiges Berg- und Hügelland erhebt sich jenseits des Flusses und zwischen diesem und dem Téngelin-Gebirge schaut man nach Nordost über eine weite Ebene bis zu fernen Höhenzügen. Die Stadt selbst zieht sich am Fusse des Hügels, auf dem wir stehen, nach Westen hin, ist ca. 700 m lang, 300 m breit und hat vier- bis fünftausend Einwohner. Die Gehöfte liegen alle dicht nebeneinander und lassen nur für enge Strassen Raum. Die reich angepflanzte Umgebung wird von zahlreichen zerstreut liegenden Farmen belebt. Der Fluss mag an der nächsten Stelle im SO. etwa vierhundert Meter entfernt sein. Ein Fährmann vermittelt an dieser Stelle mit seinem Kanu den Verkehr zwischen beiden Ufern. Ich machte noch einen kleinen Ritt in das Land nach Norden hin, gefolgt von drei Individuen, welche neben dem Pferde herliefen und, ganz wie in Italien, ungebeten durch kleine Dienstleistungen, wie den Weg zeigen und anderes, sich einen Anspruch auf einen »Soldo« erwerben wollten, und zwar mit einer Zudringlichkeit und Ausdauer, wie sie selbst in

Amalfi und Neapel selten sein dürfte. Der Eine sprach sogar etwas Englisch, da er früher mit Mac'intosh gereist war. Kurz vor dem Ausbruch eines Tornado erreichte ich wieder das Lager.

Uechtritz hatte unterdessen einen Einkauf gemacht, nämlich eine Kollektion hübscher Haarnadeln — mässóschi h. —, die aus Knochen geschnitzt und mit grünen und rothen Mustern bemalt waren. Ein Mann hatte eine Handvoll derselben zum Verkauf angeboten und Uechtritz hatte Audu beauftragt, dieselben zu kaufen; dieser aber hatte gemeint, sie wären zu theuer; in Lokodja kosteten sie tausend Kauris das Stück, die zwanzig Nadeln also mindestens achtzig Yard oder fünf und ein halbes Stück Baft. Er frug indessen nach dem Preise und der Verkäufer verlangte für das Ganze — sechs Yard. Der gute Itzig riss vor Staunen Augen und Mund auf, fasste sich aber schnell. Sein Erstaunen mit mimischer Gewandtheit in sittliche Entrüstung verwandelnd, bot er zwei Yard und sie einigten sich auf vier!

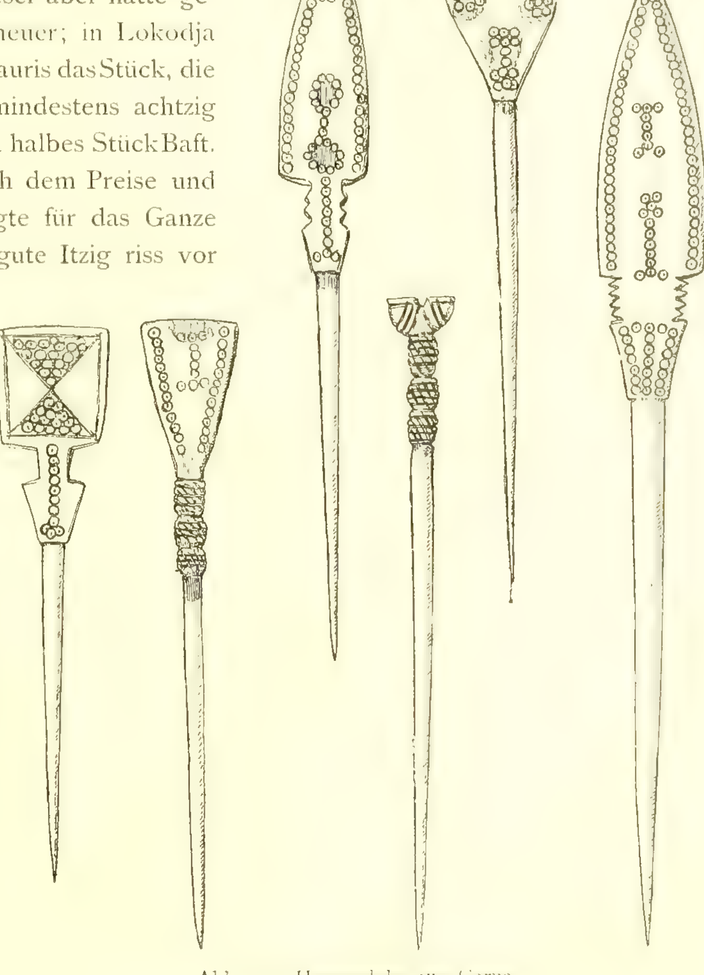


Abb. 43. Haarnadeln aus Garua.
$^1/_2$ nat. Gr.

Am Abend ging ein Herold durch die Strassen, einen Befehl des Königs ausrufend, des Inhalts, die weissen Fremden wären seine Gäste, sie und ihr Eigenthum ständen unter seinem Schutze; jede Kränkung, namentlich jeden Diebstahl, werde er persönlich verfolgen und bestrafen.

Am folgenden Tage (14. Oktober) begab sich Uechtritz zur Audienz zum König, welcher nicht in Gárua, sondern in dem eine Stunde nördlich von Gárua belegenen Leínde residirt, während ich zurückblieb, um die letzte Sendung nach Europa fertig zu machen. Denn morgen wollte der Madúgu mit den Kanus

zurückgehen und es war noch viel zu besorgen und mancher Brief zu schreiben. Obwohl unsere Geschenke nur mässig waren — zwei Stück weisser Brokat, ein Stück rother Flanell, drei Rasirmesser, drei Tarbusche, ein Stück bronceblaues Zeug für den König; ein Stück Brokat, ein Stück blaues Zeug, ein Stück Baft, einen Tarbusch, ein Rasirmesser für den Thronfolger (Yaráma)[3]) — fand Uechtritz doch eine ausserordentlich freundliche Aufnahme. Nach seiner Mittheilung, auch nach meinem späteren Augenschein, ist der König ein kleines, dürres, altes Männchen, eine Art Nussknackerchen, aber ein grosser Freund der Europäer. Es hatten nämlich die Engländer schon früher hier eine Hulk, sie wurden aber durch den eifersüchtigen Emir von Yola gezwungen, dieselbe aufzugeben.[4]) Der König bat nun Uechtritz direkt, hier zu bleiben und eine Station zu begründen; leider verhinderte unser Vertrag mit der Nigerkompagnie die Erfüllung dieser Bitte. Der faktische Regent ist übrigens bereits der Thronfolger, ein kräftiger, intelligenter Mann, der in der Mitte der Dreissiger steht.

Die Sendung für Europa ging am nächsten Tage nach Yola mit dem Madugu ab. Obwohl derselbe schon ein reichliches Geschenk für seine Dienste erhalten hatte, kam der alte Bettler zuletzt noch mit der Bitte um Seife, und als er dieselbe empfangen, wollte er noch etwas für seine Frau haben. Gestern hatte der alte Bursche noch ein gutes Geschäftchen machen wollen, indem er einen Freund präsentirte, der einen Esel zu verkaufen habe. Bei der Verhandlung stellte aber Audu fest, dass der Esel garnicht diesem, sondern einem Andern gehöre, der um den Erlös geprellt werden sollte. So wurde natürlich aus dem Handel nichts. Heute hatte Madúgu aber grosse Eile abzureisen und zwar wie es sich nur zu bald herausstellte, aus ganz besonderen Gründen. Ein grosser Theil der Ballen, die ihm in Yola anvertraut worden, war nämlich in Folge seiner Nachlässigkeit, weil er Abends nicht das Wasser aus den Kanus hatte ausschöpfen lassen, durchnässt, der Inhalt, wie Baft, Croydon, Spiegel, Perlen, hatte mehr oder weniger gelitten und war zum Theil völlig verdorben. Die nassen Sachen mussten ausgepackt und in der Sonne getrocknet, manches sogar auch fortgeworfen werden.

Bereits während der Reise nach Gárua hatte Uechtritz versucht Lastesel zu kaufen, unsere Zeit hatte indessen zu den langwierigen Verhandlungen, ohne welche in Afrika kein Kauf abgeschlossen wird, nicht ausgereicht. Hier in Gárua durften wir auf einen bessern Erfolg unserer Bemühungen hoffen. Denn die Stadt ist ein wichtiger Handelsplatz und besitzt eine starke Bevölkerung von Haussa und Kanuri. Esel sollten daher leicht zu haben sein. In der That, kaum waren die Wünsche der Weissen bekannt geworden, so erschienen auch zahlreiche Leute mit den ersehnten Thieren, um sie feil zu bieten. Wir waren guter Dinge und hofften in einer Woche mit dem Einkauf von einigen zwanzig Eseln fertig zu sein. Aber welche Enttäuschung! Weitaus die Mehrzahl der Leute hatte gar nicht den Wunsch, ihre Lieblinge zu verkaufen, wenigstens nicht zu dem gewöhnlichen Preise, sondern man brachte sie lediglich in der Hoffnung, dafür von dem weissen Krösus ein kleines Vermögen zu bekommen. Der grösste

Theil zog also bald enttäuscht ab, als ihnen nur ein angemessener Preis geboten wurde. So blieben nur wenige übrig, und auch mit diesen zerschlug sich meist der Handel. Ein Haussahändler Mamádu brachte gewöhnlich die Verkaufslustigen heran und spielte die Rolle eines Kommissionärs. Er sollte zwei Yard Baft für jeden abgeschlossenen Kauf von uns bekommen, von dem Verkäufer nahm er natürlich ebenfalls eine Provision, und zwar eine möglichst hohe. Die Preise für die Thiere wechselten je nach der Güte derselben zwischen 8 und 20 Cloth Baft. Unter einem Cloth versteht man ein Stück von vier Yard, welches gerade ein Frauenkleid abgiebt; daher die englische Bezeichnung Cloth. Anfangs machte es uns Spass, einem solchen Handel zuzuschauen. »Master, yakí! — Herr, ein Esel! — pflegte der Kommissionär zu melden. Ka káo, — bring ihn — war die stereotype Antwort. Der Esel wurde vorgeritten und besehen. Es war von vornherein klar, dass das Thier z. B. etwa fünfzehn Cloth kosten würde. Audu, der auf unserer Seite den Handel leitete und dabei ganz in seinem Element war, bot vier Cloth. Lautes Hohngeschrei auf der andern Seite: »Alibárka, ich nehme nicht!« — »Der Esel ist nicht mehr werth — »Alibárka!« — »fünf Cloth« — »Ali barka!« — So wurde der Preis innerhalb einer halben Stunde allmählig auf etwa fünfzehn Cloth gesteigert. Nach vergeblichen Versuchen, ihn noch höher hinauf zu treiben, nahm dann der Kommissionär den Verkäufer bei Seite, um mit ihm seinerseits die Höhe der Provision auszumachen. Wollte jener nicht genug geben, so vereitelte er absichtlich den Handel, zu unserm grossen Aerger. Im anderen Fall wurde zwar der Preis acceptirt, bei der Auszahlung entstanden aber neue Schwierigkeiten in den Wünschen der Verkäufer und bei der Auswahl der Stoffe. Zeuge, die — Dank dem Madúgu — durch Wasser gelitten hatten, wurden selten angenommen, selbst nicht bei ansehnlicher Vergrösserung des Quantums. Von unverdorbenem Baft und Croydon hatten wir nicht sehr viel. Bunte Stoffe, die höheren Werth hatten, wurden von den Leuten nur ungern genommen, weil sie solche im Kleinverkauf nicht preiswerth loswerden konnten. Ausserdem passte ihnen bald diese, bald jene Farbe nicht, oder man konnte über den Marktpreis eines bunten Stoffes nicht einig werden, d. h. über sein Werthverhältniss zum Baft und Croydon, die allein auf dem Markt einen festen Preis haben.[5]) So zerschlug sich oft noch im letzten Moment das Geschäft. War aber auch diese letzte Klippe umschifft und der Esel bereits im Hofe angebunden, so kam es oft genug vor, dass der Mann die Stoffe zurückbrachte, und sein geliebtes Grauchen wieder zurückhaben wollte, blos weil ihm nachträglich unterwegs ein guter Freund vom Handel abgerathen hatte oder derselbe ihm leid that.

Kurz, man wird aus dieser Schilderung entnehmen, mit welchen Schwierigkeiten für uns der Einkauf der Lastesel verbunden war. Höhere Preise zu zahlen, hätte nichts genutzt, da unser Freund »Alibarka« sofort noch höher hinauf gegangen wäre. In Afrika ist man eben gewohnt, jeden Handel mit eiserner Hartnäckigkeit bis zum gegenseitigen Mürbewerden auszufechten; ein Jeder hat

Zeit und Nachgiebigkeit wird als Schwäche aufgefasst. Wenn nun der Kommissionair mit seinen schmierigen Intriguen uns zu viele Geschäfte verdarb, wurde wohl mit einer Anzeige beim König gedroht. Dann ging es einige Tage besser, denn er fürchtete mit Recht in's Gefängniss gesetzt zu werden. Seine Sklaven wären ihm davon gelaufen, sein Hauswesen hätte sich aufgelöst, kurz, er wäre ein geschlagener Mann gewesen. Zu umgehn war der schmutzige Geselle aber nicht, denn ohne ihn erschien kein Verkäufer. So schritt denn die Anschaffung der Lastthiere zwar nur sehr langsam vorwärts, allmählich sammelte sich aber doch eine stattliche Schaar von Langohren an, die jeden Morgen unter Aufsicht des Esel-Ssáni auf die Wiesen des Bénue getrieben und Abends in einem Hause eingesperrt wurden, wo wir dann die Häupter unserer Lieben zählten.

So ging der Oktober zu Ende, ohne dass die Ausrüstung der Expedition vollendet worden wäre. Unterdessen hatte ich Zeit zu Ausflügen und Studien über Land und Leute; auch galt es, ausser den Eselankäufen, noch so manche andere Vorbereitungen zur Reise zu treffen.

Zum ersten Male hatten wir hier Gelegenheit, uns in einer grösseren Stadt längere Zeit aufzuhalten und mit ihren Bewohnern intimer bekannt zu werden. In Yola waren wir stets nur vorübergehend zum Besuch gewesen und ausser mit dem Akal und seinen Dienern kaum mit einem der Beamten und Würdenträger der Stadt zusammengekommen. Gárua kann sich freilich weder an Einwohnerzahl, noch an Bedeutung und Macht des Hofes mit Yola messen, besitzt aber als wichtiger Handelsplatz noch genug Vielseitigkeit, so dass wir trotz der Abwesenheit des Hofes, auf allerlei interessante Bekanntschaften aus der Beamten- und Kaufmannswelt rechnen durften. In der That erhielten wir bald verschiedene Besuche von den Honoratioren der Stadt.

Den Galadíma der Fulbe hatten wir bereits in Klein-Barndáki kennen gelernt. Es war ein hochgewachsener, stattlicher Mann, dessen dunkelbraunem Gesicht man kaum den Fulla ansah. Galadíma ist in Adamaua der Titel des Bürgermeisters einer jeden Stadt, bezeichnet aber auch den Vertreter einer fremden Nation, die in dem betreffenden Ort oder Lande ansässig ist.[6]) Entsprechend der Zahl des Volkes, welches er vertritt, hat ein solcher Galadíma unter Umständen einen bedeutenden Einfluss. In Gárua besass der Vertreter der starken Haussakolonie den grössten, auch war er schon darum für uns von grosser Bedeutung, weil er den Verkehr zwischen uns und dem Könige vermittelte. Sein Name war Yorassúle, doch wurde er gewöhnlich mit Abkürzung Yauro genannt. Ursprünglich stammte er aus Káno, war aber vor einer Reihe von Jahren als Händler nach Gárua gekommen und von dem König veranlasst worden, sich hier als Grosshändler und königlicher Bankier niederzulassen. In mancher Beziehung war er eine merkwürdige Erscheinung. Ein hagerer, magerer Mann mit grauem Bart und Haar und stechenden, schlauen Augen, ging er trotz seines Reichthums stets in schmutzigfarbener, ehemals weisser Tobe und in schmierigen Pluderhosen. In seiner bauchigen Mütze trug der ausgemachte Geiz-

hals immer einen hölzernen Rosenkranz — tasbí h. — und eine Dose mit Kautaback, von dem er beständig »Priemchen« in der Backentasche kaute. Den Rosenkranz liess er oft zwischen den Fingern hindurchgleiten, besonders, wenn er regungslos bei den Zelten hockte, vor sich hin starrte oder um Kleinigkeiten bettelte. Und das geschah täglich einige Stunden lang. Nachdem ich ihm einmal gegen Rheumatismus Salicylsäure gegeben hatte, hörten seine Betteleien um Medizin — mágani h. —, bald gegen Kopfschmerzen, bald gegen Gliederreissen, nicht mehr auf. Ich gab ihm schliesslich, um ihn los zu werden, eine Flasche voll dünnen Thee nebst etwas Chinin, mit der Vorschrift, davon stündlich langsam einen Schluck zu trinken. Bereits am nächsten Tage erschien er jedoch mit der leeren Flasche freudestrahlend wieder und bat um mehr. Uebrigens war Yauro ein Busenfreund des würdigen Eselkommissionairs und dessen interessirter Mithelfer. Auch leistete er folgendes Stückchen. Gleich zu Anfang hatte er uns einen Esel verkauft. Als wir nun später in Ngaúmdere waren, kam plötzlich ein fremder Haussa mit Wehgeheul zu Audu gestürzt, klagend, er hätte unter unsern drei Eseln auf der Weide sein eigenes Thier erkannt, welches er seinem Freunde Yauro in Gárua zur Aufbewahrung anvertraut gehabt!

Einen anderen Würdenträger, mit dem wir in nahe Beziehung traten, lernten wir in eigenthümlicher Weise kennen. Auf dem Hofe wurden nämlich die durchnässten Stoffe und Spiegel getrocknet, und da sich gewöhnlich viel Neugierige herumtrieben, hatte Uechtritz befohlen, alle Fremden von dort zu entfernen. Plötzlich erhob sich auf dem Hof ein grosser Halloh; ein kleiner schwarzer Herr kam mit Schreien und lebhaften Gestikulationen zu Uechtritz ins Zelt gestürzt, hinter ihm her in grosser Erregung Audu. Der Fall klärte sich so auf. Der Fremde war, um uns einen Besuch zu machen, auf den Hof gekommen und hatte dabei die zum Trocknen ausgelegten Sachen besehn. Einige Joruba hatten ihn dem Befehl gemäss fortgewiesen und ihn, als er sie nur verächtlich ansah, geohrfeigt. Uechtritz liess ihm erklären, die Leute hätten ja nicht wissen können, dass er ein babá, d. h. auf negerenglisch ein »bigman« sei, und bot ihm zur Versöhnung einen rothen Tarbusch an. Der gekränkte kleine Mann konnte sich aber gar nicht beruhigen, wies das Geschenk zurück und drohte, er werde den, welcher ihn geschlagen, fangen und einsperren lassen. Als Uechtritz ihm hierauf sehr grob antwortete, wurde er sichtlich kleiner und bat um Verzeihung. Ich kam in diesem Augenblick gerade dazu und, als ich gehört, worum es sich handelte, setzte ich ihm den Tarbusch auf und hielt ihm einen Spiegel vor. Alles lachte, doch war sein gekränktes Ehrgefühl nicht so leicht zu beruhigen. Zwar behielt er das Geschenk, aber seine gute Laune gewann er heute nicht wieder und er empfahl sich bald. Audu erzählte darauf von ihm, dass er ein sehr einflussreicher Mann wäre, nämlich der Galadíma jener kleinen Stadt, die fünfhundert Meter westlich von Gárua uns gerade gegenüber lag. Dieses kleine Dorf, Namens Schuarí — es mochte dreihundert Einwohner haben — sei mächtiger als Gárua selbst. Ich frug, ob Jener Fulla sei. »No, he pass (nein, er übertrifft

[sie]), he is baláraba.« Also ein Schua, d. h. ein Araber aus Bornu! Daher das Ehrgefühl, das uns diesen Mann sofort interessant gemacht hatte, und die Achtung der Anderen vor ihm! In der That wiesen seine semitischen Züge auf seine Abstammung hin, wenn auch eine Beimischung von Negerblut unverkennbar war. Wir wurden übrigens mit Hammóa, so hiess er, sehr bald gute Freunde; er hat uns viele Dienste erwiesen und wir können ihm das Zeugniss ausstellen, dass er der einzige Mann in Adamaua war, welcher nach europäischen Begriffen den Namen eines anständigen Menschen verdiente.



Abb. 44. Araber aus Schuari.

Der Galadíma der Kanuri machte uns zwar einen Besuch und wollte ein Schaf schicken, als er aber für diese verlockende Aussicht nicht sofort ein Geschenk bekam, zog er es vor, sich nicht wieder sehen zu lassen.

Nur ein Mann war und blieb unser bitterster Feind, der Alkáli, der oberste Richter. Obwohl wir den Herrn nie gesehen hatten, hasste er uns doch von ganzem Herzen. Als Richter war er übel beleumundet und wegen seiner Bestechlichkeit, Eigennutzigkeit und Ungerechtigkeit bekannt. Wie wir später hörten, hatte er sich gekränkt gefühlt, dass wir ihm, dem mächtigen Manne, keine Geschenke geschickt hatten. Zu uns zu kommen, hielt er unter seiner Würde, dafür arbeitete er im Stillen umsomehr gegen uns und war bemüht, unsere Eseleinkäufe und Anwerbungen von Trägern zu verhindern.

Mit dem königlichen Hof in Leínde hatten wir kaum Verkehr und lernten von den schier zahllosen Hofchargen und Beamten niemanden kennen. Nur der

jüngste Sohn des Königs schickte uns täglich etwas Milch. Aber nicht zufrieden, dafür ein gutes Geschenk zu bekommen, nahm er auch dem Mädchen, welches täglich die Milch von Leinde nach Garua brachte und dafur jedes Mal zwei kleine Spiegel bekam, dieses Geschenk ab. So ging die Arme leer aus, bis Uechtritz davon Wind bekam und gegen den noblen Prinzen einschritt.

Ein Gang durch die engen Strassen der Stadt, die, wie überall, zwischen hohen Mattenzäunen führen, zeigte uns bald, dass sich der wichtige Handelsplatz Garua äusserlich nur wenig von den bisher gesehenen Plätzen unterscheidet. Nur hie und da erblickt man grössere Gehöfte mit schönen Sáuris.

Garua ist keine Residenzstadt, es fehlt also auch ein königlicher Palast, wie ihn z. B. Gross-Barndaki besitzt, der mit seinen hohen Mattenzäunen und mächtigen Häusern die übrige Stadt überragt und aus der Ferne gesehen, schon durch seine Höhe den Blick in ähnlicher Weise fesselt wie eine Kirche in einem deutschen Dorfe. Denn keine Stadt Adamauas kennt Thürme, auch nicht die orientalischen Minarets.[7]) In der Trockenzeit, wenn die Vegetation ihren Winterschlaf hält, sehen die Strassen mit den grauen Mattenzäunen öde und traurig aus. In der Regenzeit dagegen überziehen zahlreiche Windenpflanzen mit bunten Blüthen die kahlen Flächen der Zäune und Dächer. Die Ararobbe-Bäume im Innern der Gehöfte, die schlanken Melonenbäume — gónda h. —, der Tschedia-Ficus mit seiner saftig dunkelgrünen, dichten, Laubkrone und dem Gewirr von Luftwurzeln, hie und da auch eine hohe Dattelpalme oder ein breitästiger Wollbaum, sie alle prangen dann in herrlichstem Grün, bringen in Form und Farben Leben und Abwechslung in das sonst so einförmige Bild des afrikanischen Dorfes und ermöglichen zugleich mit ihren tiefen Schatten ein lebhaftes Strassenleben.

Ein Gang durch die Strassen ist sehr lohnend und lehrreich. Im Kleinen findet man hier Alles, was die Grossstädte des Sudan im Grossen zeigen. So fesselte den Blick bereits wenige Schritte rechts von unserm Gehöft eine Färberei — márina h. — Auf einer erhöhten glatten Lehmfläche sind ein Dutzend runder Töpfe — kărōfí h. — eingesenkt, in welchen sich die Indigolösung — băbă h. — befindet. Ein Mann stampft mit einer Stange — mōkiá h. — an deren Ende sich ein aus vier Stäben zusammengesetztes Doppelkreuz befindet, das zu färbende Kleidungsstück. Ein auf drei Stöcken stehender geflochtener Grasschirm schützt ihn gegen die Sonne. Neben den Löchern liegen einige schwarzblaue, faustgrosse Kugeln: das Material, aus welchem die Indigolösung hergestellt wird. Die Zweige und Blätter der Indigopflanze, die überall in kleinen Feldchen angebaut wird, werden nämlich zerschnitten und getrocknet, dann gestampft und mit Wasser angerührt. Um dem Brei die nöthige Dichtigkeit zu geben, werden ihm gestossene Holzkohlen und -asche — tōkā h. — zugesetzt. Sodann werden die oben beschriebenen Kugeln aus dem Gemenge gebacken.[8]) Mit Wasser angerührt, geben sie die Indigolösung, in welcher die Stoffe vierundzwanzig Stunden lang liegen bleiben. Solange dieselbe nicht umgerührt und die Stoffe gestampft werden, stellt man

einen einen halben Meter hohen spitzen Graskegel zum Schutz über das Loch. Ein reges Leben pflegt in einer solchen Márina zu herrschen. Hier sind mehrere bereits gefärbte Toben zum Trocknen auf Stangen aufgehängt, dort sitzen im Schatten eines Grasdaches einige Männer und klopfen im Takt, wie bei uns die Strassenpflasterer, mit einem walzenförmigen Holzklöppel — dambúgu h. — ein frisch gefärbtes, trockenes Gewand auf einem glatten Baumstamm — mobugá h. — um ihm den nöthigen Glanz und die gewünschte Glätte zu verleihen. Denn eine neue Indigotobe blitzt und blinkt wie lackirtes Lederzeug.

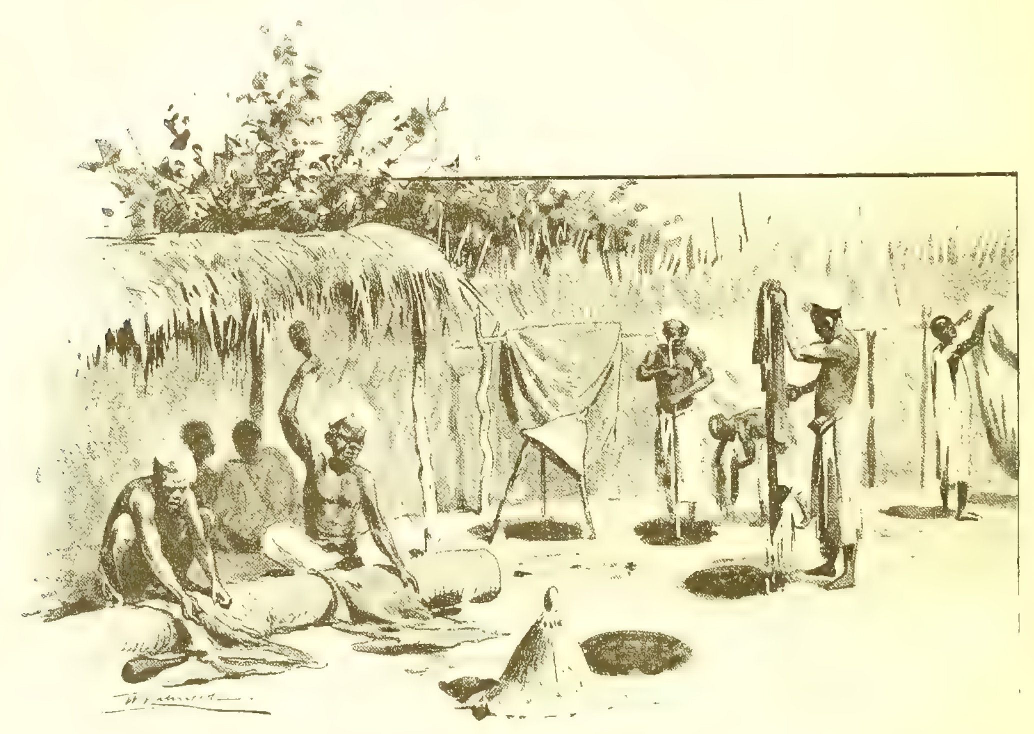


Abb. 45. Indigofärberei in Garua.
Nach Skizze.

Der schmale Gang, in welchen wir links einbiegen, verbreitert sich plötzlich. Weber haben hier ihre Werkstatt aufgeschlagen. Unter einem Schattendach sitzt ein halbes Dutzend Leute an primitiven Webestühlen — massáka h. —, welche ein einfaches Gerüst aus vier, im Rechteck stehenden, dreiviertel Meter hohen Gabelpfählen vorstellen. In den Gabeln liegen zwei horizontale, eineinhalb Meter lange Stäbe, welche den langen Seiten des Rechtecks entsprechen. Die auf den kurzen Seiten im Abstand von einem halben Meter stehenden Gabelpfähle sind vorn noch durch eine horizontale Querleiste verbunden, welche handbreit unter den obern Enden der Gabelpfähle befestigst ist. Innerhalb dieses Gestells sitzt der Weber auf der Erde. An den Quer- und den horizontalen Stäben ist der eigentliche Webeapparat befestigt, dessen Prinzip genau dasselbe

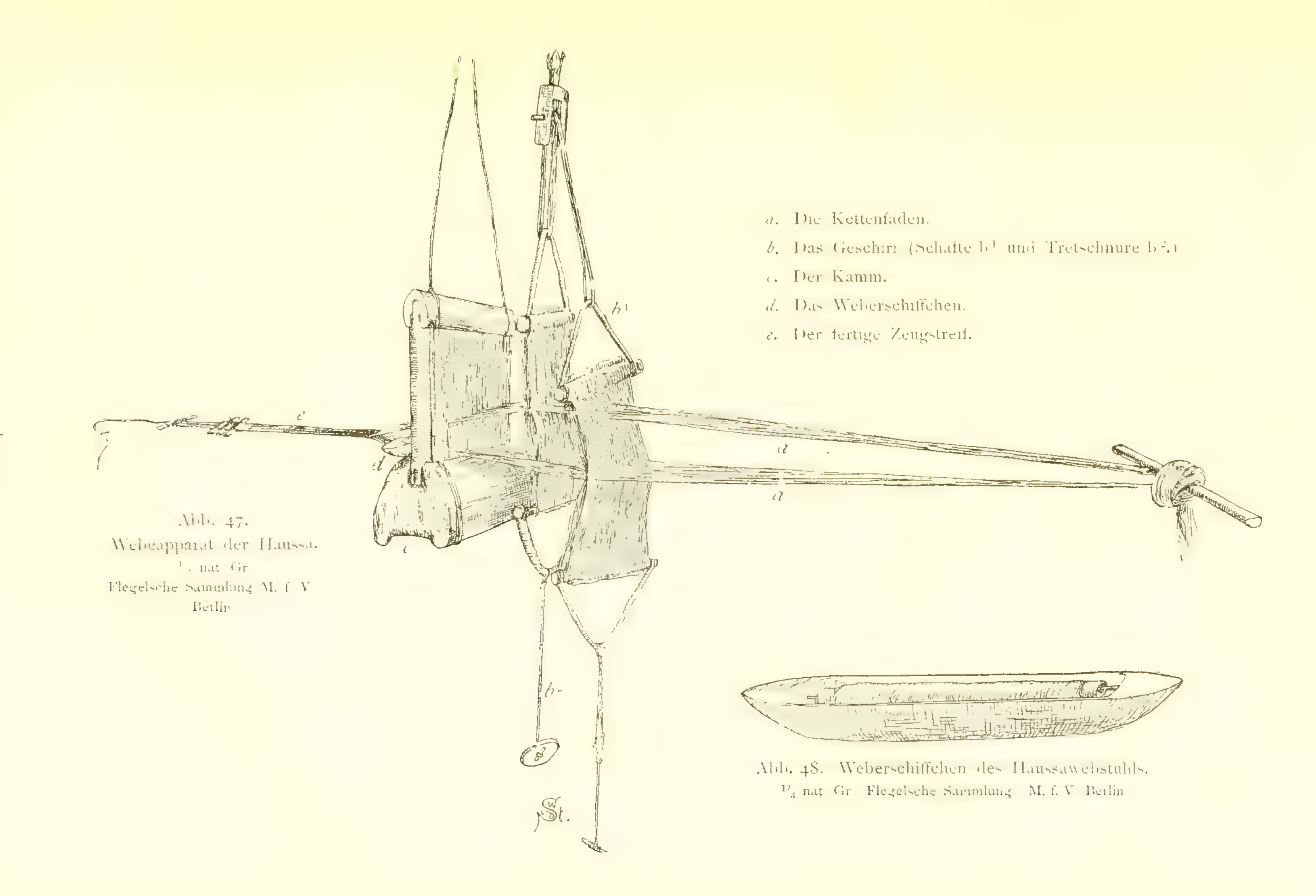
ist, wie an den Webestühlen unserer Bauern und wie es durch die ganze Welt geht. Zwischen zwei übereinander liegenden Systemen von Fadenbändern, den sogenanten »Kettenfäden«, wird mit einem Weberschiffchen je ein Faden, der Schussfaden, rechtwinklich durchgezogen, sodann werden die Kettenfäden vermittelst zweier »Schäfte« um jeden einzelnen Faden gekreuzt und der umschlungene Schussfaden mit einem »Kamm« fest an das Gewebe geschlagen. Die Schäfte werden mit den Füssen in Bewegung gesetzt. Mit diesem Webstuhl werden lange Bänder von drei bis fünf Finger Breite gewebt, welche, bei entsprechender Anwendung farbiger Fäden, abwechselnd weiss, roth, blau, gelb und bunt gestreift sind. Aus den einzelnen Streifen werden die Tücher und Gewänder zusammengenäht. Als Material wird nur einheimische Baumwolle benutzt. Ebenso werden die Farbstoffe, gelb, blau und roth von einheimischen Pflanzen gewonnen. Uebrigens ist die Weberei, wie jeder Industriezweig im Sudan, Hausindustrie;



Abb. 40. Die Moschee in Garua.
(Nach Skizze.)

oft genug findet man selbst in einzelnen Gehöften im Schatten eines Baumes eine Massáka für den häuslichen Gebrauch aufgeschlagen und zwar ruht dieses Handwerk ausschliesslich in den Händen des Mannes.

Verfolgt man von der Weberei den engen Weg nach Osten, so kommt man zu einem freien Platz, auf welchem die Moschee — massalátsi h. — steht, ein mit einer drei Meter hohen Lehmmauer umgebenes Rechteck. In der Mitte der breiten Vorderseite befindet sich ein Eingangshaus — akófa-n-massalátsi h. —, in welchem man die Pantoffeln ablegt. Rechts von demselben, an der Aussenmauer, stehen in einer Umzäunung aus Knüppeln — randá h. — einige Töpfe — búta h. — mit Wasser zum Waschen. In der Mitte der kürzeren Wände enthält je ein Haus — dáki-n-limá — die Wohnräume des Imans. Das Innere der Moschee ist lediglich ein mit weissem Sand — reirei h. — bestreuter Platz. An der dem Eingang (W) gegenübergelegenen Ostwand steht ein auf Pfählen — dírka h. ruhendes Grasdach — sána h. — welches ganz entsprechend den Schattendächern in den Wohnhäusern und den Werkstätten gebaut ist, aber vier Gänge besitzt. In der Mitte der Hinterwand befindet sich noch ein kleiner Ausbau, mit



a. Die Kettenfaden.
b. Das Geschirr (Schäfte b[1] und Tretschnüre b[2].)
c. Der Kamm.
d. Das Weberschiffchen.
e. Der fertige Zeugstreif.

Abb. 47.
Webeapparat der Haussa.
[illegible] nat. Gr.
Flegelsche Sammlung M. f. V.
Berlin.

Abb. 48. Weberschiffchen des Haussawebstuhls.
$^1/_3$ nat. Gr. Flegelsche Sammlung M. f. V. Berlin.

seitlicher Thür. Beim Vorbeireiten habe ich ganz gut über die Mauer in das Innere dieser Moschee sehen können, betreten habe ich sie nie. Als ich einmal dieselbe zeichnete, sammelten sich Leute um mich, welche unverhohlen in Blicken und Reden ihrem Aerger Luft machten. Einer wollte sogar zum Alkáli — Richter — gehen. Ich liess mich indessen nicht stören, sondern beendete die Skizze.

Setzt man von hier den Weg fort, so kommt man an einer mächtigen Kuka[9]), die ausser einem grossen Nest mit flüggen Reihern, auch mit zahllosen kleinen Nestern von Webervögeln bedeckt war, vorbei auf den schon früher erwähnten Hügel, von welchem man den weiten Ueberblick über die Stadt und das Benuethal geniesst.

Garua hat zwei Marktplätze, einen kleinen in der Stadt gelegenen, der an jedem Nachmittag besucht wird, und einen grossen vor der Stadt, auf dem an jedem Mittwoch ein grosser Markt abgehalten wird. Es war bereits spät am Nachmittag als ich einmal einen solchen besuchte. An den langen Reihen der Markthütten, welche bereits aus Gire beschrieben worden sind und in ganz Adamaua, ja im ganzen zentralen Sudan, dieselbe Form haben, drängten sich die Schaaren der Käufer und Neugierigen. In dem Schatten der Hütten sassen Frauen und Mädchen, welche auf Strohtellern und in Kalabassen die Erzeugnisse des Landes oder des häuslichen Fleisses feilbietend, in lebhaftem Handel mit den herumhockenden Männern begriffen waren. Hirse, Mehl, Reis, Bohnen, Erdnüsse, Sesam, Tamarindenschoten, Collocasia-Knollen waren als Hauptlebensmittel überall zu haben. Aber auch dakúa h., Kugeln aus Hirseteig, ferner dadáua h.[10]) schwarze glatte Kuchen, die aus den Früchten der Parkia biglobosa gewonnen werden, und schwarze faustgrosse Kugeln von Seife — mai h. —, sowie Baumwolle und gelbe Wurzeln — tílli h. — zum Gelbfärben der Stoffe, waren reichlich zum Verkauf gebracht worden. Die Seife wird aus ranzigem Fett und Pflanzenasche hergestellt. Besonders gern werden die Blätter einer Kürbisart — kubéwa h. —, welche mit ihren dunkelgrünen Blätterranken und gelben Blüthen die Mattenzäune der Gehöfte schmückt, zur Bereitung dieser Asche benutzt. Uebrigens greift die Seife die Stoffe sehr an und verdirbt sie schnell. An den Markthütten lehnten überall die langen Halme der Zuckerhirse — tåkandå —, welche wie Zuckerrohr gekaut und ausgesogen werden. Das Publikum gab sich in ausgedehntem Maasse dieser ebenso angenehmen als unterhaltenden Beschäftigung hin, besonders auch die nackten Kinder, die sich mit Geschrei überall herumbalgten und Unfug trieben. Ebenso gesucht, wie die Zuckerhirse, besonders von den Frauen, waren Henna — lale. h. — zum Rothfärben der Nägel an Händen und Füssen, ferner gestossene Gorunüsse und Tabacksblüthen, welche beim Kauen die Zähne ziegelroth färben. Lautes Gackern, Blöken und Meckern zeigte die Stelle des Marktes an, wo das Landvolk Hühner, Schafe und Ziegen zum Verkauf gebracht hatte. Dicht daneben hatte sich ein Mann etablirt Ein Rind lag mit gefesselten Beinen auf der Erde und ein Fleischer wetzte

gerade auf einem Stein sein kurzes Dolchmesser, um dem Thier die Kehle zu durchschneiden. Ein zweites Rind wurde bereits auf einem einheimischen Bett — gadó h. — zerlegt. Die Fleichstucke wurden sofort derb auf einem Baumstamm mit einem Holzklöppel geklopft und dann zum Verkauf fertig aufgehängt.

Auch ein Töpfer fehlte nicht, der Töpfe und Krüge von zum Theil bedeutender Grösse, die zum Kochen und Wasserholen im Gebrauch sind, feilbot. Thonschalen und Teller suchte man allerdings vergeblich. Sie werden im Sudan durch die zierlichen Kalabassen-Schalen und -Flaschen ersetzt. Ich brauchte nicht weit zu gehen, um diese Waare zu suchen. Etwas abseits vom Gedränge sass unter einem runden spitzen Grasdach, das auf niedrigen Pfählen stand, ein Mann, der auf glühenden Holzkohlen die Aussenseite einer Kalabassenschale brannte. Ein kleiner Sklavenjunge kniete vor ihm und entfachte mit einem doppelarmigen Blasbalg die Gluth. Schöne roth- und gelbgefärbte, mit schwarzen Linien und Mustern verzierte Kalabassen standen daneben zum Verkauf da.

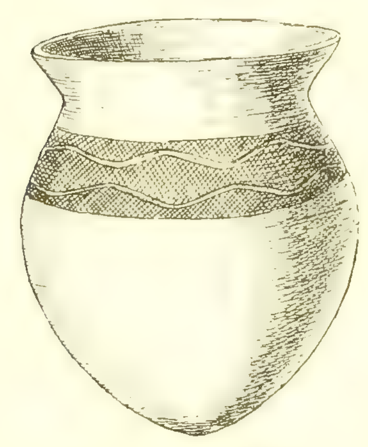


Abb. 49. Topf aus Garua.
1/10 nat. Gr. Nach Skizze

Dichtes Gedränge und lebhaftes Handeln kennzeichnete die Stelle, wo Haussahändler europäische Waaren, wie weisse und bunte Stoffe, Spiegel, Rasiermesser, Tabackspfeifen, Perlen, Achatturmringe — hanta h. — u. a., die sie an der Hulk in Yola gekauft hatten, ausboten und nun mit bedeutendem Gewinn verkauften. Das lebhafteste Feilschen fand stets um die Baumwollenstoffe statt, welche nach Unterarmlängen abgemessen werden. Dieses unsichere Maass, bei dem man mit Leichtigkeit etwas zu- und abmogeln kann, gab alle Mal Anlass zu Streit und gegenseitiger Entrüstung. Der Käufer liess den Stoff von einem langarmigen, der Verkäufer von einem kurzarmigen Freunde abmessen und schier endlos war der Handel um eine Handbreit Zeug mehr oder weniger.[1])

Fast noch mehr als der Markt und die ausgebotenen Produkte des Landes interessirte uns die bunte Menge, welche sich zwischen den Buden und auf den Plätzen drängte. Nicht sowohl das bunte Bild verschiedenartiger Trachten oder der Physiognomien verschiedener Racen, welche z. B. in den Städten des Orients das Auge des Fremden fesselt, weckte hier unser Interesse — denn diese phrygischen Mützen, Turbane und runden Strohhüte, diese weissen und blauen Toben, diese Frauenkleider und -Frisuren waren uns seit Lokodja schon vertraut — vielmehr waren es die Beobachtungen, welche man über die Zusammensetzung und den Charakter der Bevölkerung Garua's und seiner Umgebung, welche unsere besondere Aufmerksamkeit erregten.

Garua ist eine wohlhabende Handelsstadt, seine Kaufleute haben nach weit hin Beziehungen, es mangelt nicht an reichen Leuten, und doch bemuht man

sich vergebens in der bunten Volksmenge äusserlich Standes- und Rangesunterschiede zu erkennen. Der Sklave, dem kaum ein Zeugfetzen die Blösse deckt, der zerlumpte Bettler, der reiche Kaufmann in würdevollem Turban und glänzender blauer Tobe; sie alle wirbeln in der Menge herum, hocken und plaudern zusammen, theilen unter einander etwas Kautaback oder eine Gorunuss und leben gleichsam in einer natürlichen demokratischen Gemeinschaft. Der Nationalität nach ist von einander zu unterscheiden weder der Haussa noch der Kanuri, noch der Fullamischling. Nur die breiten runden plumpen Negergesichter eingefangener Sklaven, welche fernen Heidenstämmen angehören, auf der einen und das lange schmale feine Gesicht des röthlich-gelben unvermischten Fulla auf der anderen Seite sind typisch. Dort steht so ein Paar langbeiniger, verhungerter aristokratischer »Gelber«, welche die Mütze auf dem Kopf, die schäbige Tobe und die Hosen auf dem Leibe wahrscheinlich ihr einziges Hab und Gut nennen. Mit gegenseitig um die Nacken geschlungenen Armen an einander gelehnt, am rechten Vorderarm den nie fehlenden Dolch mit Lederring oder eine Keule, die mit einem Lederband am Handgelenk befestigt ist, schielen sie verstohlen nach einem behäbigen Haussakaufmann, der soeben einige Gorunüsse unter seine Bekannten austheilt. Sie haben nichts, um sich auch nur an Durrha satt zu essen, geschweige so theure Leckerbissen wie Gorunüsse zu erstehen. Dafür nennen sich diese Ranudos de Colibrados aber stolz »Gelbe«, sind die Herren des Landes und sehn mit Verachtung auf den fleissigen Haussa, Kanuri und auf alles herab, was Handel oder Industrie treibt. Die Viehzucht ist in ihren Augen die einzig würdige Beschäftigung, für den Feldbau sind ja die Sklaven da; aber im Kriege und auf den Sklavenjagden haben sie nur einen Rivalen, den Araber.

Abb. 50. Fullakeule aus Garua.
[illegible]

Uebrigens bilden die Märkte in Adamaua eine bedeutende Einnahmequelle für den König des Landes. In jedem Ort befindet sich ein Beamter — ssáriki n kasúa h. —, der den Marktzoll — deláli h. — erhebt, und zwar mit zehn Prozent des Werthes von jeder Waare, die zum Verkauf gebracht wird: Zwei Drittheile der Einnahme fallen den Beamten zu, ein Drittheil dem König. Natürlich verfährt der Beamte bei der Erhebung der Steuern mit grosser Willkür, eine Kontrolle aber ist kaum denkbar.

Einer der ersten Ausflüge, welche ich in die Umgegend unternahm, galt der Residenzstadt Leinde. Zwischen Feldern von Durrha und Erdnüssen, an einzelnen Farmen vorüber geht der Weg nach Norden hin. Rechts dehnt sich das Benuethal aus, links zieht sich ein Hügelzug hin, der aus Sandstein besteht. Leinde selbst liegt in einer alluvialen Ebene, ist ungefähr rechteckig gebaut und schaut mit seinen hübschen Gehöften und dem grünen Baumschmuck weit anmuthiger aus als die Handelsstadt Garua. Sie wird fast ausschliesslich von dem erobernden Herrscherstamm der Fulbe bewohnt und mag gegen achthundert Einwohner haben. Der Trennung in eine Handelsstadt einerseits, und eine Adels- d. h. Fullastadt

andererseits, werden wir noch mehrmals begegnen. Dabei wiederholt sich der Name Leinde für die Fullastadt, welcher wahrscheinlich das Haussawort für das »Ribago« der Fulbe ist und »Herrensitz« bedeutet.

Den Palast des Königs in Leinde habe ich nicht gesehen. Ich ritt nur einmal durch den Ort hindurch und mochte mich nicht durch Suchen aufhalten. Mein Erscheinen erregte natürlich stets grosses Aufsehen, und je weniger den Leuten der Zweck meiner Spazierritte klar war, um so verdächtiger mussten sie ihnen erscheinen. Denn bei aller Freundschaft hatten die Eingeborenen gegen uns doch ein unbesiegbares Misstrauen.

Das Araberdorf Schuarí, die Heimath Hammóa's, besuchte ich mehrmals. Dasselbe liegt auf dem Ausläufer einer von Norden herkommenden Sandsteinwelle und ist vollständig nach dem Typus der übrigen Dörfer gebaut. Ein mächtiger Wollbaum — rimí h. — erhebt sich in der Mitte der Stadt mit seinen breiten Aesten hoch über alle übrigen Bäume. Die Einwohnerzahl mag drei- bis vierhundert Seelen betragen. Der Ort kann gegen 30 Krieger in's Feld stellen. Unser Freund Hammoa erzählte uns, dass seine Vorfahren aus Wadaï stammten und dass sein Grossvater vor etwa sechszig Jahren in Adamaua eingewandert sei. In Bornu wären die Wadai-Araber durch Schua, — so heissen die in Bornu ansassigen Araber — verstärkt worden. Solcher Araberkolonien giebt es in Adamaua mehrere. So liegt auf der Ostseite Yola's ein Araberdorf, in welchem Mizon während seines ersten Aufenthaltes wohnte. Eine andere Araber-Niederlassung, Bélem, berührte Barth [12]) auf der Reise nach Yola. Auf dem Wege nach Márrua passirten wir später eine vierte, Soráuiel baláraba. Als das auserwählte Volk, aus welchem der Prophet hervorgegangen und in dessen Land die heiligen Städte liegen, auch als Träger der Schriftsprache, besitzen die Araber im Sudan von vornherein vor allen anderen Völkern einen Vorzug. Ihre Energie und Thätigkeit, besonders aber ihr Muth und kriegerischer Sinn, haben ihnen ausserdem seit Alters her eine einflussreiche Stellung in den Sudanstaaten gesichert. [13]) Sogar der stolze Fulla muss ihre Ueberlegenheit anerkennen. In Adamaua ist ihre Zahl zu gering, als dass sie auch nur entfernt die Rolle spielen könnten, wie in Bornu, Bagirmi oder gar in Wadáï, wo sie den Kern des Heeres bilden; im Verhältniss zu ihrer Zahl ist indess ihr Einfluss beträchtlich genug.

Im Westen von Schuari, durch ein sumpfiges Thal getrennt, zieht sich ein zweiter, etwa fünfzig Meter hoher Sandsteinrücken hin, dessen Bänke von Norden nach Süden streichen. Bezüglich der Zersetzungsprodukte des Sandsteins besteht hier dieselbe Anordnung, wie sie bereits bei Kassa beschrieben worden ist. Auf der Höhe nackter Fels mit Eisenkrusten und Blöcken, am Abhang eine Schicht von lateritischem Sand. Dieser Boden ist es, der die Dörfer und Felder trägt, während die unbewohnten Anhöhen mit Savanne oder Buschwald bedeckt sind. In der Tiefe findet eine akkumulative Umwandlung in Laterit statt, die in den Lehmgruben, daraus das Material zum Häuserbau gewonnen wird, studirt werden

kann. Vielleicht nimmt in der Tiefe der anstehende Sandstein an der Lateritbildung Theil. Die sumpfigen Ebenen sind von Grasland mit rankenden Schmetterlingsblüthlern, stellenweise auch von einem zusammenhängenden Teppich rothblühender Pflanzen bedeckt; die Buschsavanne der Berge besteht dagegen aus niedrigem, d. h. immer noch meterhohem Gras, in welchem die häufigsten Savannenbäume stehen, wie der knorrige Bäuschi mit langovalen, harten, dunkelgrünen Blättern, die krause Gáude h. (eine Gardenia), der Kárgo (eine Bauhinia) mit zusammenklappbaren Blättern. Hier und da sieht man eine schlanke Hyphaene und in der Nähe der Ortschaften den dickstämmigen Baobab. Auch eine Sterculiaart, Namens Kúkōkī h., fand ich hier, mit vier in Kreuzform stehenden harten länglichen Früchten, eine Verwandte der Kolanuss — góru h. —.

Interessanterweise entdeckte ich hier auf glatten Gesteinsflächen eingekratzte Zeichnungen. Es war dieses die zweite Fundstelle; denn in Kassa hatte ich am östlichen Rande des Plateaus über dem überschwemmten Benuethal bereits nebenstehende Felszeichnungen gefunden. Dieselben bedeckten eine horizontale Sandsteinfläche. Ganz in der Nähe befanden sich auf ähnlichen Felsflächen Löcher, die dem Mahlen des Korns ihre Entstehung verdanken müssen, und die schachbrettartigen Löcher des Derra-Spieles, wie die Haussa das Spiel nennen, das an der ganzen Westküste vom Kap bis zur Wüste gespielt wird. Uechtritz theilte mir damals mit, dass sich in Südwestafrika dieselben Spiellöcher fänden, z. B. zwischen Windhoek und Hausis und dass dieselben von den Hottentotten den Buschmännern zugeschrieben würden. Die anderen verästelten Figuren in Kassa waren nicht zu deuten. Mein Begleiter, der alte Giwa, der aus dem Innern der Jorubaländer, Ilorín, stammte, meinte damals, Allah habe sie gemacht. Hier fand ich neue Felszeichnungen, die zum Theil noch ganz frisch und unvollendet waren, einmal eine Abbildung der Derra-Löcher und zweitens den Umriss der mohamedanischen Holztafel, — elú oder elő h., auf denen die Kinder Schreiben und Lesen lernen. Auf einer anderen Fläche, die ebenfalls am Rande gegen das Flussthal lag, waren indess auch alte Zeichnungen zu finden, und zwar ganz ähnliche, wie in Kassa. Weder Audu noch Hammoa und die anderen Haussa vermochten diese seltsamen

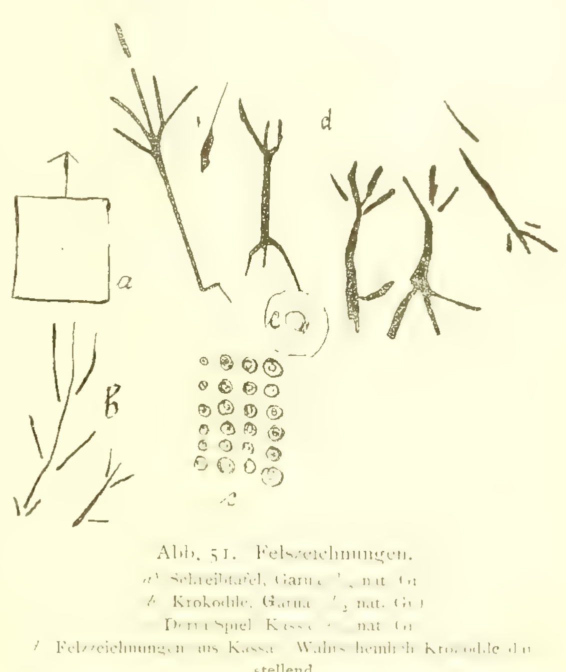


Abb. 51. Felszeichnungen.
a) Schreibtafel, Garua [illegible], nat. Gr.
b) Krokodile, Garua [illegible], nat. Gr.
[illegible] Derra-Spiel, Kassa [illegible], nat. Gr.
d) Felszeichnungen aus Kassa, Wahrscheinlich Krokodile darstellend.
e) Konkretion in dem Sandstein, Kassa [illegible], nat. Gr.

Figuren zu deuten; dagegen erkannte mein Boy, der aus Ida am Niger zu Hause war, dieselben sofort als die Zeichnung eines Krokodils, welches er auf Igára ónié nannte. Dasselbe soll kleine Kanus angreifen und viele Menschen fressen. Als ich ihn später an Ort und Stelle mitnahm, bestätigte er seine Aussagen mit Sicherheit. Die Haussa nannten das betreffende Krokodil káda, erkannten es aber in den Zeichnungen nicht wieder. Es scheinen demnach dieselben, ebenso wie die Reibelöcher, aus der Heidenzeit zu stammen und haben wohl die Bedeutung von Fetischen. Am Niger müssen solche Zeichnungen sicher auch zu finden sein. Hier wie dort besteht der Fels aus weichem Sandstein, und die Zeichnungen werden nach Aussage meines Boys mit dem Messer eingekratzt. Ausser diesen Zeichnungen fanden sich noch andere nicht zu deutende Kritzeleien vor, von denen eine den Umriss einer Sandale vorzustellen schien.

Auf einer Kuppe des genannten Sandsteinzuges, die ich erstieg, um einen Ueberblick zu gewinnen, fand ich einen anderen interessanten Gegenstand, nämlich mehrere mit Gras bewachsene Steinhaufen und eine kreisförmige Steinmauer. Letztere war einen halben Meter hoch, eben so breit und hatte einen Durchmesser von fünfzehn Metern. Um diesen Kreis lagen die rechteckigen, eineinhalb Meter langen, niedrigen Steinhaufen zerstreut. Ich dachte an alte Gräber, erfuhr jedoch von Hammoa und einem Bornuaner, dass dieser Platz chudá ful. heissen soll und dass von den Fulbe an dem Steinhaufen einst Lebensmittel als Opfer hingestellt worden wären, nämlich damals, als sie noch grosse Rinderheerden besessen und dieselben auf den Bergen hätten weiden lassen. Diese Mittheilung ist namentlich deshalb höchst interessant, weil der Gebrauch, an Steinen zu opfern, noch heute bei den Heiden Adamauas üblich ist. Wir werden später noch ähnliche Opferplätze der Dékkawa im Tschébtschi-Gebirge kennen lernen. Entweder haben die Fulbehirten, welche bereits vor zwei Jahrhunderten nach Adamaua kamen, den heidnischen Brauch angenommen oder ihn bereits mitgebracht. Jedenfalls scheinen noch vor kurzer Zeit an manchen Steinen Opfer gebracht worden zu sein, sonst hätten meine Gewährsmänner nicht unabhängig von einander dieselbe Erklärung abgegeben. Früher haben die Fulbe hier grosse Rinderheerden gehabt, bis vor damals zwei Jahren eine Seuche den Viehstand vernichtete. [14])

Ein anderer Spazierritt führte mich in die Nähe des nordöstlich gelegenen Gebirges, des Hossere Téñgelin, eines mächtigen Sandsteinplateaus, das sich mit einer etwa vierhundert Meter hohen Wand steil aus dem Benuethale erhebt, während seine Hochfläche wohl noch um dieselbe Höhe weiter ansteigt. Auf dieses sehr schwer zugängliche Plateau hat sich einst vor den siegreichen Fulbe ein Heidenstamm zurückgezogen, die Téñgelin, [15]) welche mit dem grossen Volk der Falli verwandt sind. [16]) Da sie den Mittwochsmarkt in Garua besuchen, hatte ich Gelegenheit, mehrere Angehörige dieses interessanten Volkes kennen zu lernen. Das erste Individuum, welches ich einmal auf dem Markt sah, war eine Frau mit auffallend breitem, rundem Gesicht und schrägen, nach unten ge-

richteten Augen, während die Haare ein krauses Gewirr von Zöpfen und Wülsten bildeten. Beide Nasenflügel waren durchbohrt. In dem einfachen Hüftentuch trug sie ein Kind, dessen Kopf bis auf eine Stelle auf dem Scheitel rasirt war. Als ich in's Lager zurückkam, hatte Audu einen Vornehmen der Tengelin nebst einem Mädchen zu uns geführt. Der Mann war in seiner mohamedanischen Tracht — Tobe und Mütze — und mit seinem Kinnbart von einem vermischten schwarzbraunen Fulla nicht zu unterscheiden. Das Mädchen war jung und ebenfalls schwarzbraun; die Haare hatte es in Zöpfchen geflochten, die von dem Hinterkopf horizontal nach vorn gingen und auf den Schläfen in's Gesicht fielen. In den Ohrmuscheln hingen über einander sechs bis acht kupferne Ringe von fünf Centimeter Durchmesser. Die beiden Gäste hatten es eilig und entfernten sich bald mit einem Geschenk; dafür versprachen sie aber, mit anderen Landsleuten wiederzukommen. In der That erschienen einige Tage später drei andere Tengelin. Sie blieben einige Stunden da und liessen sich geduldig messen und photographiren. Auch legte ich ein kleines Vokabularium ihrer Sprache an. Mit kleinen Spiegeln und einigen Yard Croydon zogen sie vergnügt wieder heimwärts. Ihr Führer Táduna, der an akuter Bindehautentzündung litt und dem ich etwas Medicin mitgab, hatte uns in so gutem Andenken behalten, dass er uns bei unserem zweiten Aufenthalt in Garua wieder aufsuchte und noch einige Landsleute, darunter ein Mädchen, mitbrachte.

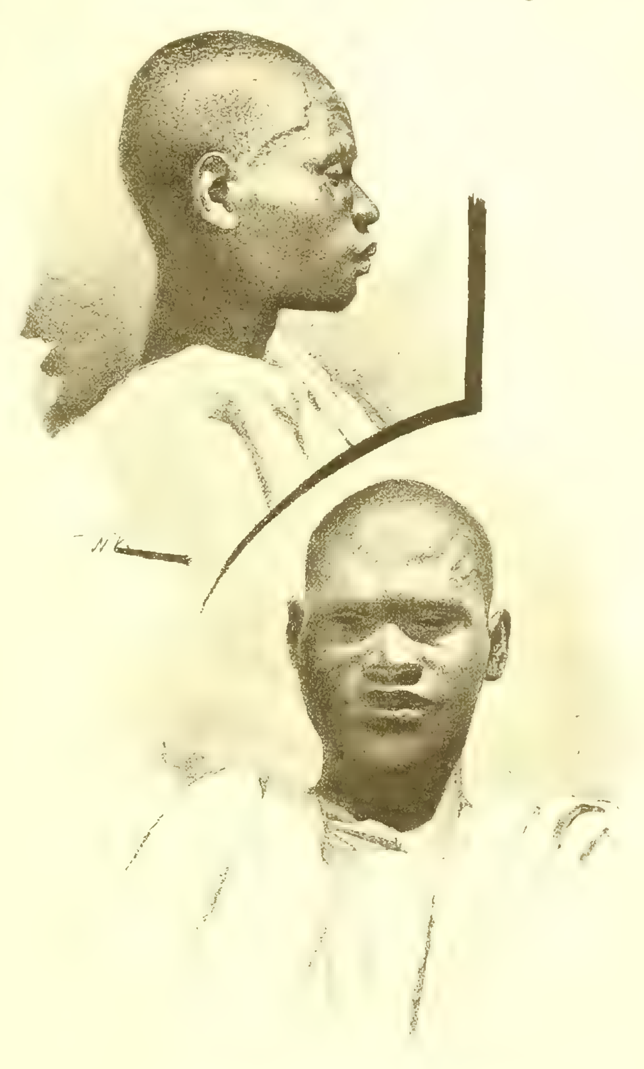


Abb. 52. Táduna, ein Häuptling der Tengelin.
(Nach Photographie.)

Sammtliche Leute, die ich gesehen, hatten breite Negergesichter mit plattem Nasenrücken und breiter, flacher Nasenwurzel. Der Kopf war rasirt; nur einer hatte sich in der Mittellinie drei Haarbüschel stehen lassen. Die oberen Schneidezähne waren in Trapezform zugefeilt, bei einem auch die unteren. Dafür fehlte diesem, im Gegensatz zu den andern, die Durchbohrung der Ohr-

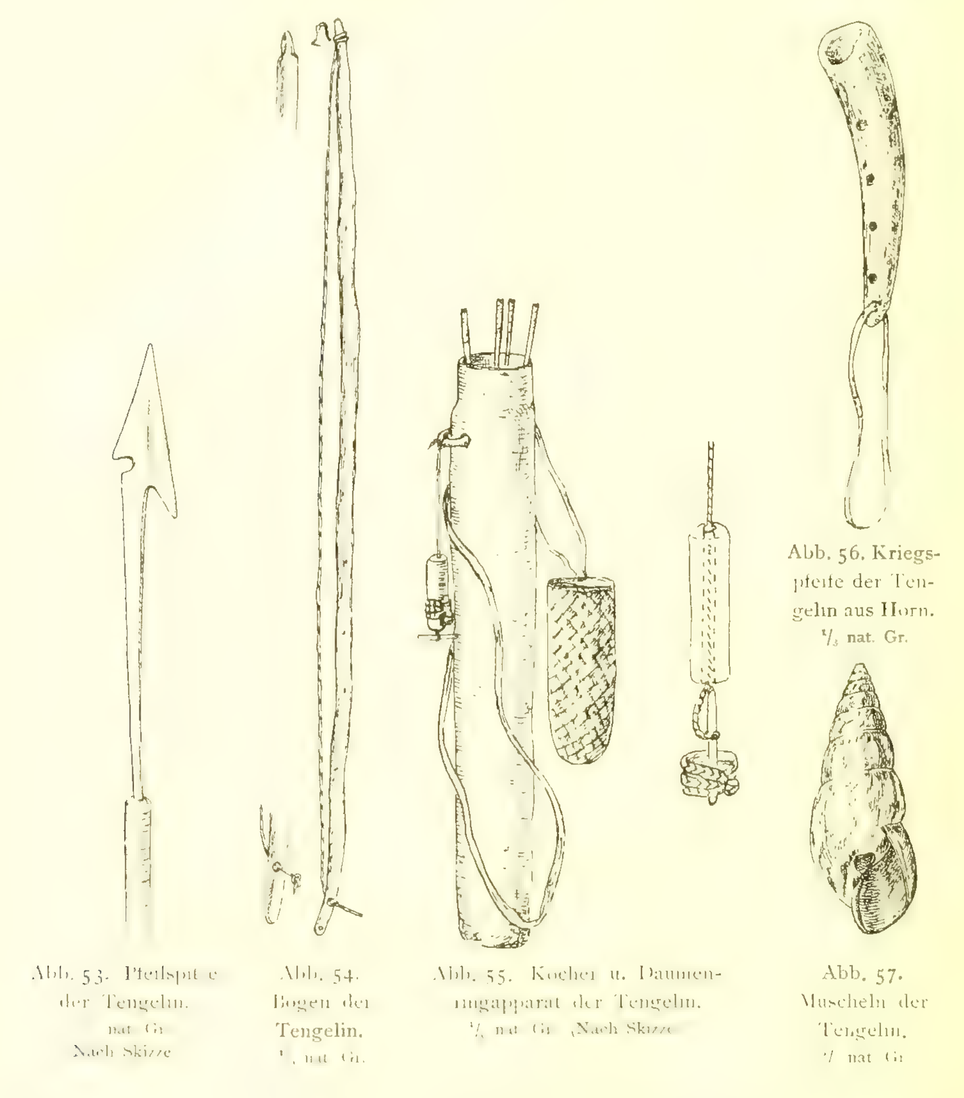


Abb. 56. Kriegspfeife der Tengelin aus Horn. $^1/_3$ nat. Gr.

Abb. 53. Pfeilspitze der Tengelin. [illegible] nat. Gr. Nach Skizze.

Abb. 54. Bogen der Tengelin. [illegible] nat. Gr.

Abb. 55. Köcher u. Daumenringapparat der Tengelin. [illegible] nat. Gr. (Nach Skizze.)

Abb. 57. Muscheln der Tengelin. [illegible] nat. Gr.

läppchen, die zur Aufnahme von Grashalmen bestimmt ist. Alle trugen Toben. Das Mädchen hatte Zöpfe, wie die Frau, welche ich auf dem Markte gesehen; die oberen und unteren Schneidezähne waren spitz gefeilt, die Nasenflügel doppelt und beide Lippen einfach durchbohrt. In jeder Ohrmuschel hatte sie sieben Löcher. Als Kleid trug sie ein blaues Tuch unter der Brust. So war die Toilette der Herren und der Damen beschaffen, die aber nur für Garua bestimmt war. Denn in den heimathlichen Bergen gehen alle nackend; höchstens

mögen sie ein dünnes Schamtuch tragen, wie wir es bei anderen Heiden finden werden. Penisfutterale tragen sie nicht, kennen sie aber und haben für sie ein eigenes Wort — kutschú. — Die Männer stecken zu Hause Grashalme von vier Centimeter Länge in die Ohrläppchen, die Frauen in die Nasenflügel und Lippen, während noch sechs bis acht schwere Kupferringe die Ohrmuscheln zieren und sie im Laufe der Zeit zu lappigen Anhängen ausziehen. Kommen die Teñgelin in die Ebene herab, so legen sie die für »gebildete« Augen komischen Stammesabzeichen ab und hüllen sich in mohamedanische Gewänder, die aber nur im Bestiz der Wohlhabendsten sein mögen.

Einst besassen die Teñgelin die fruchtbare Ebene des Benuethals. In den zwanziger Jahren dieses Jahrhunderts wurden sie aber von den Fulbe geschlagen und mussten sich auf das Plateau zurückziehen, auf welches ihnen der Feind nicht folgen konnte. Vielmehr machten sie von ihrer sicheren Feste aus beständig Ueberfälle auf die Heerden und Dörfer ihrer Ueberwinder. Obwohl ihre Zahl nicht gross sein kann —, sie mögen tausend bis zweitausend Köpfe stark sein —, sind sie doch sehr gefürchtet. Im Jahre 1886 schlugen sie das Heer des Königs von Yola, 1889 plünderten sie eine grosse Elfenbeinkarawane, tödteten fünfunddreissig Mann und erbeuteten vierundvierzig Esel. Einen Rachezug der Garuaner, an dem auch der Leiter der damaligen englischen Hulk theilnahm, wiesen sie glänzend zurück. Der Engländer wurde dabei sogar verwundet. Sie sind als Bogenschützen berühmt, obwohl ihr Bogen — schiéñgo — ein einfacher Stock ist. An einem Ende desselben ist ganz wie bei den Fulbebogen die Sehne durch ein Loch gezogen, während sie an dem andern mittelst einer Schlinge befestigt ist. Auch der lederne geflochtene Daumenring — tañgarwinne —, an welcher sich die Sehne beim Spannen anlegt, ist der gleiche wie bei den Fulbe, ebenso der Apparat zum Aufbewahren des Ringes, den die Teñgelin tóñgowínne nennen. Als gute Schmiede verfertigen sie nicht nur ihre Waffen wie Pfeile — ndúffo — und Speere selber, sondern gewinnen auch das Eisen durch Schmelzen aus dem Gestein. Ihr gefürchtetes Pfeilgift — látto — erhalten sie von einem Baume, der vielleicht eine Strophantus-Art ist. Wenn sie in den Krieg ziehen, machen sie auf Händen, Armen, Brust, Gesicht und Beinen mit einem Gemisch von rothem Lehm und Fett als Zaubermittel gegen Verwundung Striche; auch auf den Bogen, der dann stets treffen soll; letzteres, wie es scheint, mit grösserem Erfolg als ihre Gegner, welche dieselbe Sitte haben. Gádel nennt der Fulla das Zaubermittel, der Haussa gádeli, und wenn einer sein Ziel getroffen hat, ruft er auf Haussa aus: bábu küskūlé — nicht gefehlt! — eine Formel, welche eine mysteriöse Bedeutung zu haben scheint. Furcht und Schrecken erregen bei den Fulbe die gellenden Töne ihrer Kriegspfeifen, welche sie aus Ziegenhörnern — káno — oder den Gehäusen von Muscheln — pálu — herstellen und mit denen die Späher von den Bergen herab einander Signale geben.[17])

Gegenwärtig herrschte zwischen den Fulbe und den Teñgelin Friede. Unangefochten kamen die Gefürchteten in voller Waffenausrüstung auf den Markt

nach Garua und wurden dort sehr rücksichtsvoll behandelt. Vielleicht bekommt ihr Oberhäuptling sogar einen jährlichen Tribut gezahlt. Sie müssen sehr arm sein. Denn Ziegen sollen die einzige Quelle ihres Unterhaltes sein. Rinder besitzen sie wenig, auch haben sie nur wenig Korn. Die Fulbe kaufen ihnen sogar zeitweilig gegen Korn die Kinder als Sklaven ab. [18]) So brachte uns ein Fullajunge zwei kleine Teñgelin, einen Knaben von drei und ein Mädchen von vier Jahren, welche sein Vater vor einer Woche den Eltern abgekauft hatte.

Ich hatte die Absicht durch Vermittelung Táduna's von dem Oberhaupt der Teñgelin die Erlaubniss zu einem Besuch seines Gebirges zu erlangen. Unerwarteter Weise rief aber diese Idee bei Hammoa, der den Dolmetscher spielen sollte, einen Sturm der Entrüstung hervor. Es wäre gänzlich unpassend, dass ein Weisser zu den Gott verfluchten Arnanen gehen wolle, die überdies Feinde des Sultans von Yola wären; das würde uns dieser nie verzeihen. Er weigerte sich überhaupt die Anfrage zu übersetzen. Kurz, ich musste die Bürde, welche mir unsere Würde auferlegte, mit Resignation tragen und auf den interessanten Ausflug verzichten.

Da die Expedition in Gebiete gehen sollte, in welchen man sich auf feindliche Zusammenstösse gefasst machen musste, waren wir bereits in Yola darauf bedacht gewesen die gänzlich ungeübten Leute mit dem Gebrauch der Waffen bekannt und möglichst kriegstüchtig zu machen. Indess konnten wir hierbei nur vorsichtig zu Werke gehen. Denn gerade den Lagosleuten, welche ja die zuverlässigsten und kriegerischsten waren, hatte Uechtritz vor dem Gerichtshof versichern müssen, dass sie nicht als Soldaten verwendet werden würden; sie konnten also nicht zur Annahme der Gewehre gezwungen werden. Glücklicherweise hatte ihr Headman Kadi Hastrupp schon am Kongo gedient, und da er in der militärischen Disciplin seiner Leute ein neues Moment sah, seine Macht über sie zu vergrössern, so übernahm er freiwillig ihre Ausbildung und die Leute gehorchten ihm auch ohne Widerrede. Bald ertönten an jedem Nachmittage in Kassa seine in verdorbenem Französisch abgegebenen Kommandorufe: garda vous; pave na goscht — goscht; pave na droite — right u. s. w. Freilich ein deutscher Unteroffizier wäre wohl in Ohnmacht gefallen beim Anblick der krummen und dummen Gesellen. Mancher rauchte während des Dienstes ruhig sein Pfeifchen weiter, oder wischte sich ungenirt den Schweiss von der Stirn gerade beim »présentez ham«. Und dass das ganze Glied, wenn der Kommandeur nach dem Vormachen eines neuen Griffes anfrug: »Schekbo?« — kapirt? — unisono mit hallendem »Akbo« — wir haben's kapirt — antwortete, war auch nicht gerade vorschriftsmässig. Anfangs nahmen an den Exerzitien nur die Lagosleute Theil und auch von diesen mussten zwei wegen totaler Unfähigkeit ausgeschieden werden. Die Haussa sahen nur von weitem mit Staunen und Grauen, wohl auch klopfenden Herzens, den Uebungen zu. Ihr Headman Gombo wies mit Entsetzen ein angebotenes Gewehr zurück und zog es später vor, überhaupt vom Kriegsschauplatz zu verschwinden. Dagegen baten die neun Joruba

aus Ilorin, welche den Lokodjaleuten angehörten, freiwillig um Gewehre; sie wollten nicht hinter ihren Landsleuten zurückstehen. Audu nahm erst nach langem Zögern das unheimliche Instrument, mehr der Würde wegen, als aus kriegerischer Begeisterung, an. Indessen hatte sein Vorbild doch zur Folge, dass sich in Garua die tüchtigsten von den Haussa ebenfalls zum Dienst meldeten. So bestand denn unsere militärische Macht aus fünfzig Gewehren. Auf dem kleinen Markt — ein anderer Platz war leider nicht vorhanden — wurden die Uebungen unter den kritischen Augen einer grossen Zuschauermenge fortgesetzt. Die selbstbewussten Fulbe, die keinen Zwang kannten, blickten nur mit Verachtung auf diese »Sklaven«, welche sich so kommandiren liessen, Ja, manche dieser langen gelben Bursche trieben sich sogar vor der Front herum, wichen den Exerzierenden nicht aus und folgten nicht einmal der Aufforderung fort zu gehen. Als nun einmal wieder einige derselben die Evolutionen störten, hiess es plötzlich: Marsch, Marsch, Hurrah! Die Linie stürmte vor und die Herrchen wurden mit Püffen und Fusstritten etwas unsanft übergerannt. Die in ihrer Würde schwer gekränkten Gebieter des Landes fluchten und schworen Rache, aber der Erfolg des Angriffs war ein durchschlagender. Jene verschwanden und unseren Leuten pochte stolz das tapfere Männerherz an die Rippen. Besonders jubelten die Haussa, die sich einmal mit ihren verhassten Unterdrückern auf diesem ihnen bisher unbekannten Wege hatten messen dürfen. Nachdem die Leute zielen gelernt hatten, wurden tausend französische Patronen, welche ich von Mr. Spinks in Ibi als Geschenk bekommen hatte, zur Uebung verschossen. Als Scheibe hatte ich einen nackten Krieger in Lebensgrösse mit Methylenblau auf Leinwand gemalt, der mit geschwungener Lanze daherstürmte. Obwohl nur aus hundert Meter Entfernung geschossen wurde, war das Resultat kaum zufriedenstellend; denn nur wenige trafen sicher; aber die Leute verloren doch die Angst vor dem Knallen und fassten zu ihrer Waffe Vertrauen.

Der Unterschied in dem Charakter der Joruba und Haussa, wie er bei der Militärfrage so scharf hervorgetreten war, fand auch im täglichen Verkehr in häufigen Streitigkeiten Ausdruck. Bereits auf der »Kuka« war es mehrmals zu thätlichen Auseinandersetzungen gekommen. Als sich in Kassa eine Prügelei wiederholte, liess Uechtritz die beiden Kampfhähne mit Handschellen an einem sich in Mannshöhe gabelnden Baum gemeinsam befestigen, so dass sie den Tag über stehen und sich gegenseitig anschauen mussten. Diese Strafe half; es kamen keine Schlägereien mehr vor. Ein Diebstahl, den ein Haussa in Kassa gegen einen Kameraden verübte, wurde auf dieselbe Weise bestraft; Niemand stahl noch fernerhin. Dagegen wurden in Garua zwei Haussa aufrührerisch. Sie erklärten Audu, wenn er nicht durchsetzte, dass jeder Mann sofort ein Stück Zeug bekäme, würden sie selbst nebst zwanzig anderen Haussa davonlaufen. Als Uechtritz hiervon hörte, liess er die beiden ergreifen und vor versammeltem Kriegsvolk jedem fünfzig mit der Nilpferdpeitsche aufzählen. Der Erfolg war ein eklatanter. Keiner der Deliquenten oder Verschwörer lief fort, auch fanden

keine Wühlereien mehr unter ihnen statt. Mit den Bewohnern Garuas kamen unsere Leute gut aus. Ein Diebstahl, der einmal an einem der unsrigen auf dem Markt verübt wurde, hatte nichts auf sich. Bemerkenswerth war nur, dass uns der König den Dieb zur Bestrafung ausliefern wollte und der speculative Audu sofort proponirte, denselben als Sklaven zu reklamiren und gegen ein paar Esel einzutauschen.

Dagegen traten einige weniger harmlose Ereignisse ein, welche die guten Beziehungen zum Hofe zu gefährden drohten. Ein Kanuri, namens Gaschimbaki (d. h. »Schnurrbart« h.), einer der drei Gesellen, die mich auf dem Spazierritt am ersten Tage belästigt hatten, war, weil mit den städtischen Verhältnissen vertraut und da er etwas Englisch sprach, häufig zu Besorgungen benutzt worden. Dafür war er mit vierzehn Yard Croydon, der durch Wasser gelitten hatte und zum Verkauf werthlos geworden, belohnt worden. Den Croydon hatte er blau färben und sich eine Tobe daraus machen lassen. Eines schönen Tages kam er mit heraushängender Zunge angestürzt, einige speertragende Häscher hinter ihm her. Der Kronprinz hatte den Befehl gegeben, ihm als Abgabe die Hälfte des Gewandes abzuschneiden, und die Häscher hatten diesen Auftrag auf offener Strasse ausführen wollen. Der leichtfüssige Kanuri entwischte ihnen jedoch und flüchtete zu unserm Asyl. Noch an demselben Nachmittage erschien der Kronprinz selbst, entschuldigte sich wegen der peinlichen Affaire und überbrachte ein Bullenkalb als Geschenk. Natürlich erhielt er dafür ein entsprechendes Gegengeschenk.

Die so schnell wieder hergestellte Freundschaft erhielt jedoch einen ärgeren Riss durch folgende Begebenheit. Am siebenundzwanzigsten Oktober Abends wurde einem Haussa Mámang aus seinem Hause das Gewehr gestohlen. Derselbe war uns schon längst als Einfaltspinsel beim Exerzieren aufgefallen; in seiner Zipfelmütze und der für einen dicken Wanst berechneten, steifen, gefütterten Weste, von deren Rundung er kaum ein Drittel ausfüllte, machte der kleine Tölpel eine unbeschreiblich komische Figur, deren Wirkung durch ein ewig dummes Lächeln nicht gerade abgeschwächt wurde. In der Hand führte er neben der Flinte einen Schakalschwanz, mit dem er während der Griffe und beim »Stillgestanden« die Fliegen fortwedelte. Der Diebstahl war uns sehr unangenehm. Denn einmal ist der Verlust eines Gewehres in solchem Lande an und für sich schon hart, sodann konnten wir leicht in den Verdacht kommen, Gewehre, wie es die Franzosen, der Congoakte entgegen mit Vorliebe gethan hatten, an Eingeborene verschenkt oder verkauft zu haben. Der König, von dem Diebstahl sofort benachrichtigt, schickte noch an demselben Tage einen Boten: er werde den Dieb sicher ermitteln. Am folgenden Tage (28. Oktober) ging ein Herold mit einem Koran unter Ausrufen von Beschwörungsformeln durch die Stadt und forderte den Dieb auf, das gestohlene Gewehr zurück zu bringen, sonst müsse er in zwei Tagen sterben.[19]) Man schien allgemein und aufrichtig an das Zauberbuch, das den Namen Balléri führt, zu glauben. Der Vater des jetzigen Königs soll dasselbe bekommen haben, doch wusste



Unser Gehöft in Garua.



man nicht, woher. Theils um den König zu energischen Nachforschungen zu veranlassen, theils weil es nicht ausgeschlossen war, dass die hohen Herrn selber hinter der Diebsaffaire steckten, verlangte Uechtritz von dem König, falls das Gewehr nicht gefunden würde, zehn gesattelte Esel, widrigenfalls er sich selbst schadlos halten würde. Ueber diese Forderung gerieth der ganze Hof in Aufregung. Es erfolgte Versicherung über Versicherung, der Dieb würde das Gewehr zurückbringen, wir sollten um des Himmels willen nichts thun. Es erschien der letze Tag der gestellten Frist, aber kein Gewehr. Der alte König und der Kronprinz kamen selber herüber geritten und liessen, wie es hiess, alle Häuser der Stadt absuchen. Vergeblich! Bekümmerten Herzens ob dessen, was da kommen würde, ritt der greise König abends nach Leinde zurück. Der Yarima, der sich nicht getraute bei uns zu erscheinen, schickte noch eine letzte Botschaft mit dem Trost, der Dieb würde sicher in den beiden nächsten Tagen sterben. Aber auch das that der Bösewicht nicht. Da nun der König augenscheinlich unschuldig war, erhielt er als Dank für seine Bemühungen ein Stück Zeug. Von den zehn Eseln war natürlich nicht mehr die Rede. Den Karabiner sahen wir aber nicht wieder. Bei unserem zweiten Aufenthalt in Garua erfuhren wir, dass ein Araber aus Schuarí denselben gestohlen und an die Hulk zum Verkauf gebracht habe. Statt das Gewehr, welches als das unserige erkannt wurde, zu konfisciren, hatte der Agent dasselbe nur zurückgewiesen. So fiel es in die Hände des unersättlichen »Schakals«, der es noch besitzt und gewiss nicht wieder herausgiebt, obwohl es ohne Patronen gänzlich werthlos für ihn ist.

Am Abend des 1. November wurde an das Dach eines Hauses, welches in unserem Gehöft stand, Feuer angelegt, dieses aber glücklicherweise zeitig bemerkt und gelöscht. Der Thäter ist nie ermittelt worden. Es wurden aber seitdem Posten mit scharfgeladenen Gewehren aufgestellt.

Der November war herangekommen und noch immer hatten wir nicht die genügende Anzahl Esel zur Verfügung; auch brauchten wir noch einige weitere Träger. Dieselben waren in Garua wohl zu haben, aber gerade nach Bubandjidda, unserem nächsten Reiseziel, wollte keiner, aus später zu erwähnenden Gründen mitgehn. Alibarka, der ehrliche Makler, war seit dem Gewehrdiebstahl überhaupt verschwunden mitsammt einem unserer Pferde, das er gegen einen Esel hatte verkaufen sollen. Als er garnicht wiederkam, ging ich mit einigen Leuten nach seiner Wohnung, fand das Nest aber leer. Sein Geschäftsfreund Yauro, den ich unterwegs traf, wollte keine Ahnung haben, wo derselbe mitsammt dem Pferde sein könne. Er log augenscheinlich und ich nahm ihn, da er sich weigerte freiwillig mitzukommen, gewaltsam ins Lager mit. Nunmehr bekam er doch Angst; er schickte nach seinem Freunde und dieser erschien dann auch bald mit seinem süssesten Lächeln. Er hatte das Pferd in der That bereits verkauft, um mit dem Erlöse durchzugehn, weigerte sich aber nicht, unsere Leute zu dem Käufer zu führen, die demselben das Thier wieder abnahmen und im Triumph zum Lager brachten. Yauro, der jetzt freigelassen wurde, stürzte nunmehr voll Entrüstung auf

den Frevler, dem er die kränkende Behandlung zu verdanken hatte, fasste ihn beim Kragen und wollte ihn vor den Alkáli schleppen. Doch eine Krähe hackt ja der andern nicht die Augen aus. Es war nur eine Scene mehr in der Komödie die den Titel: »Afrikanische Ehrlichkeit« führt. Bereits am nächsten Tage erschien denn auch der ewig lächelnde Alibarka wieder im Lager, als wäre garnichts passirt, um einen Esel zum Verkauf zu bringen, wurde aber mit Schimpf und Schande vom Hofe gejagt. Yauro dagegen spielte noch längere Zeit die gekränkte Unschuld. Einmal, als Uechtritz und ich gerade bei Tische sassen, hockte er sich neben uns hin und hielt eine lange Rede, in welcher er Uechtritz, Alkali und mich einen Mugu mutum — d. h. bösen Menschen — nannte. Auch der Name Hammóa's spielte in der Angelegenheit eine Rolle. Lange Zeit verstanden wir ihn nicht. Plötzlich wurde uns aber der Fall klar. Bei der Verhaftung hatte ich ihm einen Puff gegeben und er verlangte jetzt eine Entschädigung für seine gekränkte Ehre. Hammoa hätte ja für die Ohrfeige einen Tarbusch bekommen, also stehe auch ihm eine rothe Kappe zu, er sei kein Esel, den man ohne Weiteres schlagen dürfe. Wir lachten ihn beide gehörig aus, er aber blieb der gekränkte Ehrenmann, dessen beschädigte Würde eine Reparatur verlange.

Den Kommissionär waren wir also glücklich los und statt seiner versuchten wir durch unsere eignen Leute, die durch Belohnung dafür interessirt wurden, die noch fehlenden Träger und Esel zu bekommen. Auf diese Weise gelang es in der That schnell reisefertig zu werden. Wir hatten das unthätige Leben in Garua, welches durch die Ereignisse der letzten Tage nicht eben verschönert worden war, satt und waren froh, als wir am fünften November endlich abreisen konnten. Die Trockenzeit hatte seit einigen Tagen begonnen. Während im Laufe des Oktobers zeitweise noch täglich Tornados, die stets an den Nachmittagen, und zwar aus O. bis NO. kamen, vorbeigezogen waren, trat mit der Nacht vom 31. Oktober zum 1. November eine auffallend niedrige Nachttemperatur ein. Seit diesem Datum blieben die Gewitterregen aus und die Nächte waren dauernd kühl; die Trockenzeit hatte begonnen. Unser Gesundheitszustand war befriedigend gewesen, obwohl der Uebergang zwischen der Regen- und Trockenzeit besonders ungesund ist und unsere Zelte nur wenige Schritte von den langsam austrocknenden Sümpfen des Benuethals entfernt lagen. Ich litt mehrmals an leichtem Unwohlsein, das nach dem Einnehmen von Chinin sofort verschwand. Ausserdem bekamen wir infolge des schlechten Wassers, das aus Lehmgruben geschöpft wurde, Durchfälle, die erst aufhörten, als wir ausschliesslich gekochtes Wasser tranken.

VII. KAPITEL.

Von Garua bis Uro Beridji.



rst in Garua konnten wir den Aufgaben, welche der Expedition gestellt waren, näher treten.

Dieselben lauteten, am oberen noch schiffbaren Benue einen Schutzvertrag abzuschliessen und eine Station zu begründen. Eine solche konnte nur zwischen der Einmündung des Mao Kebbi und Bubandjidda liegen. Zweitens sollte die Expedition in die Heidenländer zwischen Bagírmi und dem Ubángi eindringen. Zur Erfüllung dieser Aufgabe gab es nur einen brauchbaren Weg, den durch Bubandjidda; denn auf dem nördlicheren Weg nach Láme und Lákka hatte Le Maistre bereits Verträge abgeschlossen; die Route über Ngáumdere aber hätte einen Umweg von sechs bis acht Wochen bedeutet. Die dritte Aufgabe lautete: von den Heidenländern aus nach Bagírmi vorzudringen und diesen mächtigen Staat für Deutschland zu gewinnen. Die Route durch Bubandjidda hatte aber ihre grosse Bedenken; denn das Renommée dieses Staates war das denkbar schlechteste. Gegründet wurde derselbe durch den tapferen Heerführer Búba, welcher den Heidenstamm der Dáma unterjochte und die mit Mauern und Zinnen befestigte Stadt Rei Búba erbaute. Der Name Bubandjidda ist zusammengesetzt aus seinem Namen und dem seiner Mutter, Djidda.[1]) Infolge seiner Abgelegenheit und gestützt auf isolirte centrale Gebirgsstöcke hatte sich Bubandjidda sehr schnell von seinem Oberherrn in Yola unabhängig gemacht. Bereits zu Barths Zeiten (1851) lebte es mit ihm in Feindschaft. Schon damals war der kriegerische Sinn seiner Könige berühmt und Barth berichtet von zwei grossen Expeditionen in den vierziger Jahren, auf denen der grosse Buba das Heer seiner Fulbe bis weit in die Heidenländer hineingeführt habe.[2]) Das Verhältniss zwischen Bubandjidda und den Nachbarn hatte sich seit Barths Zeiten noch bedeutend verschlechtert. Der kriegerische Staat lebte mit Allen beständig im Kriege und hatte nach Westen und Süden,

das heisst gegen Yola und Ngaumdere hin, sein Gebiet durch Eroberung der Grenzorte beträchtlich vergrössert. In Garua war die Furcht vor diesem Räuberstaat fast komisch. Als wir erzählten, es ginge nach Bubandjidda, machten alle, Yauro an der Spitze, entsetzte Gesichter, und selbst Hammoa hatte nur ein ungläubiges Lächeln für diesen »schlechten Witz«. Später rieth er dringend ab; zuletzt aber, als er unsere unerschütterliche Zuversicht sah, wollte er selbst mitkommen, um Elfenbein einzuhandeln. Unbegründet war übrigens die allgemeine Furcht nicht; beunruhigten Bubandjiddas räuberische Schaaren doch ungestraft sogar die grosse Handelsstrasse von Yola nach Ngaumdere. So wurde im vorigen Jahre (1892) ein halbwegs nach Ngaumdere gelegener Platz Sarra in der Nacht überfallen und zerstört; zugleich wurde eine aus achtzig Haussaleuten bestehende Karawane mit abgefangen und in die Sklaverei geschleppt. Vergeblich die Drohbriefe von Yola und Sokoto. Die Armen schmachteten noch jetzt in elender Knechtschaft. Nur dreien dieser Unglücklichen war es vor Kurzem nachts gelungen, ihre Ketten zu sprengen und zu fliehen. Sie kamen gerade während unseres Aufenthaltes in Yola dort glücklich an. Einer von ihnen, Namens Autá, trat in unsere Dienste und sollte nunmehr als Träger die Löwengrube wieder besuchen. Es gehörte ein seltenes Vertrauen auf die Weissen dazu, um uns ohne Bedenken zu folgen, wie er es that.

Bubandjidda stand jetzt weniger denn je mit der Aussenwelt im Verkehr. Der Staat wird absolut despotisch regiert und es liegt in seinem Interesse, keinen Kaufmann herein- und ebensowenig die noch von früheren Zeiten hier angesiedelten Fremden, welche die nothwendigen Industrieprodukte verfertigen, hinauszulassen. Auf Schiffen haben die Engländer 1886 das Land besucht, eine Zeit lang sogar eine Station daselbst gehabt, dieselbe aber wieder aufgegeben, angeblich, weil sie sich nicht rentirte, in Wahrheit wohl nur, weil sie dazu gezwungen wurden. So gross die Bedenken auch sein mochten, den Weg durch ein solches Land einzuschlagen, der Versuch friedlich hindurch zu kommen, musste gemacht werden. Wir durften hoffen, die Furcht vor den Weissen werde gross genug sein, um den greisen König, der als feiger Tyrann bekannt war, von Feindseligkeiten abzuhalten.

Am 5. November verliessen wir also Garua. Nur langsam ging das Bepacken der Esel vor sich, und es wurde 10 Uhr, bevor wir aufbrechen konnten. Der jüngere Sohn des Königs war beim Lager erschienen, um, wie wir glaubten, uns das Abschiedsgeleit zu geben, in Wirklichkeit aber, um den obengenannten, unglücklichen Gaschimbaki zu ergreifen, und ihm endlich die ersehnte Beute, nämlich ganze acht Yard Wasserkroydon abzunehmen, vielleicht auch, um ihn als Sklaven zu verkaufen. Vergebliches Bemühen! Der Mann war in unsern Dienst getreten und die Häscher, welche ihn schon gepackt hatten, mussten ihr Opfer wieder fahren lassen. Ohne einen Widerspruch zu wagen, zog der edle Prinz mit langem Gesicht ab.

Es mag hier eine kurze statistische Uebersicht folgen, betreffend die Zahl und die Ausrüstung unserer Expedition, ohne welche sonst Manches unver-

standlich bleiben mochte. Im Ganzen bestand unsere Karawane aus einigen 80 Personen, nämlich:

Träger nebst 2 Hauptleuten	75
Koch und Boys	3
Ein bis Bubandjidda gemietheter Mann mit einem Sklaven	2
6 bis 8 Weiber (Frauen von Trägern und Hauptleuten).	

Die transportirenden Kräfte bestanden aus:

Trägern:	62 =	62 Lasten,
Lasteseln:	24 =	48 »
Packpferden:	2 =	4
	Summa:	104 Lasten.

Dazu kamen:

Treiber für Pferde und Esel	10
Pferdejungen für 4 Pferde	2

Die Lasten für die Träger wogen jede ca. 25 Kilo, für die Esel und Pferde von denen jedes 2 Stück trug, 25 bis 37 Kilo.

Die Lasten bestanden aus folgenden Kategorien:

Privatlasten (darunter zwei Zelte zu je zwei Lasten, zwei Bettlasten, wissenschaftliche Instrumente, Lampen-, Küchen-, Medizin-Kiste, Koffer mit persönlichen Effekten)	20 Lasten,
Mauserpatronen für die Leute	10
Patronen für unsere Gewehre	4
Ein Boot	1
Stoffe, Perlen, Spiegel, Salz und Taback und andere Tauschwaaren	53
Geschenke (besonders für Bagirmi)	16
	104 Lasten.

Diese Vorräthe würden in dem theuren Adamaua für höchstens ein Jahr gereicht haben, da eine Last Stoffe in fünf bis sieben Tagen aufgebraucht wurde, in den Heidenländern durften wir indess hoffen, bedeutend billiger leben zu können und in Bagirmi sollten uns die siebenhundert Maria-Theresienthaler weiter helfen. So hofften wir doch wenigstens 1 ½ Jahre aushalten zu können.

So viel über unsere Ausrüstung, die nach den Rathschlägen bewährter Afrikareisender theils in Deutschland, theils in England angeschafft worden war.

Der Marsch von Garua ging Anfangs nach NO. über ein welliges, mit Anpflanzungen bedecktes Sandsteinland. Der hier rechts noch sichtbare Benue war in der letzten Zeit bedeutend gefallen; wo vor Kurzem noch Wasser gestanden, dehnten sich jetzt bereits junge Mussukua-Felder aus. Nach einer Stunde

betraten wir den Sand- und Schlickboden des eigentlichen Benuethals. Die Vegetation wurde dürftiger; dornige, rothstämmige Akazien- — káia h. — und Zizyphusbüsche — kúrna h. — verdrängten die grünen báuschi und kárgo-Sträucher

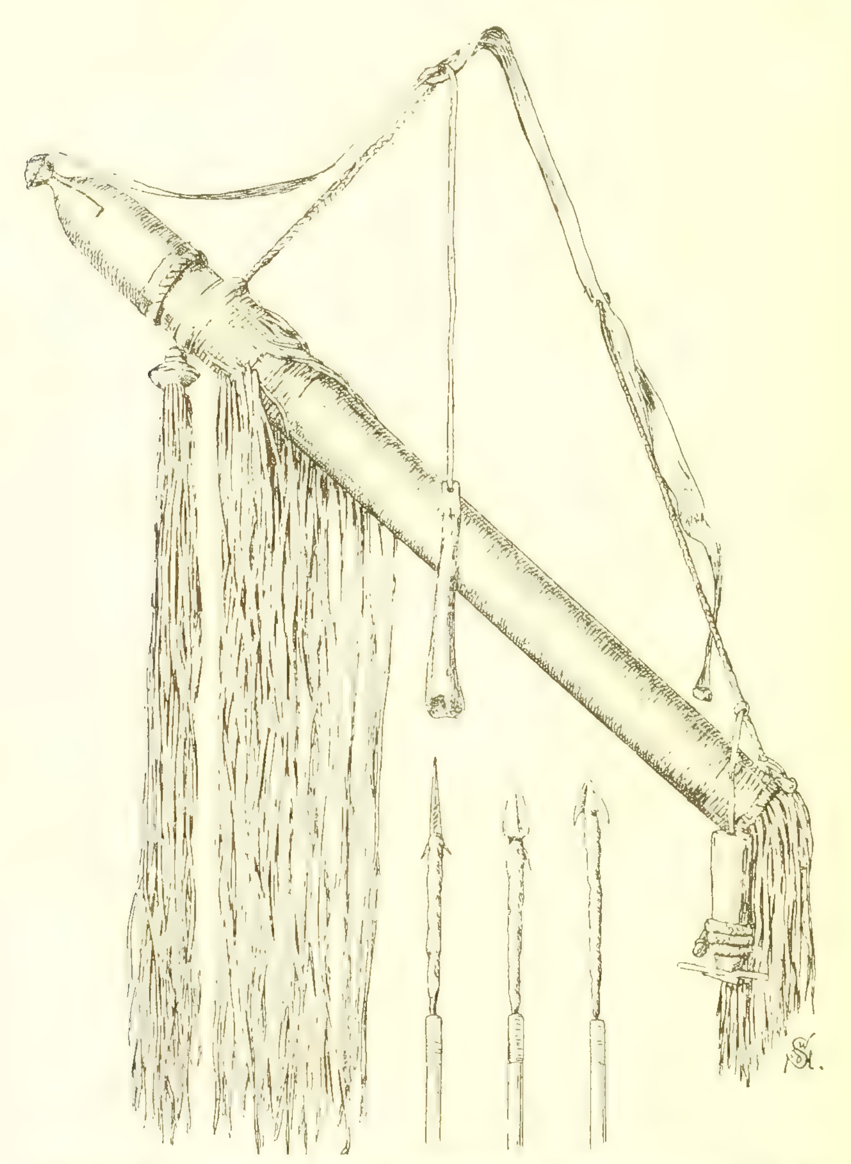


Abb. 50. Fullakocher mit Pfeilen, Kriegspfeife und Daumenringapparat aus Ilo. $^1/_5$ nat. Gr.

des Sandsteinbodens. Leinde blieb links liegen. Da das Terrain etwas sumpfig war, musste die Eselkarawane einen Umweg von einer halben Stunde machen. Es war dieses der Beginn jener Eselkalamität, die uns auf der Weiterreise verfolgen sollte.

Um Mittag passirten wir den grossen drei- bis viertausend Einwohner zählenden Ort Uro Hamañgári, in dessen Umgebung mehrere Rinderheerden

weideten, stattliche gelblichweisse Buckelrinder, aber mit relativ kleinem Euter. Einige auffallend helle, schlanke Fulbe, mit Lanzen, Pfeil und Bogen bewaffnet, hüteten sie. Die Köcher bestanden aus Leder und waren mit langen Quasten von roth und schwarz gefärbten Lederstreifen geschmückt. Die gewaltige Mauer des Hossere Teñgelin mit dem vorspringenden Hossere Bëri wurde in einigen Kilometern Entfernung passirt. Um zwei Uhr erreichten wir den Ort Búñgel.[3]) Die Eselkarawane, die stets weit langsamer als die Träger marschirte, traf erst



Abb. 60. Das Ständchen der königlichen Kapelle in Bangel

im Laufe der nächsten Stunden ein. Búñgel ist ein aus vierzig bis fünfzig zerstreut liegenden Höfen bestehender Ort an einem Nebenfluss des Benue. Er gehört dem Lámido von Pittóa und wird von dem Kronprinzen regiert. Nachdem das Lager auf einem freien Platz aufgeschlagen war, machte ich einen Gang nach dem nahen Fluss, der vierzig Meter breit ist und an Fischen und Krokodilen reich sein soll. Währenddessen stattete der Yarima Uechtritz einen Besuch ab, um den Koran zu sehen, von dem er gehört hatte. Er erzählte, er habe noch nie einen Weissen gesehn. Als die Engländer in Garua die Hulk gehabt, sei er aus Stolz nicht zu ihnen gegangen, um des Korans willen käme er aber jetzt doch zu den Weissen. Er studirte darauf mit einigen Malamen

(Schriftgelehrten) begeistert das ihm überreichte Buch und entfernte sich dankend. Da nur wenige Lebensmittel zum Verkauf gebracht wurden, schickte er uns einige grosse Kalabassen mit Mehl und beschenkte Gaschimbaki, der unsere Geschenke überbrachte, mit einem Paar Pluderhosen.

Abends spät — wir wollten bereits schlafen gehen — überraschte uns die königliche Kapelle mit einem Ständchen. Wir sassen dabei in dem Zelt; dicht vor dem Eingang desselben aber stand das von dem grellen Mondlicht phantastisch beleuchtete Musikkorps. Ein merkwürdiges Bild! Seinen Kern bildete ein Trompeter, der einer meterlangen — Tuba mirum spargens sonum — Töne des jüngsten Gerichts entlockte. Unterstützt wurde er dabei von zwei Trommlern, die wie rasend die Felle bearbeiteten. Wir mussten leider den ganzen Höllenlärm, der in dem engen Zelt verdoppelt wiederhallte, über uns ergehen lassen, als geduldige Opfer königlicher Gunst. Am furchtbarsten waren immer die langgezogenen durchdringenden schneidenden Töne, welche der Trompeter mit seinem Instrument erzeugte, das — wie zum Hohn — auf Fulfúlde algeitáru heisst, áligéter auf Haussa. Bald hob der Künstler die Tuba gen Himmel als Ausdruck des höchsten Entzückens, bald senkte er sie zum Boden in tiefster Demuth. Dann und wann holte er tief Athem. Melodie oder Sätze und Rhythmus waren nicht erkennbar. Nachdem wir einige Zeit lang die Musik ausgehalten hatten, liess Uechtritz einige Ellen Croydon kommen, um sie den Musikanten zu geben. Als nun der blendend weisse Stoff auseinandergefaltet wurde, ging der Lärm erst recht los. Die Trommler rasten, der Trompeter streckte die Dromete noch höher gen Himmel und blies die Backen noch einmal so dick auf, das Publikum aber erhob aus hundert Kehlen ein ohrenzerreissendes, zikadenähnliches, schrilles Geschrei, während Audu und Gaschimbaki mit selbstbewusster Würde die langen weissen Falten des Stoffes dem Algeitárublaser um Hals und Tuba wickelten. Endlich verstummte der Lärm.



Abb. 61. Algeitaru aus Sokoto. Flegelsche Sammlung M. f. V. Berlin. 1/5 nat. Gr.

Wir liessen uns das Hölleninstrument reichen. Das mit Leder überzogene Rohr hatte vier Löcher. Das obere Ende bestand aus einer messingenen Röhre und Scheibe, in welcher ein plattes, hölzernes Mundstück steckte, das andere Ende wurde von einer becherförmigen Kalabasse gebildet. Also dieses scheinbar so harmlose Instrument, das noch dazu den Namen der »Guitarre«, unseres so bescheidenen Wimmerholzes, trägt, konnte so furchtbar durchdringende Töne erzeugen. Das Instrument verdiente wahrlich in der Aida Verwendung zu finden. Von Weitem hörte es sich ganz gut an, am ähnlichsten mochte es dem Dudelsacke klingen, aber in der Nähe — wehe!

Die Trommeln waren die in ganz Westafrika gebräuchlichen sanduhrförmigen, mit doppelten Trommelfellen, die durch seitliche Schnüre angespannt werden.

Der Künstler hält das Instrument unter dem Arm und spannt durch einen Druck mit dem Ellenbogen die Schnüre an, wodurch die Tonhöhe wechselt. Der Schlägel ist hakenförmig gebogen. Diese Trommel heisst auf Haussa kollongú, die Kesselpauke dagegen, die nur einen Ton giebt und beim Tanze gebraucht wird, hat den Namen gangá h. bágu ful. Die Musikanten werden vom König unterhalten, spielen aber auch gegen Bezahlung auf Hochzeiten und bei Begräbnissen. Unsere Leute, denen die Musik natürlich ganz himmlisch vorkam, liessen sich noch einige Stücke vorblasen. Um zehn Uhr aber wurden die Künstler fortgeschickt.

Heute (6. November) waren wir früh auf, aber wie langsam ging das Bepacken der Esel vor sich, obwohl die Treiber — es waren sämmtlich Lokodjaleute, meist Haussa — bereits mit Eselkarawanen gereist waren und ihr Handwerk verstanden. Bei der Bepackung eines Esels sind vier Personen nöthig. Einer hält das störrische Thier, das bemüht ist durchzugehen, am Kopfe fest; der zweite legt ein kleines, in der Mitte durchlöchertes Kissen — okumári h. — auf den Rücken des Esels, darüber ein anderes grosses, bauschiges — leféru h. — Unterdessen ist der Dritte und Vierte mit emporgehobenen Lasten zu beiden Seiten des Esels getreten. Jede Last ist mit zwei Stricken umwunden, welche an dem dem Eselrücken zugekehrten Theil eine Schleife haben. Dann zieht der zweite Mann über den Rücken des Thieres die einander gegenüberliegenden Schleifen durch einander und steckt einen vierzig Centimeter langen Stock durch die entstandenen Ringe. Auf diese Weise werden beide Gepäckstücke durch den Stock zusammengehalten und so über den Rücken des Esels gehängt. Natürlich müssen beide Stücke gleich schwer sein, damit sie sich im Gleichgewicht halten. Eventuell wird dasselbe durch eine aufgebundene Schlafmatte hergestellt. Um das balancirende Gepäck besser zu befestigen, wird ein Strick — tsing différi h. — um den Bauch, ein anderer Strick vorn und hinten — dámari tschiki h. — um die Brust und unter der Schwanzwurzel durchgezogen. Der so bepackte Esel wird entlassen und ein anderer folgt. Es konnten immer höchstens zwei Thiere zu gleicher Zeit bepackt werden und so dauerte es denn auch lange genug, bis alle vierundzwanzig fertig waren. Dabei arbeiteten die Leute nur lässig, unterhielten sich beständig, und wenn einer sprach, hörten die anderen müssig zu. Besonders hatte der oberste Leiter der Eselkarawane, der ssáriki n yakí (Eselkönig), fortwährend zu raisonniren, zu schwatzen und zu belehren, und so lange dieses dauerte, rührte keiner der Leute einen Finger, sondern alle lauschten, sogar die emporgehobene Last in den Händen, regungslos den weisen Worten des triefäugigen, vertrockneten Alten, der übrigens mit seinen krummen, von Guineawürmern durchlöcherten Beinen, den aufgeschürzten Lumpen, mit dem mächtigen Strohhut auf dem Rücken, die Kalabassenflasche an der Seite, mehr einem Gespenst als einem Wesen von Fleisch und Blut ähnlich sah. Seine krächzende Stimme klang durchdringend

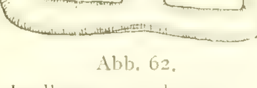


Abb. 62.
Eselkissen — okumari h.
1/[illegible] nat. Gr. (Nach Skizze.)

wie die Stimme eines Predigers in der Wüste. Fuhr man dem geschwätzigen Alten in die Parade, so kam die ganze Gesellschaft so sehr aus dem Konzept, dass man mehr verdarb als nützte. Mit Geduld zuzusehen, war das einzige Richtige. Jetzt endlich alle Thiere bepackt! Unterdessen waren aber die bereits beladenen durcheinander gewirbelt, einige hatten die unbequeme Last abgestreift, andere sich hingelegt; die Misère begann von Neuem. Endlich konnte wirklich das Zeichen zum Aufbruch gegeben werden, auf das die Träger schon längst gewartet hatten. Während wir früher immer bereits vor sieben Uhr unterwegs waren, kamen wir mit den Eseln erst zwischen acht und neun Uhr Morgens fort.

Hatte der Marsch begonnen, so ging das Elend erst recht los. Auf circa drei Thiere kam ein Treiber. Derselbe hatte aber alle Hände voll zu thun und musste immer mehr laufen als gehen. Besonders war hierbei der junge Ssáni thätig und stets mit Eifer bei der Sache. Er war als Waisenknabe aus Kano zu seinem Verwandten, dem alten Madugu, nach Yola gekommen. Dieser hatte ihn gegen Bezahlung in seinen Dienst genommen, ihm aber niemals etwas gegeben. Der fünfzehnjährige Junge wurde dieser Behandlung überdrüssig und trat in unseren Dienst, zum grossen Aerger des habgierigen Alten. Bei uns hatte er es zwar auch nicht leicht, aber er bekam doch gutes Essen und die Bezahlung war ihm auch gewiss. Ich sehe noch den guten Ssáni yakí (Esel-Ssáni) — so hiess er allgemein, im Gegensatz zu den zahlreichen anderen Ssánis —, wie er immer vergnügt und fidel hinter seinen langohrigen Lieblingen hersprang. Ein Lappen um die Hüften war sein einziges Kleidungsstück. Die Sonne brannte auf seinen glatt rasirten Schädel, denn einen Hut hatte er nicht, wohl aber ein Paar alte gestreifte Hosen, die ihm, weiss Gott wer, einmal geschenkt hatte. Sie hingen ihm mit zusammengeknüpften Beinenden über der Schulter. Den Gesässtheil hatte er durch Zuknöpfen und Zuschnüren in eine Tasche verwandelt, die seine geringen Habseligkeiten enthielt. Eine Kalabassenflasche an der Seite, ein Stock in der Hand vervollständigten seine Ausrüstung. Bald trieb er die Thiere mit lautem kaí — kaí an, bald versetzte er diesem einen Hieb, rief jenem einen Kosenamen zu. Doch die Eigensinnigen wollen oft nicht auf dem Wege bleiben und hintereinander marschiren. Der eine bricht aus, in den Busch hinein, stösst mit der schwanken Last an Bäumen und Sträuchern an. - Diese geräth in's Gleiten; mit einem langen Satz springt Ssáni dazu und schiebt sie wieder zurecht. Die anderen Thiere benutzen die Pause, um stehen zu bleiben und zu grasen. Ssáni bemerkt es, buckt sich und wirft mit entrüstetem »Allah« dem vordersten Sünder einen Stein an den Kopf. Erschrocken trollen beide weiter. So ging es beständig unter Springen, Schlagen, Werfen, Schelten vorwärts. Manches Mal fiel die Ladung wirklich herab; dann musste auf den nachfolgenden Treiber gewartet und der Esel von Neuem beladen werden. War der Weg eben, so ging es noch an, kamen aber Wasserrisse und Schluchten, so mussten die Thiere einzeln hinüber geleitet werden, indem der Treiber die schlecht befestigte La-

dung von hinten festhielt und stützte. Vor so manchem Graben, der den Träger beim Marschiren kaum aufhielt, sammelten sich die Esel an, und schier endlos däuchte einem der Aufenthalt, bis alle, einer nach dem andern, das Hinderniss passirt hatten. Am schlimmsten war sumpfiges Terrain oder gar stehendes Wasser. Mit den kleinen Hufen sanken die Thiere in den Schlammboden tief ein und ermüdeten schnell. Ein ermüdeter Esel legt sich aber einfach hin, steht mit der Last um keinen Preis auf und muss abgeladen werden. An solchen Sümpfen und Gewässern mussten also die Träger auf die Esel warten

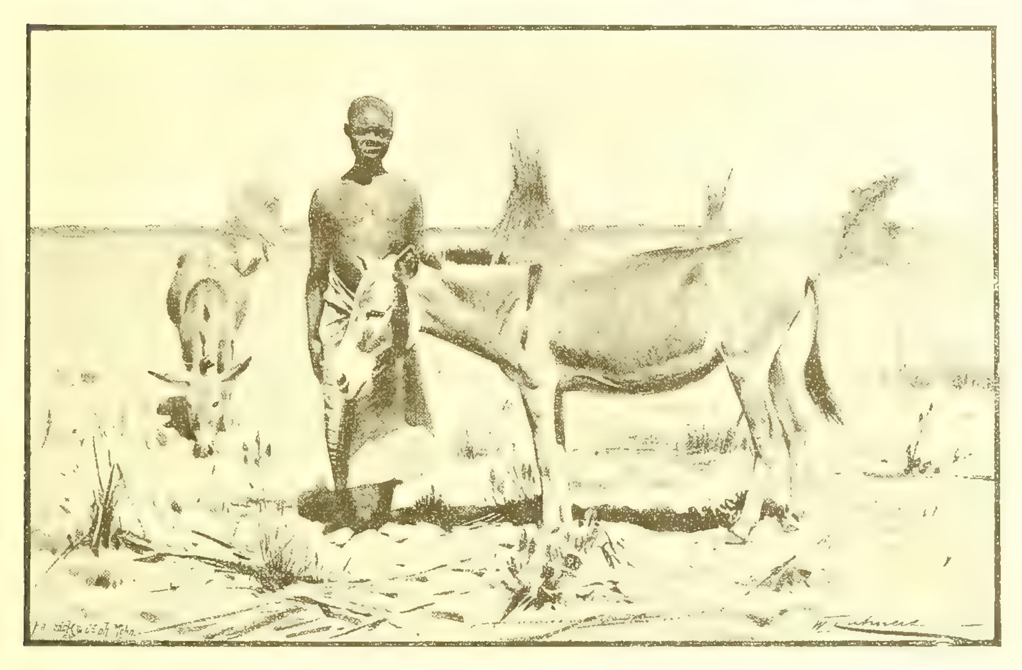


Abb. 63. Der Esel-Saum.

und die Lasten selbst hinüber tragen. Abgesehen von dem Aufenthalt und dem langsamen Fortkommen, welches Terrainhindernisse und primitive Bepackung verursachten, konnten wir schon darum täglich nur einige Stunden marschiren, weil die Esel zu schnell ermüdeten. Die hiesige Esel-Rasse — sogenannte Sokoto-Esel — ist nämlich sehr klein und nicht zu vergleichen mit den starken ostafrikanischen Somali- und Maskat-Eseln. Ihre Farbe wechselt von weiss über graubraun und röthlichbraun bis dunkelbraun. Alle haben einen dunklen Streif, der vom Nacken über den Rücken bis zur Schwanzquaste läuft. Letztere, sowie die Mähne ist gleichfalls dunkel. Von diesem, in der Mittellinie verlaufenden Strich geht im rechten Winkel ein zweiter ab, der nach unten über das Blatt verläuft. Die Schnauze ist schwarz, aber vor derselben befindet sich ein breiter heller Ring. Bauch und Innenseite der Beine sind ebenfalls heller als der übrige Körper. Zebrastreifung kommt bei etwa vierzig Prozent aller Thiere vor und ist mehr oder weniger deutlich ausgeprägt.

Leider sind die Thiere, wie gesagt, klein und nur die stärksten im Stande Trägermärsche mitzumachen. So konnten wir täglich nur drei bis vier Stunden zurücklegen. Kamen die Esel ins Lager, so wurden ihnen nach dem Abladen die Vorderbeine mit Stricken zusammengebunden. Dann hopsten sie auf die Weide. Während nun die anderen Leute sich ausruhen konnten, hatte der arme Esel-Ssani auch jetzt noch viel zu thun. Wenn die Esel zum Wasser getrieben werden sollten, hiess es: »wo ist Ssani yaki?« Wenn sie sich im Grase zerstreuten oder gar die Felder plünderten, wer hatte wieder nicht aufgepasst? Ssani yaki! Wenn sie sich trotz der Fesseln schlugen und bissen, wer musste vom Essen aufspringen und die Bestien auseinander jagen? Immer Ssani yaki! Liefen sie in die Zeltstricke, so dass die Zeltpflöcke rissen, die Zelte umzufallen drohten und wir voll Aerger herauskamen, wer hatte wieder Schuld? Ssani yaki. Kurz, der arme Ssani war stets der Sündenbock, sein Name war in aller Munde; er aber ertrug alle Leiden mit ungetrübtem Frohsinn.



Abb. 64. Typen von Sklaven aus der Rumde von Bangel (oben zwei Frauen, unten ein Knabe).

Der Marsch ging heute nach Osten. Nach einer halben Stunde hielten wir an einem kleinen Ort, der abgesehen von einigen Fulla vorzugsweise von Sklaven bewohnt wird. Ein solches Sklavendorf nennt der Fulla Rúmde, der Haussa Línyi. Die Sklaven — hauptsächlich Weiber — arbeiteten auf dem Felde, liefen aber davon, als ich heranritt, um sie aus der Nähe zu betrachten. Sie trugen das Haar wie die Teñgelinfrauen, nur unten so viel abrasirt, dass das Haar wie eine Kappe aufsass. Die Männer hatten den Kopf bis auf einen Kamm in der Mittellinie rasirt. Alle hatten breite plumpe Gesichter. Hinter der Rumde betraten wir einen Hochwald, der sich zu beiden Seiten eines Flüsschens ausdehnte und aus hohen Akazien und Fikusarten zusammensetzte. Dieselben waren stellenweise mit einem breiten Vorhang von Cissus quadrangularis überzogen, einer Schlingpflanze mit fleischigen vierkantigen, gegliederten Stengeln, welche in der Trockenzeit die drei zipfligen Blätter abwerfen. Der Boden war mit Gras bedeckt, an dessen Halmen zahlreiche gelbblühende Schmetterlingsblüthler rankten. Das Flussbett, welches wir durchschritten, war vierzig Meter breit und völlig trocken. Um zehn Uhr standen wir nahe dem Fuss des Hossere Djābakē, dessen breite, etwa dreihundert Meter hohe Erhebung uns bereits von Garua aus aufgefallen war. Der Berg besteht aus Gneiss und bildet die bedeutendste Anschwellung eines flachen welligen Gneissplateaus, das sich von ihm aus nach Osten und Norden erstreckt. Kurz vor dem Ort Leinde

zieht sich neben dem Wege in 100—110° Kompass-Richtung ein bis dreissig Meter hohes Quarzriff hin, dass sich nach O. mehrere Kilometer weit fortsetzt. Leinde (nicht zu verwechseln mit der Residenz bei Garua) ist ein grosser Ort mit zwei- bis dreitausend Einwohnern und stattlichen Gehöften, in denen viele Dattelpalmen und Melonenbäume stehn. Hier sahen wir die ersten gegabelten Dumpalmen.

Eine halbe Stunde hinter Leinde passirten wir den vierzig bis fünfzig Höfe grossen Ort Djābakē, wo gerade ein lebhafter Markt abgehalten wurde. Bei einigen dicht hinter dem Ort gelegenen Höfen Namens Billá, hielten wir, um die Eselkarawane abzuwarten. Nach einer halben Stunde Wartens kam die Nachricht, einige Esel seien in Djābakē schlapp geworden, und so musste hier das Lager aufgeschlagen werden, obwohl es erst elf Uhr war.

Das Land bildet bei Billá eine weite Ebene, welche im Norden in ein Gneissplateau übergeht, aus dem die Erhebungen des H. Djābakē, H. Básima und Lombóllo aufragen. Im Süden reicht sie bis zu den Sandsteinbergen südlich des Benue, nach Osten hin erstreckt sie sich bis über den Fluss Mao Kebbi hinaus. Sie besteht aus grobem Sand, Kies und runden Quarzgeröllen, welche unzweifelhaft eine alte Flussablagerung, vielleicht in einem Seebecken vorstellen und dem Mao Kebbi zugeschrieben werden müssen. In den sumpfigen Thaleinschnitten, welche diese Ablagerungen durchfurchen, liegen graue thonige Flusssedimente. Das Regenwasser sickert in dem Kies schnell ein und so ist denn auch die Vegetation dürftig genug; zum Theil niedriger Buschwald, oder echte Savanne, d. h. Grasland mit einzelnen hohen Bäumen, — gūssō h. djihí f. — welche eine auffallende Tendenz zum Wachsthum in die Höhe hatten. Ihr Stamm ist dick, knorrig und mit grauer rissiger Rinde bedeckt; die ovalen, dunkelgrünen, dicht stehenden Blätter waren auffallend zerfressen. Im Gegensatz zu ihnen zeigten die zahlreichen mächtigen Tamarinden — sámia h. djebé f. — welche mit ihnen gemeinsam auftraten, eine Tendenz zur Breitenentwicklung.

Der Yarima in Buṅgel hatte uns einen Führer mitgegeben, der auf einem Schimmel vorausritt und in den Ortschaften das Volk zusammenrief, mit der Aufforderung, sie sollten kommen die Weissen sehn. Beim Abschied wollte er Gaschimbacki, der nun einmal stets der Verfolgte war, die geschenkten Pluderhosen wieder abnehmen, angeblich weil dieser das königliche Geschenk nicht erwiedert habe!

Am Nachmittag erschien plötzlich hoch zu Ross in dem dunkelblauem Prachtgewand und buntgestreiften Hosen kaum erkennbar, Freund Yauro, um uns noch einmal Lebewohl zu sagen und noch einen letzten Versuch zu wagen, den Tarbusch zu erobern; doch ritt er am Abend unverrichteter Sache wieder heim.

Am folgenden Tage (7. November) dauerte der Marsch gleichfalls nur bis elf Uhr. Unterwegs passirten wir mehrere zerstreute Niederlassungen mit Feldern und Baumwollenpflanzungen. In dem grossen Ort Bē, der tausend Einwohner haben mag, lagerten wir.

Gern wären wir noch weiter marschirt, allein der Eselkönig versicherte, die Esel könnten den nächsten Platz nicht mehr erreichen. So blieben wir denn. So lange wir mit der Eselkarawane reisten, war seitdem auf dem Marsche eine der häufigsten Fragen an Audu: donkeys fit catch next place? Und so manches Mal lautete die lakonische Antwort: no fit. In Bē befindet sich der Markt; auf der andern Seite eines Flüsschens, in etwa eineinhalb Kilometer Entfernung liegt das Fulbedorf mit der Residenz des Königs, der zahlreiche Rinderheerden besitzen soll. Mit demselben traten wir übrigens nicht in Beziehung. In der Handelsstadt wohnen dagegen viele Haussa und



Abb. 65. Grüssende Fulbefrauen.

Kanuri. Man sah aber überall viele auffallend gelbe Fulbe, daneben allerdings auch breite Negergesichter von Sklaven und Sklavenweibern mit struppigen und an Zöpfchen reichen kurzen Haaren. Die hübschen Fulbefrauen mit ihren dunkelblauen hohen Mützen hielten sich dagegen scheu zurück. Bei einem Spaziergang begegnete ich auf dem Felde mehreren dieser Schönen. Sie traten erschrocken beiseite. In gebückter Haltung, die Hände auf die Kniee gestützt, die wohlgeformte Hinterseite dem Beschauer zuwendend, stellten sie sich nebeneinander am Wege auf und hauchten weinerlich und schüchtern als demüthigen Gruss ein langgezogenes korredyám — dyám; korredyám — dyám. Die Haussamädchen dagegen fallen beim Grüssen in die Kniee, ziehn das Umschlagetuch, falls sie ein solches gerade umhaben, über den Kopf und flüstern ssanú, ssanú. An dem schlammigen Ufer eines kleinen Teiches, zu dem ich auf dem Spazier-

gang gelangte, hielten sich viele Pelikane, Strandläufer und Gänse auf, letztere mit braunem Rücken, grauem Bauch und weissgebänderten Flügeln. Leider hatte ich nur feines Schrot bei mir, welches das starke Gefieder der scheuen Vögel nicht zu durchdringen vermochte.

Bereits auf dem Marsche war uns heute trommelnd und kreischend ein fahrender Bettelmusikant voran marschirt, welcher am Abend vor den Zelten seine musikalischen Ergüsse zu erneuern begann. Als er sich aber auch am folgenden Morgen an die Spitze der Karawane stellte, schickte ihn Uechtritz fort. Die Leute freilich, selbst der aufgeklärte Audu, vermochten es nicht zu fassen, wie man diese Ehrenbezeugung, die doch der Würde der Weissen galt, so verschmähen konnte.

Bereits nach einer kleinen Stunde befanden wir uns am Rande des eineinhalb bis zwei Kilometer breiten Mao Kebbi-Thals, welches in die Geröllager der Ebene acht bis zehn Meter tief eingesenkt und mit Gras bewachsen ist. Nach weiteren zehn Minuten standen wir am Ufer des Flusses selbst, der auf beiden Seiten mit einem hundert Meter breiten Saum von hohem filzigem Schilfgras eingefasst, zweihundertundfünfzig Meter breit und stellenweise durch Inseln und Sandbänke in mehrere Arme getheilt ist.

Ich benutzte den Aufenthalt, welchen das nun folgende Uebersetzen verursachte, zu einem Abstecher nach dem nahen Ausläufer des H. Lombóllo, der aus rothem Granit besteht und einen prachtvollen Blick über das gemeinsame Thal des Mao Kebbi und Benue von N. über S. bis NO. gewährt. Am Fuss des Rückens liegt ein hübsches Dorf von etwa zwanzig Höfen. Bei meiner Rückkunft war das Uebersetzen bereits in vollem Gange. Ein Theil der Ballen wurde in den Kanus von Fährleuten befördert, ein Theil mit unserem Boot über eine tiefe, dicht am rechten Ufer befindliche, mehrere Meter breite Rinne geschafft und dann von den Leuten auf einer mitten im Fluss befindlichen Sandbank aufgestapelt, von welcher sie es sodann in Kanus zum jenseitigen Ufer schafften. Denn auch der andere Flussarm war so tief, dass er von den Trägern mit Lasten nicht passirt werden konnte. So wurden die Waaren und die Nichtschwimmer langsam, aber sicher hinübergebracht. Auch das Uebersetzen der Pferde machte keine grossen Schwierigkeiten. Aber die Esel! Ueber die erste schmale Rinne am rechten Ufer wurden die wasserscheuen, störrischen Thiere einfach hinübergestossen und auf der anderen Seite von Leuten in Empfang genommen. Aber der zweite Arm war breit und tief. Hier wurden die Thiere so weit, als sie noch Grund fanden, von der Sandbank aus in den Fluss getrieben, worauf je ein Mann einen Esel an den Ohren fasste und ihn in die Tiefe zerrte. Nun begann aber ein Kampf auf Tod und Leben, einerseits mit der reissenden Strömung, andererseits mit den geängstigten Bestien, die mit den Beinen wie rasend um sich schlugen, bald sich hoch baumten und mit den Hufen trafen, bald im Wasser versanken und an den Ohren heraufgezogen werden mussten. Und während dieses ganzen Kampfes hatten die Leute in der reissenden

Strömung zu schwimmen und sich allmählig mühsam auf die andere Seite derselben hinzuarbeiten, indem der Fluss sie schnell hinabtrieb. Letzeres war auch der Grund, weshalb mit dem Uebersetzen schon weit oberhalb der Landungsstelle begonnen werden musste. War einer der Leute auf der anderen Seite aber glücklich angelangt, so hatte er sich durch den Strom wieder zur Sandbank zurückzukämpfen, um ein anderes Thier zu fassen und unter denselben Mühen hinüber zu bugsiren. So wurde zwar ein Esel nach dem andern hinübergebracht, aber es ging doch nur sehr langsam; denn nur vier von den Leuten konnten genügend schwimmen, um den Kampf zugleich mit der Strömung und den Eseln aufzunehmen. Wir beide Weissen hatten deshalb tüchtig mitzuhelfen, natürlich gänzlich entkleidet, aber mit den Mützen auf dem Kopf, um vor einem Sonnenstich sicher zu sein. Besonders war Uechtritz, der persönlich sechs Esel hinüber geschafft hat, bei der vierstündigen, schweren Arbeit thätig, von deren Härte man sich vielleicht einen Begriff macht, wenn ich erwähne, dass wir selbst im Wasser in Schweiss geriethen. Anfangs versuchten wir zwar, zwei Esel zugleich zu befördern, mussten aber jedes Mal einen der Beiden fahren lassen. Das geängstigte Thier arbeitete sich dann oft, selbst wenn es dem andern Ufer schon ganz nahe war, mit der grössten Hartnäckigkeit wieder zur Sandbank zurück. Manche erreichten dieselbe dann, dem Sinken nahe, nur mit Hilfe der herbeieilenden Leute.

Als um drei Uhr endlich sich Alles auf dem linken Ufer befand, zogen wir nach kurzer Rast weiter, um den nahen Schlafplatz zu erreichen. In einer halben Stunde hatten wir das grasige Flussthal passirt und stiegen den zehn Meter hohen Uferrand, an dessen Fuss sich noch ein knietiefer Sumpf befand, herauf. Während Uechtritz vorausritt, wartete ich über eine Stunde lang, bis die vom Flussübergang erschöpften Esel, die von dem Marsch durch das hohe filzige Gras noch mehr ermüdet wurden, angekommen waren. Am Rande des Sumpfes wurden dann die Ballen abgepackt und von den Leuten hinübergetragen. Die Sonne sank bereits hinter den Bergen im Westen, als das Gepäck mitsammt den Eseln endlich den Sumpf passirt hatte. Mit einbrechender Dunkelheit erreichte ich den Ort Kuróri, wo Uechtritz bereits die Zelte hatte aufschlagen lassen. Wir waren durch die harte Arbeit des Tages sehr ermüdet und da nach Barth's Erfahrung in den Tropen Nichts gefährlicher ist als ein Flussbad, so nahmen wir prophylaktisch eine Dosis Chinin. Fieber bekamen wir zwar nicht; Uechtritz litt aber in den folgenden Tagen an einer schmerzhaften Hautentzündung welche der stundenlange Sonnenbrand auf dem nackten Körper verursacht hatte; ich selbst kam mit einem leichten Bronchialkatarrh davon.

Am folgenden Morgen (9. November) fehlten zwei Esel, und es hiess, die Dorfbewohner hätten sie gestohlen. Der Bürgermeister von Kuróri kam denn auch in das Lager und erklärte süss lächelnd, die Esel wären in seine Erdnussfelder eingebrochen und hätten Erdnüsse ausgerupft; dafür hätte er sie gepfändet.



Seitenansicht

Audu, Haussa aus Kano.



Audu, Haussa aus Kano.



Als Beweis brachte ein Mann einen Arm voll trockener ausgerissener Erdnussstauden. Das war natürlich Nichts als ein echt afrikanischer Erpressungsversuch. Der Bürgermeister hatte gestern, in Erwartung eines Geschenkes, ein Rohrbett zu Uechtritz gebracht, in der Meinung, wir hätten keine Betten. Da seine Spekulation misslang, rächte er sich durch die Pfändung der Esel. Dieser Erpressungsversuch missglückte indess ebenfalls; denn jetzt wurde der Herr Bürgermeister selbst gepfändet und erst wieder in Freiheit gesetzt, als die beiden Langohre ausgeliefert wurden.

Nach einstündigem Marsch durch die Ebene stiegen wir einen flachen Bergrücken hinauf, dessen Boden mit graugelbem Sand und eckigen Quarzstücken bedeckt war. Das Grundgestein ist grauer Gneiss, in welchen der fünfzig Meter breite Mao Adumré tief eingeschnitten ist. Wir zogen längs dem Flussbett desselben, welches bis auf einige Wassertümpel bereits trocken war, hin und passirten die grosse Stadt Adumré, welche zu beiden Seiten des Flusses liegt. Am Ostende derselben wurde das Lager aufgeschlagen. Der Marsch hatte nur zwei und eine halbe Stunde gedauert. Denn die Herren Esel waren von gestern noch so erschöpft, dass sie den nächsten Platz nicht mehr hätten erreichen können.

Adumré ist eine wichtige Handelsstadt, welche wir bei dem späteren Aufenthalt noch genauer kennen lernen sollten. Das Stadtoberhaupt erschien bald im Lager zur Begrüssung, in Begleitung eines Hammels und einiger Kalabassen Hirsekorn für die Pferde und erhielt als Gegengeschenk zwanzig Yard Baft. Auch von der Haussa- und Kanuribevölkerung statteten uns einige hohe Herren Besuche ab, darunter ein reicher Kaufmann, welcher ein gutes Pferd gegen eines der unsrigen vertauschen wollte.

Um unser Lager, welches dicht am Rande des Flussbettes stand, in dem Grase am Ufer und auf den Flussinseln hüpften Schaaren von braunen jungen, noch ungeflügelten Heuschrecken, welche — wie Uechtritz mir mittheilte — die Boeren in Südafrika Footganger nennen. Sie sind weit gefürchteter als die fliegenden Schwärme, weil sie die Vegetation gründlicher auffressen. In Südafrika werden diese »Fussgänger« in speziell zu ihrem Fang gezogene Gräben getrieben. Wenn dieselben mit den Thieren angefüllt sind, schüttet man Erde darauf und zündet ein Reisigfeuer darüber an, sodass die Thiere zu gleicher Zeit getödtet und als Nahrungsmittel geröstet werden. Hier in Adamaua dienen sie ebensowenig wie die fliegenden Heuschrecken zur Nahrung.

Unsere Marschrichtung änderte sich am heutigen Tage (10. November), indem wir uns nun unserem Ziel, der Stadt Láddo am Benue, direkt nach Süden hin zuwandten. Auch der landschaftliche Charakter wurde ein anderer. Der Weg führte nämlich über ein einhundert bis zweihundert Meter hohes Gneissland, in welchem zahlreiche Bäche tiefe Furchen mit sanften Thalrändern ausgegraben und so dem Lande eine wellige Oberfläche verliehen haben. Quarzrücken und -hügel, welche aus dem Gneiss herausgewittert sind, machen das Land noch

bergiger. Der Boden besteht aus graugelbem, zuweilen thonigem Sand, nirgends erblickt man eine Andeutung von Lateritbildung, ausser dass die zu Millionen herausgewitterten eluvialen Quarzstücke, welche den Boden bedecken, rothbraun und gelb gefärbt sind. Auch in der Tiefe wird der Gneiss in graugelben, nicht rothen Lehm zersetzt. Die Quarzstücke liegen oft so dicht, dass sie Menschen und Thieren das Gehen beschwerlich machen.[4])

Dieses Gneissland ist mit einem hässlichen Buschwald bedeckt. Die Gneissschichten stehen auf dem Kopf, das Wasser versinkt sehr schnell in die Tiefe und in Folge dessen finden die Wurzeln der Pflanzen wenig Feuchtigkeit. Bereits jetzt im Beginn der Trockenzeit waren Bäume, Sträucher und das Gras des öden dürftigen Waldes verdorrt. Es war ein wenig erfrischender Marsch durch diesen trostlosen Busch, zumal die von Grasbränden rauchige Atmosphäre jeder Fernsicht verhinderte. Nach zwei Stunden erreichten wir einen Ort Ssúki, der durch ein etwa vierzig Meter eingeschnittenes Flussbett mit lang abgedachten Ufern in zwei Theile zerlegt wird. Es hiess, der nächste Ort auf dem Wege nach Laddo wäre noch sehr weit, auch wollte Niemand die Strasse kennen. Es war aber nur eine Intrigue des Pferdehandlers aus Adumré, der uns mit dem zu verkaufenden Pferde in's Lager nachfolgen und nicht einen zu weiten Weg machen wollte. Wir fanden indess auch ohne Führer die Strasse ganz gut und pilgerten in der Mittagshitze durch den öden Buschwald weiter. Um ein Uhr öffnete sich derselbe und vor uns dehnte sich eine weite, mit frischem Grün bedeckte Ebene aus, in welcher das Dorf Bḗssu lag. Dahinter erhob sich ein zackiger Bergzug, der Hossere Laddo, Das Ziel des heutigen Tages winkte uns somit ganz nahe. Uechtritz war bereit in das Dorf geritten, um den Lagerplatz auszusuchen, als hinter uns ein Schuss fiel. Ich sprengte sofort zurück und traf nach einer halben Stunde auf die ersten Esel, die natürlich wieder weit zurückgeblieben waren. Einige Strauchdiebe hatten die Gelegenheit benutzt und auf den Joruba Ábbē, der mit seinen drei Eseln den andern etwas voraus war, einen Raubanfall gemacht. Vier Mann fielen von rechts, fünf von links über die Thiere her und wollten das Gepäck herunterreissen. Ábbē schoss auf einen von ihnen, und wenn er auch nicht traf, so lief doch das ganze Korps schleunigst davon.

Infolge der Verspätung, welche dieses Intermezzo verursachte, kamen wir erst um halb drei Uhr in's Lager. Der Ort Bĕssu besteht aus etwa vierzig zerstreut liegenden Gehöften. Am Eingang in das Dorf befand sich auf Pfählen ein grosser Topf mit Wasser, an dem ein kleines Kalabassenschälchen angebunden war, zum Gebrauch für durstige Wanderer. Audu erzählte, dass in den Haussaländern ein jedes Dorf einen solchen Wasserkrug für die Fremden unterhalte. In Adamaua sind wir dieser Sitte nicht wieder begegnet.[5]) Die Zelte wurden unter einem gewaltigen Fikusbaum mit dunkelgrünen, harten, gewellten, glattrandigen Blättern — bóle h. tármu kan — aufgeschlagen. Der mächtige Stamm hatte Einschnitte, welche zum Zweck der Kautschukgewinnung angelegt worden waren. Ich hatte bereits vor dem Dorfe im Busch mehrere

dieser Bäume bemerkt. Ein anderer häufiger Kautschukbaum ist der Gányi h. mit fussgrossen breitovalen Blättern. Vergeblich mache ich Nachmittags mit einem Führer einen Ausflug nach den benachbarten Feldern, in denen náma deáua, d. h. viele Antilopen, sein sollten, sah aber keine einzige.

Wir waren am nächsten Morgen (11. November) noch mit dem Bepacken der Esel beschäftigt, als uns der Abbe meldete, dass sich unter den Gaffern einer der gestrigen Strauchdiebe befände. Sofort wurde derselbe verhaftet. Es war ein widerlich aussehender Kerl, ein Sklave, der in seinem bösen Gewissen die That nicht zu leugnen wagte und entsprechend bestraft wurde. Natürlich ging die ganze Scene nicht ohne das nöthige Geschrei und Gedränge ab. Besonders lamentirten mit schriller Stimme die blaumützigen Dorfschönen, die Mord und Todtschlag befürchteten. Aber noch lauter tobte der Besitzer des Delinquenten, der überzeugt war, derselbe werde von uns nach Landessitte als Sklave mit fortgeschleppt werden. Als er aber hörte, dass es bei einer Tracht Prügel sein Bewenden haben solle, sah er der Exekution mit Gleichmuth zu, im Stillen nicht wenig über die Milde der Strafe erstaunt. Schliesslich amüsirte er sich selbst über das Gesichterschneiden seines Sklaven während der Bestrafung. Dieser aber sprang nach erhaltenem Lohn in langen Sätzen davon.

Durch ein sumpfiges Thal ging es nach Süden hin weiter. Die Träger hatten dasselbe in einer Stunde passirt; die Esel kamen aber über eine etwa hundert Meter breite morastige Stelle nicht fort. Sie sanken mit dem kleinen Huf tief ein und legten sich, wie üblich, einfach in den Schmutz, ohne die geringsten Anstrengungen zum Aufstehen zu machen. Selbst Prügel halfen nichts. Die Lasten mussten abgepackt und von den Leuten hinübergetragen werden. Dadurch wurde ein einstündiger Aufenthalt verursacht.

Bald darauf passirten wir ein grosses Dorf mit zerstreut liegenden Farmen. Der Boden bestand aus lateritischem Sand, auch waren die Häuser aus rothem Lehm erbaut. Dann ging es wieder das Gneissplateau hinauf, bis wir um halb zwölf Uhr vor der mächtigen Kette des Hossere Laddo standen, welche wir in einem engen, sich zwischen gewaltigen Granitblöcken hindurch zwängenden Pass überschritten. Zu beiden Seiten desselben erhoben sich hundert bis hundertundfünfzig Meter hohe Bergabhänge, welche von einem Meere gewaltiger Granitfelsen bedeckt sind, aus dem wiederum hohe Granitthürme und -zinnen aufragen. Ein üppiger Buschwald wuchert zwischen den Blöcken. Hat man die Kette passirt, so öffnet sich eine weite Ebene, in welcher nur wenige Minuten entfernt, der blaue Benue fliesst. Bald nach zwölf Uhr standen wir am Rande des wohl vierhundert Meter breiten Strombettes. Obwohl der Fluss schon beträchtlich gefallen war, bildete er doch noch eine zusammenhängende Wasserfläche von zweihundertundfünfzig Metern, die von uns zu überschreiten war. Glücklicherweise reichte das Wasser den Leuten nur bis an den Hals, und da auch die Strömung erträglich war, konnten dieselben die Lasten hinübertragen. Es war bewunderungswürdig, wie sie nicht nur

die fünfunddreissig Kilo schweren Esellasten, sondern Viele sogar zwei Ballen auf einmal, also etwa fünfzig Kilo, bei der immerhin sehr merkbaren Strömung bis an den Hals im Wasser watend, sicher hinüberbrachten. Auch das Uebersetzen der Esel ging dieses Mal schneller und leichter als am Mao Kebbi von statten. Während ich den Uebergang dirigirte, war Uechtritz nach Laddo, das eine Viertelstunde vom Südufer entfernt liegt, geritten, hatte dem König einen Besuch gemacht und sogleich den Lagerplatz ausgesucht. Als er zurückkam, war die Passage vollendet; ich schwamm gerade als letzter durch den Fluss. Zwischen diesem und der Stadt, welche auf einem von felsigen Granitburgen gekrönten flachen Hügel liegt, dehnte sich ein Sumpf aus, ein Ueberschwemmungsreservoir des Benue. Natürlich konnten die Esel mit dem Gepäck wieder nicht hinüber und die Leute mussten die Esellasten von Neuem zu dem Lagerplatz tragen. So wurde es denn später Nachmittag, bis alles daselbst angekommen war. Von Adumre herkommend, hatte uns heute der schon erwähnte Haussahändler mit einem prachtvollen Rappen eingeholt, den er uns zum Verkauf anbot. Vor dem Betreten Laddo's bat er Uechtritz, er solle doch den Rappen, sowie die übrigen Pferde, welche er, d. h. der Haussa, mit hatte, als sein Eigenthum ausgeben; Sonst würde ihm der Sultan die Thiere »abkaufen« und das wollte er mit Recht vermeiden. Uechtritz that ihm auch den Gefallen. Uebrigens zerschlug sich der Handel um das Pferd wegen der zu hohen Ansprüche des Händlers.

Laddo war der Ort, welchen Uechtritz zur Abschliessung eines Vertrages und zur Gründung einer Station ausersehen hatte. Der König des Landes, Farúnku, ist zwar Vasall des Sultans von Yola, besitzt aber doch grosse Selbstständigkeit. Es sind ihm zweiundzwanzig Ortschaften unterthan und er kann einen Heerbann von zweihundertundfünfzig bis dreihundert Köpfen in's Feld stellen. Die Hauptstadt Laddo liegt auf einem etwa zwanzig Meter hohen, breiten Hügel, welcher über dem Benuethal aufsteigt und von mehreren, aus gewaltigen Granitblöcken aufgethürmten Felsenburgen überragt wird. An einer derselben lag nördlich von der Stadt unser Lager. Im Norden zieht sich die zwei- bis dreihundert Meter hohe Kette des Hossere Dokáre und Hossere Laddo hin. Zwischen dieser und dem Hügel von Laddo fliesst der Benue in breitem sumpfigen Thal, um dann plötzlich senkrecht jene Bergkette zu durchbrechen.

Nach Westen und Süden dehnt sich eine wellige Ebene aus, hinter welcher in der Ferne mehrere isolirte Bergmassive auftauchen. Die im Südosten gelegenen gehören bereits zu Bubandjidda.

Die Gehöfte des Ortes Laddo liegen auf dem beschriebenen Hügel zerstreut inmitten ihrer Felder. Das Gehöft des Königs ist das grösste und schönste und durch einen grossen, dicht belaubten Kánya-Baum[6]) ausgezeichnet. Dieser Baum tragt gelbe, kirschgrosse, sehr wohl schmeckende Früchte ohne Kerne. In den Ovamboländern soll er nach Uechtritz fast drei Viertheile aller Bäume ausmachen; in Adamaua ist er nicht so verbreitet. Am Tage nach unserer

Ankunft wiederholte Uechtritz den Besuch beim König, einem alten schlauen Fulla, um die Unterhandlungen bezüglich eines Vertrages und einer Station einzuleiten. Der König erklärte sich sofort mit den Plänen einverstanden. Er kannte die Vortheile, welche ihm und seinem Lande durch die Anwesenheit einer Station erwachsen würden, sehr wohl; aber so leicht er zu einer mündlichen Zusage zu bewegen war, so schwer konnte er sich entschliessen, den ihm präsentirten schriftlichen Vertrag zu unterzeichnen. Er that es indess schliesslich dennoch. Am 15. November wurde auf dem einen der nahe dem Lagerplatz befindlichen Granithügel, der als Stationsanlage ins Auge gefasst worden war, die deutsche Flagge gehisst und ein Bote mit Briefen für das Komitee nach der Hulk in Yola geschickt. Ob hier jemals eine deutsche Station zu errichten sein wird, oder nicht, war vorläufig gleichgültig; es kam bei der Abschliessung des Vertrages nur darauf an, sichere Besitzrechte zu schaffen, welche in den Augen der europäischen Mächte Gültigkeit besassen. Am Tage nach unserer Ankunft schickte der König einen Ochsen als Geschenk und einen Tag später brachte uns seine Musikkapelle, die sich aber dieses Mal in angemessener Entfernung aufstellen musste, ein Ständchen. Aber nicht der Algeitarubläser, sondern ein Sänger, welcher in kurzen Strophen nach immer derselben Melodie den Ruhm der batúre (Weissen) pries, bildete hier den künstlerischen Mittelpunkt. Sobald er geendet, setzten die Tuba und die Trommeln fortissimo, wie zu einem Rondo ein, bis dann wieder der Sänger an die Reihe kam. Das Schlusswort jeder Strophe war stets bature, und es wurde mit Nachdruck und Emphase, jedoch mit Modulationen ausgestossen. Bald klang es ernst und würdevoll, bald schmeichelnd und demüthig, auch wohl vorwurfsvoll und zweifelnd, zuletzt aber jubelnd und voll Begeisterung, als nämlich Audu mit dem ersehnten Geschenk aus dem Zelte trat. Wieder erhob sich bei der feierlichen Umhüllung der Künstler mit den faltigen Streifen des Croydons ein Höllenlärm, an dem nicht nur Sänger und Kapelle, sondern das ganze Publikum begeistert theilnahm. Es war übrigens das letzte Mal, dass uns ein solcher Ohrenschmaus zu Theil wurde; auch hörten wir fernerhin keinen solchen Baturenpapagei mehr singen, vielleicht, weil die Situation allmählig weniger harmlos wurde.

Der hiesige Algeitarubläser besuchte uns übrigens später noch einmal bei unserm zweiten Aufenthalt in Garua. Er war ein wohlhabender Haussakaufmann und hatte sich damals nur zufällig in Laddo auf einer Handelsreise befunden. Der König hätte ihn gern dort behalten und als seinen Banquier an den Hof gezogen; der Kaufmann sagte auch willig zu und bekam dafür ein Pferd geschenkt; nach Garua zurückgekehrt, dachte er jedoch nicht weiter daran sein Versprechen zu halten und brachte uns das Pferd sogar zum Verkauf. Nun stellte sich aber beim Proberitt heraus, dass es zu denjenigen Pferden gehörte, welche sich nicht satteln lassen, sondern auf die Erde werfen, also ein sogenanntes stätiges Pferd war. Er musste also mit seinem Thiere wieder abziehen. Wenige Tage darauf besuchten uns drei Gesandte aus Laddo, welche uns die

Geschichte von dem geschenkten Pferde erzahlten und nun nach Garua gekommen waren, um dem ungetreuen Flötenbläser das Ross wieder abzunehmen, was dann auch geschah.

Die Umgebung von Laddo war sehr interessant und bot viel Neues dar. Das Lager befand sich auf der Nordseite einer etwa zwanzig Meter hohen Burg aus Granitblöcken, im Schatten hoher Baume, und vor uns schweifte der Blick über den Fluss und die von der Hochfluth herrührenden Teiche und Sümpfe, welche dessen Bett begleiteten. Dahinter erhob sich das zackige Laddo-Gebirge mit den Zinnen und Thürmen seines Kammes und den gewaltigen Blockmeeren seiner Abhänge. Zum ersten Mal hatte ich Gelegenheit die Bildung der Granitblockburgen kennen zu lernen, welche nicht nur in unserer Heimath — ich erinnere an die Luisenburg im Fichtelgebirge — sondern auch aus anderen Theilen Afrikas bekannt sind. Während aber in unseren Klimaten die Blockbildung nur



Abb. 66. Der Benue-Durchbruch bei Laddo.

durch fortschreitende Verwitterung auf bestehenden Kluftflächen zustande kommt, tritt in dem hiesigen Klima ein zweites, vielleicht noch wirksameres Moment hinzu, das Platzen und Auseinanderspringen des Gesteins infolge der Insolation, d. h. ungleichmässiger Erwärmung durch die Sonne. Allenthalben erblickt man Blöcke von funf und mehr Metern in's Geviert, welche mitten durch geplatzt sind. Zuweilen sind auch nur kappenähnliche Stücke abgesprungen. Auch die aufragenden Felsenmauern und -Thürme sind mit Sprüngen durchsetzt, welche auf die energische Wirkung der Morgensonne nach der Abkühlung der Felsen in der Nacht zurückzuführen sind. Aber nicht genug, dass die Sonne durch ungleichmässige Erwärmung zu der Blockbildung wesentlich beiträgt, sie vollendet auch die Zerstörung und den gänzlichen Zerfall des Gesteins. Infolge innerer Strukturverhältnisse führt die oberflächliche Erhitzung des Granits zu schaligem Abspringen der Oberfläche. Schurfflechten, welche sich in den Ritzen, begünstigt durch eindringende Feuchtigkeit, ansiedeln, beschleunigen das Abfallen der gelockerten Schalen, die viele

Quadratmeter gross sein können. Wir werden an anderen Stellen noch sehen, wie dieser Vorgang jene steilen Gebirgswände schaffen konnte, die den landschaftlichen Charakter mancher Gegenden Adamauas so wesentlich beeinflussen. Von grosser praktischer Bedeutung ist schliesslich noch die abwechselnde Erhitzung und Abkühlung des Gesteins für die Bodenbildung in Folge der Lockerung des Krystallgefüges und des Zerspringens der grösseren Krystalle. Der Granit von Laddo ist ein sehr grobkrystallinisches Gestein, das vorwiegend aus grossen Krystallen von Feldspäthen besteht und nur relativ wenig Quarz und Glimmer enthält. Durch den oben beschriebenen Vorgang entsteht nun ein mehr oder weniger grober, oft feiner Grus aus zersprungenen eckigen Feldspäthen. Derselbe wird durch die Gewalt der Regengüsse als kegelförmiger Mantel um die »Granitburgen« angehäuft und ist sehr unfruchtbar, wie schon die armselige Vegetation auf demselben beweist, sowie der Stand der Felder in der Umgebung von Laddo, das selber auf solchem Boden steht.

Einmal unternahm ich einen Ritt nach der Stelle, wo der Benue die Bergkette durchbricht in einer Schlucht von ebenso grosser landschaftlicher Schönheit als von wissenschaftlichem Interesse. Der über zweihundert Meter breite Strom

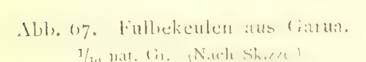



Abb. 67. Fulbekeulen aus Garua.
1/10 nat. Gr. (Nach Skizze.)

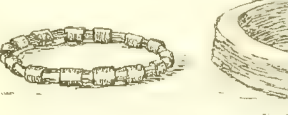



Abb. 68. Lederne Armringe der Fulbe,
der linke mit Messingblättchen beschlagen.
2/3 nat. Gr. Flegelsche Sammlung. M. f. V. Berlin.

verengt sich hier plötzlich auf fünfzig Meter und gleitet ohne Wirbelbildung und Stromschnellen lautlos in die enge Schlucht hinein. Von seinem Spiegel steigen unmittelbar zweihundert Meter hohe, trümmerbedeckte, bewaldete und oben mit kühnen Felszinnen gekrönte Berge auf. Durch den etwa einen Kilometer langen Spalt erblickt man in der Ferne die blaue Kuppe des H. Kemm.

Der Benuedurchbruch bei Laddo reiht sich jenen anderen merkwürdigen Durchbrüchen von Flüssen durch Bergzüge an, welche schon lange die Aufmerksamkeit des Geologen erregt haben. Denn statt das Laddo-Gebirge, welches bereits wenige Kilometer westlich endet, zu umgehen und durch die Ebene zwischen dem Gneiss- und dem Sandsteingebirge, nach Norden zu fliessen, hat sich der Strom senkrecht durch die Granitkette seinen Weg gebahnt, gleichsam als hätte er sich darauf versteift, mit dem Kopf diese Mauer einzurennen. Die Oberflächenverhältnisse müssen zu der Zeit, als der Fluss sein Bett in die Bergkette zu sägen begann, vollständig andere gewesen sein als heutzutage. Einmal bildeten die Granitketten wie der H. Laddo, Dokare, Góre, Básima u. a. früher Gänge in der Gneissmasse und sind erst in Folge der schnelleren Zerstörung des Gneisses herausmodellirt worden, bestanden also einstmals als Berge noch

nicht, und ferner befanden sich früher dort, wo sich jetzt die Ebene zwischen dem H. Laddo und dem H. Dúli ausdehnt, in der Fortsetzung des letzteren nach Osten wahrscheinlich Sandsteinmassen, welche der Erosion zum Opfer gefallen sind. Immerhin werden erst spätere Forschungen ein klares Bild von der Entstehung des Benuedurchbruchs durch das Laddo-Gebirge geben können.

Die Sümpfe und Teiche am Benue waren von zahlreichen Wasservögeln, wie Reihern, Ibissen, Enten und Gänsen belebt, und wir vertrieben uns mehrmals die Zeit mit der Jagd auf dieselben. Besonders auffallend war eine braunrothe Ralle, welche auf den Blattern der Wasserrosen umherlief und mit ihrem dunklen Körper und dem weissen Kopf und Hals einem halb aufgeklappten Blatt und einer weissen Blüthe sehr ähnlich sah. Leider fehlten Flusspferde und Krokodile gänzlich, auch der Fischfang war nicht ergiebig. Dagegen veranstalteten wir einmal eine Treibjagd auf Paviane, welche auf der hochragenden Felsenburg im Süden ihr Standquartier hatten und von dort aus Raubzüge in die Felder unternahmen. Es war ein prächtiger Anblick, wie die zahlreiche Heerde an den senkrechten Felswänden hinaufgaloppirte und die Männchen mit zornigem Bellen Front machten. Uechtritz erlegte zwei Thiere, bekam aber nur eines, weil das andere verwundete sich noch in einer Felsspalte verkriechen konnte. Ich schoss ebenfalls ein mächtiges Männchen, das mich von einem Baum herab anbellte, durch die Brust. Es stürzte wie ein Stein zwischen die Felsen in's Gebüsch herab; aber vergebens suchten die Leute;



Abb. 66.
Lederner Armring der Fulbe. Yola.
½ nat. Gr.

auch dieses zähe Thier hatte sich noch in einer Spalte verkriechen können. Sonst gab es von grösserem Wild noch Hyänen, welche Nachts mehrmals heulend das Lager umkreisten. Der Posten musste einmal sogar auf eins dieser Thiere schiessen, weil es die Esel anzufallen drohte. Nicht selten werden diese Thiere Nachts von Hyänen angegriffen, obwohl gerade der Esel viel streitbarer als das Pferd ist. Aus einer Eselheerde holt der Leopard z. B. ein Junges niemals heraus, aus einer Pferdeheerde dagegen mit Leichtigkeit. Einer unserer Eselhengste hatte einmal auf der Weide mit einer Hyäne gekämpft, welche ein Füllen bereits gepackt hatte; die Stute lief davon, er aber stürzte sich auf die Räuberin und bearbeitete sie mit den Hufen derart, dass sie Reissaus nahm. Ihm selbst wurde im Gefecht der Schwanz halb ausgerissen und derselbe heilte schief an. Trotz seines wenig hervorragenden Aussehens war er das stärkste Thier unserer Heerde und Audu sagte einmal von ihm in typischem Negerenglisch: that, what wulf eat him, he pass all. Er war denn auch einer der drei Staatsesel, welche die ganze beschwerliche Reise über das Tschebtschi-Gebirge bis Ibi gut ausgehalten haben.

Einen Tag nach Abschluss des Vertrages, begab sich der König auf einen Kriegszug, den er mit Adumre gemeinsam gegen eine mehr nordlich gelegene Fullastadt unternehmen wollte. Seine Krieger, die sich in Laddo versammelten, kamen in Schaaren neugierig in unser Lager, alle bereits be-

waffnet und in Kriegs- und Reisetracht. Dieselbe besteht einfach darin, dass die lange, weite Tobe bis über die Kniee hinaufgezogen und um die Taille befestigt wird. Auf Brust und Rücken werden noch zum Schutz gegen Pfeile zusammengeballte Kleidungsstücke unter die Tobe gesteckt, so dass der Mann eine Schildkröten-ähnliche Figur bekommt. Als Waffe trägt das Fussvolk Pfeil — kúrrud f. — und Bogen — lagāwal f. — Der Lederköcher — bāru f. — ist mit einer langen, aus rothen und schwarzen Lederstreifen bestehenden Quaste geziert. Der Bogen besteht aus einem schön geschnitzten glatten Stab, der vom bauschi-Baum gewonnen wird. An einem Ende ist er zugespitzt und durchlöchert zum Durchziehen der Ledersehne — djírowal f. — welche an dem anderen Ende umgewickelt wird. Auf der Innenseite befindet sich eine kleinfingerbreite Furche mit rechten Winkeln. Merkwürdigerweise hatte der Bogen der alten Aegypter ganz dieselbe Rinne. Beim Schiessen hält ihn der Fulla in der linken Hand horizontal, in der Rechten mit Daumen und Zeigefinger den Pfeil, stellt die Kerbe in die Sehne ein und umfasst den auf dem Bogenholz ruhenden Pfeil locker mit dem linken Zeigefinger. Die Sehne wird dann mit einem an der Grundphalanx des Daumens befindlichen geflochtenen Lederring — lögödjäri f. — und dem dritten und vierten Finger angezogen. Zum Aufbewahren des Ringes besitzen viele einen Apparat, ähnlich dem der Teñgelin.

Das Pfeilgift wird vorzugsweise aus dem Samen einer Strophantus-Art — tóki f. koñkónni h., djúgu kenígobe kan. — gewonnen und stellt eine braune klebrige Masse dar. Daneben werden aber auch andere Pflanzen benutzt, so z. B. eine Euphorbia — buródji f. —, welcher wir später noch begegnen werden.

Nebem dem an einem Ring am Unterarm getragenen Dolch — lábbi f. — der keinem Krieger fehlt, und der einen halben Meter langen Keule — tscháuro f. — welche mittelst einer Lederschlinge am Handgelenk getragen wird und an beiden Enden mit Eisenreifen beschlagen ist, giebt es auch Lanzen und mächtige schwarze Lederschilde, womit besondere Fusssoldaten für den Nahkampf bewaffnet sind, während die Reiterei ausschliesslich mit Schwert und Lanze — lábbo f. — kämpft. Dieselbe bildet trotz der beschränkten Zahl den Kern der Heeresmacht und entscheidet gleich den gewappneten Rittern des Mittelalters die Schlacht durch ihren unwiderstehlichen Ansturm. Die eigenthümlichen Wattenpanzerreiter Bornu's haben wir selbst nie zu Gesicht bekommen. Dass sie auch in Adamaua nicht fehlen, ist sicher; doch scheinen sie hier von der leichten Reiterei mehr und mehr verdrängt zu werden.

Wie übrigens der Feldzug des Königs Farunku verlaufen ist, habe ich später vergessen zu fragen. Sehr blutig wird er wohl kaum gewesen sein.

Wir blieben in Laddo zwei Tage länger als beabsichtigt war, indem Uechtritz in einem Nachbardorf noch einige Ballen von durch Wasser verdorbenen Croydon blau färben liess. Der gefärbte Croydon wog um die Hälfte leichter als der ungefärbte, weil durch das Auswaschen die reichliche Schwerspathappretur entfernt war.

Während in Laddo im Laufe des Tages unausgesetzt ein leichter Ostwind wehte, begann am Abend aus WNW. ein stossweise auftretender starker Wind, der Nachts das Zelt heftig erschütterte. Hier machte sich auch eine Plage besonders bemerkbar, nämlich von Millimeter-grossen Fliegen, deren Stich schmerzhaft ist und später stark juckt. Sie fliegen nur bei Tage und waren uns schon langst bekannt, aber nirgends so lästig gewesen wie hier. Die winzigen Sandfliegen der Küsten, welche in jedes Moskitonetz eindringen, kennt man hier nicht, dagegen lernten wir später eine drei Millimeter grosse Fliege mit wespenähnlichen Fühlern kennen, welche strichweise im Busch vorkommt und rücksichtslos in Auge, Ohr, Nase und Mund fliegt, wenn man sie nicht durch unausgesetztes Fächeln vertreibt.

Entsprechend dem Mangel an feinkörnigen Bestandtheilen in dem Granitgrus hatten die Termiten nur niedrige einen halben bis einen Fuss hohe Bauten errichtet, waren dafür aber um so zahlreicher. Zum ersten Mal wurde hier das aufgestapelte Gepäck angefressen. Noch mehr dominirten aber die Ameisen, welche in dem vegetationslosen Boden zahlreiche Bauten hatten. Einen solchen Bau konnte ich in der Nähe meines Zeltes beobachten. Von dem Wagenrad-grossen mit einem handhohen Wall versehenen Trichter, in dessen Mitte Gänge zu dem unterirdischen Bau führten, gingen ausgetretene, drei Finger breite Wege in die Umgebung hinaus. Je weiter vom Bau entfernt, um so mehr verästelten sie sich wie die Ausläufer einer Ganglienzelle, und waren selbst im hohen Grase auf hundert und mehr Meter hin zu verfolgen. Zahlreich marschirten die fünf Centimeter grossen, schwarzen Ameisen, von welchen manche einen sehr grossen Kopf hatten, auf ihnen entlang. Sie waren meist damit beschäftigt, weisse flockige Grasblüthen zusammen zu tragen und auf der Aussenseite des Walles aufzuhäufen. Túrurúa nennt der Haussa diese strassenbauenden Ameisen, Korndórle der Fulla, während die kleine röthliche Ameise, die sich in allen Hausern findet, Kiāschi h. heisst.

Am 17. November brachen wir auf, zum Aerger der Bewohner von Laddo, welche in der Meinung, wir blieben hier längere Zeit, während unseres Aufenthaltes nichts auf den Markt gebracht hatten, indem sie so spekulirten: wenn die Nachbardörfer, welche Lebensmittel in das Lager brachten, ihre Vorräthe gänzlich würden verkauft haben, wollten sie den Markt beziehen und die Preise hinaufschrauben. Die Enttäuschung der Spekulanten war bitter. Der Statthalter gab uns das Geleit bis zu den Paviansfelsen, von denen die Thiere scheu auf die Karawane herabschauten. Bereits nach einer halben Stunde verliessen wir das Granitgebiet und betraten eine mit dem Benuethal zusammenhängende Bucht, in welcher junge Mussukuafelder angelegt waren. Die Spuren einer Elephantenheerde von sieben bis acht Stück, aus dem Beginn der Regenzeit stammend, sowie Fährten neueren Datums von Antilopen, Springbock, Wasserbock und Hartebeest, ferner von Hyanen — nach Uechtritz die der grossen gefleckten Hyäne — waren in dem harten schwarzen Schlammboden zahlreich abgedrückt. Um zehn Uhr

stiegen wir wieder einen Abhang hinauf, auf dem der Ort Uro Désso liegt. Von der Höhe hat man einen schönen Ueberblick, nach Norden auf den H. Laddo und Dokare, fernerhin den H. Góre, nach Süden auf eine Reihe isolierter von W. nach O. auf einander folgender Bergmassive. Im W. sind noch die Berge des H. Duli sichtbar, im Osten dagegen dehnt sich die Ebene unbegrenzt in die Ferne hin aus. Dieselbe hat in nordsüdlicher Richtung eine Breite von etwa drei geographischen Meilen, wird von SO. nach NW. von dem Benue durchströmt und besteht aus einer Ablagerung von grobem und feinem Granitgrus, Quarzsand, Kies und Konglomeraten von Quarz und Granitgeröllen. In dieses Lager, das eine Flussablagerung repräsentirt, vielleicht in einem See — ich erinnere an die gleichen Verhältnisse am Mao Kebbi —, ist der Benue zwanzig bis dreissig Meter eingeschnitten. In Form von langen Zungen greifen in das stellenweise bis zwei Kilometer breite Benuethal Geröllablagerungen ein, ihre Entstehung Bächen und Wasserrissen verdankend, welche ihrerseits in diese Geröllager eingeschnitten sind und sich an ihrer Mündung verbreitern.

Während die Ebene mit Buschwald bedeckt ist, und auf den Höhen meist am Rande der Gehänge, die Dörfer mit ihren Anpflanzungen liegen, zeigt das eigentliche Benuethal nur Grasflächen, auf denen spärlich Büsche und niedrige Bäume wachsen. In der Regenzeit ist die Ebene überschwemmt, in der Trockenzeit wird das Gras abgebrannt oder abgehauen um MussukuafeldernPlatz zu machen. In Folge der Grasbrände war die Luft oft sehr dunstig. Auf diesem Rauche beruhte wohl auch folgende Erscheinung, die wir in Uro Désso zehn Uhr Vormittags beobachteten. Am Himmel standen einzelne Cirrusstreifen, die Luft war schwül und dunstig. Rings um die Sonne zeigte sich ein Regenbogen mit einem Durchmesser von etwa 20°, der rothe Ring befand sich natürlich innen, der blaue aussen. Er war vollständig geschlossen, ruhte aber unten auf einigen langen Wolkenstreifen und war hier abgeplattet. Die Erscheinung verschwand bald.

Abb. 70. Holzkeule mit Eisenringen der Fulbe. 1/[illegible] nat. Gr. Flegel'sche Sammlung. M. f. V. Berlin.

Abb. 71. Eiserne Keule der Fulbe. 1/5 nat. Gr. Flegel'sche Sammlung. M. f. V. Berlin.

Abb. 72. Fullabogen, aus Yola. 1/[illegible] nat. Gr.

Der Marsch dauerte heute bis zwei Uhr Nachmittags, und doch kamen wir verhältnissmässig nicht sehr weit, weil die Halte meist auf eine halbe Stunde ausgedehnt werden mussten, um die säumigen Esel herankommen zu lassen. Nur einmal passirten wir eine grössere Gruppe zerstreut liegender Gehöfte. Djófadjáule, unser Lagerplatz, war ein kleiner Ort von einigen Dutzend Höfen. Die Zelte wurden unter einem Baume aufgeschlagen, welchen ich in der Savanne schon öfter beobachtet hatte. Er ist nur mässig gross aber seine Zweige hängen lang herab, wie bei den Hängebirken. Die Blätter sind klein und oval, laufen

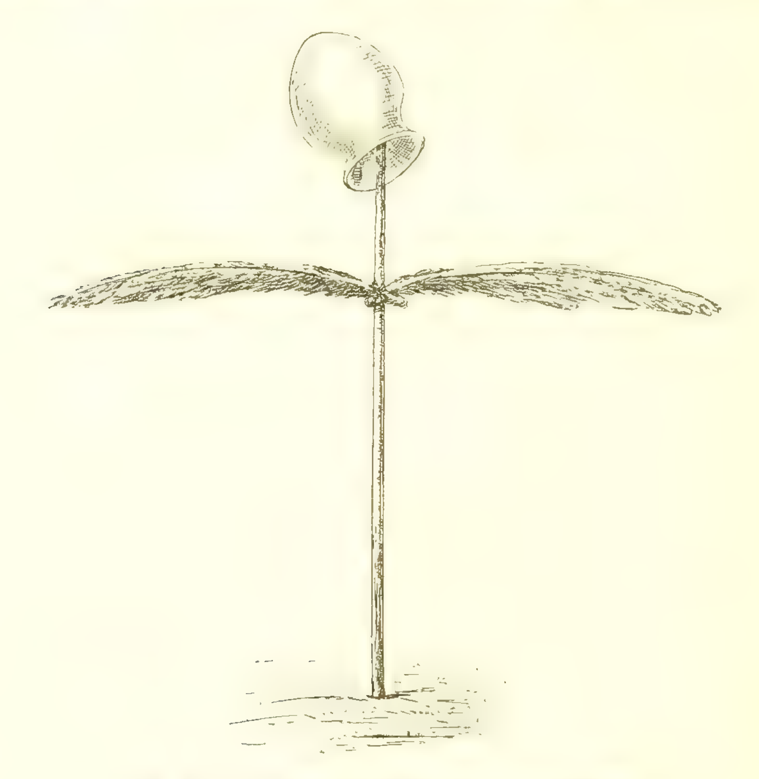


Abb. 73. Dodó, heidnischer Fetisch auf den Feldern.
1/[illegible] nat. Gr.

spitz aus und werden zum Reinigen der Zähne verwendet. Seine Früchte ähneln denen der Erlen. Der Haussa nennt ihn markie.

In der Nähe des Lagers stand auf einem Erdnussfelde ein eigenthümlicher Fetisch, wie ich ihn schon öfters seit Yola gesehen hatte, nämlich ein Stock, auf welchem ein Topf steht und an dem zwei Vogelfedern angebunden sind. In anderen Fällen findet man nur einen Stock mit einem Büschel von Federn oder einer mit Gras umwickelten Querstange. Diese Fetische sind dem Dodó heilig, einer Gottheit, welche unter diesem Namen im ganzen mittleren Sudan verehrt wird und unter den mohamedanischen Haussa noch ebensoviel Anbeter haben dürfte, wie unter den Heiden selbst.

Am frühen Morgen des 18. November erschien eine Gesandtschaft des Königs von Mallumfé, einer Stadt auf dem Nordufer des Benue, zu deren Herrschaft Djófadjáule gehört, um uns zu einem Besuch dorthin einzuladen. Da wir aber keinen Umweg machen wollten, wurde die Einladung dankend abgelehnt.

Der heutige Tag brachte uns nur bis zu der Stadt Bóṅgi, welche wir bereits vor elf Uhr erreichten. Es ist die Grenzstadt gegen Bubandjidda, und da der nächste, bereits zu diesem Lande gehörige Platz einen vollen Tagemarsch entfernt lag, so sahen wir uns gezwungen, hier zu bleiben.

Boṅgi,[7]) ein Ort von etwa vierhundert Einwohnern, liegt frei auf der Höhe des Geröllagers am Fuss eines Vorsprungs, der durch das Einmünden des Ma Imbethals in das des Benue gebildet wird. Man blickt von hier nicht nur nach Norden vom Hossere Gore bis zum Laddo-Gebirge, sondern auch nach Süden über die waldige Ebene von Bubandjidda bis zu den Gipfeln des Hossere Madái, Búma und Rei, welche das Herz des Landes bilden. Es ist ein Platz, wie geschaffen für eine Warte in einer Grenzmark gegen einen unruhigen Feind. Aber Boṅgi schwebt als Grenzstadt auch beständig in Gefahr von seinem übermächtigen Nachbar »aufgegessen« zu werden,[8]) obwohl es nicht allein dasteht, sondern zu einem südwestlich gelegenen Staat, Namens Jssabálda, gehört, der sich unter dem Schutze Yolas befindet. Da aber die Grenzstädte keine Hülfe von Yola zu erwarten haben, suchen sie möglichst gut mit ihrem Nachbarn auszukommen und vermeiden alles, was denselben reizen könnte. Aus diesem Grunde geschah es, dass der Yaríma, der mit einem Statthalter zusammen Boṅgi verwaltet, sich gegen uns, die wir in seinen Augen als Freunde Yola's nothwendig Feinde Bubandjidda's sein mussten, feindselig benahm. Zuerst schickte er einen Ausweisungsbefehl, den der Bote aber aus Angst gar nicht zn bestellen wagte. Dann verbot er seinen Unterthanen uns Lebensmittel zu verkaufen. Infolgedessen kam in der That auch nichts auf den Markt. Es bedurfte energischer Drohungen von Uechtritz' Seite, um den hohen Herrn zu veranlassen, das Verbot aufzuheben. Er selbst erschien dann eingeschüchtert mit einem Hammel als Geschenk im Lager und bat seines Benehmens wegen um Verzeihung. Auch der Statthalter, der nur eine Puppe in den Händen des Prinzen war, überbrachte noch am späten Abend seine Geschenke.

In Boṅgi befanden sich auffallend viele Dūm- und Delébpalmen in den Höfen. Auch sahen wir hier zum ersten Mal einen Strauch, der, obwohl blattlos, mit purpurrothen Blüthen bedeckt war. Sein Stamm und seine Zweige sind schwammig. Nur noch ein Mal fanden wir diesen Strauch in Adamaua wieder, und zum dritten Mal in dem Garten der Faktorei in Ibi.

19. November. Heute also sollten wir das gefürchtete und berüchtigte Bubandjidda betreten. Nach einer halben Stunde standen wir an dem Grenzfluss Ma Imbe, der bis 40 Meter breit und nur einen halben Meter tief ist; aber trotz dieser geringen Tiefe mussten die Esel doch abgeladen werden und ver-

ursachten uns einen dreiviertelstündigen Aufenthalt. Der Weg ging nun am Rande des zehn Meter senkrecht abstürzenden, unterwaschenen Ufers durch ein dichtes, über reiterhohes und so verfilztes Gras, dass die Träger ihre Lasten, die Pferde aber sich selber und den Reiter förmlich hindurchreissen mussten.

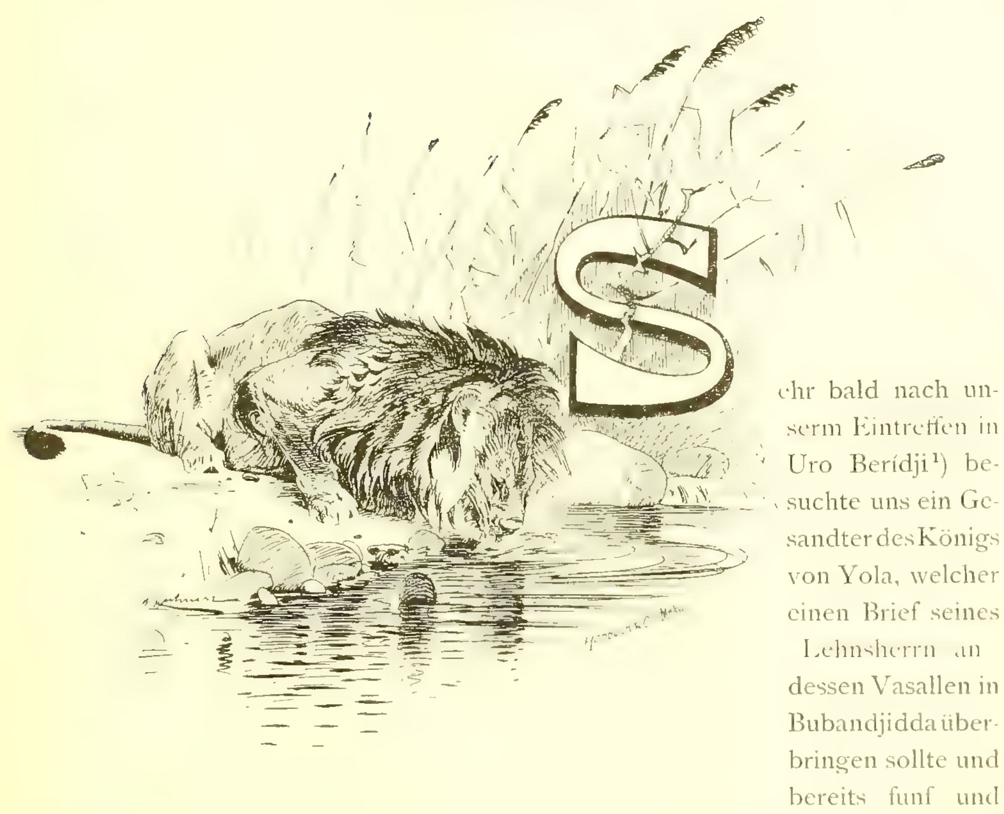
Nach einer halben Stunde wurde auf einer kleinen Graslichtung gehalten, um die Esel abzuwarten. Aber sie kamen und kamen nicht, und unsere Besorgniss wuchs, nicht nur, weil den Thieren mit den Lasten an der Seite der Marsch durch das Filzgras sehr schwer sein musste, sondern auch weil sie in beständiger Gefahr schwebten in den Fluss abzustürzen. Nach fast einer Stunde gelangten sie endlich an, ohne einen Unfall erlitten zu haben. Wieder begann der Marsch durch das Gras, und zuletzt folgte noch ein tiefer mit Schlammwasser gefüllter Graben. Uechtritz hatte hier beim Uebersetzen einen kleinen Unfall, welcher einem Abergläubigen vielleicht bedeutungsvoll erschienen wäre. Sein Pferd strauchelte beim Emporklettern des schlüpfrigen Grabenrandes und fiel, sich überschlagend, sammt dem Reiter in das Wasser. Glücklicherweise passirte nichts, auch die Büchse, welche Uechtritz nach südafrikanischer Sitte in einem Gewehrschuh am Sattel trug, war nicht zerbrochen.

Die Esel verursachten hier wiederum einen Aufenthalt von einer Stunde, weil sie abgeladen werden mussten. Wir hielten unterdess in einem Baumwollenfelde. Bereits nach einer Viertelstunde passirten wir ein kleines Dorf von etwa zwanzig Hofen, das an einem Teich lag und stiegen dann einen zwanzig Meter hohen Abhang hinan, auf welchen wir um halb zwei Uhr Nachmittags einige Minuten vor der Stadt Uro-Beridji unter Dumpalmen und Fikusbäumen das Lager aufschlugen. Der Rücken, auf welchem wir uns befanden, ist der zwischen dem Benue- und Ma Imbe-Thal stehen gebliebene Theil von Geröllagern, die sich hier aus Quarz-, Gneiss-, Grauwacken- und Sandsteingeröllen zusammensetzen.

Ueberraschend war der Wildreichthum des Landes, der immer grösser zu werden schien, je weiter wir kamen. Nicht nur, dass wir am Ma Imbe einige Wasserböcke gesehen hatten, welche in mächtigen Sätzen, indem sie sich hoch emporschnellten, durch, oder vielmehr über das Gras sprangen, auch Spuren von anderen Antilopen, Hyänen und Elephanten zeigten sich zahlreich. Kurz vor dem Lagerplatz lag sogar Rhinozeroskoth am Wege, welchen das Thier wie gewöhnlich mit dem Horn zerstreut hatte. In dem nahen Flüsschen Ma Ndéro, das nur ein Arm des Benue ist, sollte sich ein Flusspferd ständig aufhalten, und in dem Busch, nach Aussage eines Mannes, ein Raubthier häufig sein, dessen Gebrüll derselbe nachahmte und woraus wir folgerten, dass es ein Löwe wäre. Kurz, wir durften hoffen, fernerhin mehr Gelegenheit zur Jagd als bisher zu haben.

VIII. KAPITEL.

Bubandjidda.



Sehr bald nach unserm Eintreffen in Uro Berídji[1]) besuchte uns ein Gesandter des Königs von Yola, welcher einen Brief seines Lehnsherrn an dessen Vasallen in Bubandjidda überbringen sollte und bereits fünf und zwanzig Tage hier wartete, ohne die Erlaubniss erhalten zu haben, das Land zu betreten. Am Abend kam auch der Galadima von Uro Berídji und erklärte, er dürfe ohne die Erlaubniss seines Königs keinen Fremden in das Land hineinlassen,[2]) er wolle aber einen Gesandten zu seinem Herrn schicken, um ihm unsere Ankunft zu melden. In drei Tagen könnte der Bote zurück sein. Wir erfuhren, dass Rei Buba nur eine starke afrikanische Tagereise[3]) entfernt wäre, der König sich aber auf einem seiner Schlösser im Hossere Rei aufhielte. Uechtritz war mit dem Plane des Galadima einverstanden, verlangte aber, um sicher zu sein, dass der Bote auch wirklich seine Aufträge bestellte, es solle ein Gesandter von uns mitgehen und zwar ein Kanuri Namens Ssáriki na Tóto, der bereits früher als Abgesandter der Niger-Kompagnie in Bubandjidda gewesen war. Nach langem Zögern willigte der

Galadima ein. Am nächsten Morgen (20. November) brachen beide Gesandte auf. Ssáriki sollte dem König unsere Grüsse überbringen, ihm mittheilen, wir kämen als seine Freunde und wollten sein Land nur passiren, um in die Länder der Heiden östlich einzudringen

Drei Tage sollten wir also warten. Wir vertrieben uns die Zeit mit Schiessen von Tauben für die Küche und pirschten vergeblich auf ein Flusspferd, das sich an einer bestimmten Stelle finden sollte; ebensowenig sahen wir Krokodile in dem Bach, der angeblich von ihnen wimmeln sollte. Bereits am Abend kamen zu unserer Ueberraschung die beiden Boten zurück. In einem Dorf, halbwegs nach Rei Buba, hatte man unseren Gesandten gezwungen umzukehren, und Ssáriki hatte den anderen Boten als Zeugen mit zurückgebracht. Diese Beleidigung, welche uns durch die Behandlung unseres Gesandten widerfahren war, bestimmte Uechtritz nicht länger zu warten. Es war klar, dass man uns freiwillig den Eintritt in das Land nicht gestatten würde; wir waren aber entschlossen, nicht zu viel Zeit durch vergebliches Warten zu verlieren. Nach den bisher eingezogenen Erkundigungen durften wir mit Zuversicht hoffen, dass der König Bu Bekkr, ein alter und feiger Tyrann, der von seinem schlechten Gewissen getrieben, und aus Furcht vor Mördern, nur in den Schlössern auf dem Gebirge lebt und in jeder Nacht den Schlafplatz wechselt, sich durch ein ruhiges und unerschrockenes Vorgehen einschüchtern lassen werde. Dementsprechend wurde dem Galadima mitgetheilt, wir würden morgen aufbrechen: wir kämen als Freunde des Königs, würden aber jetzt, nachdem ein übereifriger Unterbeamter unseren Gesandten gewaltsam zurückgeschickt, nicht länger warten Am Abend wurden fünfhundert Patronen an die Gewehrleute ausgetheilt

Zu später Stunde bot das Lager bei Mondbeleuchtung einen wirklich romantischen Anblick dar. Unter den phantastisch beleuchteten Gruppen gabliger Dumpalmen brannten die Feuer und lagerten die Leute in erregten Gesprächen über die kommenden Ereignisse. Die Lagosleute führten ihre Tänze mit Händeklatschen und Gesängen auf, die Haussa sangen und tanzten zur Guitarre, wie immer, in harmloser Fröhlichkeit und nur eine Gruppe tapferer Ehrenmänner, Kanuri und Haussa, kauerte, ob der getroffenen Maassregeln entsetzt, um ihr Feuer herum.

Am Morgen des 21. November brachen wir um halb neun Uhr auf. Der Marsch ging durch das Dorf Uro Berídji hindurch, sodann in das Thal des Bénue hinab, an dessen Rande ein sumpfiger Bach Ma Ndero fliesst, dessen Uebergang der Eselkarawane wegen fast dreiviertel Stunden in Anspruch nahm. Das von zahlreichen, theils sandigen, theils sumpfigen, alten Wasserläufen durchfurchte breite trockene Sandbett des Benue wurde in einer Viertelstunde durchquert. Um halb elf Uhr standen wir an dem Rande des Flusses selbst. Derselbe besitzt eine Wasserbreite von etwa vierhundert Metern, während sein Bett wohl zwei Kilometer breit ist. An einer Stelle, wo mehrere Sandbänke den Strom

theilen, setzten wir über. Die Träger, welchen das Wasser an der tiefsten Stelle bis an die Achseln ging, konnten die Lasten hinübertragen und hatten in zehn Minuten den Strom passirt. Natürlich dauerte das Uebersetzen der Esel anderthalb Stunden länger. Erst um zwölf ein halb Uhr brachen wir auf und marschirten längs dem Fluss, anfangs durch Uferwald, dann durch hohes Schilfgras weiter. Nach einer Stunde erreichten wir den Mao Schínna, einen vierzig Meter breiten Fluss, der in einem einhundertfünfzig Meter breiten Thal fliesst und wahrscheinlich aus der Gegend von Lame kommt.[4]) Er war hüftentief und seine Ueberschreitung dauerte eine und eine viertel Stunde. Wie am Benue waren auch am Mao Schínna in dem Flussand Spuren von Flusspferden, Elephanten und Antilopen sichtbar, hier auch noch die Fährte eines Löwen, der vor einigen Tagen offenbar an den Fluss gekommen war, um zu trinken. Als die Spitze der Karawane den Fluss erreichte, erschienen an dem andern Ufer drei speertragende Männer, welche sich schnell zurückzogen. Dann ging der Marsch noch über eine Stunde lang an dem Ufer des Benue durch Schilfgras hin. Das Thal war ein und einen halben Kilometer breit und zahlreiche Wasservögel, besonders Schaaren von Pfauenkranichen, sassen auf den Sandbänken des flachen, vielgetheilten Stromes. Um dreiviertel auf vier Uhr erreichten wir Alt Assáli, das auf der Höhe des Geröllplateaus liegt. Der etwa dreissig bis vierzig Höfe zählende Ort war fast ganz verlassen, denn die Bewohner bauten sich mehr stromaufwärts ein neues Dorf. Die Häuser waren auffallend klein und trugen auf der Spitze des Daches ein maschiges Reisiggeflecht zur Erhöhung der Festigkeit. Auch sah ich hier eine Einrichtung, wie ich bisher nicht gefunden, nämlich ein Schutzdach vor der Thür des Hauses mit seitlichen Mattenzäunen. Vor dem Dorf befanden sich auf der Erde zahlreiche runde mit weisser Asche bedeckte Stellen und auf den Dächern der bewohnten Häuser viereckige Matten, ebenfalls mit weisser Asche. Dieselbe wird, behufs Gewinnung von Pottasche und Salz, hergestellt durch Verbrennung der Schilfgräser, und einer blaublühenden, äusserlich einer Taubnessel ähnlichen Pflanze, welche ich schon früher angebaut gesehen hatte. Die Kornspeicher bestehen hier aus grossen geflochtenen Körben, die auf einem Holzgestell ruhen, wie die Kornspeicher am unteren Benue. Daneben sah man auch thönerne Kornurnen im Gebrauch. Der Bürgermeister machte Uechtritz einen Besuch und suchte ihn vergeblich zu bestimmen, umzukehren oder wenigstens zu warten.

Die Marschordnung, welche wir heute befolgt hatten, wich von der der früheren Tage ab. Denn wenn wir auch hoffen durften, friedlich Bubandjidda passiren zu können, so lag die Möglichkeit eines kriegerischen Zusammenstosses doch nahe genug, um uns zu veranlassen, möglichst gesichert vorzugehen. Eine im Gänsemarsch sich fortbewegende Truppe ist an und für sich schon wenig vertheidigungsfähig, zumal im afrikanischen Busch, in welchem sich ein gefährlicher Feind zu beiden Seiten des Wegs, ohne gesehen zu werden, postiren und im plötzlichen Angriff die dünne Reihe auseinandersprengen kann, bevor noch

irgend einer sich hat kampfbereit machen können. Wir hatten keine Soldaten, die in jedem Moment schlagfertig waren, sondern nur schwer bepackte Träger, welche ja erst die Last abwerfen und die Gewehre von der Schulter nehmen mussten. Mit Sicherung zu marschiren ist hier unmöglich; denn abgesehen von der Gefahr der Zersplitterung der kleinen Streitmacht, würde der Feind eine Spitze ruhig vorbeimarschiren lassen; Seitendeckung ist aber bei den Terrainverhältnissen überhaupt ausgeschlossen. Indes alles wäre noch gut gegangen, wären nicht die Esel gewesen! Dieses schwer bewegliche Glied unserer Expedition lief naturgemäss am ehesten Gefahr durch einen plötzlichen Ueberfall abgefangen zu werden, zumal wenn sie, wie bisher, ein Ende hinten nachtrotteten. Ohne das Eselkargo war die Expedition aber nicht mehr lebensfähig. Wie jedoch dieses theuere Gut behüten?

Die Esel, welche, wie erwähnt, einer sehr kleinen und schwächlichen Rasse angehörten, mit den Trägern zusammen marschiren zu lassen, war nicht möglich. Ausser dem für die flinken Träger höchst qualvollen Tempo, hätte jedes Herabfallen einer Eselast — und das passirte bei der primitiven Art der Verpackung alle Augenblicke — die hinteren Leute zum Stehenbleiben gezwungen, während die vorderen weiter marschirten; kurz die Karawane wäre schnell zerrissen worden. Und wie sollten bei dem nothwendiger Weise stetig erfolgenden Vorwärtsbewegen der Esel Marschpausen für die beladenen Träger eingerichtet werden? Es gab nur eine Marschordnung, welche in nothdürftiger Weise die Sicherung der Esel und den Zusammenhalt der Karawane zu gleicher Zeit ermöglichte. Uechtritz ging mit dreissig Gewehrleuten und den unbewaffneten Trägern voraus, ich bildete mit zwanzig Gewehrleuten die Nachhut und zwischen uns marschirten die Esel.

Bei dieser Marschweise hatte ich Gelegenheit, die ihren Namen hier mit so grossem Recht verdienenden Esel zu studiren, aber auch die armen Treiber zu bedauern.

Uechtritz war voraus, die Esel trabten hinter ihm her, ich wartete fünfzehn Minuten, dann folgte ich mit meinen Leuten in schnellem Schritt durch den Busch nach. Ich selbst war stets der Letzte und ritt, der Kompassablesungen wegen, einige Schritt hinter den Gewehrleuten. Meinen Karabiner trug mein Boy, ich selbst hatte nur einen Revolver bei mir. Nach einigen Minuten giebt es plötzlich einen Ruck, die hinteren Träger prallen auf die vorderen. »Was giebt es?« — »Yakí! Load fall down«. Diese Scene wiederholte sich fortwährend; bald war das Herunterfallen von Lasten, bald ein Graben oder Sumpf die Ursache endlosen Aufenthaltes. Dann setzten die Träger ihre Lasten nieder, ich stieg ebenfalls vom Pferd. Fünfzehn Minuten nach dem Abmarsch der letzten Thiere ging es weiter. Nach einer Viertelstunde wieder der ominöse Ruck und der Ruf »Yakí«. Uechtritz seinerseits musste auch oft lange auf die Thiere warten, hatte aber wenigstens nicht beständig die ganze Misère vor Augen. Kurz, es war ein unangenehmes Marschiren, reich an Aerger und

Aufregungen, und das alles in Feindes Land, wo man furchten musste, in jedem Augenblick angegriffen zu werden. Wenn wir trotzdem vorwärts gingen, so geschah es nur in der Hoffnung, in Rei Buba das Gepäck beträchtlich vermindern zu können. Durch das Färben und das Auswaschen des Schwerspathes wären nämlich die achtzehn Ballen Croydon, die wir noch besassen, auf acht zusammengeschrumpft; die Geschenke an einen so mächtigen König, wie den von Bubandjidda, hätten ebenfalls mehrere Lasten betragen; kurz wir hatten Aussicht, Rei Buba mit höchstens zehn der stärksten Esel zu verlassen und die übrigen Plagegeister los zu werden.

All' das Elend wäre aber zu vermeiden gewesen, hätten der Expedition die Mittel zur Verfügung gestanden, vierzig bis fünfzig Träger mehr zu nehmen!

Heute (22. November) kamen wir eine halbe Stunde früher als sonst fort. Der Ssáriki n Yakí war nämlich krank; trübselig sass er auf einem alten, verfaulenden Kanu; sein weniger geschwätziger Adjutant, der Yarima n Yaki, leitete das Aufladen der Esel etwas flinker. Der Weg führte beständig auf der Fläche der Geröllablagerung durch dichten Buschwald und sehr hohes Gras. Der Benue mit einem grossen Ueberschwemmungsgebiet auf seinem rechten Ufer blieb rechts liegen. Bereits nach zwei dreiviertel Stunden erreichten wir Neu Assāli; da aber keiner von den Leuten den weiteren Weg und die Entfernung des nächsten Ortes kannte, beschloss Uechtritz, heute hier zu bleiben, vor allem wieder sorgsam auf die Esel Rücksicht nehmend, damit dieselben nicht übermüdet würden und streikten.

Neu Assāli war der Platz, bis zu welchem unser Gesandter gekommen war. Also zu einem Wege, den derselbe in einem halben Tage zurückgelegt, hatten wir mit der Eselkarawane zwei Tage gebraucht! Derselbe Mann, welcher Ssariki zur Umkehr gezwungen, kam in Assali mit etwa dreissig Mann Bewaffneter Uechtritz entgegen und fragte in frechem Tone, was er wolle. Dieser erklärte, er würde hier lagern und wählte trotz des Protestes der Leute, einen freien Platz vor der Stadt als Lager aus. Die Gesellschaft sass noch lange palavernd beisammen und schickte schliesslich einen Boten nach Rei Buba ab, mit der Botschaft, es käme Krieg in's Land. Am Nachmittage erschien ein anderer Mann, der sich sehr verständig benahm, mit der Meldung, der Yarima werde morgen einen Gesandten schicken. Er liesse fragen, was wir wollten, ob wir mit Gewalt eine Station gründen wollten oder ob der König von Yola uns schicke, den Tribut einzutreiben, oder die gefangenen Haussa zu befreien. Uechtritz erwiderte, er habe nichts mit dem König von Yola zu thun. Sein König habe von dem mächtigen und kriegerischen Lamido von Bubandjidda gehört und sende ihn, um demselben Geschenke zu bringen und mit ihm Freundschaft zu schliessen. Sodann wolle er nichts weiter, als durch die Länder der Heiden nach Bagirmi gehen. Scheinbar zufriedengestellt kehrte der Bote zurück.

Neu-Assali, das erst vor Kurzem gegründet worden war, bestand erst zum Theil aus gut gebauten Höfen und Häusern, zum Theil noch aus provisorischen runden Grashütten — búka h. — In der Mitte des Ortes liegt der Palast einer

Prinzessin, welche als Statthalterin eingesetzt und zugleich hier untergebracht ist, denn sie bezieht ihre Einkünfte aus dem Dorf und wacht zu gleicher Zeit über die Loyalität der Unterthanen. Der Palast ist geräumig, mit einem zwölf bis fünfzehn Fuss hohen Mattenzaun umgeben und besteht aus mehreren hohen Gebäuden. Neben dem Lager stand an einer Hütte ein kleines spitzes Hühnerhäuschen — akürikí h. — aus Gras, das zum Schutz gegen Wildkatzen mit Dornen umwunden war. Sonst sieht man auch, wie bei uns, Hühnerkörbe aus weitmaschigem Rohrgeflecht. Den Bergen von Bubandjidda waren wir schon bedeutend näher gerückt. Sie mochten noch eineinhalb bis zwei geographische Meilen entfernt sein und eine Höhe von drei bis vierhundert Metern über der Ebene haben. Der Benue ist von diesem Platz nur einen halben Kilometer entfernt.

Obwohl die Bewohner das Dorf nicht verlassen hatten, also ein Angriff auf uns nicht beabsichtigt schien, hielten wir doch scharfe Wacht. Hatten wir schon früher der Esel wegen Nachts zweistündlich sich ablösende Posten im Lager aufgestellt, so wurden jetzt stets mehrere Wachen je nach Bedarf kommandirt. Von den Bubandjiddaleuten lagerte eine Abtheilung vor dem Palast der Prinzessin, um dieselbe zu bewachen. Dieselben unterhielten sich lebhaft über unser Taubenschiessen in Uro Berídji, wo das Publikum staunend zugesehen hatte, wie auf jeden Schuss zwei bis drei Thiere fielen. Es dünkte ihnen besser, wenn man die Fremden in Frieden durchziehen liesse. Einer unserer Posten hatte ihre Unterhaltung belauscht. Sie mochten von einem der Ihrigen über die Bedeutung unserer Waffen aufgeklärt worden sein; am Mittag hatten sie noch völlige Unkenntniss in Betreff unserer Gewehre verrathen und höhnisch gefragt, was das eigentlich für »Stöcke« wären; damit könne man ja Niemand tödten. Der eingetretene Umschlag war uns ganz recht, denn allein die Furcht vor unserer überlegenen Bewaffnung konnte die habgierigen Räuber und den feigen Despoten von Feindseligkeiten gegen uns abhalten.

Die Nacht war sehr unruhig gewesen, weil die von den Mosquitos gepeinigten Esel umherliefen und öfters in die Zeltstricke geriethen. Beim Abmarsch am nächsten Morgen verursachten die am Palast postirten Bewaffneten einen kleinen Krawall und folgten später in geringer Entfernung hinter meiner Abtheilung nach. Nach dreiviertelstündigem Marsch stiess ich auf das Gros der Expedition. Auf dem Weg sass ein mit blauen, weissen und rothen Gewändern reich bekleideter Grosser, der Gesandte des Königs, hinter ihm stand ein reich aufgezäumter Rappe nebst einigen dreissig Bewaffneten. Vor ihm hielt Uechtritz zu Ross. Der Gesandte bestellte die Grüsse des Königs und seines Sohnes. Beide wären sehr erfreut, die fremden Gäste zu sehen, die aus solcher Ferne kämen; er sei geschickt, um uns nach der Hauptstadt zu geleiten. Uechtritz versicherte seinerseits, er hätte mit dem Sultan von Yola Nichts zu thun, sondern käme nur, um zwischen seinem König, der tapfere Männer ehre, und dem von Bubandjidda Freundschaft zu schliessen. Dann wurde der Marsch wieder aufgenommen, indem der Gesandte mit seinen Leuten vorausritt. Seine Worte hatten

sehr schön geklungen, allein Vorsicht war doch angebracht, zumal er mehrmals versuchte, Uechtritz vom Wege abseits durch hohes Gras nach einem angeblich unter hohen Bäumen gelegenen Schlafplatz, der jenseits des Benue sein sollte, zu führen. Es sah fast nach einem Hinterhalt aus. Uechtritz liess sich indess nicht beirren, sondern blieb auf dem Wege. Bereits gegen elf Uhr erreichte er die Stadt Dyirum und wählte einen militärisch günstig gelegenen Platz als Lager aus. Ich selbst traf zwanzig Minuten später ein. Der heutige Marsch

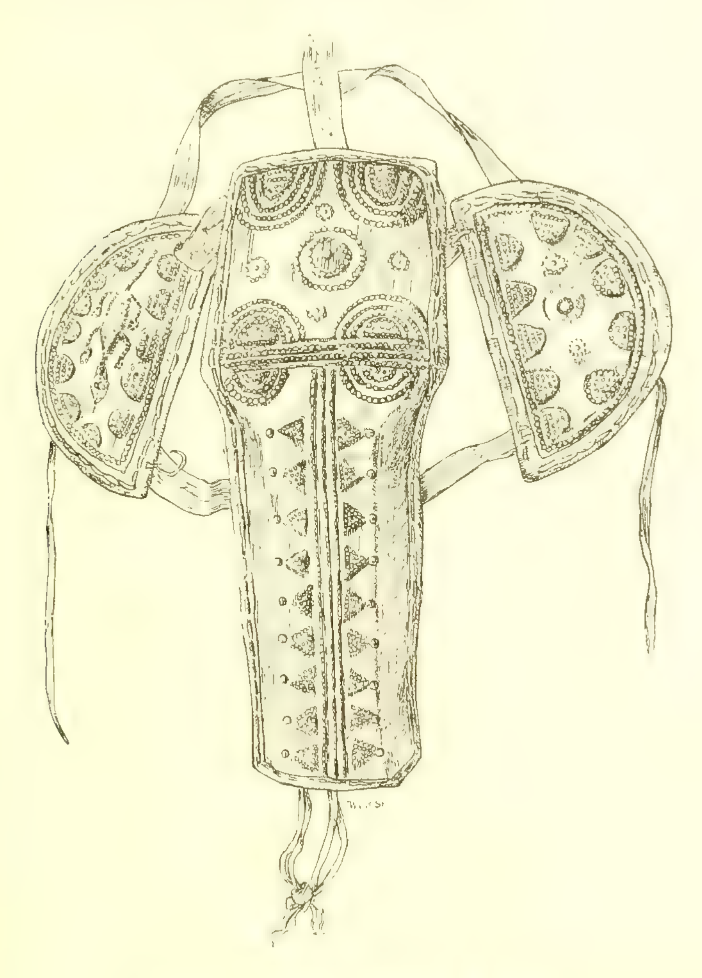


Abb. 75. Eisernes Stirnschild für Pferde.
1/4 nat. Gr. Hegelsche Sammlung. M. f. V. Berlin.

hatte ebenfalls einen grossen Sumpf, der sich neben dem Fluss erstreckte, umgangen; dann führte der Weg über einen schmalen Pass zwischen zwei Sümpfen, direkt zum Fluss, und an diesem entlang weiter. Der schmale Pfad, der links von dem Sumpf, rechts von dem zehn Meter abstürzenden Ufer des Benue begrenzt wurde, war von zahlreichen, tief ausgetretenen Flusspferdwegen durchschnitten, welche ebenso, wie das hohe Schilfgras, den heutigen Marsch be-

schwerlich gemacht hatten. Die Vegetationsdecke war, wie in den früheren Tagen, Buschwald mit sehr hohem Gras gewesen.

Gleich nach der Ankunft im Lager hatte Uechtritz den Gesandten zu sich rufen lassen und ihm erklärt, wir brauchten durchaus Lebensmittel, da die mitgenommen Vorräthe aufgezehrt seien. In Assäli habe man uns ohne die Erlaubniss des Königs Nichts verkaufen wollen und er habe mit Rücksicht auf die Freundschaft desselben auch nichts gethan, was dem Verbot zuwider gewesen; jetzt müsse er aber dringend verlangen, Lebensmittel kaufen zu dürfen. Der Gesandte schickte dieserhalb sofort nach Rei Buba, um vom Yarima die Erlaubniss dazu einzuholen, denn offenbar war er zur Ertheilung einer solchen nicht legitimirt, wenn auch dazu bereit. In diesem grenzenlos despotisch regierten Staat besteht das strengste Verbot des Königs, einmal, irgend einem Fremden den Eintritt in das Land zu gestatten, sodann darf Niemand, selbst nicht in den Grenzdörfern, an einen Fremden etwas verkaufen. Wer dem Verbot zuwider handelt, wird selbst als Sklave verkauft. Gesandtschaften und sonstige Gäste sind auf Befehl des Königs von den Gemeinden, in denen sie weilen, kostenlos zu bewirthen und die Lieferung der Lebensmittel wird denselben wie eine Steuer auferlegt. Diese Gesetze, zusammen mit dem Verbot der Auswanderung, bedingen die vollständige Abschliessung des Landes und seiner Bewohner von der Aussenwelt, welche dieselben nur in den allerdings zahlreichen Kriegen mit den Nachbarn kennen lernen. Deshalb machen aber auch Land und Leute einen so verkommenen Eindruck: die Häuser klein und lüderlich gebaut, die Bewohner unwissend und misstrauisch. Von den Europäern haben sie nur höchst unklare Vorstellungen, trotz des freilich nur kurzen Aufenthaltes der Engländer im Lande. Hier kennt man nur freie Fulbe und Sklaven, wie einst in Sparta Spartiaten und Heloten. Hier wie dort überwiegen die Letzteren weit an Zahl und werden jährlich durch Sklavenjagden noch bedeutend vermehrt. Wohl infolge ihrer grossen Anzahl hat sich jedoch die Vermischung der Fulbe mit ihnen schnell vollzogen. Es wird kein Zufall gewesen sein, dass wir in Bubandjidda keinen einzigen »Gelben« gesehen haben.

Am Nachmittag kam ein Dutzend Leute, welche in länglichen kanuförmigen, geflochtenen Matten Lebensmittel, wie Bohnen, Erdnüsse, Durrha und Artischocken brachten. Obwohl die Ueberbringer gewiss herzlich arm waren, wagte doch Niemand das angebotene Gegengeschenk anzunehmen, aus Furcht vor dem Yarima. Der Gesandte überbrachte Abends den Gruss seines Herrn, wir möchten ihn Morgen hier erwarten, er käme selbst, um uns nach der Hauptstadt Rei Buba zu geleiten. Uns war diese Bitte, zu warten, ganz recht; denn wir befanden uns hier in einer vorzüglichen Position, deren Aufgeben ein grosser taktischer Fehler gewesen wäre. Rechts floss der etwa sechzig Meter breite tiefe Benue, dessen anderes Ufer mit hohem Schilfgras bestanden war; links dehnte sich ein sechshundert bis tausend Meter breiter Sumpf aus. Vom Rücken her führte nur ein schmaler, leicht zu vertheidigender Pfad zwischen Fluss und

Sumpf. Vor uns lag die Stadt Dyirum in zweihundert Meter Entfernung und nur von dieser Seite konnten wir auf einem sechzig Meter breiten Strich mit einiger Aussicht auf Erfolg angegriffen werden. Die Taktik, welche uns, mindestens in diesem Theile Afrikas, einem jeden Feinde gegenüber, am meisten Vortheil versprach, war, denselben nicht bis auf Pfeilschussnähe, also höchstens neunzig bis hundert Meter herankommen zu lassen. Denn war auch die überlegene Waffe auf unserer Seite, so stand dem Feinde dafür eine ungeheure Uebermacht zu Gebote, welche bei einem plötzlichen Ueberfall aus der Nähe, und namentlich bei einem Nachtangriff, nothwendigerweise den Ausschlag hätte geben müssen. Glücklicherweise kämpft aber der Fulla mit Vorliebe in offener Schlacht und

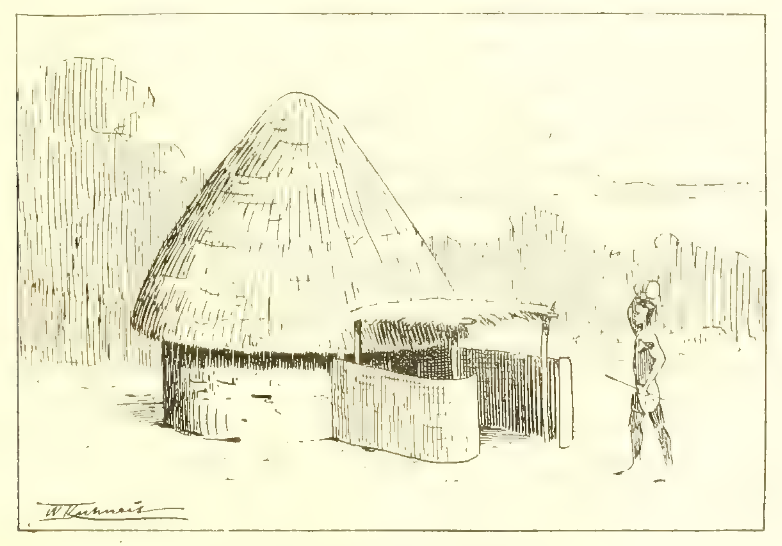


Abb. 76. Einzelnes Haus in Assali.

zwar so: die Reiterei stürmt voran, das Fussvolk in hellen Haufen hinterher; und für solchen Kampf war das freie Schussfeld unsere einzige Rettung.

Indessen schien man doch in Rei Buba sich die Sache reiflich überlegt zu haben und aufrichtig den Frieden zu wünschen. Dafür sprach auch, dass sich der Gesandte halbwegs zwischen Stadt und Lager eine Hütte hatte bauen lassen, in welcher er übernachtete.

Abends wurden mehrere Posten aufgestellt. Wohl durch den Schein der Wachtfeuer aufgeregt, trieb sich ein Flusspferd, das aus dem nahen Sumpf zur Linken gekommen sein musste, schnaubend in der Nähe des Lagers umher. Uechtritz versuchte es zu schiessen, konnte es aber trotz des Mondlichts in dem hohen Grase nicht zu Gesicht bekommen.

24. November. Die Sonne ging an diesem verhängnissvollen Tage so klar und leuchtend auf, wie nie in den Tagen zuvor, an welchen der Himmel meist bedeckt und wolkig gewesen war. Wir nahmen es als ein gutes Omen an, denn heute sollten wir ja die Hauptstadt des Landes kennen lernen, welche

noch kein Weisser betreten hatte. Da wir bereits seit zwei Tagen nur von Reis und Kartoffeln gelebt hatten, ging ich am Flusse entlang, um einige Wasservögel zu schiessen. Ich erlegte mehrere der niedlichen blaugrauen Strandläufer mit weissem schwarzgebänderten Hals — ladúnkugí h. —, welche an allen Bächen des Benuegebiets vorkommen, nebst einer rothbraunen Ralle. Der Koch, der sie zum Mittag braten sollte, wies diese Thiere indess als unwürdig zurück: »Sir, that is not snipe.« Snipe or not snipe, er musste sie braten und sie schmeckten uns später sehr gut. Der Gang führte mich auch in die Stadt hinein, welche äusserst schmutzig und winkelig gebaut ist: Hof dicht an Hof, die Mattenzäune schlecht, zum Theil ganz fehlend, die einzelnen Höfe selbst klein und schmierig, die Häuser und Kornspeicher denen von Assali gleich. Am Anfang des Ortes, der fünfhundert Einwohner haben mochte, befand sich unter einem auf niedrigen Pfählen ruhenden spitzen Grasdach eine Schmiede. Mit drei doppelten Blasbälgen wurde gerade ein Holzkohlenfeuer angefacht und auf den Kohlen das Eisen glühend gemacht. Zu Barth's Zeiten war die Eisengewinnung und Schmiedekunst Bubandjidda's berühmt. Jetzt scheint sie heruntergegangen zu sein, wenigstens sollen die Bubandjidda-Leute jetzt von den heidnischen Durru in Galíbu Pfeilspitzen und Speere kaufen.



Abb. 77. Schmiede in Dyirum.
(Nach Skizze.)

Mitten in dem Ort ragte durch die Höhe der Mattenzäune und Häuser, wie eine Burg, der königliche Palast über die anderen Gebäude hervor. Wie in Neu-Assali residirt in Dyirum als Bürgermeisterin eine Prinzessin. Der Mattenzaun der Burg ist etwa fünfundzwanzig Fuss hoch und im SO. bildet ein wohl dreissig Fuss hohes Sauri mit grossem hölzernen Thor die Eingangspforte. Eine Schaar Bewaffneter lagerte und stand am Eingang desselben und maass mich mit wenig freundlichen Blicken. Einige folgten mir sogar nach und sahen mit Interesse zu, wie ich von den höchsten Bäumen am Rande der Stadt Tauben herunterschoss. Der Stadt gegenüber befindet sich eine breite Sandfläche am Fluss, wo angeblich einmal die englische Station gestanden haben soll. Ein Schwarm Enten veranlasste mich, den Fluss noch eine Viertelstunde hinauf zu gehen, als mich plötzlich der alte Gíwa schon von Weitem zurückrief. Ich kehrte schnell in das Lager zurück und erfuhr, dass einige unzufriedene Bubandjiddaer unserem Ssariki mitgetheilt hatten, der Yarima wäre mit einem starken Heer nach Dyirum unterwegs. Jetzt verstand ich auch das verdächtige Lächeln, mit dem mich der Gesandte betrachtet hatte, als er mich aus der Stadt zurückkommen sah. In der That trafen auch seit einiger Zeit von unserem Rücken her, aus Assali und anderen im Norden gelegenen Ortschaften, Schaaren von Bewaffneten ein, welche in Trupps von drei, vier und mehr Mann unser Lager passirten, Bogen und Lanze in der Hand, einen wohlgefüllten

Köcher auf dem Rücken, schritten sie finsteren Blickes zwischen unseren Leuten, die sie mit spöttischen Blicken maassen, hindurch und verschwanden in der Stadt. Auch von SW. und NO. strömten Heerhaufen herbei, und über die Ebene, auf der ich soeben gejagt, kamen sie ebenfalls in Schaaren gewandert. Das sah allerdings sehr wenig nach einem friedlichen Geleite zur Hauptstadt aus und es war gut gewesen, dass Uechtritz mich hatte zurückrufen lassen. Wer weiss, ob ich nach einer Viertelstunde noch unbehelligt zurückgekehrt wäre.

Wir sassen gerade beim Essen und liessen uns die mit Reis gekochten Strandläufer gut schmecken, als unsere Leute das Herannahen einer grossen Truppenmacht aus SO., der Richtung von Rei Buba her, meldeten. Da kamen sie in der That in dichten Massen heran, an der Spitze eine Schaar Berittener und hinter ihnen das Fussvolk. Es mochten reichlich 30 Reiter und 1500 Mann sein, mehr als ein exerzirendes Regiment in Deutschland. Wir waren natürlich sofort auf der Hut. Die Reiter nahmen in dem hohen Hirsefeld östlich der Stadt Stellung und beobachteten unser Lager. Sie waren nur undeutlich zwischen den grünen Halmen zu sehen, über welchen die Turbane und die mit bunten Federn geschmückten Helme kaum hervorragten. Die gelegentlich sichtbaren farbigen bauschigen Gewänder verriethen aber deutlich, dass jeder einen eisernen Brustharnisch unter den Kleidern trug, dass sie also in wenig friedlicher Absicht gekommen waren. Besonders fiel ein Reiter auf weissem Ross mit scharlachrother breiter Schärpe auf. Neben den Reitern kribbelte in den Feldern das Fussvolk umher, wie ein aufgestörter Ameisenhaufen.

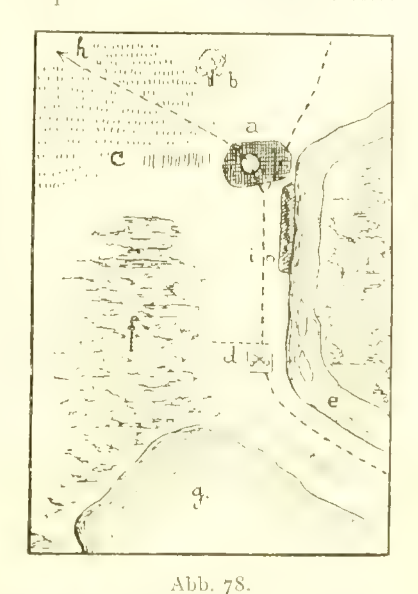


Abb. 78.

Plan des Kampfplatzes bei Dyirum.
(N liegt unten, S oben. a. Dyirum. b. Hoher Baum. c. Hirsefelder. d. Lager und Schützenlinie. e. Benue. f. Sumpf. g. See. h. Weg nach Rei Buba.)

Lange Zeit geschah nichts. Der Zuzug von Kriegern hörte allmählich auf, aber in der Stadt herrschte reges Leben. Da wimmelte es von Männern und Weibern, welche Kalabassen und Krüge auf den Köpfen trugen, während andere Schafe und Ziegen forttrieben. Man räumte die Stadt aus, um uns die Lebensmittel zu nehmen. Sollten wir angreifen, um dieses zu hindern? Denn auf Frieden war kaum noch zu hoffen. Aber an der Grashütte sassen ja noch die Leute des Gesandten mit dessen Pferd und Brustharnisch. Wir wollten nicht den Kampf beginnen, lieber abwarten, vielleicht ging noch alles gut.

Es war elf Uhr, als der Gesandte von gestern mit einigen Speerträgern kam, um einen Auftrag des Kronprinzen, Yarima Ssille, auszurichten. Derselbe lasse fragen, was wir im Lande wollten, er werde unsere Antwort dem König überbringen; bis der Bote zurück wäre, sollten wir warten. Uechtritz wieder-

holte den so oft gegebenen Bescheid, wir kämen als Freunde etc., zugleich verlangte er Lebensmittel für heute, da die gestrigen Vorräthe ganz unzureichend gewesen wären. Mit dieser Antwort kehrte der Gesandte zurück, kam aber bald wieder. Der Yarima wollte mit Ssariki und Audu persönlich sprechen, diese sollten zu ihm kommen. Mit uns würde er nicht eher unterhandeln, als bis wir den jetzigen Lagerplatz verlassen und uns auf den von ihm bestimmten begeben hätten. Die Antwort lautete, die Zusammenkunft mit dem Yarima müsse halbwegs zwischen beiden Heeren an der Grashütte stattfinden. Uebrigens, warum bringe der Yarima ein Heer mit, wenn er versichere als Freund zu kommen? Den Platz würden wir nicht verlassen. Einen Freund stecke man nicht in Sumpf und hohes Gras, sondern lasse ihn lagern, wo es ihm gefalle. Wieder schob der Gesandte ab. Man wollte wahrscheinlich unsere beiden Dolmetscher abfangen, uns aber hatte man in das hohe filzige Gras an eine Stelle locken wollen, wo wir zwischen Fluss und Sumpf in elender Lage ohne Ausweg gesteckt hätten, während der Feind die Flusslinie besetzen konnte. Schon während der letzten Gesandtschaft hatten die Leute des Gesandten mit Pferd und Brustpanzer die Hütte verlassen und sich in die Stadt begeben. Es war klar, man wollte den Krieg. Uechtritz stellte fünfunddreissig Mann in die Front, zehn Mann wurden in unserem Rücken an dem Wege vorgeschoben, fünf Mann deckten die linke Flanke am Sumpf. Kaum waren diese Vorbereitungen getroffen, als eine neue Gesandtschaft erschien, dieses Mal bestehend aus zehn bis an die Zähne Bewaffneten. Der alte Gesandte, dem wie es schien, eine friedliche Vereinbarung am Herzen lag, war zwar dabei, ein anderer aber führte für ihn das Wort und verlangte in dreistem Tone, wir sollten augenblicklich auf den angewiesenen Platz gehen oder uns aus dem Lande scheeren. So frech hatte man noch nicht zu reden gewagt. Uechtritz antwortete ruhig, wir würden hierbleiben. Als Freund des Königs sei er gekommen, wenn derselbe aber durchaus den Krieg wolle, werde er es schwer zu bereuen haben. Mit Drohungen entfernte sich die Gesandtschaft.

Da standen wir nun! Der Krieg war erklärt; umkehren, überhaupt zurück, konnten wir nicht, schon wegen der Esel nicht. Wir mussten in jedem Falle die günstige Stelle halten oder selber angreifen. Doch wurden wir alles Ueberlegens sehr schnell überhoben. Mit dem Krimstecher beobachte ich die Reiter im Kornfeld, bemerke eine Bewegung unter denselben. Ich rufe es den anderen zu, stürzte in das Zelt, das dicht an der Schützenlinie stand, ergreife meinen Karabiner und springe in die Schützenlinie zurück. In dickem Klumpen kamen die Reiter, wohl dreissig an der Zahl, aus dem Kornfelde hervor, augenscheinlich um sich vor dem Dorf zum Angriff zu rangiren. In schwarzem Gewimmel, Kopf an Kopf quoll das Fussvolk neben und hinter ihnen heraus, aus den Hirsefeldern und den Strassen der Stadt. Kein Warten länger! Uechtritz hub die Doppelbüchse empor: »Legt an! Feuer!« Die Salve krachte und ging bald in Schnellfeuer über. Die Kugeln pfiffen in die

Massen des Feindes hinein, Rosse und Reiter rollten zahlreich zu Boden; aber auch in die Reihen des Fussvolks, das mit lautem Geschrei und mit geschwungenen Speeren anstürmte, riss das Blei tiefe Lücken. Vergebens suchten sie jetzt hinter den mächtigen Lederschilden Deckung oder gedachten durch seltsame Luftsprünge die pfeifenden Kugeln zu vermeiden. Uechtritz schoss mit zwei Doppelbüchsen, sein Bursche lud hinter ihm stets das abgeschossene Gewehr. Ich arbeitete abwechselnd mit einem Karabiner achtundachtzig und einer Doppelbüchse. So konnten wir sehr schnell schiessen, und bei der geringen Entfernung sass in den Haufen wohl auch jede Kugel. In einigen Minuten waren die Reiter vom Kampfplatz verschwunden. Was nicht gefallen, war in die Stadt und aufs eigene Fussvolk zurückgegangen. Nur noch wenige hatten muthig ausgehalten und trieben das Fussvolk in den Kampf. Auf seinem schwarzen Hengst kommt unser Freund, der Gesandte, trotz des Kugelregens, in dem zweifelhaften Schutze der Grashütte angesprengt. Uechtritz schiesst auf ihn, das Pferd bricht zusammen. Der Reiter rollt herab und verschwindet im hohen Grase des Flussufers. Zur Ehre unserer Feinde sei es gesagt, sie schlugen sich mit Löwenmuth. Immer wieder kamen sie, drangen heran im Grase und Schilf des Sumpfes, einzeln, zu zweien und dreien; mancher brach zusammen, aber sie wichen und wichen nicht. An der Grashütte tobte der Kampf am heftigsten. Dort knieten sie nieder und versandten Pfeil auf Pfeil. Zwar flogen dieselben noch nicht in unsere Reihen, aber kam der Feind näher, es hätte bedenklich werden können. Als aber einer nach dem andern zusammenbrach, hielt Keiner länger Stand und sie flohen in flüchtigen Sätzen zur Stadt zurück.

Auf dem linken Flügel war damit der Kampf entschieden; der Feind, längst in voller Flucht, hatte die Stadt geräumt. Unsere Leute aber feuerten, obwohl kein Feind mehr zu sehen war, noch immer drauf los und ich musste mit Faustschlägen und Kolbenstössen die vor Aufregung rasend gewordenen zur Vernunft bringen und das unsinnige Feuer stoppen. Andere tanzten mit lautem Siegsgeheul herum, schwangen die Büchsen über den Kopf und setzten den Fliehenden nach. Eine wirkliche Verfolgung des Feindes wäre bei unserer Minderzahl aber unser Verderben gewesen; ich also hinter ihnen her, und jage sie zurück.

Unterdessen hatte Uechtritz auf dem rechten Flügel am Fluss noch einen schweren Stand. Am Ufer entlang, durch das hohe Gras und Gestrüpp gedeckt, kamen sie bis auf sechzig Meter herangeschlichen. Schon flogen die Pfeile bis in die Linie hinein. Viele der Angreifer fielen, noch mehr wurden verwundet, immer neue drängten nach; sie, die noch niemals einen ebenbürtigen Gegner gefunden, glaubten, es müsse doch wohl gehen. Vergeblich das Triumphgeschrei des tapferen Eselkönigs, der den Fall eines jeden Feindes, wie die homerischen Helden, mit Schimpfreden begleitete. Der Kampf dauerte fort. Endlich schoss Uechtritz den Führer, einen Grossen in himmelblauer Tobe und dunkelblauem Litham. Er stürzte den Fluss hinab. Noch einmal versuchte er sich am Gestrüpp hinaufzuziehen, er sank zurück und verschwand in dem tiefen Wasser. Jetzt

hielt der Feind nicht langer Stand. Einige Kugeln pfiffen noch den Fliehenden nach. Einem, der den steilen Uferrand emporklettern wollte, schlug Uechtritz' Kugel vor der Nase ein, dass die Erde ihm in's Gesicht spritzte. Hei, wie der sprang!

Der Kampf war aus, der Sieg erfochten. — Während Uechtritz die Leute von neuem aufstellte, um zum Angriff gegen Dyirum vorzugehen, legte ich einem Lagosmann einen Nothverband an. Der neben ihm stehende Ssariki hatte ihn in seiner Aufregung durch's Bein geschossen. Glücklicherweise war der Knochen nicht getroffen. Die bessere Hälfte der Expedition, nämlich das schöne Geschlecht, welches während des Kampfes bis an's Kinn im Benue gesteckt hatte, um vor der anstürmenden Reiterei und den Pfeilen geschützt zu sein, wagte es jetzt, das sichere Versteck zu verlassen. Die Ruhe, welche die Damen während des Gefechts bewahrt hatten, war nur einmal durch lautes Zetergeschrei unterbrochen worden, hervorgerufen durch einen Gegenstand, welchen die starke Strömung zwischen sie trieb: ein Krokodil, wie die einen, ein schwimmender Leichnam, wie die andern meinten. Auch das Häuflein Unbewaffneter, das sich mit dem Zuschauen hatte begnügen müssen, athmete wieder auf und folgte hinter der Front nach, um zu plündern. Langsam rückte die Linie vor. Bereits nach wenigen Schritten war der Boden mit Pfeilen gespickt. An und in der Grashütte waren mehrere Todte. Einer derselben lag auf dem Rücken mit einem Loch in der Stirn. In der Linken hielt er noch den Bogen, mit der Rechten griff er nach dem Köcher über der rechten Schulter. Regungslos war er nach dem Schuss zusammengesunken. Es war der freche Sprecher der letzten Gesandschaft. Gleich hinter ihm lag der Rappe des Gesandten; Uechtritz' Kugel hatte ihm das eiserne Stirnschild durchbohrt.

Hundert Meter vor der Stadt kommandirte Uechtritz eine Salve, um die letzten Nachzügler zu verscheuchen. Ueber todte und sterbende Pferde und über die Leichen zahlreicher Gefallener ging es dann in die Stadt hinein. Gleich am ersten Hause lag einer. Er war über eine Kalabasse mit Erdnüssen zusammengestürzt, das Blut war über dieselbe geströmt und das grosse Loch in der Schläfe rührte wohl von einer meiner englischen Explosionskugeln her. Die meisten Todten fand man vor der Stadt und in dem Kornfeld, Menschen und Pferde, hie und da auch einen in den Höfen und Häusern der Stadt; alles geringe Leute mit augenblicklich tödtenden Wunden, durch Kopf, Herz und Rückgrat. Nicht ein einziger Verwundeter lag auf dem Felde, kein Laut, kein Hilferuf! Nur Todte! Alle Grossen, vor allem die Reiter waren fortgetragen worden, sogar die gefallenen Pferde hatte man noch mitten im Feuer abgesattelt. Ueberall Blutspuren und fortgeworfene Waffen, aber die Verletzten, selbst die Schwerverwundeten, hatten sich weiter fortgeschleppt in das hohe Gras und in die Kornfelder. Denn die Lebenszähigkeit des Schwarzen ist enorm. Auch waren ja Leute zum Forttragen und Helfen genug vorhanden.

Ich war, die Häuser absuchend, bis an das Südwestende der Stadt vorgedrungen, von wo ich auch die Ebene übersehen konnte, auf der ich heute

Morgen noch gejagt hatte, und die jetzt mit Fliehenden bedeckt war. Eben wollte ich ihnen noch einige Schüsse nachsenden, als ich plötzlich links von mir eine Salve kommandiren hörte. Unter einem hohen Baum in hundert Meter Entfernung hielt eine Menge Reiter und Fussvolk, anscheinend um einen Sterbenden beschäftigt, der an den Stamm gelehnt, dasass. Als Uechtritz sie bemerkte, pfiff er schnell einige Leute herbei und kommandirte Feuer. Sieben Mann und zwei Pferde brachen zusammen; der Haufe stob auseinander. Der Reiter mit der Scharlachschärpe sprengte gerade vor Uechtritz durch das Hirsefeld hin. Dieser sah nur noch seinen hohen Federhelm, wie er zwischen den Spitzen der Aehren auf- und niederwippte, und schoss zum zweiten Male. Nach dem Schuss war der Reiter verschwunden, das Ross jagte allein davon.

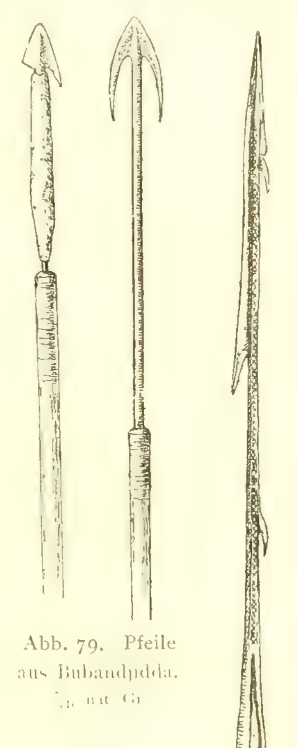


Abb. 79. Pfeile aus Bubandjidda. [illegible] nat. Gr.

Abb. 80. Speere aus Bubandjidda. 1/4 nat. Gr. Flegelsche Sammlung. M. f. V. Berlin

Der Feind wurde nicht weiter verfolgt, auch die Hirsefelder liessen wir nicht absuchen, um nicht die Leute Verwundungen mit den vergifteten Pfeilen auszusetzen. Denn wie hätten wir sie wohl transportiren können? Aber die Stadt wurde nach Lebensmitteln abgesucht und sodann in Brand gesteckt. In einer Kornurne fand man ein altes Weib, das mit grossem Geschrei herausgeholt wurde. Die Todten wurden von den Leuten natürlich rein ausgeplündert, selbst ihrer Kleider beraubt. Die Haussa, welche vor dem Kampfe die feigsten gewesen waren, zeigten sich beim Plündern als die thätigsten. Von Lebensmitteln wurde nur wenig gefunden, etwas Erdnüsse und Hirsekorn. Der Feind hatte eben die Stadt vorher ausgeräumt. Wir verliessen daher bald den brennenden Ort, in welchem die Flammen hoch empor loderten. Um zwei Uhr betraten wir das Lager wieder. Es war ein melancholisches Bild: die rauchenden Trümmer, die lodernde Gluth, die roth und prasselnd zum Himmel emporschlug, das Krachen der einstürzenden Dächer, die Schaaren der Aasgeier und Milane in der Luft und auf den Leichen, dazwischen das übermüthige Siegesgeschrei der verwilderten Leute, welche beutebeladen die brennenden Trümmer verliessen. Was sie nur alles geplündert hatten! Lebensmittel am wenigsten, aber mit Strohmatten, Kalabassen, Töpfen, Webeapparaten, Kleidern, Tüchern, Lumpen, Sandalen und Mützen, Ochsen- und Antilopenhörnern und -Fellen, waren sie schwer beladen; sogar die Blasbälge und Geräthe der Schmiede und anderes werthloses Zeug schleppten sie davon. Waffen hatte natürlich jeder im Ueberfluss erbeutet: Lanzen, Bogen, Pfeile, Köcher und Messer, welche sie theils den Gefallenen abgenommen theils in Menge von der Erde aufgelesen hatten. Welche

werthvolle ethnographische Sammlung hätten wir hier anlegen können! Aber wie sie transportiren? Das merkwürdigste Beutestück waren übrigens die berühmten Kriegsglocken von Bubandjidda. Es sind dieses zwei schwere, sechzig Centimeter hohe und dreissig Centimeter breite eiserne Glocken mit ovalem Querschnitt, welche durch einen starken eisernen Bügel mit einander verbunden sind. Sie werden auf einer Stange von mehreren Leuten getragen und von aussen mit Klöppeln angeschlagen. Sie heissen gidigó. Kleine Kriegsglocken von derselben Form sind auch sonst wohl bei den Haussa und Fulla im Gebrauch, aber nur Bubandjidda hatte solche Riesenglocken, und wo sie erklangen, wusste ein jeder: der Bubandjidda kommt. Sie waren der Schrecken aller



Abb. 81. Die Kriegsglocken von Bubandjidda.
[illegible] nat. Gr. Nach Skizze.

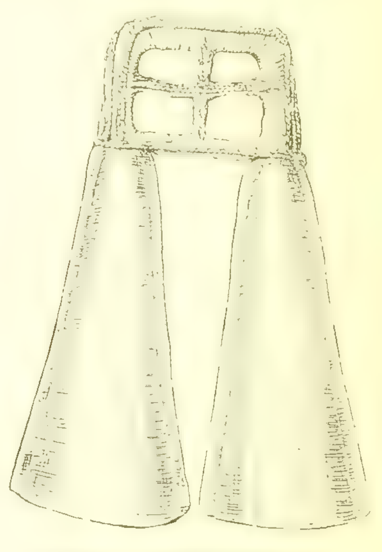


Abb. 82. Haussakriegsglocken.
$^1/_3$ nat. Gr.
Flegel'sche Sammlung. Naturhist. Mus. in Hamburg.

Nachbarn dieses Räuberstaates. Jetzt werden sie niemand mehr beunruhigen, denn sie liegen zerbrochen im Benue.

Im Ganzen zählten wir neun Pferde und etwa zwanzig Todte vor und in der Stadt. Viele Leichen waren noch während des Kampfes von den eigenen Leuten in den Fluss geworfen worden. An dem Flussufer, wo der Feind so lange Stand gehalten, lagen mehrere Todte im Grase, vier andere wurden von unseren Leuten aus dem Fluss gezogen, dazu kamen die am Benue hinter der Stadt Gefallenen, und wie viele fortgetragen worden oder gar in den Kornfeldern liegen geblieben sind, wer kann es wissen? Wir glaubten nicht fehl zu gehen, wenn wir den Verlust des Feindes auf fünfzig Todte und doppelt so viel Verwundete annahmen.

Während die Leute sich dem tollsten Siegestaumel hingaben und die Kriegsbeute unter sich vertheilten, sassen wir beide in weniger rosiger Stimmung im Zelt und berathschlagten, was zu thun sei. Ein glänzender Sieg war erfochten

und die natürliche Folge desselben wäre die gewesen, dem fliehenden Feinde nachzusetzen. In zwei Stunden hätten wir zu Fuss die Hauptstadt erreichen können! Ja, wäre nur ein schneller Marsch möglich gewesen. Drei Tage hatten wir mit der Eselkarawane gebraucht, um eine Strecke von etwa zwei einhalb deutschen Meilen zurückzulegen, die für den beladenen Träger nur ein Tagemarsch gewesen wären. Schneller vorzugehen war aber, um eine Ueberanstrengung der Thiere zu vermeiden, nicht möglich. Mindestens fünfzehn Tage hätten wir ferner gebraucht, um das feindliche Gebiet zu durchqueren. War auch vielleicht der Feind nicht mehr zu fürchten, so hatte derselbe doch reichlich Zeit, alle Lebensmittel, alles Vieh aus den Dörfern an unserem Wege zu entfernen. Wovon sollte die Expedition leben? Das Korn auf den Feldern war noch nicht reif, auf Jagdbeute bei einem solchen Kriegszug nicht zu rechnen. Kamen wir auch schliesslich in die Heidenländer, was würden wir dort finden? Wahrscheinlich eine durch die Kriege mit Bubandjidda aufgeregte Bevölkerung. Anfangs hätte es Kämpfe gegeben, dann nur noch verlassene Ortschaften und wieder keine Lebensmittel! Wir planten, das Fleisch der gefallenen Pferde zu rösten und als Vorrath mitzunehmen, später konnten ja Esel geschlachtet werden. Aber dieselben Leute, welche mit Genuss Aasgeier und Schlangen verspeisten, wiesen voll Abscheu und Ekel den Gedanken an Pferde- und Eselfleisch zurück. Die Esel mit dem Gepäck, oder auch nur einen Theil derselben aufzugeben, war aber nicht möglich, so sehr wir auch rechneten. Wir hätten uns ja des grössten Theils der Waaren entäussern müssen, welche gerade zum Eintausch von Lebensmitteln nothwendig waren.

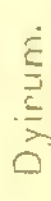
Zu diesen Ueberlegungen kam noch ein anderer wichtiger Punkt: der starke Patronenverbrauch während des Kampfes. Wie die Rasenden, meist ohne zu zielen, hatten die Leute darauf los gepulvert. Kaum ein Dutzend hatte wirklich mit Ueberlegung geschossen. Im Beginn des Gefechts war Schnellfeuer auf die Reiter und das anstürmende Fussvolk nothwendig gewesen; Salven wären zu langsam gegangen. Einmal sich selbst überlassen, feuerten aber die Leute in's Blaue hinein und so schnell als möglich. Da wir Beide im Kampf doch das meiste thun mussten — Uechtritz hat einige sechzig, ich einige vierzig Schüsse abgegeben, von denen nur wenige, namentlich im Anfang, gefehlt haben dürften — so konnte ich erst nach der Flucht des Feindes die Leute zur Ruhe bringen, während Uechtritz am Flusse noch weiter kämpfte. Nur eine Patronenkiste sollte geöffnet werden, die Leute hatten aber alle aufgerissen und mit vollen Händen zugegriffen. Die Zählung der Patronen ergab einen Verbrauch von etwa eintausendfünfhundert Stück, also über vierzig Patronen pro Mann, es blieben nur noch dreitausendfünfhundert übrig, entschieden zu wenig für eine Reise mit einer so schwerfälligen Expedition, auf welcher uns noch mancher heisse Tag bevorstehen konnte.

Kurz, wir mussten mit schwerem Herzen uns zum Rückzug entschliessen, und zwar wollten wir noch an demselben Abend aufbrechen, um in der Dunkel-

heit Assali zu überraschen, bevor die Vorräthe von den fliehenden Einwohnern aus demselben fortgeschafft würden. Die Leute erhielten den Befehl abzukochen; die Lasten wurden zusammengeschnürt, der verwundete Mann, ein alter Kongosoldat Namens Móru, auf Uechtritz' zweites Reitpferd gesetzt, während mein zweites Pferd zu einem Packpferd degradirt wurde. Um halb fünf Uhr Nachmittags wurde aufgebrochen. Als letzter verliess ich den Platz. Noch ein Blick auf die gänzlich niedergebrannten rauchenden Trümmer Dyirum's, dann tauchte auch ich in das hohe Schulfgras hinein.

Gegen sechs Uhr ging die Sonne in einer wunderbaren Farbenpracht unter, dann wurde es schnell dunkel. Unsere Marschordnung war dieselbe wie an den vorhergehenden Tagen. Nach dreistündigem Marsch durch die stille Savanne erreichten wir Assali. Uechtritz liess fünf Minuten vor den ersten Häusern halten und erwartete mich. Das Gros der Expedition blieb zurück. Wir schlichen uns mit zwanzig Mann lautlos durch die schwarze Nacht ganz dicht an die Stadt heran. Noch waren die Bewohner wach, wir hörten deutlich ihre Stimmen; Einer schilderte mit beredten Worten die Schlacht, an welcher er augenscheinlich theilgenommen. Plötzlich schlug laut ein Hund in dem Hause an. Aber schon rollte dumpf eine Salve über die Häuser hinweg. Man hörte die Leute fortstürzen, dann alles still. Nun sprang einer von den Unsern in eine Hütte und zündete mit einem brennenden Scheit das trockene Grasdach an. Lichterloh schlug die Flamme empor und erhellte die Finsterniss. Die Höfe wurden abgesucht, aber alle waren leer. In vielen kochte noch das Nachtessen auf dem Feuer; aber die Bewohner hatten es im Stich gelassen und waren in die kalte Nacht hinausgeflohen, die Prinzessin an der Spitze. Durch eine rasch in den Mattenzaun gehauene Lücke war sie sammt ihrem Hofstaat in den Busch entschlüpft.

Das Gros der Expedition kam heran und bald entwickelte sich vor unsern Augen das Bild nächtlicher Plünderung in einer brennenden Stadt. Ueberall lodernde Dächer und Zäune, zusammenbrechende Trümmer, erstickender Rauch, schwarze Lehmwände. Von den Flammen beleuchtet, schimmerte das Laub der Bäume und Sträucher märchenhaft im zartesten Grün. Dazwischen schwarze Nacht, und eine Gluth, kaum zu ertragen. Inmitten dieser Scenerie begann das wüste Treiben der plündernden Leute. Grell beleuchtete der Feuerschein die braunen, wilden Gestalten. Hier plündern sie einen Kornspeicher, den sie erstiegen, dort geht die wilde Jagd nach schreienden Schafen, Ziegen und Hühnern zwischen den brennenden Hausern hin und her. Einer schleift eine störrische Ziege an einem Strick davon, Dieser hat ein Schaf zwischen die Beine geklemmt und durchschneidet dem röchelnden Thier die Kehle; ein Bündel gackernder Hühner hängt ihm mit zusammengebundenen Beinen über der Schulter; Jener schwingt eine zappelnde Ziege an den Hinterbeinen mit wildem Fluch empor und zerschmettert ihr den Schädel an einem Stein. Doch bald endeten diese wüsten Scenen. Der Brand in der Stadt erlosch, der Lärm und die wilde Jagd



Dyirum.



verstummte; dafür entflammten allenthalben die Feuer der Leute, die in malerischen Gruppen herumlagerten und die gemachte Beute zum Abendessen zubereiteten. Und nun begann auch der aufgehende Mond die Scene mit seinem milderen Licht zu beleuchten.

Die Beute war sehr reichlich ausgefallen. Jede Gruppe hatte mehrere Schafe, Ziegen und Hühner erworben, und noch tagelang schleppten die Leute lebende Thiere mit sich, obwohl sie täglich schmorten, brieten und stets assen; und mit was für einem Appetit!

Wir selbst machten uns aus Eselsätteln eine bequeme Lagerstatt und ruhten von des Tages Mühen aus. Mancherlei Gedanken gingen uns durch den Kopf: die Ereignisse des heutigen Tages, die so schnell und überwältigend gekommen; die Erinnerung an den ersten Kampf und das Scheitern unserer Pläne. Und wie mochte es jetzt in Rei Buba aussehen? Wer von den bedeutenderen Männern war gefallen? Wie viele? Wie schwer hatte der Feind seinen Uebermuth büssen müssen! Aber wie leicht hätte es auch anders kommen können! — Wir wurden aus unseren Träumereien durch unsere Boys aufgeweckt, welche das Abendessen — im Feuer geröstete Hühner, Ziegenfleisch und Kartoffeln — auftrugen, und wir verzehrten es, die Teller auf den Knien, mit Heisshunger.

Um Mitternacht, als der Mond im Zenith stand, verliessen wir die noch rauchenden Trümmer des Ortes, der uns vor zwei Tagen so ungastlich aufgenommen hatte. Der Marsch durch die stille Buschsavanne, in dem gespenstigen Scheine des Mondlichts wäre vielleicht nach dem Geschmack romantischer Gemüther gewesen, aber die Kälte, das hohe vom Thau durchnässte Gras, welches uns in das Gesicht schlug und die Kleider durchfeuchtete, die Misère mit den ermüdeten Eseln, von denen einige sich beständig hinlegten, so dass schliesslich die Treiber die Lasten sich selber aufluden, wirkten doch zu stark realistisch und liessen keine Romantik aufkommen. Nach vier endlosen Stunden — auf dem Hinweg hatten wir nur drei gebraucht — erreichten wir endlich halb erfroren Alt-Assali, fanden das Dorf aber vollständig verlassen. Auf einem Stück eines umgerissenen Mattenzaunes liessen wir für uns die Bettdecken ausbreiten und legten uns in Kleidern nieder.

Um den Leuten Zeit zum Ausschlafen und Frühstücken zu lassen, brachen wir erst um neun Uhr wieder auf. Uechtritz hatte sich auf dem Nachtmarsch erkältet und bekam unterwegs einen heftigen Fieberanfall. Als wir den Mao Schinna erreichten, lag er im Fieberfrost auf dem heissen Flusssande. Glücklicherweise ging der Anfall schnell vorüber. Bevor wir den Benue erreichten, statteten wir noch einem königlichen Schloss, das in der Nähe lag, einen Besuch ab. Dasselbe war verlassen, doch fanden wir viel Durrha, das als Futter für die Pferde und Esel mitgenommen wurde. Auf einer Sandbank im Benue schlugen wir um halb drei Uhr Nachmittags das Lager auf. Da es nicht unmöglich war, dass wir in Uro Beridji Widerstand finden würden und es schon so spät geworden war, blieben wir auf der sicheren Sandbank die Nacht. Während

wir uns einige Stunden lang der wohl verdienten Ruhe hingaben, holten die Leute vom Ufer Gras und Holz als Futter und Brennmaterial. Aus einen halben Meter hohen Gabelstöcken und darauf gelegten horizontalen Stöcken wurden rasch Roste hergestellt, auf denen sie über einem gelinden Holzfeuer die ganze Nacht hindurch die Schinken und Rippenstücke von Ziegen und Schafen rösteten. Als wir aus dem erquickenden Schlafe erwachten, ging die Sonne gerade unter und die prächtige Scenerie der Stromlandschaft erglänzte in den brennenden Farben des tropischen Abends. Die weissen und gelben Töne des hellen Sandes, die zarte röthlich, gelblich und bläulich glitzernde Fläche des majestätischen Stromes, das lichte Grün der Bäume und Gräser am Ufersaume und darüber der in glühendem Lichte strahlende Abendhimmel traten, mit dem bunten Lagerleben als Vordergrund, zu einem Bilde zusammen, so farbenreich und harmonisch wie in Rottmann's griechischen Landschaften.

Menschen hatten wir heute nicht gesehen, bis auf einige Gestalten, welche uns von den Büschen des linken Ufers aus beobachteten. Die Nacht verlief auch ohne Störung, war aber natürlich sehr feucht. Die Zelte hatten in dem losen Sande nicht aufgeschlagen werden können, doch hielten unsere dichten Mosquitonetze wenigstens den kalten Thau ab.

Am nächsten Morgen erschienen am linken Ufer des Flusses zwei Leute, welche der Gesandtschaft des Sultans von Yola angehörten, die, wie erwähnt, in Uro Beridji schon fast einen Monat sass, ohne das ungastliche Bubandjidda betreten zu dürfen. Der eine von ihnen erzählte, Uro Beridji sei geräumt, die Einwohner wären im Busch, die Lebensmittel und das Vieh an einem Ort untergebracht, den er kenne. Der Gesandte des Königs wolle sich aber uns anschliessen, da er die Rache Bubandjiddas fürchten müsse. Auf die Anfrage, wem das kleine Dorf an dem Teiche unterhalb Uro Beridji gehöre, antwortetete der Bote, es gehöre zu Yola. Er ging dann voraus, um seinen Herrn zu benachrichtigen, damit er in Uro Beridji zu uns stosse.

Wir passirten nach einstündigem Marsch die Stadt, welche verlassen und von Lebensmitteln entblösst war. Hinter dem Ort kam uns der Gesandte von Yola selbst entgegen, der erklärte, er wolle erst morgen nachfolgen, weil seine Leute in den Busch geflohen seien. Das klang nun allerdings eigenthümlich, indess ging er uns nichts an. Das kleine Dorf am Teich war mit Menschen überfüllt und unsere Leute erkannten unter den Zuschauern mehrere Bewohner von Uro Beridji. Später erfuhren wir, dass das Dorf doch zu Bubandjidda gehöre und von dem Boten des Gesandten, der überhaupt ein nettes Seitenstück zu dem »Schlauen und Vielgewandten« war und ohne Besinnen die dichtesten Lügengewebe ersann, als Eigenthum des Yolakönigs ausgegeben war, um es vor uns zu retten. Das geschah vermuthlich entweder aus Furcht vor den Bubandjiddaleuten, oder gegen Bezahlung Seitens derselben. Uns war es natürlich gleichgiltig, wir hätten den Ort ebensowenig behelligt, wie Uro Beridji. Die Gesandtschaft kehrte nach einigen Tagen thatsächlich nach Yola

zurück. Der Ränkeschmied hatte noch die Dreistigkeit, uns in Gamssárgu eine Gesandtschaft von Bubandjidda zuzuführen, indem er mit seinem ewig süssen Lächeln ungenirt ins Lager kam; er wurde aber umgehend hinausgewiesen. Der Ma Imbe war in den wenigen Tagen, da wir ihn überschritten hatten, so weit gefallen, dass ihn die Esel mit Gepäck passiren konnten. Die Bewohner von Bongi begrüssten uns mit Händeklatschen und wiederholtem lālē, lālē-Geschrei. Hier hatte man natürlich schon längst von dem Kampfe gehört, aber doch nur Unbestimmtes. Der Statthalter kam sofort mit einigen Präsenten zu Besuch, war aber voll Angst, weil er die Rache Bubandjidda's fürchtete. Er sowohl als auch Andere jammerten Audu ein Klagelied vor, Bongi würde wohl geräumt werden müssen; denn in wenigen Monaten käme sicher das Heer Bubandjiddas, um sie zu strafen, weil sie uns einen Führer nach Uro Beridji gegeben hätten. Die Bevölkerung war uns ebenso, wie früher, wenig wohl wollend gesinnt, aber doch wesentlich bescheidener, als bei unserer ersten Anwesenheit. Nachts fasste der Posten einen Kerl ab, welcher sich mit einem langen Messer bewaffnet an Uechtritz' Zelt schlich. Er wurde ergriffen, das Messer konfiscirt und er selbst durchgeprügelt.

Das Ziel des heutigen Tages (27. November) war die Stadt Mallumfé, deren König uns in Djofadjáule zu einem Besuch eingeladen hatte. Der Marsch ging nach Norden bis zum Benue. An einer Stelle, wo vier Inseln den Fluss theilten, setzten wir über und gingen dann ohne Weg und Steg, durch hohes Gras und Buschwald, nach NW. weiter. Zahlreiche Flusspferdspuren und die Löcher von Erdferkeln machten den Weg für die Pferde und besonders für die Esel sehr beschwerlich. Erst um zwei Uhr Nachmittag erreichten wir Mallumfe. Hier wollten wir einige Tage bleiben, um definitive Pläne für die Zukunft zu machen und eventuell mit dem König einen Vertrag abzuschliessen. Mallumfe, ein Ort von etwa fünfhundert Einwohnern, liegt ganz ähnlich wie Laddo am Rande des Benuebettes auf einer aus Granitgrus bestehenden Fläche, aus welcher isolirte Granitfelsburgen aufragen. Letztere sind als die Vorberge des nordwestlich gelegenen Hossēre Dokare aufzufassen.

Hier waren wir wieder auf befreundetem Boden; in kurzer Zeit war denn auch das Lager von Neugierigen umringt, denn die Nachricht von dem Kampf war schon längst zu ihnen gedrungen. Es war komisch anzusehen, wie sich die Zuhörer in dichtem Kreise um Audu und andere drängten, welche mit lauter Stimme und lebhaften Gestikulationen ihre Heldenthaten vortrugen. Manche führten auch Kampfesscenen vor dem staunenden Publikum auf und ahmten besonders gern den Schildträgern nach, welche durch Sprünge den pfeifenden Kugeln hatten ausweichen wollen, oder den fliehenden Bogenschützen, welche noch auf der Flucht hastig nach rückwärts Pfeile abgeschossen. Dann jubelten alle laut auf, Darsteller und Zuschauer, obwohl beide in ähnlicher Situation sich wohl kaum so tapfer gehalten haben würden, als die verhöhnten Bubandjiddakrieger. Am meisten renommirten natürlich die »Drückeberger«, welche

kein Gewehr hatten annehmen wollen und während des Gefechts sich hinter der Front amüsirt hatten.

Der Empfang von Seiten des Königs war ein sehr herzlicher, zumal derselbe von jeher ein bitterer Feind Bubandjidda's gewesen war. Noch am Tage unserer Ankunft kam sein erster Minister — kaigámma — zu unserer Begrüssung in das Lager, und gegen Abend auch der Sohn des Königs auf einem prächtig aufgezäunten Schimmel mit Geschenken von Schafen, Honig und Butter. Er schaute mit grossem Interesse dem Exerciren unserer Leute zu, welche gerade zur Aufstellung der Nachtposten ins Gewehr getreten waren. Uechtritz besuchte am folgenden Tage den König, fand denselben auch bereit, einen Vertrag abzuschliessen, aber hier wie in Laddo kostete es grosse Mühe, den König zur schriftlichen Abmachung zu bewegen.

Aus Agórma[5]), einer grossen im Süden gelegenen Stadt, kam ein Gesandter des Königs, um uns zu dem Siege zu gratuliren und dafür zu danken, dass wir seinen Feind so verdient gezüchtigt hätten. Mit Windeseile verbreiten sich im Sudan die Neuigkeiten, ganz so, wie es schon Caesar aus Gallien berichtet. Wir waren natürlich bemüht, noch möglichst viele Nachrichten über den Kampf und dessen Folgen einzuziehen. Die in Dyirum gefangene Frau hatte bereits manches mitgetheilt. Da dieselbe in Adumre zu Hause und nur früher einmal von den Bubandjiddaleuten gefangen worden war, kehrte sie jetzt freiwillig mit uns in ihre Heimath zurück. Sie erzählte, dass man über die Wirkung unserer Waffen, selbst in den höchsten Kreisen, nicht im Klaren gewesen wäre. Man habe dieselben für Vorderlader gehalten und auch keine Vorstellung über die Flugweite der Geschosse gehabt. Die Absicht des Feindes wäre folgende gewesen. Die Reiter sollten sich vor Dyirum zum Ansturm rangiren. Die erste Salve wollten sie über sich ergehen lassen, indem sie glaubten in unsere Reihe eindringen zu können, bevor wir die Flinten von neuem mit Pulver und Blei hatten stopfen können. Um die eigenen Leute sicher zu machen, hätten sie diesen eingeredet, wir schössen nur mit Wasser. Deshalb also war das Fussvolk mit dem uns unverständlichen Ruf »ndíam, ndiam!« — Wasser, Wasser! — angestürmt! Der Plan war sehr schlau ausgedacht, und wer weiss, wie der Kampf trotz unserer Hinterlader ausgefallen wäre, hätte die feindliche Reiterei wirklich anstürmen und das Fussvolk ihr in dichten Massen unaufhaltsam folgen können. Die Distanz von zweihundert Metern hätten die Reiter in wenigen Sekunden zurückgelegt; und selbst angenommen, es fielen alle, so wäre das Fussvolk doch wahrscheinlich hinter ihnen bis auf Pfeilschussnähe herangekommen und hätte uns mit einem verderblichen Pfeilhagel überschüttet. Dieser Plan wurde nur durch unser frühzeitiges Feuern auf die Reiter, sobald sie in dicken Haufen aus dem Kornfeld herauskamen, vereitelt. Uebrigens erzählte bereits die Frau, dass der König jeden Kampf streng verboten, der Yarima Ssille, und der oberste Kriegsführer, Málam Béllo, ihn aber gewollt und gegen den Willen des Königs begonnen hatten. Vor dem Gefecht habe man sich über unsere

kleine Zahl lustig gemacht und gehofft, uns in einem Augenblick zu überwältigen. Was aber war der eigentliche Grund für ihr feindliches Auftreten gewesen? Es hätte ihnen besonders das zahlreiche Gepäck in die Augen gestochen und dieser Umstand bei der Kriegsberathung den Ausschlag gegeben. Daneben mag auch das Misstrauen gegen uns und die Annahme, wir wären von dem Yolakönig zu ihrer Bestrafung geschickt, mitgespielt haben; doch ist diese Furcht von geringerer Bedeutung gewesen als die Habsucht.

In Mallumfe erhielten wir neue Nachrichten über die Schlacht. Abgesehen von einigen abenteuerlichen Berichten, die von mehr nach Botenlohn gierigen, als zuverlässigen Leuten kamen, brachte ein Haussa die Nachricht, der König habe nach der Schlacht Rei Buba räumen lassen und seine gesammte Streitmacht auf den Hossere Rei zusammen gezogen, indem man unseren Rückzug für eine Scheinoperation gehalten. Dreizehn Pferde und eine grosse Zahl vornehmer Fulbe wären gefallen, darunter drei Yarimas. Auf dem Wege nach Rei Buba und in den Kornfeldern bei der Stadt wären sehr viele Verwundete gestorben. Der Haussamann habe selbst den Wirrwarr benutzt, um zu fliehen.

Der Statthalter von Bongi, der ja mit Bubandjidda im Verkehr stand, kam uns mit einigen Geschenken nach Mallumfe nach und bestätigte diese Nachrichten. Der Sohn des Königs Yarima Ssille, ferner der Bruder des Königs und ein dritter Yarima wären gefallen; Malam Bello, der aus dem Kampf nicht zurückgekehrt, wäre die Seele der Kriegspartei, und derjenige gewesen, welcher die despotische Politik des Staates eingeführt und aufrecht erhalten habe. Würde sein Tod bekannt, möchten viele, die der Gewaltherrschaft müde, Bubandjidda verlassen. Deshalb werde sein Tod verheimlicht. Gestern seien die Todten in Dyirum, in Gegenwart einer grossen Menschenmenge beerdigt worden. In Bongi hatte man auch die Pauken aus Assali und Uro Beridji gehört, mit welchen man die Flüchtigen aus dem Busch zurückgerufen. Weiter erfuhren wir, dass in Dyirum im königlichen Palast ein Haus mit Elfenbein ganz vollgestopft gewesen, aber ebenfalls ein Raub der Flammen geworden wäre. Gerade dieser Palast war schnell in Brand gerathen und deshalb nicht abgesucht worden.

Unsere Briefschaften sowie ein Lagosmann, welcher wegen eines Herzfehlers marschunfähig war, wurden nunmehr mit einem Boten nach Yola geschickt, wir selbst verliessen am dreissigsten November Mallumfe, um zunächst nach der Handelsstadt Adumré zu gehen. Der Marsch ging anfangs über niedrige Granitketten, Ausläufer des H. Dokare, dann durch welliges Gneissland. Während der Granit hier, im Gegensatz zu dem von Laddo, braune und rothe Krusten bildet und damit den ersten Schritt zur Lateritbildung macht, zeigte der graue Gneiss, ebenso wie der in dem Gneissland nördlich von Laddo, keinerlei Spuren von Laterit. Oft genug konnte man an Wasserrissen beobachten, dass sich derselbe in einen blaugrauen bis gelbgrauen Thon verwandelt hatte, in welchem kleine Quarzgänge und andere weniger zersetzte Mineralien noch die Gneissstruktur erkennen liessen. Die Vegetation bestand durchweg aus dichtem Buschwald.

Wegen der zahlreichen kleinen Schluchten, welche der Eselkarawane wiederum schier unüberwindliche Schwierigkeiten bereiteten, erreichten wir erst um halb zwei Uhr Gamssárgu,[6]) ein grosses Dorf, dessen zerstreute Gehöfte in einer breiten flachen Niederung zwischen dem Hossere Dokare und Hossere Góre liegen. Wie in dem Dorf südlich von Béssu bestehen die Wände der Häuser aus rothem Lehm; der Boden ist röthlicher Sand, als wäre das Muttergestein Sandstein. Auf einer flachen Anhöhe, westlich vom Ort, schlugen wir das Lager auf.

Am Abend brachte der Galadima von Gamssárgu die Nachricht, es befänden sich Gesandte aus Bubandjidda bei ihm, welche anfrügen, ob wir sie empfangen wollten. Wir bejahten die Anfrage und bald darauf kam die Gesandtschaft in das Lager. Sie bestand aus sechs Personen, den alten Gesandten von früher an ihrer Spitze. Ohne Waffen, gesenkten Hauptes, augenscheinlich voll Angst, nahten sie sich. Es gehörte in der That Muth dazu, nach so verrätherischem Ueberfall — denn nach der üblichen Landessitte wird jeder Krieg vorher durch einen Gesandten mit einem Fehdebrief erklärt — zu uns zu kommen. Als sie sich vor dem Zelt niedergehockt hatten, traten sechs Mann als Wache neben ihnen ins Gewehr. Sie wagten kaum nach ihnen hinzuschielen und die Stimme des Gesandten zitterte vor Aufregung, als er im Namen seines Herrn um Verzeihung wegen des begonnenen Krieges bat. Der König habe den Kampf verboten, sein Sohn aber und der Ssariki n lefidda Malam Bello hätten ihn gegen seinen Willen begonnen und Allah habe den Yarima dafür auch getödtet. Auf die Frage, ob Malam Bello gefallen sei, sah er starr zu Boden und schwieg.

Uechtritz erwiederte, er habe den Kampf nicht gewollt, sondern sei dazu gezwungen worden. Er sei als Freund zu dem König gekommen, der als tapferer Herrscher bekannt sei, habe ihm Geschenke bringen und einen Freundschaftsbund zwischen ihm und unserm König machen wollen. Statt eines freundlichen Empfanges sei ihm ein verrätherischer Ueberfall zu Theil geworden. Der Gesandte bat nochmals um Frieden, da er die Rache unseres Königs fürchte; er wolle im Namen seines Herrn den Frieden auf einen Koran schwören. Letzteres wurde zugesagt und die Schwurleistung auf morgen früh festgesetzt.

Gleich nach dem Frühstück erschien am folgenden Morgen die Gesandtschaft mit dem Stadtkönig von Gamssargu und dessen Malam (Schriftgelehrten). Nach den üblichen Begrüssungen legte Uechtritz dem Malam den Koran vor mit dem Bemerken, es wäre ein ganz besonders heiliges Buch, das der Sultan von Stambul selbst unserm Kaiser geschenkt habe. Mit tiefer Verbeugung empfing der fromme Mann das Buch und begann zu studiren. Da er es aber verkehrt hielt, fand er sich nicht zurecht, bis der Lagoshauptmann, der hinter ihm stand, ihm dasselbe zurechtlegte. Jetzt begann er mit lauter Stimme zu lesen, vielleicht auch nur einige Stellen auswendig herzusagen; jedenfalls wurde der Koran als echt anerkannt. Die Ceremonie begann. Der Gesandte und einer seiner Begleiter, welche den Schwur leisten sollten, wuschen nach-

einander in einer Kalabasse Hände, Gesicht und Füsse. Dann setzte sich der Gesandte so zurecht, dass die weite Tobe zwischen seinen Beinen eine Falte bildete. Auf diese legte er das Buch, fasste dasselbe mit beiden Händen an und, während der Malam den Schwur arabisch vorsprach, wiederholte er die einzelnen Sätze. Am Schluss berührte er mit beiden Händen seine Stirn. Sein Begleiter wiederholte nach ihm die ganze Ceremonie. Der Inhalt des Schwures war der, dass er im Namen des Königs Frieden schliesse; Bubandjidda werde fernerhin keine Feindseligkeiten mehr gegen uns unternehmen. Falls er lüge, werde ihn Allah tödten. Vor dem Schwur erbot sich der Gesandte sogar, einen Gifttrank zu nehmen als Gottesurtheil; wir verzichteten aber darauf. Die beiden Gesandten und der Malam bekamen Geschenke, desgleichen wurden für den König einige Stücke guter Stoffe mitgegeben. Damit schied der Gesandte, der unzweifelhaft einer der Tapfersten des tapferen Heeres von Bubandjidda war. Er war bekanntlich der einzige von allen Reitern gewesen, der trotz des Kugelregens herangesprengt gekommen. Uechtritz frug ihn, wie ihm zu Muth gewesen sei, als ihm sein Pferd plötzlich unter dem Leibe zusammenstürzte. Er lächelte aber nur trübe. Den Verlust in der Schlacht gab er selbst auf etwa hundert Mann an, also werden wohl mehr gefallen sein. Der Verwundete am Baum war der Kronprinz gewesen; eine Kugel hatte ihm einen Arm zerschmettert und er war an der Wunde verblutet. Der Reiter mit der Scharlachschärpe war Malam Bello.

Der Friede zwischen uns und Bubandjidda war also abgeschlossen. Aber man darf den mohamedanischen Schwüren nicht zu sehr trauen. Sie werden eben so schnell gebrochen als geleistet, und es war mehr als wahrscheinlich, dass Bubandjidda, hätte es nur eine Gelegenheit gefunden, versucht haben würde, sich für die Niederlage durch einen hinterlistigen Ueberfall zu rächen, trotz aller Eidschwüre.

Wie verhängnissvoll die Schlacht für Bubandjidda geworden, und welche Rathlosigkeit, ja, völlige Auflösung, in den folgenden Tagen dort geherrscht hatte, erfuhren wir erst allmählich. Das Erste, was geschah, war, wie erwähnt, die totale Räumung der Hauptstadt. Tausende von Unterdrückten benutzten die Verwirrung, um aus dem despotischen Staate zu fliehen. Besonders sind zahlreiche Familien mit Kind und Kegel nach Ngáumdere ausgewandert, welche vom dortigen Emir an der Nordostgrenze in neugegründeten Dörfern angesiedelt wurden. Der Emir war über den Sieg der Weissen, welche er wohl für eine und dieselbe Nation hielt, so erfreut, dass er an Brazza nach Gasa eine Ochsenheerde schickte. Als wir im April 1894 an die Küste zurückkamen, jubelte die französische Presse — und worüber jubelt sie nicht! — über einen herrlichen Rinderexport von Gasa nach dem Kongo. Sollten das dieselben Ochsen gewesen sein? — Nach Yola ging bald nach dem Kampf aus Rei Buba eine Gesandtschaft an den »Lehnsherrn« mit einem Tribut von hundert Sklaven ab, dem ersten nach vielen Jahren, um sich zu unterwerfen, zugleich aber auch, um

über uns Beschwerde zu führen. Denn mordend und brennend wären die Weissen in das Land eingefallen und hätten hinterlistiger Weise den Kronprinzen getödtet. Der Sultan von Yola empfing aber die Gesandtschaft sehr ungnädig, erklärte ihre Berichte für Lügen und schlug zu gleicher Zeit das geeignete Kapital aus den ihm so günstigen Vorgängen. Nicht die Weissen wären die Räuber gewesen, vielmehr habe der Yarima das Gepäck der Weissen, welche er — der Sultan — selbst zur Bestrafung für ihre Abtrünnigkeit in ihr Land geschickt, rauben wollen, und falls sie ihm nicht noch einmal hundert Sklaven brächten, würde er ihnen die Weissen noch einmal auf den Hals schicken. Ob seine Drohung Erfolg gehabt hat, wissen wir nicht; welche Saiten er aber später uns gegenüber aufzog, werden wir später sehen. Der alte König hat übrigens den Tod seines Sohnes und der übrigen Grossen, der ihm sehr nahe gegangen sein soll, nur kurze Zeit überlebt. Als wir im Februar Ngaumdere verliessen, kam die Nachricht, dass er gestorben und ein Neffe von ihm, der einmal in einem Krieg gegen Ngaumdere das Heer von Bubandjidda geführt hat, sein Nachfolger geworden sei.

Um noch einmal auf das Gefecht bei Dyirum zurückzukommen, so ist dasselbe insofern von weitgehender Bedeutung, als zum ersten Mal im centralen Sudan eine europäische Macht sich mit einem mohamedanischen Staat gemessen hat. Die paar Schüsse, welche die Kompagnie vor einigen Jahren bei Jíbu mit dem Yarima von Muri gewechselt hat, kommen dagegen gar nicht in Betracht. Dass es gerade das mächtige, aber verhasste Bubandjidda sein musste, welches von einer so kleinen Expedition, die nicht einmal Soldaten hatte, so furchtbar abgeführt wurde, hat zwar alle seine zahlreichen Gegner hocherfreut, aber sie zugleich nachdenklich gemacht. Wohin wir auch später kamen, in Dörfern und Städten strömte das Volk zusammen, und das Wort Bubandjidda vernahmen wir stets von Neuem. Unsere Leute waren im Lager oft genug von Neugierigen umringt und mussten stundenlang von ihren Heldenthaten erzählen; und mit welchem Genuss sie das thaten, kann man sich denken. Mindestens soviel ist gewiss, dass keine andere Expedition im Centralen Sudan sich einer solchen Popularität und Berühmtheit erfreut hat, als die unserige. Wenn wir in Márrua einem blutigen Kampf entgangen sind, wenn uns der Sultan von Yola später in Garua keine Schwierigkeit in den Weg legte, wenn der Emir von Ngaumdere sich unter den Schutz des Deutschen Kaisers gestellt hat, so ist das alles im wesentlichen doch dem Zuge nach Bubandjidda zu verdanken. Derselbe hat uns nicht blos überall den Weg gebahnt, er hat auch den deutschen Namen seitdem in ganz Adamaua, ja, im ganzen Centralen Sudan bekannt und geachtet gemacht.

Am dritten Dezember erreichten wir nach zwei kurzen Märschen über welliges Gneissland und durch Buschwald die Stadt Adumré und schlugen am Ufer des gleichnamigen Flusses, dieses Mal näher dem Marktplatz, unser Lager auf.

IX. KAPITEL.

Von Adumre nach Marrua.

Die Stadt Adumre, welche wir bereits auf der Hinreise kennen gelernt hatten, zieht sich zu beiden Seiten des Mao Adumre in zahlreichen Gruppen und Reihen von Gehöften mehrere Kilometer weit hin und mag zwölf- bis fünfzehntausend Einwohner haben. Ihre Bedeutung als wichtiger Handelsplatz beruht darauf, dass von hier aus drei Handelsstrassen ausgehen: der Weg über Lére nach den Músguländern, der über Láme nach Lákka und dem Schäribecken, sowie die Hauptstrasse nach Bubandjidda. Wie alle Handelsstädte Adamaua's wird sie von einer gemischten Bevölkerung, wie Fulbe, Haussa, Kanuri nebst Sklaven bewohnt. Wir konnten also hoffen, hier die Expedition durch Anwerbung von Trägern reorganisiren zu können.

Auf einem abgeernteten Hirsefelde, einige hundert Meter oberhalb des Marktplatzes, um welchen sich als Mittelpunkt die ansehnlichste Ansammlung von Gehöften konzentrirt, schlugen wir dicht am Fluss unser Lager auf. Da der Aufenthalt einige Tage dauern sollte, bauten sich die Leute Hütten aus Durrhastroh und Gras. Die stehen gebliebenen, etwa drei Meter hohen, drei Finger dicken Rohrhalme des Durrha, denen nur die Aehren abgeschnitten waren und welche ungefähr auf der Peripherie eines Kreises von zweieinhalb Meter Durchmesser standen, wurden zusammengebogen, mit ihren Spitzen zusammengebunden und behufs grösserer Festigkeit in halber Höhe mit einem Reifen von Durrhastroh umschlungen. An dieses so leicht entstandene kegelförmige Gerüst wurden dann von aussen Durrhahalme in dichter Masse neben einander angelehnt, um so die Wand der Hütte zu bilden. Ein Spalt in ihnen diente als Thür. In derselben Weise erbauten die Leute niedrige, runde Hütten, wie man sie in Kaffernkraalen abgebildet findet[1]): ein aus Ruthen gebildetes Gerüst, die Zwischenräume mit Gras ausgefüllt. Andere Bauten waren die kubischen Hütten aus Durrhastroh, dessen Halme mit Bast zusammengebunden wurden, mit glattem

Dach. Alle diese ephemeren Hütten nennt der Haussa búka, bukáru ful. im Gegensatz zu dem dauernden Lehmhause dáki h. ssúdu ful. Während die Joruba gewöhnlich unter freiem Himmel auf einfachem Gras- und Laublager schliefen, bauten sich unsere civilisirteren Haussa, wenn irgend möglich, Gras- oder Laubhütten, wenn auch nur für eine Nacht; blieben wir aber längere Zeit an einem Ort, so entstanden in dem Lager der Letzteren, die sich meist von den Lagosleuten getrennt hielten, schnell solide sonnendichte Grashütten; die Joruba dagegen bauten, wenn überhaupt, die primitivste Art der búka, die an erster Stelle beschriebenen hohen spitzen Strohhäuser.

Bald war das Lager von Neugierigen überschwemmt, welche alle die Ereignisse aus Bubandjidda vernehmen wollten. Der reiche Haussahändler Láuon, welcher uns bereits bei unserem ersten Aufenthalt besucht hatte, der Eigenthümer jenes Rappen, der uns aus Laddo zum Verkauf nachgeschickt worden war, kam auch dieses Mal sofort in's Lager, desgleichen ein Bornuhändler, welcher die Expedition Le Maistre aus Lakka nach Garua geführt hatte. Wenn Maistre denselben, seinem Aussehen nach, für einen grossen Schuft und Verbrecher hält, so kann ich ihm nur beistimmen.[2]) Er bot sich uns als Führer nach Bagirmi an, es stellte sich aber bald heraus, dass er über Lakka hinaus gar nicht Bescheid wusste. Auch der Stadtkönig brachte, wie das erste Mal als Geschenk einen Hammel, auf welchen ich noch zurückkommen werde.

Wir erfuhren erst jetzt von Lauon, der bald unser Freund wurde, dass Adumre dem mächtigen König Mansúrá gehöre, dessen Hauptstadt Bibéne[3]) eine halbe Tagereise entfernt nordöstlich liegt. Er rieth uns, demselben unsere Ankunft anzuzeigen und einige Geschenke zu schicken. Am folgenden Tage ging er selbst mit Ssariki als Gesandter nach Bibéne ab. Schon am Abend kamen beide zurück und überbrachten den Gruss des Königs, derselbe heisse uns in seinem Lande willkommen.

Unsere Pläne für die Zukunft waren, kurz gesagt, folgende. Die Heidenländer wollten wir vorläufig aufgeben und dafür Bagirmi auf dem nächsten Wege zu erreichen suchen. Dort durften wir mit Maria Theresienthalern alle Ausgaben bestreiten und so die Tauschwaaren schonen, während wir zugleich die umfangreichen Geschenke für den König und seine Grossen los wurden. Von Bagirmi konnten wir sodann auf bequemem sicheren Wege in die Heidenländer eindringen und je nach Umständen und Mitteln Ngaumdere oder Garua zu gewinnen suchen. Die Esel sollten abgeschafft, neue Träger gemiethet, und die daraus hervorgehenden Mehrkosten durch Abkürzung der Reise ausgeglichen werden. Bis zum Juli 1894 aber mussten wir wieder in Yola sein, länger reichten die Tauschwaaren auf keinen Fall.

Zu diesem Zwecke wurden die Lasten umgepackt, vom Croydon etwa achtzehn Ballen gefärbt und so auf acht reduzirt, der Taback unter die Leute vertheilt, das Salz bis auf fünfzig Pfund zum Einkauf von Lebensmitteln an die Leute als tägliche Ration ausgegeben. Mehrere Sachen sollten überhaupt zurück-

bleiben, wie z. B. ein Theil der photographischen Platten und anderes von unserem Privatgepäck Entbehrliche. Ferner sollten minderwerthige Stoffe gegen werthvolle, nicht so kompendiöse, einheimische Stoffe umgetauscht werden. Der Ueberschlag ergab, dass wir immerhin noch einen Ueberschuss von einigen zwanzig Lasten behielten. Die zum Fortschaffen derselben nothwendigen Träger sollten denn auch in Adumre leicht zu haben sein und Lauon wurde beauftragt, möglichst viele Leute zusammenzubringen. Ein — zwei — drei Tage vergingen, aber kein Träger erschien. Wir vermutheten eine Intrigue des erwähnten Bornukaufmanns, weil er als Führer abgewiesen worden war. Er wurde gerufen und ihm Geschenke für jeden Träger, den er brächte, in Aussicht gestellt. Er versprach Alles, aber noch immer erschien kein Träger. Am vierten Abend kam plötzlich mit grossem Getöse ein prächtig gekleideter Reiter in das Lager und bat um Audienz. Von dem Stadtkönig begleitet, trat er in das Zelt und nahm auf einer Eisenkiste Platz; der Stadtkönig hockte sich auf die Erde neben ihm hin. Es stellte sich heraus, dass er ein Haussa, Namens Íssa, Grosskaufmann und Konkurrent Lauon's war, ferner der Freund, d. h. der Wucher-Banquier des Stadtkönigs, wie Lauon der des Königs von Bibene. Selbst der Hammel, welchen der Stadtkönig uns zum Geschenk gemacht, war ihm von Issa geliehen und natürlich hatte dieser auch von unserm Gegengeschenk nicht das Wenigste bekommen. Jetzt erschien er, um für seinen königlichen Schützling zu sprechen. In längerer Rede setzte er auseinander, er und sein Freund, der Stadtkönig — dabei wies er auf den schmutzigen Alten zu seinen Füssen — habe die Haussaträger veranlasst, nicht in unsere Dienste zu treten, weil sein königlicher Freund nicht gebührende Geschenke erhalten hätte. Falls nun er und sein Freund nicht reichlich beschenkt würden, bekämen wir keinen einzigen Mann. Das Alles sagte der Hallunke in so frechem Ton und mit einem so selbstbewussten und herablassenden Lächeln, dass einem die Galle überlief und wir ihn am liebsten sogleich mit Ohrfeigen regalirt und hinausgeworfen hätten. Damit wäre uns aber wenig gedient gewesen. Uechtritz erklärte also gelassen, der Stadtkönig habe ein angemessenes Geschenk bereits bekommen. Noch heute werde er einen Gesandten an den König nach Bibene schicken, welcher die Erlaubniss zur Anwerbung von Trägern gegeben habe, und ihm das Benehmen des Stadtkönigs melden. Letzterem wurde sichtlich schwül zu Muthe, er versuchte zu lächeln, warf aber zugleich ängstliche Blicke zu seinem Freunde empor. Dieser bewahrte indess seine Unverfrorenheit, indem er mit mitleidigem spöttischem Lächeln meinte: Aber guter Audu, der König kann doch keinen Haussa zwingen, und wenn ich die Leute warne, kommt eben Niemand. Uechtritz erwiederte hierauf, er werde sofort Lauon dieser Angelegenheit wegen nach Bibene senden. Jetzt wurde der übermüthige Herr doch bedeutend kleiner. Sein Konkurrent als Gesandter in Bibene und die Aussicht, vom König chikanirt zu werden, der ja auch einen anderen Stadthalter einsetzen könnte, war ihm doch unbequem; er lenkte ein und versprach gegen eine Belohnung Träger zu bringen. Uechtritz

erklärte nun seinerseits, er habe einem Jeden, welcher Träger brächte, Bezahlung zugesagt und er werde mit ihm und dem Stadthalter nicht anders verfahren. Issa war damit, wie es schien, zufrieden. Er sagte dann noch, auch er sei bereit, von uns Kauris, Salz und Esel gegen einheimische Stoffe einzutauschen, wie Lauon. Dieses wurde ihm zugesagt, und das Lumpenpack entfernte sich, um nicht wieder zurückzukehren. Gleich darauf erschien Lauon, der während der obigen Scenen mit finsteren Blicken vor dem Zelt gesessen hatte; freudestrahlend und mit einer Fluth von ssanu und ússako dankend, hockte er nieder, um nun seinerseits gegen den Konkurrenten zu Felde zu ziehen.

Unsere Leute wurden nun ebenfalls beauftragt auf den grossem Markt, der an jedem Donnerstag stattfindet, nach Trägern zu fischen. Dafür sollten sie pro Mann zwei Yard Croydon bekommen, die Träger selber aber wurden durch hohen Vorschuss gelockt. So meldete sich denn allmählich eine Anzahl von Leuten; da aber die Bevölkerung durch den Statthalter nun einmal aufgehetzt und ausserdem vielen das Reiseziel Bagirmi zu weit und zu unbekannt war, bekamen wir nicht genug zusammen. Wir frugen Lauon, ob er uns vielleicht für die Reise einige Sklaven vermiethen wolle; er hatte aber zur Zeit nur wenige bei sich, welche er zur Bestellung der Felder brauchte, die andern waren von ihm theils nach Lakka, theils nach Ngaumdere geschickt, um Elfenbein einzukaufen. Schliesslich sandte er aber seinen Bruder nach Déñgi, einem grossen Dorf am Mao Kebbi und nach Be, um daselbst Leute anzuwerben. Es kamen auch aus dem ersteren Ort drei Mann, darunter einer, der angeblich schon in Bagirmi gewesen war.

Während wir so mit der Anwerbung der Träger unsere liebe Noth hatten und mit offenen wie versteckten Feinden zu thun hatten, ging die Veräusserung der Esel, der Kauris und des Tabacks gegen das Eintauschen von einheimischen Stoffen nur langsam von statten. Lauon, welcher der einzige Abnehmer war, zeigte sich, so sehr er uns auch in vielen Dingen unterstützte, doch geschäftlich als ein schmieriger Schachergeist, indem er die Preise möglichst auf der einen Seite herabdrückte, auf der anderen hinauftrieb. War der Handel schon so gut wie abgeschlossen, so drehte und krängelte er immer weiter, um noch etwas on top zu bekommen, und wenn es auch nur ein Spiegelchen war. Der geriebene Itzig hatte alle Mühe, ihm die Stange zu halten, schmierte dem wackeren Lauon aber seinerseits die faulsten und störrischsten Esel an.

Die Erkundigungen bezüglich der Wege nach Bagirmi ergaben, dass man in Adumre darüber nicht ordentlich orientirt war. Die Kenntnisse gingen bei Keinem über Lakka und Márrua hinaus. Der König von Bibene liess uns mittheilen, es gäbe drei Routen. Die erste führe über Lame und Lakka (Le Maistre's Weg), die zweite über Bisírra (unbekannte Stadt), die dritte über Lere nach Marrua. Er rieth uns zu dem dritten Wege und schickte auch nach Lere Gesandte, um unsere Ankunft anzumelden. Lere wird von Heiden vom Stamme der Mundañg[1]) bewohnt, desselben Stammes, welcher Lame und Lakka inne

hat. Sie sind als räuberisch verrufen. Jedenfalls ist Lere ein mächtiger Staat der den Fulbe erfolgreich Widerstand leistet. Es soll eine starke Reiterei haben, welche wie die der Fulbe, mit Schwertern und Lanzen bewaffnet ist. Die Pferde für dieselbe werden in Marrua gekauft. Das Fussvolk hat Pfeil und Bogen; ob Wurfmesser — göriö — wie sie in den Lakkaländern im Gebrauch, konnte ich mit Sicherheit nicht erfahren; jedenfalls treten diese Messer dem Bogen gegenüber an Bedeutung zurück.

Die Gesandtschaft des Königs von Bibene bekam in Lere den Bescheid, man wolle die Weissen nicht im Lande empfangen, und da eine Nichtachtung dieser Weigerung Krieg bedeutet hätte, so mussten wir diesen Weg aufgeben.

Der König rieth nun dringend zu dem Wege nach Lame, einer mächtigen Heidenstadt, welche früher Bibene tributpflichtig war, sich aber seit einer Reihe von Jahren losgerissen hat. Aber abgesehen davon, dass Le Maistre in Lame und Lakka bereits Verträge abgeschlossen hatte, so herrschte in jenen Ländern zur Zeit Hungersnoth. Die Haussa, welche vor Kurzem in Lakka gewesen, hatten sich desshalb auch für sieben Tage mit Proviant versehen müssen. Dazu kam, dass man dem König nicht zu sehr trauen durfte. König Mansura war nämlich ein Freund Bubandjidda's. Vor vier Jahren hatte er durch eine Revolution und mit Unterstützung von Bubandjidda den früheren König, der sich beim Volk verhasst gemacht und mehrere Kriege mit Bubandjidda geführt hatte, vertrieben. Derselbe musste nach Bē fliehen, wo er jetzt noch in Armuth lebte. Wie es nach solchen Ereignissen in den Fulbestaaten gewöhnlich zu geschehen pflegt, wurde an den Lehnsherrn, in diesem Falle nach Yola, von dem Volk und dem neuen König eine Gesandschaft mit reichen Geschenken geschickt, welche über den vertriebenen König Beschwerde führen und den Lehnsherrn bitten sollte, den neuen König anzuerkennen. Mansura wurde denn auch bestätigt, und sollte nach Yola kommen, um dem Oberherrn zu huldigen. Bis damals war er aber noch nicht dorthin gegangen, hatte sich vielmehr mit Bubandjidda verbündet, das er angeblich in dessen Kriegen mit Truppen unterstützte. Gerade während unseres Aufenthaltes gingen zwischen Rei Buba und Bibene Gesandtschaften hin und her und wenn es sich auch im wesentlichen um den Einkauf von Pferden für Bubandjidda handeln mochte, musste man doch auf der Hut sein. Nun giebt es zwischen Lere und Lame einer- und Bibene-Bubandjidda andererseits eine drei Tagereisen breite Wildniss, und zwar in einem von Schluchten und Thälern durchfurchten, unwegsamen Gebiet, welches zu einem Ueberfall wie gemacht ist. War es auch unwahrscheinlich, dass unser alter Feind nach einer solchen Niederlage uns nachfolgen würde, so blieb es immerhin bemerkenswerth, dass in Adumre alle Welt überzeugt war, das Heer Bubandjidda's würde uns daselbst aufsuchen. Ja, es siedelten sogar während unseres Aufenthaltes zahlreiche Familien aus Adumre nach Be über, um dieser Gefahr zu entgehen.

Der Fremde ist in diesen Ländern, wo ein Jeder nur nach seinem eigenen Vortheil fragt und rücksichtslos lügt und betrügt, sobald er nur den geringsten

Nutzen für sich daraus erwachsen sieht, übel daran. Die abenteuerlichsten Gerüchte werden erfunden, um einen Reisenden z. B. von einem Wege abzuschrecken, auf welchen der betreffende Berichterstatter einen Feind hat, dem er etwaige Geschenke nicht gönnt, und umgekehrt wird Vieles verschwiegen aus entgegengesetzten Motiven. Die Gerüchte, welche bezüglich eines Hinterhaltes in der Lame-Wildniss kursirten, konnten ebenso gut Fabel als Wahrheit sein. Trotzdem wären wir diesen Weg gegangen, hätten wir nicht Kunde von einer anderen Strasse nach Marrua durch einen Haussamann erhalten, auf der wir am schnellsten in fünfundzwanzig Tagen — Karnak Logóne erreichen konnten, und vorher, in einigen Tagesmärschen, die grosse Strasse von Garua nach Marrua. Es blieb zwar noch der alte Barth'sche Weg über Démssa-Múbi nach Mándara übrig, aber derselbe sollte, wie es hiess, momentan durch räuberische Araberstämme geschlossen sein. Unser Gewährsmann wusste in ganz Adamaua Bescheid und wenn man ihn nach irgend einem Wege fragte, so rief er sofort: so und so viele Tage, und begann die Städte und täglichen Rastorte aufzuzählen, wobei er zur Unterstützung seines Gedächtnisses bei jedem Namen mit den Fingern ein Grübchen in den Sand eindrückte. Von Bagirmi bis Sokoto, von Kuka bis in die Heidenländer im Süden Tibáti's war er mehrmals gewandert, kurz, er kannte alle grösseren Strassen. Auf dem erwähnten Wege sollten wir in elf Tagen in Marrua sein. Zwar kam eines Tages Gaschimbaki, der zusammen mit seinen beiden Landslenten Ssariki na tóto und Bórnu-Bornú ein tapferes Heldentrio bildete und die allgemein bekannte Feigheit der Kanuri auch nicht gerade Lügen strafte, angstvoll zu Audu gelaufen, mittheilend, auf diesem Wege sässen feindliche Arnáni, welche vor zwei Jahren einen »bature« mit vielen Begleitern massakrirt hätten; zu ihrem grossen Schrecken wurde indess gerade dieser Weg als der geeignetste gewählt. Jenseits Marrua wusste unser *πολύτροπος ἀνήρ* zwar auch nur wenig Bescheid, aber es hiess allgemein, in Marrua fände man Leute genug, die den Weg nach Karnak Logóne wüssten. Aus allen Berichten ging in der That hervor, dass Marrua eine sehr grosse und wichtige Handelsstadt sein musste, deren Bedeutung in Europa bisher nicht bekannt gewesen war. Auch sollte der Weg an dem etwa zweitausend Meter hohen Méndifgebirge vorbeiführen, was natürlich auch nicht ohne Reiz war; kurz, wir hatten einen interessanten Reiseweg vor uns.

Die Umgebung von Adumre bietet wenig: nichts als welliges Gneissland mit ödem Buschwald. Auch Wild war in dem wasserarmen Gebiet nur spärlich. Wir kamen daher kaum aus dem Lager heraus. Ich unterhielt mich grösstentheils mit der Lektüre Schopenhauer's. Besonders interessirte mich seine Kritik des Kant'schen kategorischen Imperativs im Hinblick auf unsere schwarze Umgebung. Abends herrschte am Fluss gewöhnlich reges Leben. Frauen und Männer schöpften aus den Wasserlöchern in dem trockenen Sande des Bettes Wasser, das in einem halben Meter Tiefe vorhanden ist, und benutzten zugleich die Gelegenheit, um sich von Kopf bis zu Fuss zu waschen. Die Neger

im Sudan sind alle ausserordentlich reinlich und baden sich, so bald sie dazu Gelegenheit haben, unsere Leute in Adumre z. B. täglich. Noch eine andere Beobachtung will ich hier anfügen. Obwohl die meisten unserer Leute am Tage völlig bekleidet gingen, liebten sie es sich am Abend bis auf das Schamtuch auszuziehen und, nackend herumlaufend, gleichsam ein Luftbad zu nehmen. Selbst die Frauen gingen am Abend nur mit dem Hüftentuch bekleidet.

Auch die Vogelwelt kam Abends zum Fluss, um zu trinken und ich konnte manche Taube für unsere Küche, manchen Ibis, Storch, Reiher und Kranich für die Leute schiessen. Besonders waren Schwärme von weissen Kuhreihern auffallend, welche hinter den Eseln herliefen, um den Mist nach Maden zu durchsuchen. Ich kannte sie schon von Yola und Garua her, habe sie auch später überall zahlreich angetroffen. Schmarotzermilane kreisten stets in Schaaren um das Lager, und es war interessant zu sehen, mit welchem Geschick die Thiere, ohne die Flügel zu regen, nur durch Steuern mit dem breiten Schwanz blitzschnelle Wendungen und Kreise beschrieben. War die Sonne ganz untergesunken, so huschte gespenstisch der »Vater der vier Flügel« durch die Luft, ein Ziegenmelker, dessen Schwanz zwei, die Flügel aber je eine lange Feder besitzen, welche beim Fliegen um den Vogel herumwirbeln und flattern. Nur das Männchen scheint diesen Schmuck zu besitzen. Es gelang mir in der Dämmerung und bei dem fabelhaft wechselnden Fluge der Thiere niemals eines derselben zu schiessen, Sie waren später noch öfter zu beobachten.

Das Wetter war während der ganzen Zeit recht regelmässig gewesen. Um Sonnen-Aufgang und -Untergang Windstille, dazwischen SSO.-Wind, der besonders zwischen zwei und fünf Uhr Nachmittags kräftig wehte. Die Atmosphäre war meist von Staub und dem Rauch der Grasbrände dunstig, dann und wann gab es aber einen merkwürdig klaren Tag.

Die Briefschaften nach Yola wurden abgeschickt, zugleich mit dem bei Dyirum verwundeten alten Móru, dessen Wunde zwar aseptisch geblieben war, aber noch keine Märsche erlaubte. Wir selber waren am zwölften Dezember reisefertig. Wie stets nach einem mehrtägigen Aufenthalt, dauerte es längere Zeit bis die Karawane aufbrechen konnte. Die Lasten wurden neu vertheilt; aber der Eine war noch in die Stadt gegangen, ein Anderer krank geworden, zwei neue Träger kamen überhaupt nicht, und ein altes krankes Packpferd lag erschöpft am Boden und wollte nicht mehr aufstehen; schliesslich mussten wir doch noch fünf der stärksten Esel mitnehmen. Acht nicht verkaufte Thiere wurden bei Lauon in Pension gegeben. Wir kamen erst um halb ein Uhr fort. Der Weg führte Anfangs durch Adumre hindurch, dann direkt nach Norden über das von zahlreichen Wasserrissen durchfurchte Gneissland. Nirgends eine Spur von Laterit, nur graugelber sandiger und thoniger Boden, der stellenweise mit eckigen gelb, braun, roth, purpur und violet gefärbten aluvialen Quarzstücken bedeckt ist. Vor zwei Uhr passirten wir den Hossere Katatschía, einen vierzig bis sechzig Meter hohen Rücken von blendend weissem Quarzit[5]), an dessen

nördlichem Fusse der Ort Katatschía liegt. Derselbe besitzt mehrere Blaufärbereien. Entsprechend der vertikalen Schichtenstellung des Gneisses, welcher keine Ansammlung von Wasser, sei es in Bächen, sei es in Teichen duldet, und dem daraus folgenden Mangel an jeglichem Nachtthau, herrschte im Gneissland eine solche Trockenheit, dass der grösste Theil der Bäume bereits jetzt ihr Laub verloren hatte oder nur noch gelbe und rothe Blätter trug. Ein solcher kahler Buschwald mit dem niedrigen gelben Gras am Boden giebt ein Bild wie ein deutscher Wald im Winter, wenn kein Schnee darauf liegt. Nur denke man sich nicht hohe Bäume, sondern kleine Stämme mit knorrigem, krüppeligem Gezweig wie ein Kirschen- und Pflaumenbaum. Auch lässt schon die im Schatten etwa vierzig Grad Celsius betragende Temperatur der Phantasie nicht zu, sich in die ferne nordische Heimath hinein zu versetzen.

Welch' ein Gegensatz, als wir nach fast vierstündiger Wanderung am Rand des Mao Kebbi-Thales standen! Der öde hässliche Busch lag hinter uns, vor uns dehnte sich das breite, im frischesten Grün prangende Flussthal aus, ganz mit Grasflächen und grünen Mussukuafeldern bedeckt. Bereits die Bäume des grossen Dorfes Fámu,[6]) welches auf der Uferhöhe liegt, zeigten ein frischeres Aussehen. Die Kraft aber, welche hier die Vegetation grün und lebendig erhält, ist allein der Nachtthau. In Fámu, einem Ort von achtzig bis hundert Gehöften, also achthundert bis tausend Einwohnern, fiel uns der Reichthum an Melonenbäumen gónda h. und Dattelpalmen dabbino h. auf. Die Bewohner, Fulbe, waren sehr neugierig und eine Schaar von Mannern folgte uns ein Stück nach. Der Marsch ging noch einige Kilometer in dem Thal weiter, theils durch Gras, theils durch bereits mannshohe Mussukuafelder; auch zahlreiche todte Arme des Mao Kebbi wurden passirt. Auffallend gross war die Zahl der Eisvögel, welche mit schnellem Flügelschlag über den Wasserpfützen schwebten, um dann plötzlich auf die Beute hinabzuschiessen. Bei Sonnenuntergang passirten wir in einer nur einen Meter tiefen Furth den zweihundert Meter breiten Fluss, in welchem sich unterhalb der Uebergangsstelle mehrere Sandbänke befanden. Um halb sieben Uhr erreichten wir den kleinen Ort Belara. Der Boden war so hart und steinig, dass die Zeltpflöcke kaum hielten. Holz war nicht zu haben, sondern nur Durrhastroh. Dasselbe entwickelte aber eine so geringe Wärme, dass kein Fleisch damit gekocht werden konnte. Wir mussten uns deshalb mit einer Suppe begnugen. Die armen Leute waren bei dem Holzmangel noch übler daran. Zwar war uns von Famu eine Karawane von fünfzehn Frauen mit Kalabassen voll Mehl, Erdnüssen und anderen Lebensmitteln gefolgt, und trotz der Dunkelheit entwickelte sich auch ein lebhafter Handel, aber die wenigsten konnten sich etwas Ordentliches kochen und namentlich während der kalten Nacht ein wärmendes Feuer unterhalten. Wir selbst waren bei der Aussicht, schnell vorwärts zu kommen, herzlich froh. Die Schneckenmärsche mit den Eseln hatten uns alle Freude an der Reise verdorben. Welch' ein wonniges Gefühl lag schon in dem Gedanken, in einem Monat das afrikanische Mesopo-

tamien, Bagirmi, erreichen zu können! Auch war es gut gewesen, dass wir Bibene seitwärts liegen gelassen hatten. Der König hatte uns nämlich einmal eins von den fünf französischen Karabinern, welche er von Le Maistre erhalten hatte, zugeschickt. Wiederum ein bemerkenswerthes Beispiel von der Gewissenhaftigkeit, mit welcher sich die Franzosen an die Kongo-Akte halten. Die Folge von solchen Gewehrschenkungen an die Eingeborenen — falls Le Maistre die fünf Gewehre nicht gar verkauft hat — ist erstens, dass man sie daran gewöhnt, um Gewehre zu betteln resp. sie zu fordern, wenn sie die Macht dazu haben, und zweitens beraubt sich der Europäer dadurch selbst der Ueberlegenheit, welche diese Waffen seiner Minderzahl geben. Wir hatten das selbst schon in Adumre erfahren, wo der Sultan zuerst französische Patronen verlangte und dann uns Karabiner nebst Munition abkaufen wollte. Nur dadurch, dass wir Bibene nicht berührten, entgingen wir einer sehr peinlichen Bettelei um Gewehre.

Unsere Marschordnung war seit Bubandjidda dieselbe geblieben, d. h. Uechtritz ging voraus, ich mit zwanzig Mann hinten nach, die Esel zwischen uns. Letztere machten jetzt, da sie lauter sehr starke Thiere waren, auch nur fünfzig Kilo schwere Lasten trugen, die Märsche sehr gut mit, wenn sie auch etwas langsamer als die Träger vorwärts kamen.

Ueber Gneissrücken und flache Thäler ging es am 3. Dezember von Belära weiter. Nach einer Stunde passirten wir das weit ausgedehnte Dorf Tokiäle. Einer unserer Leute, Namens Mämädi aus Déngi am Mao Kebbi, hatte hier einmal gewohnt und spielte jetzt den Führer, indem er den Weg nach Marrua gut kannte. Er war nur mittelgross, aber von herkulischem Bau. Spielend hob er die schwere Patronenlast mit einer Hand auf den Kopf, und auf dem Marsch war er immer der erste. Aber noch grösser als seine Kraft war sein Muth. So war er für uns ein ausserordentlich brauchbarer und tüchtiger Mann, wenn auch ein grosser Renommist. Von ihm galt, was Ségur von den Polen sagt, sie wären grossprahlerisch, ihre Tapferkeit und Tüchtigkeit strafe sie aber nicht Lügen. Er wollte mehr als einmal in Bagirmi gewesen sein und dieses ferne Land wie seine Tasche kennen. Diese Behauptung verlieh ihm in den Augen der übrigen einen geheimnisvollen Nimbus und jedermann nannte ihn deshalb nur den Bágirmi. Ich bin aber überzeugt, dass er über Marrua nie hinausgekommen, von Bagírmi ganz zu schweigen. Auf dem Marsch trug er ein schmutziges Hüftentuch; sobald wir aber in das Lager gekommen, prangte er sehr bald in dunkelblauem Turban und gleichfarbiger stattlicher Tobe. Bezüglich seiner Nationalität stellte es sich heraus, dass er Fallí war, also einem Heidenstamm im Nordwesten von Gíddĭr angehörte. Sein breites Heidengesicht sprach auch deutlich genug für seine Abstammung. Als Kind war er einst geraubt worden, jetzt aber war er ein freier und wohlhabender Bürger von Déngi, dem nur seine Reiselust keine Ruhe liess. Er kannte nicht nur alle Wege, Städte und Gebirge, sondern sprach auch Fulbe, Haussa und Kanuri. Sein Name wird in dem Reisebericht noch öfter vorkommen.

Zum ersten Mal fielen mir auf dem heutigen Marsch die merkwürdigen Kigelien auf, mit ihrem hellgrünen Laub, den grossen schwarzrothen Blüthen und den zahlreichen, an langem Stiel herabhängenden, wurstförmigen grünen Früchten. Aus den letzteren machen die Haussa Medizin gegen Gonorrhoe. Eine andere, wie es scheint in ganz Westafrika,[7]) zu demselben Zweck benutzte Pflanze ist der Cissus quadrangularis, der mit seinen vierkantigen fleischigen Stengeln allen Orts, auch im Buschwalde, die Bäume wie mit einem Vorhang überzieht.

Um elf Uhr stiegen wir von dem sechzig bis achtzig Meter hohen Gneissrücken in das sumpfige Thal des Mao Kebbi hinab. Der hier gegen hundert Meter breite Fluss hat in das Plateau ein etwa tausend Meter breites Bett gegraben, welches an einer Stelle eine mit Teichen erfüllte Bucht bildet. Flusspferdspuren waren in der Umgebung derselben vielfach vorhanden, auch liessen energische Wellenwirbel an der Oberfläche der Gewässer auf das Vorkommen zahlreicher Krokodile schliessen. Nach kurzem Marsch durch das grasreiche Thal ging es wieder das zwanzig Meter hohe Plateau hinauf, durch den kleinen Ort Uōbölō zu der Stadt Dēō (oder Dēāu). Dieselbe liegt am Rande des drei bis vier Kilometer breiten Mao Kebbithals auf einer etwa fünfzehn Meter hohen Stufe, welche aus Gneiss, Granit, Quarz und Diabasgeröllen besteht, unzweifelhaft eine ehemalige Ablagerung des Flusses. In der Nähe der Stadt, auf einem Vorsprung der Geröllterrasse, wurde das Lager aufgeschlagen. Man hatte von diesem Punkte aus einen weiten Blick über das Thal, nach NO. bis zum H. Katschaú,[8]) hinter welchem die Stadt Lere liegen soll, nach SW. zum H. Básima. Im Norden waren, so weit die dunstige Luft zu sehen gestattete, ferne Bergketten sichtbar.

Bereits unterwegs hatte uns eine Schaar von Reitern und Fussvolk überholt, und als wir uns dem Dorfe näherten, erblickten wir auf einem freien Platz eine buntgekleidete Menschenmenge, welche sich mit Wettrennen und Kampfspielen belustigte. An denselben betheiligten sich besonders die Kinder. Augenscheinlich war es ein Volksfest. Wie mir Audu mittheilte, heisst dasselbe tschóppa, wird, wie ich glaube, jährlich einmal gefeiert und dauert zehn Tage. Die Fulbe feiern es mit Pferderennen und Kampfspielen, die Haussa dagegen in folgender Weise. Von zwei benachbarten Orten ziehen die jungen Leute einander entgegen und jede Partei macht aus trockenen Grasbündeln ein Feuer an. Dann versucht man sich gegenseitig Leute abzufangen und die Gefangenen werden mit grossem Halloh ins Feuer gestossen; dabei sollen oft genug Unglücksfälle vorkommen. »Aber Alles ist nur Spass«, wie in Jena die Mensuren. Der Gefangene wird mit einem Schaf oder einer Ziege, mit Hühnern oder einem Topf Bier ausgelöst. Die Kanuri sollen das Fest in derselben Weise feiern. Es ist mir nicht bekannt, woran dasselbe anknüpft, ob es mit der Wintersonnenwende zusammenhängt oder gar ein Opfer von Kriegsgefangenen darstellt,[9]) jedenfalls dürfte es eher auf altheidnische Institutionen zurückzuführen sein, als sich an

einen mohamedanischen Feiertag anlehnen. Merkwürdigerweise erwähnt dieses Fest bisher kein Reisender, selbst Barth nicht.

Deáu ist ein Ort von siebenzig bis achtzig Höfen und gehört noch zu Bibene, dessen Gebiet wir bisher also nicht verlassen hatten. Es ist aber auch die Grenzstadt gegen die feindliche Stadt Gólombe, mit welcher der König Mansura seit Jahren im Kriege liegt. In einem derselben wurde ein Sohn desselben gefangen und er befindet sich noch jetzt in Golombe in der Knechtschaft. Nun wussten wir auch, warum Mansura Nichts von diesem Wege nach Marrua erwähnt hatte. Ein Statthalter und ein Yarima, wahrscheinlich ein Sohn des Königs, regieren die Stadt. Beide kamen nacheinander zum Besuch in das Lager und überbrachten einige Geschenke. Sie schienen nicht ganz ohne Furcht zu sein und entschuldigten sich wegen der geringen Geschenke mit der Rinderpest, welche ihre Heerden vernichtet hätte. Das mag wohl auch seine Richtigkeit gehabt haben.

Hier sah ich zum ersten Mal eine Akazie mit blaugrünem Laube und weissen Zweigen. Der Stamm hat eine graue rissige Rinde. Die jungen Bäume sind von hohem Wuchs, wie Wachholderbüsche, erst später breitet sich die Krone aus. Gaó nennt sie der Haussa. Nördlich vom Mao Kebbi ist sie einer der häufigsten Bäume, im mittleren Adamaua habe ich ihn nur selten gefunden.[10]) Gegen Abend schoss ich in dem sumpfigen Thal einige Wasservögel. Dabei bemerkte ich, dass die Beine unserer Pferde, welche in den Wiesen weideten, mit fingerlangen Blutegeln bedeckt waren. Ich habe diese Thiere nicht wieder beobachtet.

Während der Nacht lief einer der in Adumré gemietheten Leute fort. Er war ein Mischling zwischen Haussa und Fulla und konnte seine Abstammung nicht verleugnen, denn der Fulla arbeitet nie und das Lastentragen war diesem Herrn zu anstrengend.

Wir zogen am folgenden Tage durch Deau, das wie Famu viele Dattelpalmen und Melonenbäume, auch einen Wollbaum besitzt, welcher in dem Aberglauben mancher Heidenstämme Adamaua's eine Rolle spielt und daher nicht selten in Dörfern zu finden ist. Nach kurzem Marsch am Rande des Gneissplateaus entlang, stiegen wir dasselbe hinan, dann über Rücken von Gneiss, welche alle westöstlich streichen. Auch Einlagerungen von Amphiboliten kamen vor. Nach Passiren eines Thalkessels, der nach O. offen ist, und dessen Boden aus hellgrauem Thon besteht, stiegen wir ein Thal zwischen zwei etwa hundert Meter hohen Bergrücken hinauf, welche zu meiner Ueberraschung aus rothem Felsitporphyr bestanden, der ebenfalls von W. nach O. streicht. Oben angelangt, dehnte sich eine wellige Hochebene aus, auf welcher das kleine Dorf Ssëro liegt. Anfangs ging es dann über diese aus Gneiss bestehende Hochebene, aus welcher zahlreiche, 100° Kompassrichtung streichende Porphyrgänge zehn bis fünfzehn Meter hoch hinausragen und zum grossen Theil aus isolirten Blöcken bestehen. Die Vegetation war dürftig, meist dorniger Akazienbusch. Bei Ssëro

hatten die Leute kleine Terrassen von wenigen Quadratmetern Grosse für ihre Hirsefeldchen gebaut. An Baumwolle war die Gegend hier, wie überhaupt nördlich vom Mao Kebbi, sehr reich. Bald senkte sich die Hochebene zu einem Flüsschen hinab, an welchem der Marktplatz Djóma liegt. Vor dem Dorf zieht sich in Richtung 100° ein zehn Meter hoher Porphyrwall hin. An einem Bach schlugen wir um Mittag das Lager auf.

Am Nachmittag machte ich einen Ausflug nach dem Dorf, das aus ausserordentlich zerstreut liegenden Höfen besteht. Ausser grossen hohen Baumwollenpflanzungen war kaum etwas bemerkenswerth. Von der Höhe des Porphyrwalles hatte man einen weiten Blick über die Gebirge, vom Hossere Básima bis zum H. Katscháu. Besonders fesselten die zackigen Granitketten des H. Kabĕschi,[11]) Borroró und Lómbel den Blick. Bereits seit dem Ueberschreiten des Mao Kebbi war es mir aufgefallen, dass der Boden nicht mehr die sandige Beschaffenheit und die gelbgraue Farbe hatte, wie der in dem Gneissgebiet südlich des Flusses, vielmehr dunkelbraun und thonreicher war. Auch wirklichen Laterit fand ich heute zum ersten Mal wieder, und zwar waren es der rothe Porphyr und die rothen Hornblendegneisse, welche den schönen Lehm liefern, aus welchem die Häuser in Djŏma erbaut sind. Die Termitenhügel erleichtern die Untersuchung des Bodens beträchtlich; an ihrer Farbe kann man sofort erkennen, ob Laterit vorhanden ist oder nicht, während die Farbe der oberflächlichen Bodenschichten oft durch Beimengungen, besonders durch schwarze Asche nach Grasbränden, verfarbt ist.

Wie am gestrigen Tage ging der Marsch auch heute (15. Dezember) über das wellige Gneissland, aus welchem Züge von Quarzporphyr, welche in der Kompassrichtung 100° streichen, herausgewittert sind; kurz vor Golombe folgten aber die mächtigen Züge mit 50° Streichen aufeinander. Gaóbäume bildeten vorwiegend die Vegetation. Nur einmal passirten wir eine Ansiedelung von vierzig bis fünfzig Höfen Namens Labbáre.

Die Hauptstadt des Landes, Golombe, besteht aus weit auseinander liegenden Gehöften, in einer von einem Porphyrzuge durchquerten Ebene, welche sich nach Osten in das Thal des Mao Kebbi fortsetzt. Von dem höchsten Punkte des Porphyrrückens hat man eine prachtvolle Aussicht auf das Thal des Mao Kebbi, in welchen das von Norden herkommende breite Thal des Mao Búlo einmündet. Auf dem anderen Ufer des Flusses liegt der Hossere Katschau, ein augenscheinlich aus Diabasen und krystallinischem Schiefer bestehendes, vier- bis fünfhundert Meter hohes Gebirge. Der Mao Kebbi umgeht dasselbe von Norden, um dann einen östlichen Lauf zu nehmen. Der H. Katschau wird von den Mañgbaí-Heiden bewohnt, welche theils zu Lere, theils zu Golombe, theils zu Bibene gehören. Die Kriege zwischen den beiden letzten Staaten bestehen nun im wesentlichen darin, dass ein Jeder die Arnanen des andern ausraubt und abfängt, nach dem Grundsatz: »schlägst du meinen Heiden, schlag ich deinen Heiden.« Der verfolgte Stamm retirirt dann jedes Mal schleunigst in das neutrale

Leregebiet. Diese Heiden sollen angeblich kleine Pferde, Wurfmesser — Gărió — und armlange Lanzen haben.[12])

Im Norden erheben sich drei gewaltige schroffe, zackige Granitketten, die alle in der Richtung 100° streichen: der Hossere Kabĕschi, Hossere Borroró und Lómbel. Zwischen diesen Gebirgen und Golombe dehnt sich ein welliges Gneissland aus. Dasselbe wird von zwölf bis fünfzehn Porphyrwällen durchzogen, welche bis fünfzehn Meter hoch sind und alle einander parallel in der Richtung 50° streichen.

In Golombe erlebten wir zur Abwechselung eine wenig angenehme Geschichte. Audu berichtete nämlich Uechtritz, dass der Lagoshauptmann Kadi Hastrupp beständig das Gepäck bestehle; die gestohlenen Sachen tausche er gegen werthvolle einheimische Stoffe ein oder verkaufe sie gegen Schafe, Ziegen, Hühner und andere Lebensmittel. Das Fleisch der geschlachteten Thiere verkaufe er wiederum an seine Leute, die es in Lagos bezahlen sollten. Die Diebstähle hätten einen solchen Umfang angenommen, dass er es für seine Pflicht hielte, uns davon Meldung zu machen. Kadi, der früher erwähnte Kongomann, war viel gereist, er kannte die ganze Westküste, und weil er freiwillig das Exerziren der Leute übernommen und sonst sehr brauchbar war, hatte Uechtritz ihm die Obhut über das Gepäck im Lager anvertraut. Er schlief bei demselben, missbrauchte aber den Vertrauensposten in der genannten Weise, ein Posten, um so verantwortlicher, als auf einer Expedition, wo die Lasten häufig verändert werden, eine Buchung und strenge Kontrolle des Gepäcks allein schon die Arbeitskraft eines Menschen erfordern würde. Bei einer Expedition wie die unserige, konnten wir uns auf solche Buchführung überhaupt nicht einlassen. Kadi besass aber nicht nur auf seine Lagosleute, sondern auch auf die Haussa einen solchen Einfluss, dass bisher Niemand, obwohl alle seine Unehrlichkeit kannten, etwas zu sagen gewagt hatte. Bereits in Adumre war uns der Mann einmal verdächtig geworden, wo er sich bei einer Gelegenheit als frecher Lügner gezeigt hatte. Sonst hatte er aber keinen Anlass zu Misstrauen gegeben.

Am folgenden Morgen (16. Dezember) wurde er verhaftet. Bei der Untersuchung seines Gepäcks und dem seiner Helfershelfer fanden wir denn auch nicht blos viele theure Stoffe einheimischer Industrie, sondern auch zahlreiche, uns gehörige. Das Corpus delicti lag also vor. Es wurden sodann die Zeugen vernommen und ihre Aussagen waren für Kadi so überwältigend belastend, dass wir beschlossen, den Dieb nicht länger zu behalten, sondern sofort nach Yola zurückzuschicken. Der König von Golombe übernahm es, gegen Empfang von zwei Sack Salz an der Hulk, den Verbrecher nach Yola zu schaffen. Am Nachmittage wurde derselbe denn auch nach Golombe abgeführt und der König erhielt zugleich die über den Diebstahl aufgenommenen Protokolle ausgehändigt, sowie unseren Brief an den Agenten der Hulk, der gebeten wurde, den Kadi nebst einem zweiten für Mr. Wallace bestimmten Brief an das Gericht in Assaba abzuliefern.

Jetzt, da Niemand den Mann mehr zu fürchten brauchte, erfuhren wir auch über dessen Vorleben so manches Werthvolle. In Lagos war er Sklavenhändler gewesen und am Kongo hatte er wegen eines den Leuten nicht bekannten Verbrechens zwei Jahre lang in Eisen arbeiten müssen. Das Exerzieren der Leute aber hatte er übernommen, theils zur Hebung seines Ansehens, theils in der Hoffnung, in den Heidenländern Sklaven fangen und demnächst verkaufen zu können. Zu diesem Zweck hatte er sogar schon in Garua eine Anzahl von Stricken mitgenommen! Als der missglückte Zug nach Bubandjidda dann diese löbliche Absicht vereitelte, suchte er in Mallumfé die Expedition, von welcher ihm nach jener Seite hin nichts mehr zu hoffen blieb, dadurch zu ruiniren, dass er die Haussa überreden wollte, davon zu laufen. Bei uns verläumdete er aber dieselben, sie hätten beschlossen, Nachts auszureissen. Dieser Schurkenplan missglückte jedoch, da die Haussa blieben. Alle diese Schuftigkeiten wurden uns also erst jetzt mitgetheilt. Und uns gegenüber war der Hallunke stets so soll Diensteifer und immer wie ein Ohrwürmchen gewesen! Wir waren froh, dass wir dieses faule Ei los waren. Leider sollte er uns, Dank der herrlichen englischen Justiz in den Kolonien, später noch viele Scherereien machen. Seine Helfershelfer wurden mit Gehaltsabzügen und sonst, ein jeder nach Verdienst und Würdigkeit, bestraft. Sie waren seitdem die brauchbarsten Leute und wir haben uns nicht wieder über sie zu beklagen gehabt.

Kadi's Nachfolger wurde Aguandé oder George, wie er sich als Bürger der gebildeten Stadt Lagos nannte. Er war der einzige, der von den Lagosleuten noch Englisch sprach, und schon aus diesem Grunde als Headman allein zu brauchen. Ausserdem besass er unter den Leuten Ansehn und hatte bereits Expeditionen mitgemacht. So war er einer der Getreuen v. François' in Togo gewesen, kannte Kling und Wolf und hatte bei der Gründung von Bismarckburg mitgeholfen. Auch hatte er als bester Schütze bisher die mit mir marschirende Abtheilung als Unteroffizier geführt. Verstand er es auch nicht so strenge Disziplin bei den Gewehrleuten durchzuführen, wie sein Vorgänger, so war er doch als Mensch von anständigerer Gesinnung jenem Hallunken weit vorzuziehen und wir konnten uns über den Wechsel nicht beklagen. Heute schritt er zum ersten Mal ohne Last, mit dem Handbeil am Gürtel, die Trompete als Zeichen seiner Headmanswürde über die Schulter gehängt, noch einmal so stolz und erhobenen Hauptes dahin.

In eineinhalb Stunden durchquerten wir am 17. Dezember das Gneissland, das sich bis zum Mao Búlo erstreckt, und überschritten dabei ein Dutzend Quarzporphyrrücken, die alle 50° streichen. Der einhundertunddreissig Meter breite Fluss führt Gerölle von Quarz, Granit, Quarzporphyr, Schiefer und Sandstein und ist in eine Mulde von graugelbem Sandstein eingeschnitten. Die Mulde streicht in der Richtung 100 Grad und befindet sich am Südfuss des Hossere Borroro und Lombel. In ihrer Mitte liegen auf dem Sandstein blaugraue Schieferthone und junge Flussablagerungen von hellgelbem sandigen Mergel, mit runden und eckigen Kalk-

knollen, Konkretionen aus den Mergeln. Genau dieselben Gebilde hatte ich schon in den Ablagerungen eines Baches bei Adumré beobachtet. Wir werden sie bei Marrua in viel ausgedehnterem Maasse wiederfinden. Wird der Mergel von den Regengüssen fortgeschwemmt, so bleiben die Kalkknauern als lose Gerölle zurück und liefern einen trostlos öden und unfruchtbaren Boden.

Wir passirten die Mulde in dreiviertel Stunden, überschritten dann einen dreissig Meter hohen Trachytwall, darauf einen Rücken von grobkörnigem Sandstein und stiegen den etwa hundert Meter hohen Abhang von Gneissen und Graniten hinauf zu dem grossen Dorfe Uro Borroro, welches auf der Höhe des Passes zwischen dem Hossere Lombel und Borroro liegt. Der Pass ist etwa drei- bis vierhundert Meter breit; an beiden Seiten steigen die etwa achthundert bis tausend Meter hohen Granitgebirge auf. Theils schwarze nackte glatte Wände von fünfzig und mehr Meter Höhe, theils gewaltige Blockmeere bilden die Abhänge, welche nur spärlich mit Buschwald bedeckt sind. Kuppen, Zacken und Zähne stehen auf dem langgestreckten Kamm des gewaltigen Walles. In dieser Scenerie liegt sehr malerisch das Dorf Uro Borroro, dessen Name bereits unser Interesse erweckt. Denn Borroro heissen die nomadisirenden Fulbe, welche die ursprüngliche Lebensweise dieses merkwürdigen Volkes beibehalten und ihre nationalen Eigenthümlichkeiten am besten bewahrt haben. In Garua hatten wir zum ersten Male die dort schon erwähnten seltsamen Gestalten gesehen, Frauen mit zahlreichen Zöpfen, die an den Schläfen in das Gesicht hingen, mit messingenen Ohrringen, fünf, sechs, acht in jeder Ohrmuschel, mit kupfernen und messingenen Ringen an Oberarmen und Handgelenken; die Hautfarbe dunkelbraun bis hellröthlich gelb; schmale feine lange Gesichter, dünne Lippen und Nasenflügel, hohe, gerade, schmale Nasen und schmale Nasenrücken, kurz, durchweg kaukasische Züge. Besonders sahen die alten Weiber merkwürdig zigeunerhaft aus. »Was sind das für Leute?« fragten wir damals. »»Borroró!«« »Arnáni?« »»Nein, Fulla. Sie haben viel Vieh und wandern im Lande umher!

Also echte ursprüngliche Fulbe, gewissermaassen Originalexemplare dieses merkwürdigen, räthselhaften Volkes, welches vor mehreren Jahrhunderten in dem westlichen und centralen Sudan auftrat und seitdem auf einer stetigen Wanderung nach Osten begriffen ist. [13])

Es wird mancher der Leser vielleicht mit der Geschichte dieses Volkes nicht vertraut und ihm eine kurze Darstellung derselben erwünscht sein.

Ueber die Abstammung der Fulbe wissen wir nichts Genaues. Ihren Traditionen nach wollen sie aus Osten gekommen sein, und vielleicht ist die Aehnlichkeit ihres Namens mit dem ägyptischen Fellah kein Zufall; ihre Sprache ist ja auch mit dem Somali verwandt. In historischen Zeiten sind sie dagegen aus dem Gebiet des oberen Senegal, wo sie noch die herrschende Klasse bilden, nach Osten gewandert. Etwa im fünfzehnten Jahrhundert traten sie, nach Nachtigal, in Bornu auf. Ihre am weitesten nach Osten vorgeschobenen Kolonien befinden sich im Süden von Wadái und unter den Heidenstämmen jenseits des mittleren Schari.

Als Viehhirten breiteten sie sich aus und lebten unter den Negerstämmen nur geduldet, oft bedrückt. Im Anfang dieses Jahrhunderts ging von den Fulbe aus der Gegend von Gándo und Sokoto eine auf religiöser Grundlage ruhende Bewegung aus, welche zu der Gründung des grossen Sokotoreiches führte, das nach wenigen Jahrzehnten das ganze Land zwischen dem Niger und dem Scharibecken umfasste. Das Sultanat Bornu konnte sich nur mit Mühe gegen sie behaupten. Ganz Adamaua wurde damals ebenfalls von dem Heerführer Ádama erobert. Während aber der grösste Theil der Fulbe sesshaft und mit Hülfe der unterjochten Negerstämme Ackerbauer wurde und nur nebenbei Viehzucht betrieb, behielt ein Theil von ihnen das Nomadenleben bei und zog von Land zu Land. Auch den alten Namen Borroro unter welchem einst ihre Vorfahren in den Sudan eingewandert waren, haben sie beibehalten. Als im Jahre 1890 die Rinderpest den gesammten Viehstand vernichtete, waren es die Borroro allein, welche ihre Heerden retteten, indem sie sich fern von allen Ansiedelungen in die Wildniss zurückzogen und mit keinem Menschen in Berührung kamen. Uebrigens sind sie nicht Nomaden in dem Sinne der asiatischen Steppenvölker, vielmehr haben sie ihre Städte und festen Wohnsitze und sind Unterthanen der betreffenden Herrscher. So haben die Sultane von Sokoto, von Kano, von Saria, von Muri u. A. ihre ihnen unterthänigen Borroro,

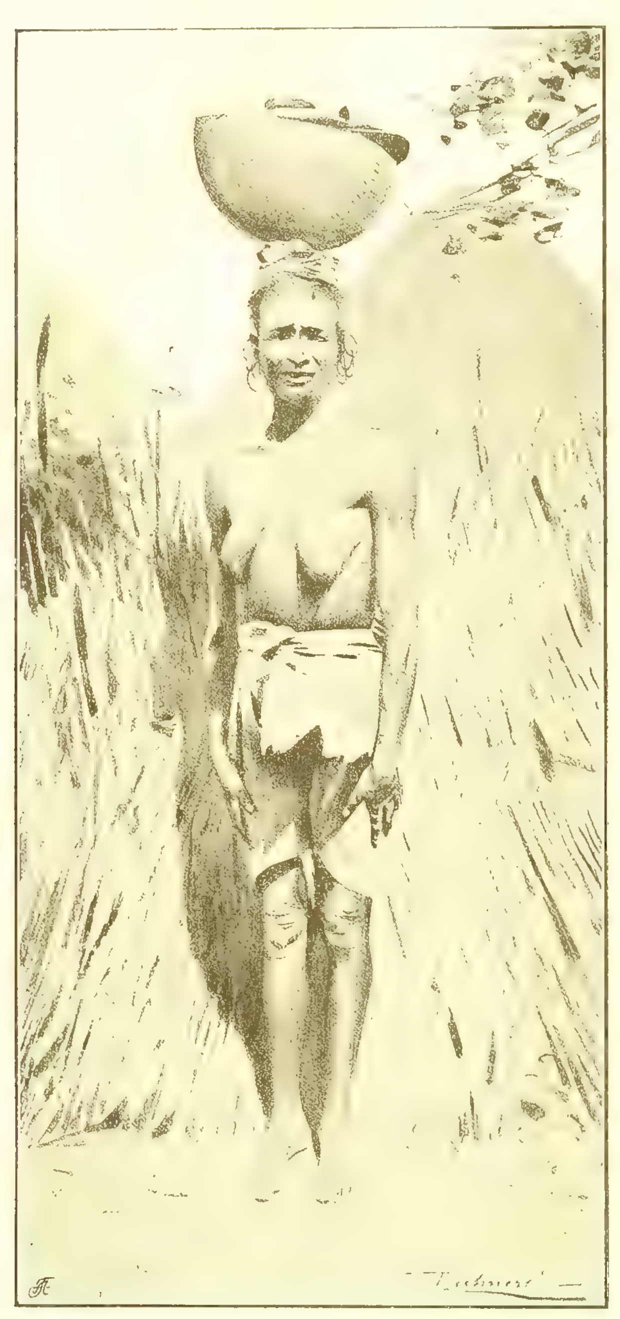


Abb. 84. Borroruweib aus Garua.
(Nach Photographie.)

welche in bestimmten Städten einheimisch sind, aber den grössten Theil ihrer Lebenszeit umherwandern. In demjenigen Lande, in welchem sie sich gerade aufhalten, müssen sie an den Landesherrn zwei Prozent ihres Viehs jährlich als Abgaben zahlen; desgleichen an ihren heimischen Oberherrn. Wenn demnach eine Borroroschaar, selbst nach jahrelanger Abwesenheit, in ihre Heimath zurückkehrt, so haben sie für die Zeit ihrer Abwesenheit eine entsprechende Zahl von Rindern abzuliefern. Die Männer bekommt man selten zu sehen, häufig dagegen die Frauen, welche in den Dörfern und Städten Milch und Butter verkaufen.

Uro Borroro unterschied sich äusserlich in Nichts von einem gewönlichen Fulladorf; auch die Bevölkerung, die Männer und ein Theil der Frauen, hatten die gewöhnliche Fullatracht; die Frauen trugen die hohe blaue Mütze. Doch bestand ein Theil der Letzteren allerdings aus typischen Borrorofrauen und -Mädchen, mit Zöpfen und Messingringen in den Ohren und an den Armen. Die Stadt Borroro ist übrigens reichsunmittelbar, d. h. sie steht direkt unter dem Sultan von Yola, oder, wie es im echten negerenglisch heisst: »He is strong for himself.

Trotz der verlockendsten Bilder, die unser »Bagirmi« bezüglich der herrlichen Milch und Butter der Borroro entwarf, blieben wir nicht in der Stadt, sondern zogen weiter. Nach einer halben Stunde war der Pass mit dem Gneissboden und den beiden Gebirgszügen hinter uns, und es folgte eine Mulde von graugelbem Sandstein und Schiefer, welche ganz entsprechend der südlich von Uro Borroro gelegenen Mulde gebaut ist und dasselbe Streichen (100°) besitzt. Auch der Trachyt- und Sandsteinzug fehlte am nördlichen Rande dieser Mulde nicht. Zwischen beiden befindet sich das Dorf Soráuiel baláraba. [14]) In der Mitte der Mulde fliesst der zwanzig Meter breite Mao Dakumé. Soráuiel selbst liegt ebenfalls an einem Bach, der von dem Pass von Héri, westlich des fünf- bis sechshundert Meter hohen Hossere Héri, herabkommt und den Trachyt und Sandsteinwall senkrecht durchbricht. Das nur fünfundzwanzig bis dreissig Höfe zählende Dorf ist eine der wenigen Araberkolonien im Lande und als solche »strong for himself«. Der stolze Dorfkönig fühlte sich in seiner Würde gekränkt, weil keine Gesandtschaft bei ihm erschien und verbot seinen Unterthanen den Verkauf von Lebensmitteln an uns. Als dann ein Bote mit Präsenten zu ihm geschickt wurde, gestattete er zwar den Verkauf, kam aber selbst nicht in's Lager, schickte auch kein Gegengeschenk. Uebrigens sieht man den Bewohnern in keiner Weise die arabische Abstammung an. Sie kleiden sich und sehen aus wie Fulbe, reden wohl auch deren Sprache.

Abends brachte ein Mann, der vor Kurzem in Marrua gewesen war, Milch zum Verkauf. Er erzählte von Kämpfen, die zwischen dem König von Bornu und Arabern stattgefunden hätten. Die Araber seien geschlagen, ihr Führer gefallen. Dieselben hätten aber vorher den König von Bagirmi besiegt und sein Land erobert. Uns ging diese Kunde natürlich sehr im Kopf herum; denn

wenn dieser Bericht auch höchst unklar war, ja unwahrscheinlich lautete, so weiss man in diesen Ländern doch nie, was man von einem Gerücht zu halten habe und ob sich nicht doch einige Wahrheit dahinter verbirgt.

Nach Passiren des Dorfes Soràniel ging es am folgenden Tage zum Heripass hinauf, einer Lücke zwischen dem malerischen H. Heri im Osten und anderen niedrigen, etwa hundert Meter hohen Bergen im Westen. Während die Berge selbst aus rothem Granit bestehen, wird der Pass, wie das folgende Plateau, von grauem und rothem Gneiss und Hornblendegneiss mit Zügen von rothem Granit und Felsitporphyr gebildet. Die Vegetation bestand aus dürftigem Buschwald, auch Savanne und war bereits ganz vertrocknet und öde. Das Dorf Heri[15]), welches eine halbe Stunde nördlich vom Pass liegt, ist wegen seines schlechten Wassers, das aus einer Lehmgrube geschöpft wird, berüchtigt. Des-

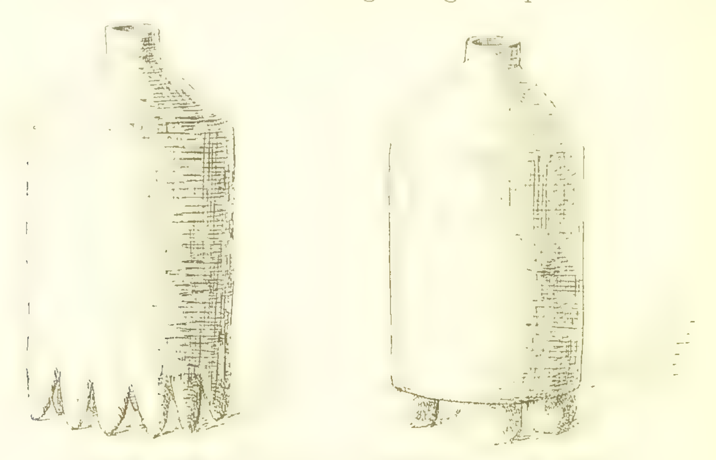


Abb. 85 u. 86. Kornurnen aus Yambutu und Uro Bororo.
Nach Skizze.

halb marschirten wir durch, obwohl Uechtritz auf dem Marsch einen Fieberanfall bekommen hatte und erreichten bereits vor Mittag den Ort Yambútu. In der Nähe eines etwa achtzig Meter breiten trockenen Flusses schlugen wir das Lager auf. An demselben befand sich ein grosser schöner Butterbaum, der uns seit Garua nur selten begegnet war. Den ganzen Nachmittag über standen die ehrsamen Bürger Yambutu's um das Lager und die Zelte herum, mit anerkennenswerther Ausdauer die noch nie zuvor gesehenen Weissen und ihre wunderbaren Sachen anstaunend. Als ich am Fluss einige Tauben schiessen ging, folgte mir ein Menschenknäuel nach und den Fall eines jeden Thieres begleitete ein vielstimmiges Ah! Erst mit hereinbrechender Dunkelheit kehrten sie befriedigt in ihr Dorf zurück.

Ein kurzer Marsch von drei Stunden brachte uns am 19. Dezember nach Gíddír,[16]) der Hauptstadt eines kleinen Königreiches. Anfänglich blieb die Landschaft die von gestern. An der Uebergangsstelle über den Mao Yambutu befand sich ein sieben Meter breiter, rother Porphyrwall, der quer über den Fluss

zog und von dem Wasser spiegelblank geschliffen war. Am Fuss zeigte er eine schwarze Kruste. Das Vorkommen schwarzer Krusten an Gesteinen die in trockenen Flussbetten anstehen, kann man oft bemerken und zwar befinden sich dieselben als ein zwanzig bis dreissig Centimeter hoher, oben horizontal verlaufender Streif dicht über dem Boden des Flussbetts. Es macht durchaus den Eindruck, als hätte sich die Kruste nur da gebildet, wo stehendes Wasser längere Zeit den Fuss der Felsen bedeckte und allmählich verdunstete. Ich habe diese Beobachtung sowohl am Gneiss wie an Graniten, Porphyren und Sandstein machen können. Kurz vor Giddír ändert sich das landschaftliche Bild, indem, wie in Laddo und Mallumfe Granit, so hier Syenit mit Felsenburgen und Klippen auftritt. Ein etwa zweihundert Meter breiter Fluss, in dessen sandigem Bett sich einige malerische Syenitburgen erheben, durchzieht in westöstlicher Richtung das Land. Die Höfe der Stadt liegen ausserordentlich zerstreut zwischen den isolirten reihenförmig angeordneten Felsenburgen. Unter einem mächtigeu Fikus — bánle h. — schlugen wir dicht am Fluss das Lager auf.



Abb. 87. Mahlbank in Yambutu.
Nach Skizze

Schon unterwegs hatten wir eine Anzahl von Männern angetroffen, welche von Kopf bis zu Fuss bewaffnet waren, einer trug sogar einen Lederschild, ein anderer einen Brustpanzer, auch hatten sie einige Pferde mit. Sie erzählten, sie kämen aus Marrua, und berichteten von der Araberinvasion Folgendes: Der »grosse Mann« habe Bagirmi erobert, in Karnak Logone einen Statthalter zurückgelassen und jetzt Kuka gestürmt; der Sultan von Bornu sei geflohen. Bei diesem Bericht mussten wir natürlich sofort an Mahdisten denken und er kam uns auch sehr wahrscheinlich vor. Waren aber diese Nachrichten, die der König von Giddir bestätigte, wahr, so hatte ein weiteres Vorgehen keinen Zweck. Allein auf so unbestimmte Berichte hin wollten wir doch nicht den Reiseplan abändern und jedenfalls bis Marrua gehen, wo wir am besten hoffen durften, Sicheres über die Araber und den »grossen Mann« zu erfahren.

Der nächste Marsch sollte uns zu dem Gebiet der unabhängigen Heiden bringen, welche die Strasse nach Marrua unsicher machen. Deshalb pflegen auch die Karawanen nur unter kundiger Führung und Nachts die feindlichen Stämme zu passiren. Schon vor uns war heute ein Gesandter des Kaisers von Sokoto in Giddir eingetroffen, welcher nach Balda zu dem Abenteurer Hayátu gehen sollte, von dem später die Rede sein wird. Auch dieser Gesandte des mächtigen Kaisers, mitsammt seiner stattlichen Reiterschaar, zog es vor, sich Nachts durchzuschleichen. Was aber die Führer betrifft, so existiren mehrere solcher Leute,

welche für den schweren Dienst, dem sie sich unterziehen, theuer bezahlt werden. Wir selbst nahmen in Giddir einen solchen an, einen langen hageren Fulla, welcher sich vor dem Aufbruch mit seinem Schimmel im Lager einstellte. Ueber die Ermordung des »batúre«, welche die Bornuhelden so in Furcht gesetzt hatte, erfuhren wir, dass derselbe ein Araber gewesen und vor zwei Jahren sammt seiner grossen Karawane zusammengehauen worden sei. Allerdings hätte er nur ein Feuersteingewehr bei sich gehabt. Vor einigen Jahren hat auch die Niger-Kompagnie einen Agenten nach Marrua geschickt, der zwar elf Soldaten bei sich gehabt, trotzdem aber mehrere Lasten verloren haben soll.

Von einer der Felsenburgen, welche nur wenige hundert Meter vom Lager entfernt lagen, hatte man einen vorzüglichen Rundblick, besonders auf den langen Gebirgszug des H. Libé, welcher von SW. nach NO. streicht und sich, wie es scheint, als zusammenhängender Gebirgszug, der bis zwölfhundert Meter Höhe



Abb. 88. Hütte mit Mahlbank und Schutzdach in Giddir.
Nach Skizze.

erreichen mag, über Marrua hinaus hinzieht. Die südwestlich gelegenen Ketten scheinen noch dem 100° System anzugehören, und bestehen, den zackigen zerklüfteten Spitzen und Kämmen nach zu schliessen, aus Granit, ganz wie der Hossere Heri, Borroro u. a. Im Osten erheben sich als isolirte Massive der H. Lámna und Bírssa.

Die Felsen des rothen Syenits waren glatt, frisch und spiegelblank; sie zeigten weder chemische Verwitterung noch Insolationswirkung, weil das Gestein sehr zum schaligen Abspringen neigt. Allerdings kamen an manchen Blöcken dunkelbraune Krusten vor. Die Felsenburgen wurden von Klippdachsen bewohnt, welche sich, besonders Morgens, auf den Blöcken sonnten und bei unserem Nahen blitzschnell in einer Spalte verschwanden.

Der Weg führte am nächsten Morgen durch Giddir hindurch, das mit allen Aussenhöfen siebenzig bis achtzig Gehöfte umfassen mag. Hinter dem Dorf passirt man die letzten Syenitburgen, dann geht es stundenlang über welliges Gneissland, aus welchem vertikale Gneissschichten wie Mauern herausgewittert sind. Niedriger Buschwald bedeckt das Gebiet. Eine interessante

Pflanze war hier häufig, welche am Boden eine Blattrosette, wie die Ananas bildet. Aus ihrer Mitte steigt ein dreiviertel Meter langer Stiel auf, welcher rothe Blüthen trägt. Ich habe sie weder vor- noch nachher wieder beobachtet. Nach zweistündigem Marsch erreichten wir den Ort Dángar, welcher an dem vierhundert und zwanzig Meter breiten Mao Dábba[17]) liegt. Obwohl noch ein starker Tagesmarsch vor uns war, beschlossen wir doch weiter zu gehen. Nach einer Stunde erreichten wir den Mai Lúe, einen zweihundert Meter breiten Strom, welcher in den Mao Kebbi mündet. Der Mao Dábba ist ein Nebenfluss von ihm. Eine Zeitlang ging der Marsch den Fluss entlang, dann wieder durch Gneissland, das schliesslich einem Granitlande mit hohen Felsenburgen Platz machte. Dem H. Lámna waren wir nahe gekommen und er fesselte mit seinen schöngeformten Berggruppen immer wieder den Blick. Im Nordwesten zogen mehrere Massive in grössere Entfernung hin, wie der H. Músugoi und Mádama.



Abb. 89.
Ein Mattafall.
(Nach Photographie

Als wir uns den Granithügeln näherten, an deren Fuss das Dorf Máttafáll liegt, begegnete uns ein Máttafáll-Heide, der wegen seiner »Toilette« allgemeines Aufsehen erregte. Derselbe war ein mittelgrosser, kräftiger Mann mit breitem, rundem, plumpem Negergesicht, der Kopf war kurz geschoren; um den Hals trug er ein blaues Perlenhalsband, den Bogen hielt er in der Hand, ein Köcher nebst einer Signalpfeife, aus dem Horn einer Ziege gemacht, hing auf seinem Rücken. Um die Hüften hatte er ein gedrehtes Tuch gewunden, das hinten geknotet war und als langer Schwanz herunterhing. Das Seltsamste aber war ein aus Gras geflochtenes Futteral, welches er über den Penis gezogen hatte, und dieses Kleidungsstück verlieh ihm ein so possierliches Aussehen, dass bei seinem Anblick die ganze Karawane in lautes Gelächter ausbrach. Der Heide schien an solche Freudenbezeugungen gewöhnt oder darüber erhaben zu sein; denn er stand ganz gleichgiltig da. Als er aber bemerkte, dass ich ihn fixirte und in dem Buch Notizen machte, schnitt er ein grimmiges Gesicht und entzog sich der »Verzauberung« durch schleunige Flucht.

Um drei Uhr betraten wir das Dorf Máttafáll,[18]) welches von den gleichnamigen Heiden, zu denen auch der oben beschriebene gehörte, bewohnt wird. Auch wohnen einige Fulbefamilien darin; denn das Dorf ist seit einigen Jahren von den Fulbe unterworfen. Es zieht sich östlich von einigen etwa hundert Meter hohen Granithügeln bis zu dem Mao Lúti hin und besteht aus hübschen in den Anpflanzungen weit zerstreut liegenden Häusern und Höfen, denen zum grossen Theil jedoch die Abschliessung mit Mattenzäunen fehlt. Die zahlreichen Fächerpalmen (Hyphaene), welche in dem Bereich des Dorfes stehen, gereichen demselben zu hoher Zierde. Um ein Uhr schlugen wir am Ufer des zwanzig Meter tief senkrecht in grauen Gneiss eingeschnittenen Mao Lúti das Lager

auf. Im Osten winkten die hundert bis hundertfünfzig Meter hohen Granitberge des Hossere Gōlūm herüber, welche von den räuberischen Bárawa bewohnt werden, deren Gebiet wir morgen passiren sollten. Nach Süden überflog der Blick eine Ebene bis zu der schönen Gruppe des H. Lámna. Auch dieses Gebirge wird von dem streitbaren Volke der Lám[19]) bewohnt, die eine eigene Sprache reden. Auf ihre Bergfesten ge stützt, haben sie bisher den Fulbe, selbst dem Heere des Sultans von Yola, siegreich Widerstand geleistet.

In dem Lager versammelte sich bald eine Schaar von Heiden. Manche hatten Toben, die meisten aber waren so wie der oben beschriebene Heide gekleidet, wenn auch mit geringen Abweichungen. So hatten viele statt des gedrehten Lendentuches eine einfache Hüftschnur, von der hinten ein Grasbüschel herabhing. Alle hatten aber die seltsamen Penisfutterale — guggúr matt. — Meist waren dieselben auffallend lang, auch zuweilen noch mit einer etwa drei Centimeter langen Holzspitze versehen, die eingeflochten und roth oder blau gefärbt war. Die Knaben hatten ganz besonders lange und dünne, fast bleistiftförmige Futterale. Die Bewaffnung war die der Fulbe: Bogen, Pfeil, Lanze und Keule.



Abb. 90. Haartracht der Mattafall-Frauen.
Nach Skizze.

Die Frauen begnügten sich mit einer Schnur um die Lenden, an welcher hinten ein Blatterbüschel oder Zeugstreif, vorne ein Blatt oder Lederlappen von sehr bescheidener Grösse hing. Die Haartracht bestand in einem Helm, welcher an den Seiten und in der Mittellinie zackige, glatte Bänder, deren Natur mir unbekannt blieb, besass, und sich vorn zuweilen wie eine phrygische Mütze umlegte. An den Schläfen hing ein Zopf herab. Ober- und Unterlippen waren durchbohrt, um Grashalme oder Perlen hindurchzustecken. Manche hatten auch Perlen im rechten Nasenflügel, wie die Haussa- und Fulbefrauen.

Die Heiden beiderlei Geschlechts waren nur mittelgross und schlank, aber kräftig gebaut; der Schädel brachy- bis mesocephal, das Gesicht breit, rund und plump. Es kamen verhältnissmässig nur wenige Leute ins Lager, auch wurde sehr wenig zum Verkauf angeboten. Hie und da brachte einer ein Huhn, einen Maiskolben oder ein lächerlich kleines Schälchen mit Mehl, sodass die Leute nur wenig kaufen konnten. Auch die Fulbefrauen, welche im Dorfe lebten, kamen mit nur wenig Lebensmitteln, weil ihre Vorräthe sehr beschränkt waren.

Ueber die Heiden, deren Gebiet wir Morgen passiren sollten, erfuhren wir Folgendes. Sie heissen Bárawa, sprechen dieselbe Sprache wie die Mattafall und haben dieselbe Kleidung und Bewaffnung. Ihre Dörfer liegen auf dem

Hossere Gōlúm; sie kommen aber auch in die weite Ebene hinab, welche sich zwischen ihren Bergen und dem H. Kollá und anderen Stocken des grossen Mandara-Gebirges ausdehnt. Durch diese Ebene geht die Strasse oder vielmehr verschiedene Schleichwege nach Marrua, und an ihnen pflegen die Räuber auf die Karawanen zu lauern. Ihre Späher sitzen auf hohen Bäumen und benachrichtigen ihre Kumpane mit einem lauten Hu! Hu! von dem Herannahen der Beute. Dann postiren sich die Herrn zu beiden Seiten des Weges im Busch, und wenn die Karawane zwischen ihnen ist, stossen sie ein gellendes ahálla haí-Geheul aus, um die Wanderer zu erschrecken und zum Hinwerfen der Lasten, auf welche es ihnen vorwiegend ankommt, zu veranlassen. Mit den geraubten Waaren betreiben sie einen schwunghaften Tauschhandel nach den Grenzdörfern, z. B. Mattafall, wo zugleich ihre Kundschafter sitzen. Kurz, wir hatten es, wie uns der muthige Gaschimbaki wiederholt versicherte, mit einem »bad pople« zu thun. Die gesammte Kriegsmacht der Bárawa soll nicht über hundert Mann betragen Zu fürchten waren sie also nicht, falls wir sie zur rechten Zeit bemerkten und zum Schuss kamen. Um nun möglichst gesichert vorzugehen, wurde folgende Marschordnung getroffen. Uechtritz mit den zehn besten Schützen ging voran, dann kamen die fünf Esel, hierauf fünfzehn Gewehrleute und die Unbewaffneten, zuletzt ich mit fünfundzwanzig Mann. Die Esel waren so weit vorgeschoben, damit, wenn sie eine Stockung verursachten, die Vorderleute schnell zum Halten gebracht werden konnten. Bei der geringen Zahl und der Güte der noch vorhandenen Thiere durfte man ein Zusammenmarschiren mit den Trägern wagen.

Nachdem die Träger instruirt und der Zug geordnet war, brachen wir am 21. Dezember auf. Zwei Männer, die von Ngaumdere kamen, schlossen sich uns an und mussten als Spitze einige Schritte vor der Karawane hergehn. Doch war auch am heutigen Tage unser Bágirmi, obwohl nur mit Pfeil und Bogen bewaffnet, immer der erste und allen Andern voraus. Der tief in die Felsen eingeschnittene Mao Luti verursachte gleich am Anfang einigen Aufenthalt. Auf dem andern Ufer des Flusses waren noch einige Pflanzungen angelegt, dann ging es in die Wildniss hinein. Anfangs führte der Pfad durch die mit hohem Schilfgras bestandene Ebene, welche sich zwischen dem Mao Luti und Lue ausdehnt. So hoch und dicht war dasselbe, dass man selbst vom Pferde aus nicht darüber hinwegsehn konnte. Dann ging es weiter durch dichten Buschwald, der ebenso unübersichtlich war und in welchem sich wenige Schritte abwärts vom Wege eine ganze Armee hätte verstecken können. Lautlos marschirten heute die sonst so gesprächigen Träger und lauschten auf jedes Geräusch, bereit, sofort im Laufschritt vorzustürzen, wenn die Spitze in's Gefecht käme oder schnell die Lasten niederzuwerfen und zu schiessen, wenn aus den Büschen in ihrer Nähe das gellende ahálla haí erschallen sollte. Ich selbst, der, wie immer, den Schluss der Karawane bildete, trug heute meinen Karabiner selbst, wenn dadurch auch die Kompassaufnahmen vielleicht leiden konnten. Mein Boy hatte die Doppelbuchse Anfangs passte ich auf und liess, soweit

es möglich war, den Blick umherschweifen. Noch nie zuvor hatte ich so auf die zahlreichen Vogelstimmen geachtet, die allerorts im Busch ertönten. Be-



Abb. 91. Gruppe von Mattatall.
(Nach Photographie.)

sonders zog der Pfefferfresser — djillikóa h., tschirokóko f., gudde kóriam kan. — immer wieder die Aufmerksamkeit auf sich, wenn er auf der Spitze eines

hohen Baumes sitzend unter Kopfnicken seine klagenden Flötentöne ausstiess. Zu gleicher Zeit waren die Vögel aber auch ausgezeichnete Warner; denn so lange sie sangen, konnte in der Nähe eine Menschenmenge nicht versteckt sein.

Die anfängliche Anspannung machte bald, als der Marsch stundenlang, in langsamem Tempo, durch den Busch ging, einer vollen Gleichgiltigkeit und Erschlaffung Platz. Nach zweieinhalb Stunden passirten wir den etwa hundert Meter breiten Mao Súbül, der sich in den Gneiss ein felsiges Bett gegraben hat. Die Uebergangsstelle ist zugleich eine beliebte Ueberfallsstelle. Vor einigen Monaten sollte hier eine Karawane von hundert mit Kautschuck beladenen Eseln abgefangen worden sein. War es vielleicht auch nur die Hälfte gewesen, immerhin ein guter Streich! Zahlreiche Fusspfade kreuzten den Weg, doch war kein Mensch zu sehn. Unzweifelhaft wurden wir von hohen Bäumen aus beobachtet; aber den Herren war die Expedition gewiss zu stark und sie mussten sich begnügen, mit gierigen Blicken das umfangreiche Gepäck zu verschlingen, das ihnen vor der Nase vorbeigeführt wurde.

Jenseits des Mao Súbül bestand das Land wieder aus Gneiss und grauem Granit, der an vielen Stellen in Gestalt runder, breiter, platter Buckel von zehn und mehr Meter Höhe zu Tage trat. An Thieren scheint diese Wildniss nicht arm zu sein; wenigstens waren frische Spuren von Elephanten, welche Aeste abgebrochen hatten, um auf dem Marsch das Laub zu verzehren, mehrfach zu sehn und Uechtritz bemerkte an einer Stelle sogar unzweifelhafte Giraffenspuren. Einige Springböcke kreuzten den Weg. In der Ferne erblickte Uechtritz zwei riesige schwarze Vögel, die er für eine Trappenart hielt. Wahrscheinlich war es der gleiche Vogel, den ich einmal in Laddo gesehen hatte. Er war sehr scheu und flog schon in zweihundert Meter Entfernung davon.[20])

Um zwei Uhr erreichten wir den Ort Ndókúlla. In mitten einer räuberischen Heiden-Bevölkerung gelegen und von übermächtigen Feinden bedroht, war dieser vorgeschobene Posten der Fulbe, welche die Stadt in Gemeinschaft mit unterworfenen Heiden bewohnen, von vornherein unseres Interesses gewiss. Ihrer gefahrvollen Lage entsprechend ist sie an einer für die Befestigung höchst günstigen Stelle angelegt. Drei Granitberge von zehn bis zwanzig Meter Höhe aus unzugänglichen Blöcken aufgebaut und mit Dorngesträuch bewachsen, bilden an sich schon natürliche Festungen. Dazu kommt aber noch ein Graben, Wall und Dornverhau, welche auf zwei Seiten diese Felsburgen mit einander verbinden, während die dritte Seite durch die zehn Meter tiefe, mit senkrechten Felswänden in den Granit eingeschnittene Schlucht des Mai Lue und eines Nebenflüsschens einen natürlichen Schutz erhält. Durch eine enge, mit Dorngestrüpp verbarrikadirte Pforte gelangten wir als nicht unwillkommene Gäste in das Innere, zogen durch die Höfe und Häuser des etwa dreihundert Einwohner zählenden Ortes und schlugen dicht am Fluss das Lager auf. Die überraschten Bewohner strömten in Schaaren zusammen, zumal Bágirmi seine Donnerstimme erschallen liess und yă kuróri! kŭróri! kuróri! — auf Fulfulde Mehl oder Essen

allgemein — in das Dorf hinausbrüllte, ein zarter Wink für das schöne Geschlecht, recht bald und in Mengen Lebensmittel zum Verkauf zu bringen. Sie versammelten sich dann auch in kurzer Zeit in dem Lager mit Kalabassen und Schalen, und die Leute, bei denen gestern Schmalhans Küchenmeister gewesen war, begannen ein lebhaftes Handeln und Feilschen. Wir hatten dabei Gelegenheit, unsere Studien in Betreff der Arnani, die wir gestern begonnen hatten, fortzusetzen. Denn die Bewohner von Ndókúlla und Máttafáll gehören demselben Volke an. War aber gestern fast nur das männliche Geschlecht im Lager vertreten, so sah man heute umgekehrt fast nur Frauen.

Während die Männer in Aussehen und Kleidung völlig denen in Mattafall glichen, trugen die Knaben in der Mittellinie des Kopfes einen zwei Finger breiten Haarkamm; die Oberlippe aber war durchbohrt und mit einem zolllangen Grashalm — gírsing ka fíting matt. — geziert. Die Frauen hatten eine Tracht, welche derjenigen der gestrigen Heidenfrauen entsprach, nur dass sie hier neben Zeug und Lederstreifen vorwiegend Gürtel aus blauen und weissen Perlen von einfachen und geflochtenen Strängen und Bändern hatten. Hinten hing von demselben ein dickes Bündel schwarzer Perlen, mit einer Quaste rother, wie ein Schwanz herab — läbáddana —, vorn ein kleiner Lappen aus Lederfransen — girrgirr. — Bei den meisten bestand die Lendenschnur aus zwei Theilen, einem einfachen Ring um den Leib und einer unterhalb desselben längs dem Darmbein kommenden und in der Leistenbeuge verlaufenden Schnur, an welcher Schamlappen und Schweiftroddel befestigt waren. Der Perlenschurz heisst bírldsér. Die Oberlippe war bei Allen durchbohrt und mit einem fingerlangen Grashalm, der über die Nasenspitze hinausragte, geschmückt. Ringe um Hals, Oberarm, Handgelenk und Fussknöchel aus Perlen, Stahl oder Kupfer trägt jede Frau; den Kindern wird um ein Fussgelenk, wahrscheinlich als Amulett, eine Perlenschnur mit einer Troddel gebunden. Das Haar der Frauen ist meist glatt abrasirt und manche der plumpen breiten, runden Gesichter erinnerten mich lebhaft an die Abbildung der Musgufrau in Nachtigals Werk oder noch mehr an die der Barifrauen auf den Photographieen Buchta's. Die Hautfarbe war dunkelbraun ins Röthliche gehend, der Schädel rund, der Körper plump, aber kräftig und ebenmässig gebaut.

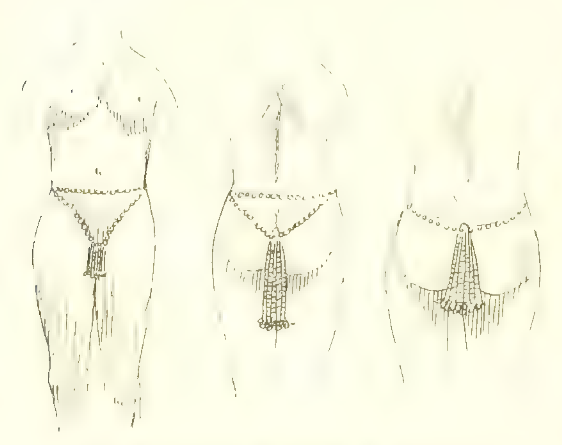


Abb. 92. Tracht der Frauen in Ndokulla.
Nach Skizze.

Die Kinder werden in einem braunrothen Ledertuch — gárra — dessen vier Ecken in vier Zipfel auslaufen — auf dem Rücken getragen. Von diesen werden

die unteren über dem Bauch, die oberen über der Brust zusammengeknüpft. Mit diesem Tragleder können die Kinder auch auf der Seite getragen werden, indem sie auf dem Darmbeinkamm reiten.

Viel seltsamer als die Heidenfrauen waren aber die Fulbedamen bezüglich ihrer Haartracht, welche die komischste ist, die ich je gesehen, und die aus der »Zopfzeit« zu stammen scheint, Auf dem Scheitel haben besagte Damen zwei von vorn nach hinten sich hinziehende Wülste, zwischen denen in der Mittellinie eine tiefe Rinne liegt. Auf dem Kamm der beiden Wülste läuft je ein fingerbreites glattes pechschwarzes Band aus mir unbekanntem Stoff. Beide Wülste nebst den Bändern konvergiren auf dem Hinterkopf, vereinigen sich im Nacken und setzen sich in einem fingerdicken, runden, fünfundzwanzig bis dreissig Centimeter langen Zopf fort, welcher am Ende einen Knoten besitzt. Der Zopf hat vermittelst Wachs und Kautschuck die Konsistenz von Hartgummi erhalten, so dass er durch Biegen jede beliebige Gestalt annimmt und in derselben verharrt. Er wird mit kühnem Schwunge nach oben gebogen, so dass er den Scheitel überragt. Aber nicht zufrieden, den einen Zopf hinten zu haben, besitzen die koketten Schönen deren noch zwei, welche an jeder Seite vor dem Ohre sitzen, wie die Sturmbänder eines Helms. Wie die Haussafrauen an den Schläfen über dem Ohr einen Zopf flechten, welchen sie nach hinten schlagen und im Nacken zusammenknüpfen, so flechten die hiesigen Fulladamen in ganz gleicher Weise Zöpfe, die sie aber nicht nach hinten nehmen, sondern vor dem Ohr herabhängen lassen. Durch schlaue Toilettenkünste wie Hineinflechten falscher Haare und Bastfäden und Anwendung von Wachs haben sie auch diesen Zöpfen eine stattliche Länge und plastische Konsistenz gegeben, so dass dieselben das Kinn überragen, nach innen etwas umbiegend die Rundung des Gesichts nachahmen, und Dank ihrer Plastizität ihre Form auch beim energischsten Drehen und Schütteln des Kopfes beibehalten. Diese stattliche Haartracht nennt die Fullanerin tírda hírnga.



Abb. 93. Mattafall-Frau mit Kind. (Nach Skizze.)

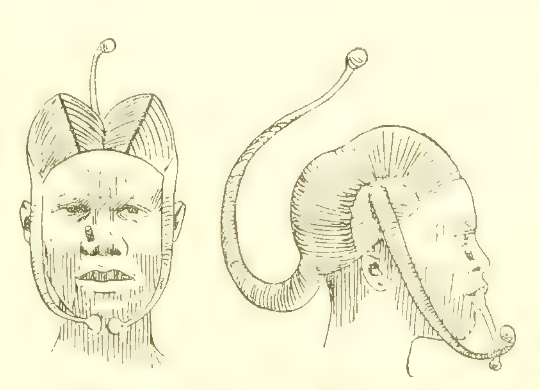


Abb. 94. Haartracht der Marruanerinnen. (Nach Skizze.)

Gegen Abend kam der Stadtkönig, ein Fulla, und brachte zwei grosse, welsähnliche Fische, welche heute in dem Fluss gefangen waren, eine angenehme Abwechslung für die Tafel, welche fast ausschliesslich aus Huhn mit Reis be-

stand. Er klagte, dass er sich nur mit Mühe gegen die Heiden halten könne. Im Süden sässen die uns schon bekannten Bárawa, im Westen die Dabái, welche den Hossere Kollá bewohnen. Diese sollen keine Penisfutterale tragen, sondern Zeugstreifen zum Bedecken der Blösse nehmen; doch haben auch sie einen Grasbusch hinten. An sie schliessen sich nach NO. die Síddim im Gebirge gleichen Namens an, welche die Mófu-Sprache[21]) reden; dann folgen die Músugoi[22]) und Usuel oder Ursuel. Diese seien seine grössten Feinde, besonders die Ursuel da Lúlu im Lulugebirge. Das Gebiet dieser Heiden hätten wir Morgen zu passiren und sicher würden sie am Wege lauern. Die Usuel besässen kleine Pferde auch hatten sie Lanzen und Wurfmesser. Er befände sich mit ihnen in beständigem Kampf. Vor einigen Tagen hätte er eine Räuberschaar, die am Wege lauerte, überrumpeln wollen, wäre aber dabei selbst überfallen worden; fünf Mann habe man ihm weggefangen, einen getödtet. Es sei denn auch die nächste Umgebung der Stadt so unsicher, dass häufig Leute beim Fischen von räuberischen Streifbanden überrascht würden.

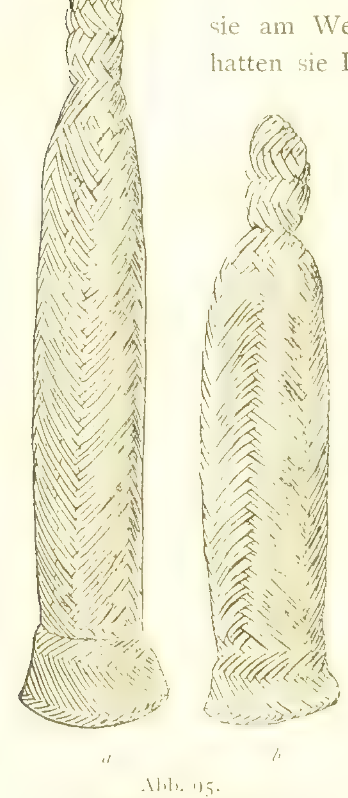


Abb. 95.
Penisfutterale der Mattafall.
¼ nat. Gr.
a in natürlicher Lage,
b in zusammengedrücktem Zustand,
in welchem es auf- und abgestreift wird.

Diese Klagen waren nicht übertrieben; die kleine Fullakolonie hat einen schweren Stand, und die Zähigkeit und der Muth, womit sie den zielbewusst mitten in Feindes Land gegründeten Punkt, den einzig sicheren Hafen auf dem unsicheren Wege zwischen Marrua und Mattafall, halten, verdient die grösste Anerkennung. Man darf getrost annehmen, dass schliesslich doch einmal von Ndokulla als Mittelpunkt aus die Unterjochung der räuberischen Heiden von den Fulbe wird durchgeführt werden, selbst wenn jene, was ihnen bei einem gemeinsamen energischen Vorgehen jetzt noch ein Leichtes sein dürfte, die Stadt vorübergehend erobern sollten. Die Nothwendigkeit einer sichern Verbindung zwischen Marrua und dem Benuethal würde unzweifelhaft immer wieder eine Neugründung von Ndokulla herbeiführen.

Bald nach unserer Ankunft in Ndokulla erschien eine Bande von etwa achtzehn, theilweise berittenen Fulbe, eine ansehnliche Rinderheerde von etwa dreissig Stück mit sich treibend. Sie hatten in Giddir gehört, dass wir nach Marrua wollten, waren die Nacht hindurch marschirt, um uns einzuholen, aber leider erst eine Stunde nach unserem Aufbruch in Mattafall angekommen. Kurz entschlossen hatten sie es trotzdem gewagt uns zu folgen und uns auch glücklich

erreicht. Der Führer kam nun Abends in's Lager und bat Uechtritz um die Erlaubniss, Morgen mit der Expedition marschiren zu dürfen. Dieselbe wurde ihm gern ertheilt.

Von einem der ausserhalb der Stadt gelegenen Granitbuckel hatte ich, von klarem Wetter begünstigt, einen prachtvollen Blick auf die Gebirge, die sich als eine zusammenhängende Masse, aber mit zahllosen Ausläufern, Vorsprüngen und vorgeschobenen isolirten Bergen, von SO. nach NO. hinziehen, sowie über die Ebenen nach Osten und Süden bis zu dem H. Golum, dem Sitze der räuberischen Barawa und dem fernen H. Lamna.

Abends sassen wir noch lange vor dem Zelt zusammen. Was werde der morgende Tag neues bringen? Uebermorgen also in Marrua. Dort musste sich das Schicksal der Expedition entscheiden. Als wir zur Ruhe gegangen waren, wiegte uns das monotone Rauschen eines Wasserfalles, welchen der Mai Lue in der Nähe bildete, in Schlaf; für diesen Theil Afrikas, zumal in der Trockenzeit, wo fliessendes Wasser so selten ist, ein ungewohntes, lange nicht gehörtes Geräusch. In der Regenzeit mag der Gebirgsstrom in seinem engen Felsbett allerdings noch ganz anders donnern und schäumen.

Am folgenden Morgen kam der König in das Lager und theilte uns mit, die Barawa wären Nachts in der Nähe von Ndokulla vorbeigezogen; er und seine Leute hätten die Kriegstrommeln vernommen; kein Zweifel, sie hätten sich mit den Usuel zu gemeinsamem Angriff vereinigt; ein Zusammenstoss sei mit Sicherheit zu erwarten. Auf die Anfrage, ob er uns einige Leute zum Lastentragen stellen wolle, damit wir an der Spitze unbeladene Schützen hätten, erklärte er, er wolle selbst mitkommen mit einigen Kriegern, die an den gefährlichen Stellen die Lasten tragen würden. Sie wollten aber erst ein Stück hinter der Stadt dieselben übernehmen; denn sie schämten sich zu sehr vor ihren Frauen. Damit waren wir zufrieden. Um acht Uhr fünfzehn Minuten brachen wir auf und nach Ueberschreiten zweier tief in das Gestein eingeschnittener Nebenflüsse, ging es durch Gras und Flusssand längs dem Hauptfluss, dem Mai Lue hin, dessen Bett eine Breite von etwa hundertfünfzig Metern besitzt; Wasser war darin nur als ein schmaler Streif vorhanden. Um zehn Uhr überschritten wir den Fluss. Am anderen Ufer wurde Halt gemacht und der Kriegsplan noch einmal durchgegangen. Es begleiteten uns der König zu Pferde mit drei anderen Reitern und zu Fuss etwa fünfundzwanzig mit Bogen und Lanzen bewaffnete Fulbe, darunter auch einige mit Lederschilden. Von dem Fussvolk sollten ein paar zusammen mit den beiden Ngaumdereleuten als Spitze vorausgehen. Dann kam Uechtritz mit vierzehn unbeladenen Gewehrleuten, ferner die übrige Karawane in der üblichen Reihenfolge. Diejenigen Fulbe, welche Lasten übernommen hatten, befanden sich bei den unbewaffneten Trägern, denen ich folgte. Hinter mir ritt der König mit seinen Reitern; dann kam ein Fulla mit einigen Schafen und den Schluss bildeten die Hirten mit ihrer dreissig Köpfe zählenden Rinderheerde, alles

grosse, fette, stattliche Buckelrinder mit breiten geschwungenen Hörnern. Wenn die Spitze den Feind bemerkte, sollte sie sich eiligst zurückziehen und der ganze Zug Halt machen, ich aber im Laufschritt mit meinen Gewehrleuten zu gemeinsamer Aktion vorgehen; da der Gegner beritten war, musste er sich ein offenes Terrain zum Angriff aussuchen, ein für uns günstiger Umstand; denn das Gefährlichste für uns war stets ein plötzlicher Ueberfall aus der Nähe, zumal von den Seiten her.

Eine zweite Frage betraf den einzuschlagenden Weg. Die Fulbe wollten uns gern direkt durch das feindliche Dorf führen, in der Hoffnung, wir würden dasselbe stürmen, Sklaven fangen, Beute machen: kurz, sie wollten unsere Expedition als Mittel benutzen, um ihren Feind zu vernichten, oder doch schwer zu schädigen. Es gab aber noch eine zweite Strasse, welche freilich bedeutend weiter und völlig wasserlos sein sollte. Da es uns aber garnicht auf einen Zusammenstoss mit den Räubern ankam, was auf dem ersten Wege unvermeidlich gewesen wäre, wir im Gegentheil jeden unnöthigen Patronenverbrauch vermeiden mussten, so wurde der zweite Weg gewählt. Die Leute füllten für den Tag ihre Kalabassenflaschen mit Wasser, wir selbst hatten Milch, die uns der König noch heute früh geschickt hatte; dann ging es weiter.

Das Land war völlig eben und bestand aus Flusssand und Kies, während das Grundgestein, Gneiss und grauer Granit, selten zu Tage trat. Der Busch war licht, das Gras niedrig. Vor uns erhob sich der H. Lúlu, auf dessen östlichem Ausläufer es direkt zu ging, ein Granitgebirge von zweihundert bis zweihundertfünfzig Meter Höhe mit hohen Zinnen und Blockmauern an den Gehängen. Fährten von Thieren waren häufig. Im vorher passirten Flussbett fanden wir frische Giraffenspuren und die Fährte eines mächtigen alten Elephantenbullen, der vor einigen Tagen dort seinen Durst gelöscht hatte. Auch alte Spuren von Büffeln, Antilopen und Hyänen waren zahlreich; desgleichen vom Schakal. Wir haben letzteren aber auf der ganzen Reise nur selten kläffen hören.

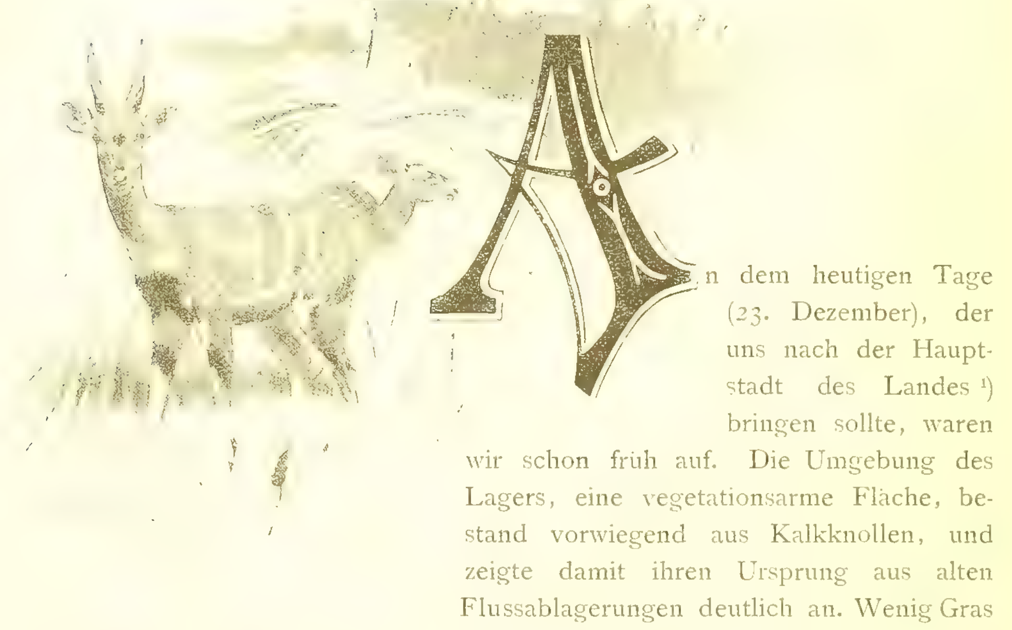
Etwa achthundert bis tausend Meter vor einem gegen sechzig Meter hohen Vorberge des Lulu-Gebirges bog die Strasse, welche bisher eine fast direkt nördliche Richtung eingehalten hatte, plötzlich nach Osten um. Hier war die gefährlichste Stelle des ganzen Weges. Aber vergeblich spähten wir aus: kein Feind war zu erblicken. Von den hohen Bergen aus beobachtete man uns zweifellos, wagte aber augenscheinlich keinen Angriff. Vor zwei Uhr waren alle »bad places«, an denen die Räuber »sit down for road«, passirt und die Fulbe erklärten, umkehren zu wollen. Der König bekam ein Stück weissen Turbanstoff, seine Leute für das Tragen der Lasten, unter deren Gewicht die stolzen Helden gestöhnt hatten, zusammen ein Stück Croydon. Dann eilten sie im Geschwindschritt quer durch den Busch nach Hause; denn auf demselben Wege, den wir gekommen, wagten sie nicht zurückzukehren.

Durch den langweiligen Buschwald ging es dann weiter. Zahlreiche Wasserrisse und noch mehr Fusswege, welche vom H. Lulu zu dem H. Golum führten und auf

den regen Verkehr zwischen den verschiedenen Heidenstämmen deuteten, kreuzten die Strasse. Zerbrochene Kalabassen und Töpfe, Zeugfetzen in den Dornbüschen, niedergetretenes Gras, waren als stumme Zeugen früherer Ueberfälle am Wege nicht gerade selten und bezeugten, dass die Furcht vor den Räubern doch nicht unbegründet gewesen. Nach vier Uhr wurde die erste Wasserstelle, etwas abseits im Busch, erreicht. Adúabaume mit kirschgrossen reifen Früchten, welche um einen harten Kern eine dünne Schicht säuerlichen Fleisches hatten, waren ausserordentlich häufig und leichtsinnig wollten die Leute sich zerstreuen, um die Leckerbissen zu sammeln, obwohl die Gefahren des Weges noch keineswegs vorüber waren.[23]) Um fünf Uhr öffnete sich der Buschwald, die ersten Anpflanzungen erschienen. Rechts war in der Ferne mehrmals der beruhmte Méndifpeak sichtbar, links hohe Bergzüge, vor uns der eigenthümlich geformte H. Mógudi und die Gebirge von Marrua. Vor sechs Uhr erreichten wir die ersten Höfe, aber erst als die Sonne bereits untergegangen war, schlugen wir am Ufer des Mao Búlla, einige Minuten vor der Stadt Sőñgoia, das Lager auf. Das Gebiet der unabhängigen Heiden war glücklich passirt, das Sultanat Marrua erreicht. In der herrlichen Mondscheinnacht entwickelte sich trotz der späten Zeit im Lager noch ein reges Leben. Schaaren von Neugierigen strömten aus der Stadt herbei und die bezopften Schönen begannen mit Erdnüssen und Mehl einen flotten Handel. Obwohl die Leute die Ration stets für einen Tag voraus bekamen, kauften sich doch die wenigsten einen Vorrath für den folgenden Tag ein. Lieber einmal hungern, als etwas mehr tragen; dieser Grundsatz entspricht so ganz der Sorglosigkeit und Trägheit der Neger.

X. KAPITEL.

Marrua.



An dem heutigen Tage (23. Dezember), der uns nach der Hauptstadt des Landes [1]) bringen sollte, waren wir schon früh auf. Die Umgebung des Lagers, eine vegetationsarme Fläche, bestand vorwiegend aus Kalkknollen, und zeigte damit ihren Ursprung aus alten Flussablagerungen deutlich an. Wenig Gras mit einzelnen Dornbüschen und Bäumen bildete die Pflanzendecke; nur wo das Grundgestein — grauer Granit — als Buckel und Hügel hervorragte, hatte sich stellenweise eine dichtere Vegetation angesiedelt. Auf einem solchen Granithügel liegt der Ort Sóngoia. Das Flussufer selbst aber säumten mächtige Fikusbäume und gewaltige Akazien ein. In der Ferne erhob sich der H. Lulu mit einem merkwürdigen, mindestens hundert Meter hohen glatten Thurm in der Mitte, der von Ndokulla aus nicht sichtbar ist. In dem Lager versammelte sich eine zwei- bis dreihundert Köpfe zählende Menschenmenge, welche zum grössten Theil aus Bewaffneten bestand und neugierig unseren Aufbruch beobachtete.

Wir passirten den Mao Búla und gingen Anfangs an dessen linkem Ufer entlang. Gegenüber lag der grosse Ort Sóngoia, aber auch auf unserer Seite

Initial: Streifenantilope.

reihte sich Farm an Farm. Das Land war dicht bevölkert und gut angebaut. Man konnte die Bewohnerzahl des Distrikts wohl auf zehn- bis zwölftausend Menschen veranschlagen.

Nach dreiviertelstündigem Marsch betraten wir von neuem Buschwald, der, wie am gestrigen Tage, vorwiegend aus Akazien und Kúrnabäumen (Zizyphus) bestand. Links waren zackige Berge, vor allem der H. Mógudi sichtbar, vor uns lag der H. Makkabái. Die Ebene, über welche wir marschirton, bildet die Wasserscheide zwischen dem Gebiet des Benue und Logone, zwischen dem des Oceans und dem Tsadsee. Denn der Tsannanga fliesst bereits zum Logonfluss.

Um halb elf Uhr begannen wiederum zahlreiche Höfe und Anpflanzungen, welche in weitem Bogen die grosse Stadt Káttual umgeben. Die Grösse und Zahl der Baumwollenfelder war auffallend; man war gerade bei der Ernte beschäftigt und in allen Gehöften sah man Kalabassen mit Baumwollenflocken stehen.

Auch der Anblick der Stadt war überraschend. Während die Farmen Matten- oder lüderlich gebaute Zäune aus Hirserohr besassen, war hier ein jedes Gehöft mit drei Meter hohen, glatten, grauen Lehmmauern umgeben, die stets ein grosses Rechteck bilden, und oben häufig mit einem Dornenkranz versehen sind. In dem Hofe liegen die Häuser, zehn und mehr an Zahl;[2]) Melonenbäume und Dattelpalmen unterbrechen die geraden Linien der Mauern, während der sonst die Mattenzäune zierende Ararόbbe-Baum fehlt. Weit mehr noch als die Mattenzäune verleiht eine solche Mauer den Gehöften einen abgeschlossenen Charakter, ja macht ein jedes zur Festung. Diese Gehöfte liegen in der Stadt dicht nebeneinander und lassen nur enge Strassen zwischen sich. Die Mauern aber verleihen der Stadt einen so orientalischen Charakter, dass das Auge unwillkürlich nach Minarets und Kuppeln sucht. Unsere Gedanken schweiften denn auch weiter nach Norden, zu den Ländern am Logonfluss und Tsadsee, deren Lehmgebäude, ja Paläste, uns aus Nachtigal's und Barth's Schilderungen noch in guter Erinnerung waren.



Abb. 97. Ein Gehöft in Marrua.
(Nach Skizze)

Káttual liegt an dem Mao Tsánnaga, der in einem dreihundert Meter breiten, aber sehr flachen Bett fliesst und nach den Músguländern geht. In demselben machten wir Halt. Die armen Pferde, welche seit Ndokulla nicht ordentlich getränkt waren, konnten hier aus Kalabassen, die einige Wasser holende Frauen aus Wasserlöchern voll schöpften, ihren Durst gründlich stillen. Anfangs am linken Ufer hinmarschirend, dann nach Mískin[3]) abbiegend, setzten wir den Marsch fort. Wo man auch hinblickte, überall sah man Farmen, Ansiedlungen, Dörfer. Káttual und Mískin gehen auf diese Weise fast in einander über. Schaaren Neugieriger standen am Wege,

begleiteten auch wohl die Karawane ein Stück des Weges. Junge Felder mit Mussukua von bisher nicht gesehener Dimension, einhundertundfünfzig und mehr Morgen gross, dehnten sich dazwischen aus. Der Boden war ein leichter sandiger Thonboden und augenscheinlich sehr fruchtbar. Die Strassen wurden breit, so breit wie die unsrigen, so dass vier, fünf und sechs Träger neben einander marschiren konnten, und man sah sich fast nach den Wagen um, mit welchen diese Wege befahren werden könnten. Es war, als öffne sich vor uns eine neue Welt und in der That dürfte Marrua bereits sehr bedeutende Anklänge an die Tsadseeländer besitzen. Aber das tropische Afrika kennt keine Wagen, nicht einmal zu Karren hat es der Schwarze gebracht. Eine grosse Eselkarawane kam uns entgegen. Die Thiere hatten aus Strohstricken geflochtene, mit Holzbügeln gestützte Sättel — tâschi h. — auf denen in Ledersäcken Kautschuck geladen war. Sie befand sich auf dem Wege nach Yola.

Um halb zwei Uhr erreichten wir einen hundert Meter breiten Fluss, welcher wahrscheinlich die Fortsetzung des Tsannaga ist, und an welchem wir aufwärts marschirten. Jenseits desselben erhob sich das kahle, zwei bis dreihundert Meter hohe Makkabaigebirge, links schweifte der Blick über eine mit niedrigem Gras und Gaóakazien bestandene Ebene, deren aus Kalkknollen bestehender Boden unfruchtbar war. Die Ansiedlungen hatten fast ganz aufgehört, aber am Fusse und an den Gehängen des H. Kákata und Kaliáu, zog sich Dorf an Dorf hin. Durch die Thäler blickte man auf ferne hohe Gebirgsmauern. Um drei Uhr erreichten wir die ersten Hauser der Stadt Marrua, welche sich am Fuss des wohl vierhundert Meter hohen H. Marrua hinzieht. Dieselbe besteht, wie Kattual, Miskin und die Dörfer an den Berghängen, aus rechteckigen Höfen mit Lehmmauern.

Uechtritz hatte den Führer zu dem König vorausgeschickt, um demselben unsere Ankunft zu melden. Der König liess uns sagen, er werde seinen Minister senden. Als derselbe aber gar zu lange ausblieb, zeigte uns der Führer einen im Westen der Stadt gelegenen Platz am Mao Kaliáu mit einigen Gruppen hoher Akazien, der sich zum Lager eignete. Der gewöhnliche Lagerplatz der Karawanen befindet sich eine halbe Stunde weiter am Ostrande der Stadt.

Als gerade die Zelte aufgeschlagen wurden, erschien ein Gesandter des Sultans, wie wir später hörten, war es der Ssáriki n lefidda Omár, ein Riese an Grösse und Kraft, der einen für seine Figur passenden Rothschimmel ritt. Er überbrachte die Grüsse des Königs und kehrte bald zur Stadt zurück, nachdem er sich vergeblich bemüht hatte, die Schaaren der Neugierigen, die als lebende Mauer das Lager und vor allem die Zelte umstanden, zum Fortgehen zu bewegen.

Das Sultanat Marrua, zu welchem Miskin, Kattual und Songoia gehören, wird von Fulbe bewohnt, welche aber mit Negerblut stark vermischt sind. Ich erinnere mich nicht, rein gelbe Fulbe daselbst gesehn zu haben, dagegen stösst man nicht selten auf semitische Gesichter, die eine Beimischung arabischen Blutes verrathen. Die Marruaner sind wegen ihrer Böswilligkeit und Diebereien verrufen, der Pöbel dominirt, die Regierung ist ihm gegenüber schwach und die

Unsicherheit auf den Strassen sehr gross. Am hellen lichten Tage werden Wanderer abgefangen und zu Sklaven gemacht; man begeht die Wege deshalb auch nur in kleinen Karawanen. Die Marruaner stehen ferner in dem Rufe grosse Zauberer zu sein und auch hierin erinnert Marrua an die Logonländer.[4]) So bereiten sie kräftige »Medizin«, mit welcher sie unter dem Vorwand, die Hand zu schütteln, oder bei sonstigen Gelegenheiten, fremde Wanderer bestreichen. Willenlos, ohne zu schreien, muss dann der Unglückliche ihnen folgen. That sache ist es, dass einzelne Leute oft genug in Gehöfte gelockt, dort gefesselt und als Sklaven verkauft wurden. So kam zu uns ein Haussa, welcher vor einiger Zeit einen Brief des Sultans von Yola an seinen Vasallen, den Emir von Marrua, überbringen sollte und trotz des Briefes auf offener Strasse gefangen und verkauft worden war. Der Emir war ausser Stande ihn zu befreien und der Mann war noch immer Sklave. Unsere Leute wurden deshalb gewarnt, irgend ein Gehöft zu betreten. Auch wir hatten unter der frechen Zudringlichkeit des Pöbels zu leiden, indem Schaaren — es mochten über tausend Menschen sein — die Zelte umstanden, sich vor denselben niederhockten und Alles begafften. Nur durch Aufstellen hoher Mattenzäune, welche Audu aus der Stadt von dort ansässigen Haussa holen lies, konnten wir uns einigermaassen den Blicken der zudringlichen Menge entziehen.

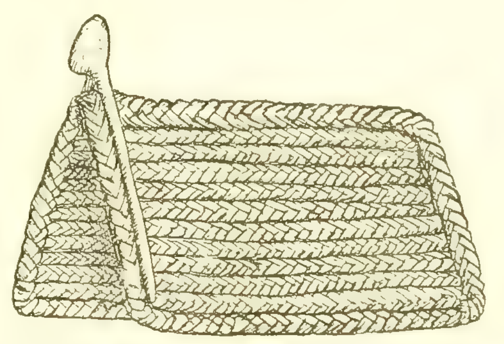


Abb. 98. Eselsattel — taschen. — aus Marrua. ⅐ nat. Gr.

Sogar der Sultan von Yola wurde bei seinem Aufenthalt in Marrua vor zwei Jahren von dem Mob insultirt, und nicht blos mit Worten; er soll sogar auf der Strasse von einer Bande angehalten worden sein: »So! Du bist also der Subéru, wir wollten blos einmal sehen, wie Du aussiehst.« Damit zogen sie weiter und der stolze Sultan musste sich die Frechheiten gefallen lassen und sich begnügen, leutselig zu lächeln.

Am frühen Morgen des Weihnachtstages erschien der Ssáriki n lefidda im Lager und frug an, warum der König von Yola keinen Geleitsmann mitgeschickt habe. Es wurde ihm der Geleitsbrief ausgehändigt. Hierauf entfernte er sich, brachte auch den Brief bald zurück, mit der Antwort, derselbe sei echt und sein Herr, der Sultan Ssáli, liesse den Chef der Expedition zur Audienz rufen. Uechtritz zog sich zu dem Zweck um und suchte die Präsente aus. Da Audu, ohne einen Grund anzugeben, dringend bat, ich möchte im Lager bleiben, so blieb ich zurück; Uechtritz bat er dagegen den Revolver mitzunehmen. Er hatte augenscheinlich triftige Gründe für diese Vorsichtsmaassregel, wenn er auch Nichts weiter mittheilen wollte. Auf den Strassen drängte sich das Volk Kopf an Kopf; aber nur bewaffnete Männer, Frauen waren nicht zu sehen. Ein verdächtiges Zeichen! Zwanzig Minuten lang ging so der Zug durch die Stadt

hin, kaum imstande, sich durch das Gedränge hindurchzuwinden. Der Minister Omar musste voranreiten und erst einen Weg bahnen. Auf dem Platz vor dem königlichen Palast, selbst in den Höfen desselben, drängte sich die bewaffnete Menge. In dem Empfangshause erfüllte eine auserwählte Rathsversammlung in prächtigen Gewändern den Raum, aber auch sie Alle waren bewaffnet, kaum dass in der Mitte des Hauses für Uechtritz und den Dolmetscher Platz zum Hinsetzen war. So sassen sie mitten zwischen den Würdenträgern eingekeilt. Vor Uechtritz hockte ein kräftiger Mann im besten Mannesalter, soweit der Litham das Gesicht erkennen liess; augenscheinlich der Sultan. Zwischen ihm und Uechtritz lagen vier gekreuzte Schwerter auf der Erde, eine seltsame Art der Ehrenbezeugung einem Gast gegenüber; hinter ihm sassen die Rathsherrn, meist ältere Leute. Nachdem die üblichen Begrüssungen ausgetauscht waren und Uechtritz die Grüsse des Deutschen Kaisers überbracht hatte, fragte ihn der Mann hinter den Schwertern eingehend aus: nach seiner Heimath, wie weit sie sei, ob sie hinter Sokoto liege u. a. Als Uechtritz erwähnte, man müsse vier Wochen mit einem grossen Schiff auf der See fahren, übersetzte der Fulladolmetsch Schiff mit »Kanu«, und See mit »grosser Fluss«. Dann kam man auf den Zweck unserer Reise zu sprechen. Handel treiben wollten wir nicht; zur Kompagnie, die sie kannten, gehörten wir auch nicht; man war augenscheinlich höchst misstrauisch und glaubte, wir kämen in kriegerischer Absicht. Ueber Bubandjidda waren sie natürlich genau unterrichtet und dachten wohl, jetzt käme die Reihe an sie. Als Uechtritz erklärte, wir wollten nach Bagirmi, kam der Schwertermann sofort auf die Araber zu sprechen, welche vor Kurzem dieses Land und jetzt auch Kuka erobert hätten. Man gab so viel einzelne Ereignisse an, dass an der thatsächlich erfolgten Invasion der Araber nicht mehr zu zweifeln war. Uechtritz erklärte denn auch, dass unter solchen Umständen die Expedition allerdings nicht weiter gehen könne. Darin suchte ihn die Versammlung lebhaft zu bestärken; denn Niemand würde zurückkehren, die Araber besässen viel Gewehre und Munition und hätten bereits siegreich gegen Weisse gekämpft.

In dieses Gespräch mischte sich allmählich ein Greis, der mitten in der Versammlung, jedoch etwas abseits, sass und bald das Wort allein führte. Es stellte sich heraus, dass dieser der Sultan Ssali sei, der sich aus Furcht unter seinen Würdenträgern verborgen hatte, allmählich aber einen Löwenmuth gefasst hatte und das Inkognito abwarf. Der Mann hinter den Schwertern war dagegen der ebenso todesmuthige Thronfolger, der Yarima Búba.

Nach obigen Erörterungen wurde die Audienz aufgehoben und Uechtritz kehrte in das Lager zurück. Während der Audienz hatte Audu gehört, wie mehrere aus der Versammlung sich ganz offen darüber unterhielten, ob nicht jetzt der geeignetste Moment da wäre, den Weissen zu tödten und ihn nicht mehr in das Lager zurückzulassen. Vorsichtigere Herren zählten aber die Schüsse in seinem Revolver und stimmten für einen friedlichen Verlauf der Audienz. So also

stand es mit den Gefühlen der Marruaner unserer Expedition gegenüber. Das Warum erfuhren wir noch an demselben Abend von einem Haussamann: es war die Furcht, wir wären Freunde des Abenteurers Hayatu und wollten uns mit ihm verbünden.

Die Lebensgeschichte dieses unternehmenden Mannes ist von hohem Interesse und für die politischen Zustände im grossen heiligen Sokotoreich höchst charakteristisch. Früher schon hatten wir mehrmals den Namen Hayatu nennen hören als den eines Mannes, welcher sich nördlich von Marrua ein Reich gegründet und gegen den Emir von Yola siegreich gekämpft habe. Hier erfuhren wir nun von ihm Folgendes und haben später von anderen Gewährsmännern diese Thatsachen bestätigt gefunden. Hayatu ist ein Mallam (Schriftgelehrter) aus Sokoto, seiner Nationalität nach Haussa. Nach einigen Nachrichten, z. B. Mizon's Berichten, soll er ein Sokotoprinz sein; uns wurde er von den verschiedensten Seiten stets als Haussa bezeichnet und gerade diese seine Nationalität mit Entrüstung von den Fulbe hervorgehoben. Möglich, dass er sich anfangs für einen Sokotoprinzen ausgab, um reichere Geschenke zu bekommen.

Vor ungefähr vier Jahren durchzog nämlich Hayatu die Haussaländer, besuchte die grossen Sultanate von Kano, Saria, Yakoba u. A. und kam auch über Muri nach Yola. Unter dem Vorwand, eine Pilgerfahrt nach Mekka unternehmen zu wollen, bettelte er um Unterstützung und erhielt auch von den Königen reiche Geschenke. So soll ihm der Sultan von Yola zahlreiche Sklaven und Kleider geschenkt haben. In Marrua blieb er vier Wochen und bekam vom Sultan mehrere Pferde und Sklaven. Eine Tagereise hinter Marrua, in Bálda[5]) fand Hayatu ungeordnete Zustände vor und hier glaubte er ein geeignetes Feld für seine Absichten gefunden zu haben. Auf dem Markt rief er das Volk zusammen, vertheilte seine Reichthümer an Geld und Kleidern unter dasselbe und forderte es auf, sich ihm anzuschliessen, er wolle sie reich und mächtig machen; Niemand dürfe sie dann mehr bedrücken. Man frug ihn, was er für Mittel hätte und wie er das anfangen wollte? Er habe, antwortete er, vier Pferde und einige Sklaven; in kurzer Zeit werde er aber viele Pferde und viele Leute haben und dann werde er sie stark und reich machen. Nun herrschte in Balda, wie in allen andern Städten Adamaua's kein Mangel an verarmten Fulbe, katilinarischen Existenzen, die Nichts zu verlieren und Alles zu gewinnen hatten. Solche Leute schlossen sich ihm an und mit ihnen trieb er Strassenraub und überfiel kleine Dörfer. So erbeutete er in der That viele Pferde und Waffen. Die Beute, wie Kleider, Sklaven u. a. vertheilte er aber unter seine Anhänger. Durch solche höchst politische Maassnahmen gewann er die Sympathie des Pöbels. Hunderte von raubgierigen Fulbe und vor Allem auch von räuberischen Arabern aus Süd-Bornu, sammelten sich unter seine Fahnen. In kurzer Zeit hatte er, wie er es versprochen, ein starkes Heer mit dem er jetzt auch die grösseren Städte bekriegen konnte. Die Einwohner der eroberten Städte forderte er auf, zu ihm nach Balda zu kommen und sich ihm anzuschliessen; dann bekämen sie Antheil an der

Beute, wurden reich und konnten in Sicherheit leben. Hammoa, dem wir zum grossen Theil die Darstellung der Verhältnisse verdankten, führte hierbei folgendes Beispiel aus: »Wenn ihr nach dem Kampf in Bubandjidda nach Assali, Uro Beridyi und anderen zu Bubandjidda gehörenden Orten geschickt und die Bewohner aufgefordert hättet, zu Euch zu kommen, mit der Versicherung, Ihr thätet ihnen Nichts, vielmehr sollten sie Antheil an der Beute haben und freie Männer sein, während sie vorher bedrückt und geknechtet gewesen wären, dann würden sicherlich die Bewohner theils aus Furcht, theils aus Habgier, theils aus Hass gegen die alten Herrn zu Euch geströmt sein; ihr hättet Euch ein Reich gründen können, wie Hayatu. Dieser hat es so gemacht.«

In der That waren die Bewohner der von Hayatu eroberten und bedrohten Ortschaften der Aufforderung gefolgt und nach Balda gezogen; hatten ihm auch gehuldigt. Binnen kurzem entstand hier eine Grossstadt und Hayatu zögerte nun nicht länger, dem Drängen seiner getreuen Unterthanen — natürlich nur widerwillig — nachgebend, sich zum freien unabhängigen Sultan ausrufen zu lassen. Seine Heeresmacht war unterdess so stark geworden, dass er ungestraft den Kampf gegen das mächtige Sultanat Marrua aufnehmen konnte. Er eroberte eine Reihe von Grenzdörfern, die sich ihm ebenfalls anschlossen, sodass selbst dieser Staat ihm nicht mehr gewachsen war und in die ernste Gefahr gerieth, zumal der Pöbel der Stadt, dessen Zahl, Frechheit und Zügellosigkeit wir bereits kennen gelernt haben, naturgemäss mit Hayatu sympathisirte. Sogar eine offene Rebellion desselben stand zu befürchten.

In seiner Noth erinnerte sich der stolze Sultan, dass er in Yola einen Oberherrn und Beschützer habe und rief denselben um Hülfe an. Nachdem mehrere Gesandtschaften des Sultans von Yola an Hayatu vergeblich gewesen, schickte er seinen Neffen Hammoa mit einem Heere ab. Als sich Mizon im Spätherbst 1891 in Yola befand, war er Zeuge, wie das geschlagene Heer ohne Sang und Klang in die Hauptstadt einzog.[6]) Im folgenden Jahre unternahm nun der Sultan Suberu selber die Führung eines starken Heeres, aber die verbündete Armee von Yola und Marrua wurde von Hayatu, dem die z. Th. mit Steinschlossgewehren bewaffneten, kriegerischen Araberhorden das Uebergewicht verschafften, mit grossen Verlusten geschlagen. Seitdem hat sich Marrua nur mit Mühe behaupten können. Der Yolakönig veranlasste jetzt seinerseits den Kaiser von Sokoto gegen Hayatu vorzugehen und ihn zu nöthigen, von den Angriffen auf Marrua abzulassen. Aber alle Gesandtschaften waren erfolglos, und die in Giddir erwähnte kaiserliche Gesandtschaft, welche sich bei Nacht und Nebel durch die Heidengebiete durchschlich, wird wohl auch nichts ausgerichtet haben. In Afrika giebt es keine Staatsgeheimnisse, die nicht jeder Spatz auf dem Dache kennt, und so erfuhren wir denn, Hayatu solle aufgefordert werden, sich freiwillig in Sokoto zu stellen, widrigenfalls der Kaiser die Sultane von Kano, Saria und Bautschi ihm auf den Hals schicken werde; eine überflüssige Drohung, welche den Räuberkönig gewiss nicht

imponirt hat, da er die Ohnmacht des morschen Kaiserreiches und den Ungehorsam der mächtigen Vasallen nur zu wohl kannte. So standen die Verhältnisse während unseres Aufenthaltes in Marrua. Zu der bedrohlichen Lage, in welche die Stadt durch Hayatu's Heere versetzt war, kam noch die Invasion der Araberhorden nach Bagirmi und Bornu. Man wusste, dass Hayatu mit ihnen in Verbindung getreten war, und zitterte vor dem etwaigen Angriff eines Heeres, dem Sultan Ssali nicht gewachsen war.

Und nun kam auch noch unsere Expedition dazu und es wurden die vagesten Vermuthungen über den Zweck unserer Reise gehegt. Dass er für sie unheilvoll war, darüber waren alle einig, ebenso, dass die Angabe, wir wollten nur nach Bagirmi, eine ungeschickte Erfindung sei; aber welches die eigentliche Absicht, darüber gab es verschiedene Ansichten. Die einen meinten, mit Bubandjidda haben sie gekämpft, jetzt kommt die Reihe an uns; kritischere Köpfe waren überzeugt, wir kämen als Bundesgenossen Hayatu's[7]) oder wollten uns ein stilles Platzchen in der Nähe aussuchen, um uns daselbst à la Hayatu »strong for himself« zu machen. Die ganz Schlauen kombinirten so: die Beiden sind weiss, die Araber sind weiss, also sind sie und die Araber ein und dasselbe. Sie rufen uns die Araber auf den Hals, Hayatu schliesst sich natürlich an, alle drei fallen über uns her. Diese letztere Ansicht schien die herrschende zu sein und verursachte allgemeine Besorgniss. Freilich, ein gewisser Theil der Bevölkerung war doch für uns, weil über die sich öffnende Perspektive entzückt, nämlich der Mob. Es kamen sogar einige dieser geheimen Freunde in das Lager zu Audu und ermunterten ihn, er solle uns zum Losschlagen bewegen, sie seien unsere Bundesgenossen, es würden sofort tausende zu uns übergehen. Sieg und grosse Beute wären sicher. Audu erzählte uns dieses erst einige Tage später. Vermuthlich glaubte der Einfaltspinsel wirklich, wir würden, auf solche Freunde gestützt, einen Kampf riskiren. Die Furcht vor uns war geradezu lächerlich, wir selbst hatten aber damals noch keine Ahnung davon. Die Audienz war wohl geeignet gewesen, unseren Verdacht zu erregen; wie die Verhältnisse aber wirklich lagen, wussten wir damals noch nicht.

Unser Lager befand sich auf einem freien Platz unter hohen Gaó-Akazien, etwa vierhundert Meter von der Stadt entfernt, war von drei Seiten von zwei Flussbetten eingefasst und nur von einer Seite für einen Reiterangriff zugänglich, also ausserordentlich günstig gelegen. Nach allen Seiten hatten wir freies Schussfeld; wir konnten also mit Ruhe einem etwaigen Kampfe entgegen sehen trotz der gewaltigen Uebermacht, mit welcher wir es zu thun gehabt hätten. Denn die grosse Stadt Marrua konnte in wenigen Stunden ein Heer von mindestens zehntausend Mann Fussvolk und mehreren hundert Reitern auf die Beine bringen. Sie wimmelte bereits von Bewaffneten, ja das Lager selbst war beständig von reichlich achthundert bis tausend Bewaffneten umgeben, zudringlichen Gaffern, welche sich zwar sonst nicht feindlich zeigten, aber im gegebenen Moment durch ihre blosse Nähe hätten gefahrlich werden können. Vielleicht waren es auch

nur unsere »Genossen«. Zum Verkauf wurden uns keine Lebensmittel in das Lager gebracht, und Uechtritz musste es schliesslich wagen, einzelne Trupps auf den Markt zu schicken, um für sich und die im Lager gehaltenen Leute Lebensmittel einzukaufen.

Auf der anderen Seite des etwa hundert Meter breiten Mao Kaliaú erhob sich ein zwanzig Meter hoher Hügel, ein Ausläufer des H. Marrua. Ich bestieg am Nachmittag in wenigen Minuten die Anhöhe und hatte von hier einen herrlichen Blick über die Umgebung. Heute war die Luft gerade wunderbar klar, während sie in den früheren Tagen immer rauchig gewesen. Zu meinen Füsen lag Marrua, deren lehmummauerte Höfe sich in erstaunlicher Zahl und in grosser Ausdehnung in der Ebene und an dem Abhange des Gebirges hinzogen, eine Stadt von mindestens sechzig- bis siebenzig-Tausend Einwohnern. Auch nach Westen schweifte der Blick an dem Rande der Gebirge entlang, an deren Fuss sich bis in weite Ferne hinein Dorf an Dorf reihte. Ein so bevölkertes Land hatten wir in Afrika noch nicht gesehen. Am interessantesten war aber der Blick über die weite, grüne Ebene, die sich nach Süden und Osten wie ein Ocean ausbreitet, aus welcher gleich einer Insel der Mendif-Peak aufragt, der berühmteste Berg dieser Gegend, von dem bereits die ersten europäischen Reisenden Nachrichten heimgebracht haben.[8]) Freilich verdankt er seinen Ruf nicht sowohl seiner Höhe, obwohl er immer als der grösste und gewaltigste Berg genannt wird, als seiner Lage in einer endlosen Ebene, aus welcher er schon in weiter Ferne, wie ein Leuchtthurm auf einer Klippe im Ocean, auftaucht, und wegen der kühnen Form seiner Gestalt. Denn sein spitzer Zuckerhut hat eine frappante Aehnlichkeit mit dem Gipfel des Adamspeak auf Ceylon. Seine relative Höhe dürfte indess kaum fünfhundert Meter erreichen; trotzdem muss er in der Nähe höchst imposant wirken.

Ich war in den Anblick des herrlichen Landes vertieft und liess meine Gedanken in die Ferne schweifen zu dem Ziel, das wir wegen der Ungunst des Schicksals wiederum aufgeben mussten, als ich aus meinen Träumereien unsanft geweckt wurde durch den Eselssani, der als Bote von Uechtritz kam, um mich in das Lager zurückzurufen. Am Fusse des Hügels hatte sich in dem Flussbett eine Menschenmenge versammelt, welche mit misstrauischen Blicken zu mir emporsah. Als ich herabkam, musste ich die Menge durchschreiten, die mich mit finsteren Blicken maass, aber sonst sich ruhig verhielt. Einige von unseren Leuten, die sich unter das Volk gemischt hatten, berichteten, dasselbe glaube, ich wäre auf den Berg gestiegen, um festzustellen, von welchem Punkte aus man die Stadt am besten überrumpeln könne. Einige Reiter wären mit dieser neuesten Botschaft sofort zum königlichen Palast gesprengt, in welchem die Rathsversammlung tagte, immer noch tagte; denn im Anschluss an die Audienz war sie zusammen geblieben und hatte berathen und kalkulirt, theils über den wahren Zweck unserer Reise, theils über die zu treffenden Maass-





regeln. Auch in den leitenden Kreisen war man von der Schlechtigkeit unserer Absichten durchdrungen und brachte uns ebenso mit Hayatu, wie mit den Arabern in Verbindung. Eine Kriegspartei stimmte für sofortiges Losschlagen, die Vorsichtigen dagegen für eine friedliche Vermittelung. Unzweifelhaft hat die Kenntniss der Niederlage Bubandjiddas nicht zum wenigsten die Herren von voreiligen Feindseligkeiten abgehalten; dazu kam die Haltung des Pöbels und der Brief des Königs von Yola. In demselben wurde uns gestattet in ganz Adamaua zu reisen, nur — zu Hayatu durften wir nicht; denn das erlaubte sein Stolz nicht, dass wir einen Feind besuchten, welcher ihn besiegt hatte. Der Brief war, wie wir jetzt erfuhren, speciell an die Marruaner gerichtet. Wir kannten seinen Inhalt damals noch nicht, da wir Niemand hatten, der arabisch lesen konnte.

Dieser Brief wurde nun von dem Kriegsminister am Nachmittage noch einmal geholt, weil der Sultan ihn noch einmal studiren wolle. Gleich darauf kam ein Bote von dem Thronfolger Buba mit zehn Hühnern und einer Kalabasse süsser Bataten. Derselbe liess uns sagen, der König wünsche, wir möchten morgen die Stadt verlassen; er aber werde dafür sorgen, dass wir bleiben könnten, so lange es uns gefiele. Wenn wir nach Yola zurückkehrten, wolle er einige Leute mitgeben, welche dort Elfenbein und Sklaven verkaufen sollten. Vielleicht trat der Yarima wirklich für uns ein; möglich aber auch, dass er sich durch die Botschaft nur reiche Geschenke sichern wollte. War letzteres der Fall, so hatte er allerdings nicht falsch spekulirt.

Omar kam bald, nach etwa einer Stunde, ohne den Brief in das Lager zurück, mit ihm der eigentliche Staatsminister — Kaigámma — Yáia nebst dem Malam des Königs und einem vierten Hofbeamten. Feierlich nahmen sie im Zelte Platz; Omar führte das Wort, während Yáia angstvoll darein blickte. In langer Rede begründete er, warum der König in Anbetracht unseres Seelenheils es für das Beste hielte, dass wir nicht weiter gingen; die bösen Araber und der schlechte Hayatu, die Gefahren der Reise u. s. w. Zum Schluss bat er, wir möchten nicht böse sein, aber der König wünsche — natürlich zu unserem Wohle — wir möchten morgen schon aufbrechen. Der Rückweg, den wir wählen wollten, stände uns natürlich frei. Uechtritz erwiderte, er möge nur keinen Wind vormachen, er wisse ganz genau, welche Angst der König vor ihm habe. Uebrigens wäre dieselbe ganz überflüssig. Der Araber wegen, welche die grimmigsten Feinde der Weissen wären — Beifallsgemurmel könne er so wie so nicht nach Bagirmi reisen. Mit einem Schurken, wie Hayatu habe er erst recht keine Gemeinschaft. Er würde zwar gern noch einige Tage in Marrua bleiben; denn seine Leute wären ermüdet, und er hätte hier Pferde kaufen wollen. Da der König aber seine Abreise wünsche und damit derselbe sich nicht länger zu ängstigen brauche, werde er dennoch morgen aufbrechen. Als Audu diese Antwort übersetzt hatte, athmete die ganze Gesandtschaft tief auf und rief unter Händeklatschen: »bód'um? bő́d'um!. bód'um!« — schön! schön! schön!

Der Mallam rückte dann noch mit einer Bitte heraus, er möchte gern einmal unseren Koran sehen. Derselbe wurde geholt und der Schriftgelehrte las mit Eifer daraus vor. Sein Herz wurde durch das heilige Buch gerührt und er rief voll Begeisterung aus, er werde den König bitten, zu gestatten, dass wir noch einige Tage bleiben dürften. Die andern machten aber sofort ganz ängstliche Gesichter und beschwichtigten ihn. Dann entfernte sich die Gesandtschaft leichteren Herzens, als sie gekommen. Omar musste versprechen, heute noch den Geleitsbrief des Yolakönigs zurück zu bringen; denn ohne denselben würden wir nicht abreisen.

Es ist wahrscheinlich, dass die Araberinvasion uns in Marrua vor einem grossen Kampfe bewahrt hat, der unzweifelhaft stattfand, wenn wir auf dem Weitermarsch bestanden. Und das würden wir gethan haben trotz aller Marruaner, wenn die geringste Möglichkeit vorhanden gewesen wäre, Bagirmi für den deutschen Einfluss zu gewinnen. Die eingezogenen Nachrichten lauteten in der Beziehung aber so trostlos, dass von einem Weitermarsch in der Richtung auf Bagirmi keine Rede sein konnte. Ausser anderen Gewährsmännern machte uns ein Haussa, welcher während der Eroberung in Karnak Logone gewesen sein wollte, folgende Mittheilungen.

Die Araber ständen unter Führung eines gewissen Arábi, Sohnes des Baradalla, welchen der »grosse Mann, der Mahdi« ausgesandt habe. In Wadai wäre der König ihnen zwar feindlich entgegen gerückt, habe ihnen aber schliesslich doch den Durchzug durch das Land gestattet. In Bagirmi hätten sie den König in einer dreitägigen schweren Schlacht geschlagen und die Hauptstadt Bugomán erobert. Der König habe nach Süden fliehen müssen oder sei gefallen. Karnak Logone hätten sie ohne Schwertstreich besetzt und daselbst einen Statthalter zurückgelassen. Nach zwanzigtägigem Aufenthalt wären sie dann nach Bornu gezogen und hätten den König im November vor Kuka in einer grossen Schlacht besiegt. Bei der Eroberung der Stadt sei ein Sklave des Berichterstatters am Hals von einer Kugel verwundet worden. Jetzt befänden sie sich in Kuka, dessen Sultan nach Sinder geflohen sei. Soweit unser Haussa. Von einem Zuge Arabi's gegen Sokoto war damals noch nichts bekannt.

Aus diesen Berichten schlossen wir, dass die Araber Mahdisten seien, der »grosse Mann«, der Mahdi, wurde ja direkt genannt; ausserdem sollten dieselben gegen Europäer gekämpft und ihnen viele Waffen und Munition abgenommen haben. So war es natürlich, dass wir glaubten, die Mahdisten seien im Süden Wadai's, diesen mächtigen Staat umgehend, nach Westen vorgedrungen. Sie sollten sehr stark sein, über fünftausend Gewehre verfügen und ein Heer von etwa dreissig- bis vierzigtausend Mann besitzen.

Die Angaben unseres Berichterstatters dürften richtig sein, bis auf die Zeitangaben, bei welchen er sich auch mehrmals widersprach. Nach Europa kam die Nachricht von der Eroberung Bagirmi's auf dem Wege durch die Wüste bereits Anfangs November 1893; diese Berichte datirten vom Juli und dieser Zeitpunkt

wird auch der richtige sein. In dem Bericht wird Arabi oder Rabbeh ausdrücklich Stellvertreter des Mahdi genannt. Spätere Nachrichten identificirten Rabbeh mit dem früheren Sklaven Subēr-Paschas, der sich als Feind der Mahdisten und als halber Anhänger der Ssnussí [9]) im Süden Darfur's eine selbstständige Stellung geschaffen habe. Seine Horden sollen es gewesen sein, welche die Crampel'sche Expedition massakrirt haben, und darauf bezieht sich wohl die uns zugegangene Nachricht, Arabi habe mit Europäern gekämpft und viel Munition erbeutet. Arabi hält sich jetzt noch in Kuka auf. Die Gerüchte über die Rückeroberung Bornu's und den Tod Arabi's haben sich nicht bestätigt. Aber auch der angebliche Vormarsch der Araber auf Kano, von welchem wir im April 1894 in Lokodja hörten, scheint sich nicht zu bewahrheiten. Allerdings ist es schwer aus den Nigerterritorien irgend etwas zu erfahren, da die Kompagnie grundsätzlich nichts veröffentlichen lässt.

Wie sich die Verhältnisse auch gestaltet haben mögen, für uns gab es damals keine Möglichkeit nach Bagirmi vorzudringen. Selbst wenn wir den Marsch durch das sumpfige Musguland riskirten und nach Bagirmi gelangten. Wussten wir doch nicht einmal, ob der König noch lebte oder im Kampf gefallen wäre. In jedem Falle hätte aber ein Vertrag mit einem vertriebenen König kaum einen Zweck gehabt, abgesehen davon, dass derselbe von uns Unterstützung gegen seine Feinde, Gewehre und Patronen verlangt haben würde. So mussten wir denn schweren Herzens den Plan, Bagirmi zu erreichen, aufgeben.

Wir hatten uns bereits, durch die früheren Nachrichten über die Araber vorbereitet, darauf gefasst gemacht, in Marrua umkehren zu müssen und als letztes Ziel Ngáumdere ausersehen, um dieses reichste und grösste Sultanat Adamaua's, zu welchem auch die von den Franzosen besetzten Plätze Gása und Kūndē gehören, durch einen Schutzvertrag zu sichern. Gern wären wir noch einige Tage in Marrua geblieben, um die interessante Stadt, die Bevölkerung und das Land näher kennen zu lernen. Bei der Lage der Dinge hätte aber eine Weigerung, am folgenden Tage aufzubrechen, Krieg bedeutet; denn dann hätte man sofort kombinirt, Hayatu sei durch Boten benachrichtigt und werde nun mit seinem Heere herankommen. An einem schweren Kampf, der auch im Fall des Sieges unseren Patronenvorrath erschöpft haben würde, war uns natürlich nichts gelegen; wir wählten das kleinere Uebel und verzichteten auf den längeren Aufenthalt.

So sassen wir denn am Abend des vierundzwanzigsten Dezembers bei dem matten Schein der Oellampe, vor dem Zelt. Ein trüber Weihnachtsabend! Vor einem Jahr hatten wir ihn fröhlicher gefeiert, Uechtritz in Walfischbai, ich in Deutschland. Durch die Wipfel der Bäume heulte vom Gebirge herab ein furchtbarer Sturm, dass die Zelte gerüttelt wurden und die zum Schutz aufgestellten Mattenzäune kaum Stand hielten. Wie genau vor einem Monat unsere auf die Erforschung der Heidenländer gerichteten Pläne mit den rauchenden Trümmern Dyirum's zusammengebrochen waren, so trugen wir heute am Weih-

nachtsabend die Hoffnung auf Bagirmi zu Grabe. Unsere Situation war gewiss seltsam genug. Vor uns eine grosse Stadt von reichlich sechzigtausend Einwohnern, mit Gehöften, von denen jedes eine ummauerte Festung war, mit einer Heeresmacht von mindestens zehntausend Mann und einigen hundert Reitern; wir eine Karawane von etwa neunzig Leuten. Und diese grosse Stadt, das nach Tausenden zählende Heer, mit dem mächtigen Sultan und dem Hofe an der Spitze, bebte vor einer Handvoll Leute, hätte beinahe aus purer Angst losgeschlagen. Trotz des Ernstes der Lage, mussten wir über die Furchtsamkeit und Verblendung der guten Marruaner doch lachen. Vielleicht liess der Sultan in der heutigen Nacht noch schärfer die Stadt bewachen, als wir selbst unser Lager durch unsere aufgestellten Posten.

Noch am späten Abend kam Omar. Er brachte den Brief des Yolakönigs zurück und als Geschenk des Sultans einen recht mässigen Gaul, zugleich mit einer Fluth von Entschuldigungen und Bitten seines Herrn, doch ja nichts übel zu nehmen. Omar empfing ein Gegengeschenk für den Sultan als Dank für das geschenkte Pferd.

Angekleidet, das geladene Gewehr an das Bett gelehnt, verbrachten wir eine unruhige Nacht, nicht sowohl aus Furcht vor einem Ueberfall — wenn wir auch mehrmals die Posten revidirten —, sondern infolge des fürchterlichen Sturmes, welcher beständig die Zeltpflöcke ausriss, so dass die Wände herumflatterten. Glücklicherweise waren die Hauptstricke an Bäumen befestigt, so dass die Zelte wenigstens nicht ganz umfielen. Wir konnten uns aber mit dem Gedanken trösten, dass unsere Gegner, der muthige Sultan an der Spitze, wahrscheinlich eine wohl noch bangere Nacht wie wir verlebt haben.



XI. KAPITEL.

Der Rückmarsch nach Garua.

Mit Sonnenaufgang waren wir wach. Der Ssariki n lefida kam mit einigen Reitern in kriegsmarschmässiger Ausrüstung und mit Brustpanzern unter den geschürzten Kleidern vor dem Aufbruch in das Lager, angeblich, um uns das Geleit zu geben, in Wahrheit, um sich zu vergewissern, dass wir auch wirklich zurückgingen, während der eigentliche Minister es trotz des königlichen Befehls vorzog, zu Hause zu bleiben. »He fear too much«, meinte Audu. Muthiger war die königliche Musikkapelle, welche, vier Mann stark, in noblen Gewändern, ihr Führer, der Ssáriki n támbari h., d. h. der »Trommelkönig«, sogar auf reich aufgezäumtem Zelter, herankam, um mit Lobreden und musikalischen Ergüssen unsere Herzen zu rühren und eine milde Gabe zu erlangen.

Um acht Uhr brachen wir auf. Auf einem mehr nördlichen Wege ging es heute durch eine unbewohnte Ebene. Rechts zog sich an den Berggehängen Dorf an Dorf in zwei- bis vierhundert Meter Entfernung hin, links blieb Miskin achthundert bis tausend Meter weit liegen. Die Ebene war reich bewässert, Tümpel stehenden Wassers häufig. Der Boden, sandiger Lehm, Flusssand und Kies, ist zum Theil sehr fruchtbar und muss bei rationeller Bewirthschaftung, besonders bei künstlicher Bewässerung, sehr gute Erträge liefern. Um halb zehn Uhr passirten wir ausgedehnte Ansiedelungen mit schachbrettartig angelegten Reisfeldchen und Bewässerungsrinnen; jedes derselben hatte nur eine Grösse von einem Quadratmeter und diente zur Zucht der jungen Pflänzchen, welche später in anderen Boden versetzt werden.

Als wir die zwischen Kattual und Miskin gelegenen Gehöfte erreicht hatten, kam eine stolze Reiterschaar, voran ein mit himmelblauem Burnus aufgeputzter vornehmer Herr, dahergeritten. Es war der König der grossen Stadt Miskin,

Kopfleiste: Das Kabeschi-Gebirge vom Lager in Baila gesehen. (Nach Aquarell.)

welcher die Fremden in seinem Gebiet willkommen hiess und en passant um Pulver bettelte. Er ist Vasall des Marruakönigs oder, wie es auf Negerenglisch heisst: King Marrua get him.

Den Tsánnaga überschritten wir sofort an der Stelle, wo wir ihn erreichten und zogen dann quer durch die engen und winkligen Strassen Kattual's. Hinter der Stadt stiegen wir eine aus Kalkknollen bestehende Flussterrasse hinan, auf welcher sich da, wo der Boden mehr thonig ist, Baumwollen- und Durrhafelder nebst Ansiedelungen befanden. Den Mao Búlla passirten wir an einer mehr abwärts gelegenen Stelle, wo er sein Bett in Gneiss eingeschnitten hat. Auf der andern Seite des Flusses begannen die Höfe der Stadt Sóňgoia, welche sich eine halbe Stunde lang auf einem mächtigen Gneissbuckel hinzogen. Gegen drei Uhr erreichten wir unsern alten Lagerplatz. Nach wenigen Minuten waren wir wiederum von einer nach hunderten zählenden Menschenmenge umgeben, die wegen ihrer Zudringlichkeit mehrmals weggejagt werden musste. Die Frauen brachten reichlich Lebensmittel zum Verkauf, sodass die Leute sich wenigstens wieder einmal satt essen konnten. Die Marruanerinnen tragen übrigens die Zopftracht der Ndokullafrauen und verunzieren ihre an und für sich wenig hübschen Gesichter noch durch einen bleistiftdicken, rothen Korallencylinder — murdjámre f. —, den sie horizontal in den rechten Nasenflügel stecken. Ebensowenig werden sie verschönt durch die handtellergrossen Ohrgehänge — pímme f. — aus rothen und blauen Perlen, welche auf vier bis fünf konzentrisch angeordneten, fast kreisförmigen Drahtringen aufgereiht sind. Die Marruaner-Fulbe sind übrigens alle stark mit Negerblut durchsetzt und dem entsprechend schwarz und hässlich.

Am Abend verabschiedete sich der Kriegsminister. Uechtritz benutzte die Gelegenheit, um ihm noch einmal die Lächerlichkeit des Benehmens seines Herrn vorzuhalten und zu betonen, dass nur die Araberinvasion ihn zur Umkehr gezwungen habe, denn sonst wären wir trotz des Königs weiter gegangen. Ausserdem wäre es keine Art und Weise, das Volk zu verhindern, Lebensmittel zum Verkauf ins Lager zu bringen. Er werde seinem Freunde, ihrem Lehnsherrn, dem König von Yola, über die Behandlung, welche ihm in Marrua zu Theil geworden, berichten. Der gute Omar wand sich in seinem Harnisch wie eine Schildkröte, brachte die albernsten Gründe und Entschuldigungen vor und meinte schliesslich kleinlaut in edler Selbsterkenntniss: ja, wir Fulbe sind doch ein schlechtes Volk. Dann kehrte er zurück, angeblich direkt nach Marrua, doch hat er sicherlich in Soňgoia übernachtet und am folgendem Morgen unsern Abmarsch beobachtet. Am späten Abend machten wir noch eine Breitenbestimmung, da eine solche in Marrua bei dem Sturm, welcher das Licht ausblies, nicht möglich gewesen war.

Bornu-Bornu kam in der Frühe des folgenden Tages (26. Dezember) zu Audu gestürzt mit der Nachricht, ein Freund aus Soňgoia habe ihm erzählt, aus Marrua wäre ein starker Fulbehaufe durchgezogen, um uns im Busch aufzulauern. Die meisten

Songoianer hätten sich ihnen angeschlossen. Auf dergleichen ängstliche Gemüther, wie unseren Bornu-Bornu, der zusammen mit seinen Heldenbrüdern Gaschimbaki und Ssáriki während der Marruaner Tage mehr todt als lebendig herumgeschlichen war, durfte man allein zwar Nichts geben, aber unser alter Führer aus Giddir, der uns auch jetzt begleitete, bestätigte die Nachricht; auch waren heute auffallenderweise nur sehr wenige Zuschauer aus dem Dorf am Lager erschienen. Deshalb wollten wir doch vorsichtig sein. Ein Mann, der sich uns mit zwei Eseln und einem Jungen anschloss, musste zwei Ballen auf einen der Esel laden; ein Kanurihändler, der mit einem Sklaven nach Yola ging, übernahm ebenfalls eine Last; das vom König geschenkte Pferd wurde mit zwei Ballen beladen, und schliesslich das Boot zurückgelassen. So konnten mehrere unbeladene Schützen an der Spitze des Zuges marschiren. Das Boot, ein mit leichtem Torfmull ausgestopfter Segeltuchüberzug von plumper, bootähnlicher Form, welches uns in dem flussreichen Scharibecken grosse Dienste geleistet hätte, jetzt aber werthlos geworden war, wurde dem Dorfkönig übergeben, mit dem Bemerken, er solle diesen kostbaren Gegenstand behutsamst dem Sultan nach Marrua zur Aufbewahrung schicken; wir kämen bald wieder und würden es dann abholen. Dem guten Manne wurde bei diesen Worten unheimlich zu Muth; er warf ängstliche Blicke auf das räthselhafte, unheimliche Ding, das ihm eine böse »Medicin« zu sein schien, und entsetzte sich besonders bei der Erklärung, wir kämen zurück. Er wagte aber nicht zu widersprechen. Einige seiner Leute mussten das Danaergeschenk nach der Stadt bringen. Sie fassten es jedoch nur vorsichtig und widerwillig an, wie eine giftige Kröte, und trugen es von dannen.



Abb. 100.
Ohrgehänge einer Frau aus Marrua.
(Nach Skizze.)

Was man mit dem Boot gemacht hat, haben wir nie erfahren. Vermuthlich hat es den Rathsherrn und dem König noch manche schlaflose Nacht bereitet, und so manche Stunde mögen sie berathen und berathen haben, welcher Zauber dahinter stecke und wie sie ihn bannen könnten. Wir kannten ja den Aberglauben der Leute und speziell ihre Angst vor den Zauberkünsten der Weissen nur zu gut. Das Geschenk war unsere Rache für die schlechte Aufnahme.

In Garua trat noch ein kleines Nachspiel hinzu. Eines schönen Tages wurde uns nämlich ein Brief von Hayatu überbracht, in welchem derselbe uns aufforderte, nach Marrua zurückzukommen. Er habe bereits an die Marruaner einen groben Brief geschrieben, weil sie uns zur Umkehr gezwungen, und gedroht sie anzugreifen. Wir sollten sie nicht fürchten, jetzt würden sie nicht mehr zu mucken wagen. Der wackere Freund glaubte also auch, wir wären nur seinetwegen, wahrscheinlich als erwünschte Bundesgenossen, gekommen. Im Februar des folgenden Jahres trafen wir auf dem Rückweg von Ngaumdere

einen der Viehhirten, welche im Dezember mit uns den Marsch durch das Gebiet der räuberischen Heiden gemacht hatten. Dieser erzählte, Hayatu habe sich thatsächlich mit den Arabern verbunden und man erwarte in Marrua täglich den Angriff des gemeinsamen Heeres. Weiter reicht unsere Kenntniss nicht.

Der Marsch nach Ndokulla verlief ohne Zwischenfall. Die Fulbe, welche auf uns lauern sollten, liessen sich nicht sehen, ebensowenig die Usuel. Um halb sechs Uhr erreichten wir die einsame Fulbestadt und schlugen auf dem alten Platz das Lager auf.

Als wir am nächsten Morgen Ndokulla bereits verlassen hatten, machte einer von unseren Leuten, Namens Adiinka, ein Joruba aus Ibaddan, die Entdeckung, dass er sein Gewehr habe liegen lassen. Sofort wurden Leute zurückgeschickt; ich selbst kehrte ebenfalls um, das Gewehr war aber bereits fort. Der König wurde sofort benachrichtigt und veranstaltete auch Nachforschungen aber vergeblich. Der vergessliche Delinquent war uns schon längst durch sein thörichtes Gesicht aufgefallen. Seine vortretenden Froschaugen glotzten immer ausdruckslos in die Welt, um seine Lippen spielte beständig ein selbstgefälliges Lächeln, besonders wenn er, — was er gar zu gern that — einer Schönen als unwiderstehlicher Schwerenöther in die Backen kniff. Wer ihn sah, musste unwillkürlich ausrufen: was für ein dummer Kerl! Weit gefehlt, er war noch viel thörichter, als er aussah. Trotzdem war er ein geborener Cicero, welcher die Wucht und Ueberzeugungskraft seiner Worte durch mimische Gewandheit zu verstärken wusste. Nur frage man bei solchem afrikanischen Redner nie nach der Logik. Jetzt lief er von Angst vor der kommenden Disciplinarstrafe gefoltert, mit verzerrtem Gesicht umher, hielt sich den Hinterkopf mit beiden Händen und riss seine Froschaugen und den Mund noch weiter als gewöhnlich auf. Es fiel schwer, die zornigen Blicke, die wir ihm zuwarfen, nicht in Lachen zu verwandeln. Ohne Gewehr zogen wir ab, doch kam uns bald ein Reiter nachgesprengt, welcher den Karabiner brachte; der König hatte ihn dem Dieb abgenommen und sandte ihn in Erwartung der versprochenen Belohnung nach.

Auch der zweite Marschtag durch die Barawaheiden verlief, ohne dass wir auch nur eine Menschenseele gesehen hätten. Am linken Ufer des Mao Luti lagen mehrere Erdnussfelder, auf denen das als Viehfutter sehr nahrhafte Erdnussstroh lag. Wir liessen die hungrigen Pferde davon tüchtig fressen und nahmen noch eine gehörige Portion als Futter mit. Um zwei Uhr erreichten wir das Dorf Mattafall. Die Thiere, welche von dem langen Marsch ermüdet waren, liefen, als sie abgeladen waren, zum Fluss hinab und sielten sich behaglich im Sande, besonders die Esel, welche diese Neigung, sich auf der Erde zu wälzen, mit ihren Verwandten, dem Zebra und Quagga, theilen.

Wie beim ersten Aufenthalt brachten die Heiden auch dieses Mal nur ungenügende Kleinigkeiten zum Verkauf: zwei Kartoffeln, eine Handvoll Erdnüsse, oder einen Maiskolben. Unsere Leute, welche in das Dorf gingen, kamen ohne

Erfolg zurück, denn die Bewohner, auch die Fulbefamilien, hatten augenscheinlich selber nichts.

Am folgenden Tage beim Marsch durch das zerstreut liegende Dorf hockten allenthalben die nackten schwarzen Gestalten der Mattafall in malerischen Stellungen auf den Felsblöcken am Wege und musterten neugierig die vorbeiziehende Karawane. Mit dem gleichen Interesse betrachteten wir die seltsamen Gestalten, nicht zum wenigsten die merkwürdigen Futterale. Viele Männer hatten, was mir beim ersten Aufenthalt entgangen war, in das Stirnhaar ein Stückchen Holz oder Leder als Amulett eingeflochten. Aber noch eine andere Ueberraschung wurde mir zu Theil; Uechtritz, der vorausmarschirt war, hat es nicht mehr gesehen. Auf einem gelbbraunen munteren Ponny, einem echten Heidenpferdchen, wie sie Nachtigal aus Südbagirmi geschildert hat, kam nämlich ein baumlanger nackter Heide herangaloppirt, auf der Schulter ein Wurfeisen balancirend und das Pferdchen mit einem einzigen Strick lenkend. Seine Beine streiften fast die Erde. Kurz vor uns parirte er und sprang ab. Ich betrachtete das hübsche Thier mit lebhaftem Interesse und bemerkte auf seinem Rücken das rauhe Narbengewebe um die offene Wunde, die den armen Thieren künstlich offen gehalten wird, um dem nackten Reiter einen festen Halt zu gewähren. Ein Haufe der interessanten Heiden folgte uns bis zum ersten Halteplatz nach. Sie trugen Lanzen und Köcher aus Leder mit spitzen Deckeln aus geflochtenem Gras. Die Bogen waren in der Mitte eingebogen. Einer besass auch ein Wurfmesser, welches ich abzeichnete. Diese Messer werden horizontal geworfen und haben einen mit Leder umflochtenen Griff. Wie ich erfuhr, kaufen sie die Eisensachen alle schon fertig von benachbarten Heiden und den Fulbe; sie selber verstehen es nicht, Eisen zu bereiten oder zu schmieden. Der Granit ist eben kein Lateritschlacken bildendes Gestein, welches ja hauptsächlich das Rohmaterial für die Eisengewinnung abgiebt.

Abb. 101. Wurfeisen der Mattafall. 1/4 nat. Gr. Nach Skizze.

Abb. 102. Bogen und Köcher der Mattafall. Bogen [illegible], Köcher [illegible] nat. Gr. Nach Skizze.

Wir erreichten Dañgar am Dabbafluss um Mittag und machten daselbst Halt, um die von den langen Märschen der vorhergehenden Tage angegriffenen Leute nicht zu übermüden. Hier verliess uns ein Bote des Sultans von Marrua, welcher mit einem Briefe an den Lehnsherrn nach Yola ging und mit uns die Heidenstämme passirt hatte. Der Brief enthielt angeblich eine Rechtfertigung

wegen der unfreundlichen Aufnahme der Weissen und mag gut mit Lügen über uns gespickt gewesen sein.

Dañgar ist ein mässig grosser Ort von vielleicht zwanzig Höfen. Lebensmittel wurden von den hübschen Fulbefrauen, welche hier bereits wieder der Melonenmütze, statt der Zopftracht, huldigen, reichlich zum Verkauf gebracht, waren aber theuer. Auch Borroró-Mädchen erschienen zahlreich im Lager. Die Heerde stattlicher Buckelrinder, welche wohl zu ihnen gehörte, hatten wir bereits auf der Hinreise bewundert. Die Männer bekamen wir nicht zu Gesicht, konnten aber an den Frauen wiederum die Schönheit der jungen Mädchen und die Zigeunerhaftigkeit der alten Weiber beobachten. Alle trugen hinten zwei übereinander liegende Zöpfe, an den Schläfen einen vor dem Ohr herabhängenden Zopf und einen Scheitel in der Mittellinie. Leider waren auch alle durch die Kupfer- und Messingringe in den Ohrmuscheln entstellt. Im Norden ragte das zackige Músugoi-Gebirge auf, welches die angeblich mit Heidenpferdchen und Wurfeisen ausgerüsteten Músugoi bewohnen, welche nach Barth's Erkundigungen mit den Margí oder Batta verwandt sein sollen.[1]) Im Osten erblickte man das Bísar-Gebirge, welches die Gillá-Heiden bewohnen. Aus der Stadt Mai Lue, die in der Nähe des Zusammenflusses dieses Stromes mit dem Mao Dabba liegt, kam ein Bote des Lámido, mit der Bitte, ihn zu besuchen. Da wir aber möglichst schnell Garua erreichen wollten, lehnte Uechtritz sein Gesuch dankend ab.



Abb. 103.
Haartracht einer Borroro-Frau.
(Nach Skizze.)

Bereits nach zweistündigem Marsch hatten wir am 29. Dezember unseren alten Lagerplatz in Giddir unter dem gewaltigen Fikus am Fluss erreicht. Bald kam auch unser Freund, der Kaigamma, und erzählte, der König habe während unserer Abwesenheit einen »Feldzug« gegen die Fallí[2]) gemacht, einen Heidenstamm, der die Gebirge im NW. bewohnt. Am Fuss der Gebirge haben sie jedoch ihre Felder und sie kommen in dieser Zeit zur Ernte herab. Bei dem Ueberfall hätten die Fulbe aber nicht nur Niemand gefangen, sondern selbst zwei Pferde verloren, — nebenbei bemerkt ein sehr schmerzlicher Verlust für einen so kleinen Staat — darunter das des Königs, der sich nur durch Abspringen und schleunige Flucht in's Gebüsch habe retten können. Gestern hätten die Heiden ihrerseits einen Abstecher in's Fulbegebiet gemacht und zwei Leute auf einer Strasse abgefangen. Daher wäre der König heute zur Bestrafung der Räuber ausgezogen, käme aber am Abend bereits zurück. So geht der Kleinkrieg, der im wesentlichen Handstreichen auf vereinzelte Wanderer oder Feldarbeiter besteht, in ganz Adamaua hin und her, überall, wo Fulbe mit Heiden, welche noch eine Spur von Unabhängigkeit behaupten wollen, zusammenstossen. Dass diese Kämpfe nicht gerade immer zu Gunsten der Herren des Landes ausfallen, exempla docent,

diese und viele andere. Schliesslich unterliegen die Heiden aber doch, weil ihnen das Band des mohamedanischen Glaubens und damit die nöthige Einigkeit mangelt, sie auch, auf ihre Gebirge beschränkt, grössere Verluste nicht durch Zuzug von Stammesgenossen, wie ihre Feinde, ergänzen können. Obwohl jetzt nur noch ein kleiner Stamm, müssen die Falli doch kühne und kräftige Räuber sein. Sie besitzen die Waffen der Fulbe und ein einfaches Schamtuch als Kleidung. Unser Bagirmi war selbst ein Falli und zwei andere unserer Leute ebenfalls. Alle drei, obwohl nur mittelgross, zeichneten sich durch ihre Kraft und herkulische Muskulatur aus. Sie waren alle als Kinder von Fulbe geraubt worden, und es war interessant zu sehen, mit welchem Spott und welcher Verachtung gerade sie bei jeder Gelegenheit auf die armen lächerlichen Arnanen, die doch ihre Landsleute waren, herabblickten, weit mehr als es Haussa und Fulbe thaten; eine Beobachtung, die ich übrigens bei allen unseren Leuten heidnischer Abstammung machen konnte. Den Leuten fehlte durchaus jede Spur von Nationalgefühl, welches der Haussa und in noch weit stärkerem Grade der Fulla besitzt.

Ich benutzte den Ruhetag, um bei dem klaren Wetter von einer der Syenitburgen eine Rundzeichnung anzufertigen, sowie zum Photographiren und Studiren der Verwitterung des Syenits, welcher in der Umgebung des Lagers in mehreren Varietäten auftrat. Im Lager herrschte ein frisches Leben, die neugierige und die verkaufslustige Damenwelt drängte sich umher, war in lebhafte Handelsgeschäfte verwickelt, kam und ging. Auch eine Gesandschaft von Músugoi an den König von Giddir betrachtete voll Neugierde die Weissen aus der Ferne. Leider kamen sie nicht in ihrer Nationaltracht und auf ihren Heidenpferdchen, sondern als Salon-Mohamedaner ausstaffirt, mit Toben, Mützen und auf stolzen Rossen und sahen daher mit ihren breiten schwarzen Gesichtern und Kinnbärten vernegerten Fulbe gleich.

Die Idylle des Lagerlebens wurde durch lautes Geschrei und Gedränge unterbrochen, dessen Mittelpunkt Audu nnd ein aufgeputzter Bengel von etwa zwanzig Jahren bildete, welche beide beinahe in's Handgemenge gerathen waren. Der Kaigamma und andere legten sich in's Mittel und bald hockte die ganze Gesellschaft im Kreise herum, Audu und der Kaigamma einander gegenüber, um das Palaver nach Brauch und Recht auszufechten. Audu sprach mit gewohnter Beredsamkeit und Entrüstung augenscheinlich als Kläger, der Junge vertheidigte sich nach bestem Können. Da sie aber nicht einig werden konnten, so wurde der Fall der höheren Instanz, d. h. Uechtritz, vorgelegt.

Der Aufgeputzte, ein Boy des Alkáli, d. h. ein Gerichtsdiener, hatte seine Augen auf Madame Itzig geworfen, ein hübsches, aber auch entsprechend kokettes Haussadämchen, und wie er es in Anbetracht seiner Machtstellung in solchen Fällen zu thun pflegte, er beschloss sich dieselbe anzueignen. So schickte er denn eine Sklavin zur Madame, um dieselbe unter irgend einem Vorwand in die Stadt zu locken, und dort wollte er sie ergreifen und in seinem Hause einsperren. Die schlaue Evastochter schöpfte aber Verdacht, forschte ihrerseits die

Sklavin aus und kam, da sich dieselbe verplapperte, hinter den Anschlag. Itzig, als gekrankter Ehemann, war ausser sich und stürzte sich auf den Verräther die andern mengten sich dazwischen, das Palaver war fertig. Die höchste Instanz entschied kurz und bündig; wenn der Herr Alkaliboy nicht innerhalb einer Minute aus dem Lager verschwinden würde und die Frechheit besässe, noch einmal zurückzukommen, so würde er die Nacht über an einen Baum gebunden werden. Der Aufgeputze schlich davon und der enttäuschte Itzig, welcher gar zu gern dem Verbrecher als Busse für die erlittene Kränkung das Gewand abgezogen hätte — eine hier sehr beliebte Bestrafung, beschleunigte das Tempo seiner Flucht durch einige wohlgemeinte Fusstritte.

Madame Itzig hatte übrigens, trotz ihrer sechzehn Lenze, bereits eine ereignissreiche Jugend hinter sich. In Garua geboren, wurde sie die Frau eines Zimmermanns, der im Dienste der Kompagnie stand und mit dem sie nach Ibi zog. Ihr Mann wurde noch während der Honigmonate auf einige Zeit nach Akassa versetzt, und als er zurückkam, fand er die geliebte Gattin, der das Warten als Strohwittwe zu langweilig geworden war, in den Armen eines Andern zu Lokodja. Aber auch diese Ehe war nur von kurzer Dauer, sei es, dass er oder dass sie fortlief, jedenfalls kehrte sie bald nach ihrer Heimathsstadt zurück, wo Audu, der sie schon von Ibi her kannte, sie wiederfand. Er kam, sah, siegte und so wurde die schöne Yémbă, denn so hiess sie, seine Gemahlin, gegen Bezahlung von vierzig Ellen Baft an ihre Mutter.

Der gute Audu hatte kurz vorher an schwerem Liebeskummer gelitten. In Bulkuttu hatte es ihm die Tochter unseres Wirthes, in dessen Gehöft wir lagerten, angethan. Dieselbe, ein Fräulein von fünfzehn bis sechzehn Jahren, war zwar bereits mit einem Manne aus dem Dorfe verheirathet. Da derselbe ihr aber nicht genügend Kleider geschenkt, sie wohl auch sonst unliebenswürdig behandelt hatte, so nahm sie den Antrag Audu's, welcher als »Kaigamma« der Weissen für einen mächtigen und einflussreichen Mann galt, sowie seine Geschenke, an. Nun ist es aber Sitte, dass die junge Frau erst nach drei Tagen ihrem Gatten zugeführt wird, und da das konservative »bushpeople« — der liberale Städter ist in der Beziehung auch in Adamaua weniger schwierig — von diesem heiligen Brauch nicht abweichen wollte, so musste der untröstliche Ehemann allein abziehn; die Gattin sollte in drei Tagen nachfolgen. Aber sie kam und kam nicht.

Als wir bereits längere Zeit in Garua waren, schickte sie eines schönen Tages zu Audu; sie sei gekommen und befinde sich in dem und dem Gehöft. Sofort sandte Audu einige Leute, um sie zu holen. Als diese aber anlangten, war unterdessen der eifersüchtige und wüthende erste Gemahl, der ihr gefolgt war, dagewesen und hatte sie mit Gewalt entführt. Glücklicherweise wurde Audu bald durch seine gegenwärtige Gemahlin getröstet, hoffentlich auch für den Verlust der Brautgeschenke an die schöne Bulkuttudame, welche noch heute um den Verlorenen trauert.

Diese geschilderten Vorkommnisse halte man nicht für Ausnahmen und romanhafte Begebenheiten; sie passiren hier zu Lande täglich, ja sind fast die Regel. Die Ehen werden ebenso schnell geschieden als geschlossen und haben Dauer nur dann, wenn Kinder kommen.

Am Abend zog unter Pauken- und Trompetenschall das Kriegsheer in Giddir ein und bald erschien auch ein langer Zug, Reiterei und Fussvolk, mit einem Musikkorps. Das Letztere marschirte voraus, hinter ihm folgte der König. In einiger Entfernung vor dem Lager hielt der Zug, der König kam mit mehreren Reitern allein herangeritten und nahm im Zelte Platz. Sein Rachezug war nur wenig erfolgreich gewesen. Sie hatten die Räuber nicht mehr gesehn, dagegen den einen ihrer eigenen Leute, welche gestern überfallen worden waren, mit durchstochenem Knie am Wege liegend gefunden. Dann klagte der Lamido über die schlechten Zeiten. Sein Lieblingspferd, das ihm so theuer gewesen, wie seine liebste Frau, hatten ihm die gottverfluchten Arnani getödtet; er forderte uns deshalb zu einem Rachezug gegen die Räuber auf, mit zartem Hinweis auf die zu erwartenden Sklaven. Natürlich wurde er abgewiesen und selbst die Bemerkung, dass die Heiden ja vogelfrei seien, konnte uns zu seiner Verwunderung nicht umstimmen.

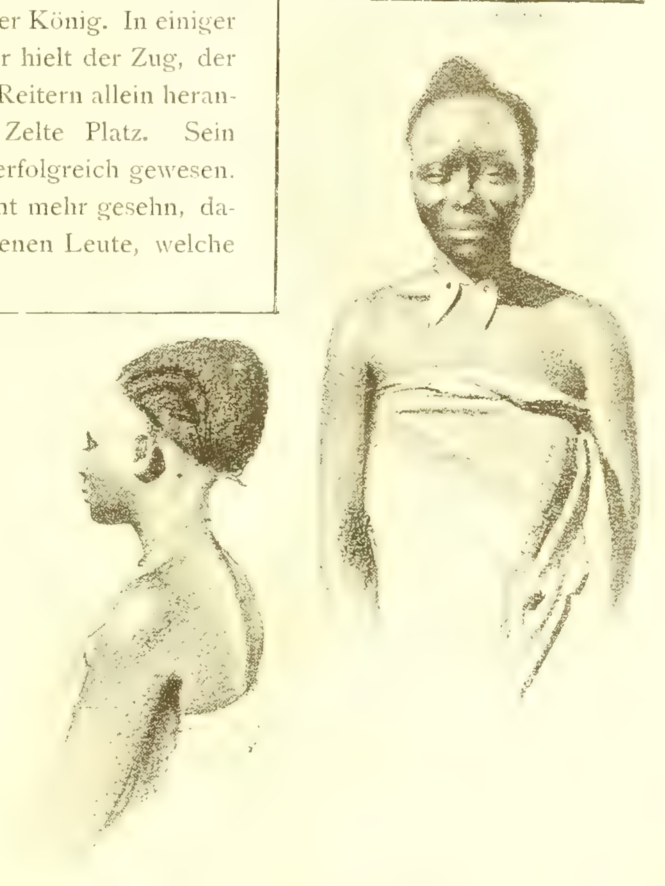


Abb. 104. Madame [illegible]ng.

Der heutige Marsch (30. Dezember) brachte uns bis Soráuiel balaraba, also eine Strecke weit, die wir auf dem Hinwege in zwei Tagen zurückgelegt hatten.

Am Mao Yambutu fand Uechtritz ein Chamäleon, das in seiner hell braunrothen Farbe das abgefallene Laub am Boden täuschend nachahmte. Es war ein junges Thier mit einigen dunklen Streifen auf dem Rücken und breiten weissen Streifen am Bauch. Gestern hatte sich beim Aufschlagen der Zelte

ebenfalls ein Chamäleon, aber eine andere Art, gefunden, das sich im Zustande der Häutung befand und infolgedessen matt und elend war. Es war olivenbraun und mit braunen Flecken bedeckt. Mit seinen vortretenden Augen, welche das Thier unabhängig von einander nach verschiedenen Richtungen rollen kann, machte es einen merkwürdigen Eindruck. Bei den Eingeborenen gilt es für giftig und alle schrien voll Entsetzen auf, als wir uns von dem wüthend gemachten Thier in den Finger beissen liessen. In Soráuiel fielen mir dieses Mal die zahlreichen Bienenkörbe auf. Es sind dieses etwa dreissig Centimeter lange, fünfundzwanzig Centimeter hohe geflochtene Körbe, welche wie unsere Bienenkörbe an einem Ende offen sind und am andern geschlossen. Dieselben werden in horizontaler Lage auf hohen Bäumen angebracht. Man findet sie in manchen Gegenden sehr zahlreich. In Dörfern, welchen es an den nöthigen Bäumen mangelt, werden sie auf hohen Stangen befestigt.[3])

Nachts wehte aus Norden ein starker Sturm in gewaltigen Stössen, welche alle zwei bis drei Minuten auftraten. In der Zwischenzeit herrschte Windstille. Mehrmals wurden die Zeltpflöcke ausgerissen, sodass die Zelte umzufallen drohten. Dabei blieb die Temperatur auffallend hoch (22,2° C.).

Bevor wir am folgenden Tage Uro Borroro erreichten, begegnete uns eine Karawane von zehn bewaffneten Haussa. Dieselben gingen zu den Usuel und Barawa, den Räubern auf dem Marruawege, um von den Heiden die auf deren Raubzügen gemachte Beute, welche ja zum grössten Theil für die Räuber selbst werthlos sein musste, wie Esel, Kautschuck, Kleider u. a., gegen als Schmuck geschätzte weisse Perlen einzutauschen. Ein merkwürdiges Volk, diese Haussa! So gering ihr persönlicher Muth ist, um des Gewinnes willen wagen sie sich in die gefährlichsten Gegenden. Zwar werden sie von den Heiden wie die Hunde behandelt, aber sie gehen darüber hinweg, wenn sie nur ein Profitchen machen können. So trafen wir einige Tage später einen Haussa, welcher gerade zur Zeit unseres Durchzuges bei den Usuel da Lulu gewesen war. Er hatte vergeblich den Häuptling zu überreden versucht, mit Geschenken zu uns zu gehen. Denn die Weissen thäten Niemand etwas, der sie nicht feindlich behandle. Schliesslich habe der Häuptling auch mit zwei Ochsen als Geschenk kommen wollen, seine Unterthanen hätten ihn aber gezwungen zu bleiben.

Hinter Uro Borroro verliessen wir den alten Weg und schlugen eine mehr westliche Richtung ein. Die südlichere der beiden Sandsteinmulden, welche wir durchquerten, war mit Lagern von Flusssand, Kies und gelben Mergeln mit Kalkknollen bedeckt, alten Ablagerungen des Mao Bulo; darüber zogen sich Rücken und Hügel von groben Granit- und Gneissgeröllen hin.

Um elf Uhr passirten wir eine grössere Ansammlung von Gehöften, die zu der grossen Stadt Baila gehören. In keinem anderen Ort haben wir so helle Fulbe mit so feinen zarten Gesichtern gesehen, wie hier. Sie waren so hell wie ein sehr heller Milchkaffee oder die sonnengebräunte Haut unserer

Landleute. Die jungen hübschen Fulbemädchen sahen fast so zart und bleichsüchtig aus, wie unsere Stadtjungfrauen.

Kurz nach elf Uhr erreichten wir den Mao Bulo, und da der nächste Ort noch weit war, auch schlechtes Wasser haben sollte, so beschlossen wir hier zu bleiben. Der Entschluss wurde uns auch nicht schwer; denn die mächtigen Feigenbäume mit ihren breitästigen Kronen, welche sich wie eine Allee am Ufer entlang hinzogen, luden uns mit ihrem dichten Schatten zur Ruhe ein. Es war der schönste Lagerplatz der ganzen Reise. Vorn am Rande des Ufers dehnte sich das breite sandige Flussbett aus und dahinter erhob sich der zackige Hossere Kabēschi. Ganz besonders aber war die Landschaft mit den langen stolzen Bergketten, deren dunkle zackige Umrisse sich scharf von dem hellen, in den buntesten Farben leuchtenden Abendhimmel abhoben, in der Beleuchtung der sinkenden Sonne von grossem Zauber. Es war dieser Abend, der letzte im alten Jahre, einer der schönsten, welche wir auf afrikanischem Boden erlebten.

1. Januar 1894. Heute am Neujahrstage brachen wir früh auf, kreuzten den Fluss und stiegen die siebenzig bis achtzig Meter hohe Plateaustufe, welche aus Gneissen und Graniten besteht und mit dichtem hohen Wald von Akazien- und Fikusbäumen bedeckt ist, hinauf. Oben breitete sich eine mit dürftigem Buschwald bestandene Hochfläche aus, auf welcher Rücken und Gänge von Quarzporphyr in der Richtung 50° hinstreichen. Dieses Plateau ist nur die Fortsetzung jenes Gneisslandes am Mao Kebbi. Nach zwei weiteren, niedrigeren Stufen, auf denen Bomm babá und Bomm kaňkáni lagen, Ansiedelungen von etwa zwölf und sechs Höfen, erreichten wir um halb elf Uhr die höchste Stelle des Plateaus. Am Fuss der einzelnen Stufen, welche alle parallel den Granitketten im Norden (100°) verlaufen, ziehen sich sumpfige, aus grauem Thonboden bestehende Einsenkungen hin, welche auf dem wasserarmen Plateau die einzige spärliche Wasserquelle für die kleinen Dörfer abgeben. Die höchste Stufe, die wir erreicht hatten, senkte sich allmählich nach Süden. Nach einstündigem Marsch durchquerten wir den Ort Baffellúru, eine trotz ihrer geringen Grösse — sie mag etwa fünfzig Höfe haben — aus drei Ortschaften gebildete Stadt. Baffelluru gehört bereits zu Bibene, während Bomm nebst dem Hossere Gúlē, welcher sich im Westen als langer Rücken von etwa zwei- bis dreihundert Meter Höhe aus einer Ebene erhebt und von SW.—NO. verläuft, von Golombe abhängig ist. Nach dieser Ebene fällt das Plateau ebenfalls in zwei Stufen ab. Es macht den Eindruck, als stelle letzteres einen Horst vor mit Staffelbrüchen nach Norden und Nordwesten hin.

In Baffelluru fand Bágirmi einen »Bruder«, der mit einem dünnbeinigen Fulla am Wege stand. »Bruder« bedeutet hier zu Lande nur einen Freund. Sind sie wirkliche Brüder, so wird stets hervorgehoben, sie seien von einem Vater oder einer Mutter. Haben sie gemeinsame Eltern, so wird mit Emphase betont: ein Vater, eine Mutter! Denn so übermässig häufig sind hier solche Geschwister nicht, und bei den ehelichen Verhältnissen braucht man

sich darüber auch nicht zu wundern. Da der »Bruder« seinem Freunde ein Geschenk machen wollte, übergab dieser dem Fulla, dem Begleiter des Bruders, die kleine unscheinbare, aber schwere Patronenkiste zum Tragen, hob sie mit einer Hand empor, drückte sie jenem auf das Haupt und sprang mit dem andern davon. Der arme Fulla, der an Lastentragen gar nicht gewöhnt war, auch das bedeutende Gewicht kaum erwartet hatte, knickte unter der Bürde mit den Knien ein und schleppte sich zum Gaudium unserer Leute stöhnend weiter. Bald kam aber Bagirmi mit langen Sätzen zurück, nahm dem Märtyrer die Last wieder ab und zeigte ihm vergnügt seine mit Mehl gefüllte Kalabassenflasche, das Geschenk seines Bruders. Der Fulla empfahl sich aber schnell. Die Magerkeit, man möchte sagen Windhundfigur, bei den reinen Fulbe beiderlei Geschlechts, bei völligem körperlichen Wohlbefinden, ist im Gegensatz zu dem muskulösen, plumpen Neger sehr auffallend. Sie dürfte nur zum Theil durch die Armuth, ungenügende Ernährung und das Fehlen körperlicher Arbeit begründet sein, muss vielmehr entschieden als Rasseneigenthümlichkeit, wie bei den Wüstenvölkern, aufgefasst werden. Denn auch die Wohlhabenderen, falls sie reine Fulbe sind, zeichnen sich durch die feine Gestalt und den Mangel eines Fettpolsters aus. Sobald aber Vermischung mit Negerblut eintritt, bekommen sie vollere Formen und plumperen Knochenbau.

Hinter Baffelluru erhebt sich eine neue zwanzig bis dreissig Meter hohe Plateaustufe, an deren nach SW. verlaufendem Rande wir hinzogen. Nach einer Stunde passirten wir den Ort Gaddamái, der links liegen blieb, und schlugen um zwei Uhr an dem Mao Láuri das Lager auf, mitten im Busch, doch nahe genug der Ortschaft Bangai, von der aus die Leute mit Lebensmitteln versorgt werden konnten. Der Mao Lauri ist fünfzehn bis zwanzig Meter breit, in den Fels sechs Meter tief eingeschnitten und geht mit dem Mao Básima verbunden zum Mao Kebbi.

Wie gestern ging auch heute (2. Januar) der Marsch über das Gneiss- und Granitgebiet, mit Zügen und Wällen von Quarzporphyr. Links blieb der Hossere Basima liegen, rechts der Hossere Gule und gerade vor uns erhob sich, je näher wir kamen, um so mächtiger, das schroffe Tengelinplateau. Hinter dem Dorfe Bangái überschritten wir den Mao Lauri zum zweiten Male, und bei Malemssúto den Mao Basima, der zum Mao Kebbi geht und dessen achtzig Meter breites Bett in rothem Granit eingeschnitten ist. Wie auch an anderen Flussbetten, fehlten hier nicht am Fuss der anstehenden Felsen die schwarzen Krusten, welche sich überall im Bereich des verdunstenden Wassers bilden.

Um ein Uhr lagerten wir in der Nähe des grossen Ortes Báddē, der sich am Fuss eines mächtigen Porphyrwalles hinzieht. Ich bestieg denselben, um ein Messtischblatt anzufertigen. Als ich die Vermessung fast beendet hatte, kamen zwei Reiter daher geritten, die am Fuss des Berges hielten und unter Schwingen ihrer Lanzen mich in drohendem Tone anriefen. Nach Beendigung der Aufnahme packte ich meinen Apparat zusammen, und als ich auf dem Rückweg

in's Lager an den Reitern vorbeikam, sprengten sie beide zu mir heran. Der eine fuchtelte mit seinem Speer herum, räsonnirte und schimpfte in grösster Aufregung, während der andere ruhig nebenher ritt. Ich war völlig unbewaffnet und ging daher, ohne von ihnen Notiz zu nehmen, dem Lager zu. Daselbst angekommen, machte der aufgeregte Reiter noch mehr Spektakel, und wollte die Marktweiber fortjagen. Audu musste sich erkundigen, was es eigentlich für ein Mensch sei, und kam zurück mit der lakonischen Diagnose: »beer too much«. Der Betrunkene erhielt nun den Befehl, sich aus dem Lager zu scheeren. Seine Begleiter fassten den heftig Widerstrebenden und führten ihn auf seinem Streitross unter dem Hohngeschrei unserer Leute von dannen.

Natürlich war auch hier die Furcht vor Zauberei die Ursache des Auftritts gewesen. Denn was hatte sonst wohl der Weisse auf dem Berge zu thun gehabt? Die Heiden stehen in dem Verdacht, auf den Bergen Zaubermittel zu vergraben, um Krankheit, Seuchen, Heuschrecken und anderes Elend über Menschen, Vieh und Felder zu bringen. Selbstverständlich wollte der Weisse, der ja natürlich die allerschlimmsten und wirksamsten Zaubereien kennen musste, dasselbe thun. Der Störenfried war zwar entfernt, aber das Volk war nun einmal argwöhnisch geworden und der Handel wollte nicht recht in Gang kommen. Audu übernahm es daher, die abergläubische Menge durch die nöthigen Erklärungen über mein Thun zu beruhigen, versichernd, aus den Steinen, die ich sammele, mache ich Medizin; auf die Berge ginge ich aber, um alles aufzuschreiben — put for book — und unserem König zu Hause zu beweisen, dass wir auch wirklich alle die Städte gesehen hätten, von denen wir erzählten. Sonst würde er uns für Aufschneider und Betrüger erklären. Letzteres Argument war nicht blos für diese Leute überzeugend, er war auch bei allen Verträgen stets von entscheidender Bedeutung, wenn die Sultane wissen wollten, warum sie gerade einen schriftlichen Vertrag abschliessen sollten.

Am Abend besuchte uns ein weit gereister Haussa, welcher in Tripolis, Egypten und Konstantinopel gewesen war und jetzt in Garua lebte. Er war gerade in Yola gewesen, als die Gesandtschaft aus Bubandjidda mit vielen Sklaven ankam, um über uns Beschwerde zu führen, doch habe sie der Sultan, wie er erzählte, sehr ungnädig aufgenommen.

Nach anderthalbstündigem Marsch verliessen wir am folgenden Tage das Gneissgebiet und betraten die Alluvialebene zwischen diesem und dem H. Teñgelin. Vor elf Uhr passirten wir die grosse ausgedehnte Stadt Pittóa, deren Bevölkerung gerade in den ausgedehnten Baumwollenfeldern mit der Ernte beschäftigt war. Das heisst, die Sklaven pflückten die reifen Kapseln ab, die Fulbe sahen zu; höchstens halfen die Frauen noch mit. Die jetzige Jahreszeit ist auch die Zeit des Kautschukgewinnens. Dann zieht der Fulla mit seinen Sklaven in den Busch, um durch Feueranlegen um die Stämme das Kautschuk zum Ausschwitzen zu veranlassen. Dasselbe tritt dann besonders an den Astlöchern heraus und wird mit Messern abgekratzt. Ein solcher Raubbau muss natürlich in einigen

Jahren die Bäume erschöpfen. Selbst bei dieser mühelosen Arbeit sieht aber der Fulla nur zu; er selbst rührt unter keinen Umständen einen Finger.

Eine Viertelstunde hinter Pittóa passirten wir Buńgel, wo wir vor zwei Monaten, am ersten Tage nach der Abreise aus Garua, übernachtet hatten. Auf einem mehr südlichen Wege ging es weiter, und wo vor zwei Monaten noch Wasser gestanden hatte, dehnten sich jetzt weit und breit Mussukuafelder mit meterhohen Halmen aus. Bei Uro Hamańgári erreichten wir den alten Weg und zogen nun durch die uns wohlbekannte Umgebung der Stadt Garua entgegen. Um drei Uhr wurde zehn Minuten vor dem Ort unter einer mächtigen Kirria-Akazie gehalten, dann ging es in geordnetem Zuge in die Stadt hinein, wo unsere Leute von alten Bekannten, besonders aber der Damenwelt, mit stürmischem Jubel begrüsst wurden. Aber wie öde, wie vertrocknet sah jetzt Alles aus! Kahl die Bäume und Sträucher an den Gehöften, gelb und farblos die Felder und die Stadt, die wir im grünen Laubschmuck verlassen hatten. Auch die Tropen haben ihren Winter.

Um unsere Leute besser in der Hand zu haben und eine Wiederholung so unangenehmer Scenen, wie sie während des ersten Aufenthaltes vorgekommen waren, zu vermeiden, lagerten wir dieses Mal nicht in der Stadt, sondern wählten einen ausserhalb derselben gelegenen Platz im Süden derselben aus. Das Terrain war da, wo Bäume standen, sumpfig und so blieb uns nur ein Stoppelfeld östlich von Schuarí übrig. Der graue Lehmboden war von handbreiten Sprüngen durchsetzt, glühend brannte die fast senkrechte Sonne herab und der Aufenthalt in den Zelten versprach wenig angenehm zu werden. Auch das Wasser musste aus grösserer Entfernung geholt werden. Zwar war solches in der Nähe unter einigen Bäumen zu haben, trotzdem machten sich die Leute den weiten Weg, weil, wie Bagirmi ganz ernsthaft versicherte, an jenem Ort sich eine grosse Schlange befände. Wenn man dieselbe störe, so richte sie sich riesenhoch auf und speie so viel Wasser aus, dass das ganze Thal mit Stadt und Lager ersaufen müsse.

Trotz aller Nachtheile blieben wir lieber auf freiem Felde als in der Stadt. Schnell waren die Zelte aufgeschlagen und wie Pilze wuchsen in wenigen Stunden die Rohr- und Grashütten der Leute aus dem Boden. An Besuchern fehlte es natürlich nicht. Yauro war der erste, der uns mit unverhohlener Freude begrüsste und einige Hühner als Begrüssungsgeschenk mitbrachte. Unser alter Freund Hammoa und zu unserer Ueberraschung auch der alte Moru, dessen Wunde fast vollständig geheilt war, sowie der Galadima der Fulbe erschienen ebenfalls sehr bald im Lager und überhäuften uns mit einer Fluth von márraba, márraba, dem Bewillkommnungsgruss der Haussa an heimkehrende Freunde Nur Alibarka fehlte; er war auf einer Geschäftsreise nach Bányo begriffen. Die aufrichtige Freude der Leute über das Wiedersehen war wirklich rührend; doch lasse man sich nicht täuschen. Allerdings sind diese Menschen bei aller Schuftigkeit im Grunde doch nur naive Spitzbuben, unerzogene Kinder voll natürlichen Gefühls, aber auch ohne Spur von Charakter und ohne jeden

moralischen Halt.[4]) Dieselben Leute, die uns jetzt mit stürmischer Herzlichkeit die Hand drückten, waren im nächsten Moment wieder die alten schamlosen Egoisten.

Da gab es natürlich viel zu fragen und zu erzählen, von dem Dieb, der das Gewehr gestohlen und zur Hulk zum Verkauf gebracht, dass unser Träger Adébadu, den wir von Mallumfé zurückgeschickt hatten, in Yola gestorben sei, von Marrua und vor Allem von Bubandjidda. Audu und die andern Leute hatten Alle vollauf zu thun, die neugierigen Frager zu befriedigen.

Abends wurde unsern Leuten in der Stadt ein Fest gegeben. Trommeln, Algeitárumusik, Singen und Tanzen schallte laut durch die stille Nacht zum Lager herüber. Trotz des sumpfigen Thals waren keine Mücken bemerkbar, aber auch die Millionen von Leuchtfliegen — makéssua h., pílo ful. — welche in der Regenzeit am Abend über die Wiesen hingeflogen waren, fehlten, während die Zikaden in gewohnter Weise zirpten. Dann und wann trieb der Wind einen Pesthauch von einer Leiche zum Lager herüber, welche hundert Schritte abseits im Grase lag. Dieselbe gehörte einem Sklaven an, den man nach altem Brauch neben dem Dorf begraben hatte. Eine Hyäne hatte ihn aber ausgescharrt und fortgeschleppt. Mehrmals unterbrach ihr zorniges Geheul und widerliches Lachen den fernen Festjubel, der aus der Stadt zu uns herübertönte.

Spät am Abend kehrte Audu in höchst animirter Stimmung in's Lager zurück; Madame Itzig empfing ihn mit einer lauten Gardinenpredigt und er rief nur immer: Allah! Allah!



XII. KAPITEL.

Unser zweiter Aufenthalt in Garua.

Wir hatten beabsichtigt, nur einige Ruhetage in Garua zuzubringen, um die Vorbereitungen zur Reise nach Ngáumdere zu treffen, doch traten Ereignisse ein, welche uns zu einem längeren Aufenthalt zwangen.

Hammoa kam mit Audu am Morgen nach unserer Ankunft zu Uechtritz, um die zur Reise nothwendigen Vorbereitungen, die Wahl der Route u. a. zu besprechen. Hierbei rieth der Araber dringend, nach Yola einen Boten mit einem Briefe und einigen Geschenken zu schicken, um die Verläumdungen, welche die Marruaner unzweifelhaft über uns verbreitet hätten, unschädlich zu machen, auch uns einen neuen für Ngaumdere bestimmten Geleitsbrief ausstellen zu lassen, weil sonst sich wiederum der Emir dieses Landes beleidigt fühlen könnte. Hammoa's Rath war durchaus zu beherzigen, denn erstens kannte er die Verhältnisse in Yola und die Anschauungen der Fulbe genau und andererseits mussten wir aus politischen Gründen danach trachten, uns die Freundschaft des Sultans von Adamaua zu erhalten. Am Nachmittage brachte Hammoa einen Freund mit, einen Mallam, auf dessen Treue und Verschwiegenheit er schwur. Dieser Freund war ein langer, magerer Fulla mit demüthigem Gesicht und sanfter, hauchender Stimme, der beständig den Rosenkranz durch die gefalteten Hände

Kopfleiste: Ein Wasserbock.

gleiten liess. Aber hinter seinem sanftmüthigen Lämmergesicht verbarg sich, nur zu deutlich erkennbar, zu gleicher Zeit der schlaue Fuchs und der reissende Wolf. Dieser Ehrenmann war gekommen, um uns den Geleitsbrief des Yolakönigs zu übersetzen. Es ergab sich, dass derselbe speziell an die Marruaner gerichtet war und die Anweisung enthielt, uns nicht zu Hayatu durchzulassen. Dann begann der Mallam seinerseits einen Brief an den Sultan aufzusetzen, indem Uechtritz den allgemeinen Inhalt angab, Audu und Hammoa übersetzten und der Mallam im Anschluss an diese Angaben, einen im wesentlichen aus der Tiefe seines eigenen Gemüthes geschöpfte Epistel verfasste. Als Feder diente ihm ein Rohr mit breiter Spitze; die Tinte, über deren Zubereitung ich an anderer Stelle sprechen will, war eine schwarzbraune dicke Masse, das Tintenfass eine alte Marmeladenbüchse mit einem grossen Pfropfen. Das Rohr hielt er so, dass sich der Daumen oben, der zweite und dritte Finger dagegen beide unter demselben befand. Das Blatt Papier lag so vor ihm, dass sein oberer Rand links, der untere rechts war. Indem er nun die Buchstaben liegend von oben nach unten schrieb, ergab sich beim Lesen die allen semitischen Schriften eigenthümliche Aufeinanderfolge der Worte von rechts nach links. Die Schreibweise unseres Mallams von oben nach unten, bei im rechten Winkel verschobenem Papier, erklärt überhaupt, wie die semitische, scheinbar so unpraktische Schreibweise, bei welcher man ja den Anfang jeder Zeile mit der schreibenden Hand selbst verdeckt und zugleich beständig in Gefahr kommt, dieselbe zu verwischen, eine so allgemeine Verbreitung hat finden können.[1])

Als der Schreiber fertig war, las er den Brief, ein Meisterstück von stylistischer Gewandtheit und raffinirter Schlauheit, vor. Er schilderte mit beredten Worten die Habsucht und den Verrath Bubandjidda's, dass wir aber Rei Buba »aufgegessen« hätten. Dazwischen kamen Seitenblicke auf die bekannte Niederträchtigkeit des abtrünnigen Vasallen, Andeutungen über die Freude, welche der hohe Lehnsherr über dessen Niederlage habe empfinden müssen, und tiefe Verbeugungen vor seiner Grösse und Herrlichkeit. *Ὣς ἀπόλλοιτο καὶ ἄλλος*, so schloss dieser Abschnitt. Der zweite behandelte die Bornirtheit und Feigheit der Marruaner, die ja der Sultan übrigens persönlich als recht angenehme Menschen kennen gelernt habe, und die Verläumdungen gegen uns, mit denen der Brief des Marruakönigs jedenfalls gespickt sei. Schliesslich folgte die Bitte um einen Geleitsbrief an den König von Ngaumdere mit dem Hinweis auf die dem Briefboten mitgegebenen und zukünftigen Geschenke.

Ein zweiter Brief wurde an den Akal verfasst, der im wesentlichen nur Geschenke in Aussicht stellte, wenn der Sultan den neuen Geleitsbrief ausstellen würde.

Der Mallam nahm den Lohn, einen Maria-Theresienthaler und einen rothen Tarbusch, mit tiefem Bückling in Empfang und entfernte sich. Demselben war es anscheinend sehr darum zu thun, möglichst ungesehen in's Zelt und wieder in die Stadt zu kommen. Er schlich sich deshalb auf Umwegen von dannen; wir aber



Abb. 100. Lagerscene in Garua.
(Nach Skizze.)

fragten Hammoa, wer denn dieser schlaue Fuchs sei, und trauten unsern Ohren nicht, als er erwiederte, das sei der Alkali. Der Alkali! unser grimmigster Feind! Der bestechliche, habsüchtige Richter, der berüchtigt war, seine persönlichen Feinde unter nichtigen Vorwänden einzusperren und nur gegen hohe Busse, die er für sich natürlich einsteckte, freizulassen, während die grössten Schurken, die ihn »schmierten«, vor ihm sicher waren. Wahrscheinlich war der hochherzige Mann zu der Ueberzeugung gekommen, dass freundschaftliche Beziehungen zu den Weissen doch einträglicher seien als die Feindschaft, welche er früher gegen uns gehegt.

Am Abend des fünften Januar machte sich Hammoa, welcher die Botschaft nach Yola persönlich übernommen hatte, reisefertig. Er war der geeignetste Mann, den wir hätten schicken können. Denn einerseits war er zuverlässig und andererseits als Araberhäuptling eine einflussreiche Persönlichkeit. Er selbst ritt, nahm aber noch einen Sklaven mit, welcher die Geschenke an den Emir und den Akal — fünf und zwei Stücke Brokat — nebst einem Vorrath an Hirse- und Erdnussmehl trug. In zwei Tagen konnte er in Yola, in fünf Tagen wieder zurück sein. Zwei Tage darauf erschien ein Gesandter Akal's mit der Botschaft, der Sultan fordere uns auf, nach Yola zurückzukehren. Wir waren froh, Hammoa's Rath gefolgt zu sein. Jetzt konnten wir ruhig erst die Wirkung seiner Sendung abwarten, während wir uns ohne unsere Gesandtschaft in einen längeren umständlichen brieflichen Verkehr hätten einlassen, resp. mit Geschenken nach Yola reisen müssen.

Unsere Tauschartikel waren in dem theuern Adamaua stark vermindert worden, und um dieselben möglichst zu sparen, wurden die Leute in Garua mit Hülfe der Maria-Theresienthaler unterhalten. Das geschah in der Weise, dass Audu auf dem Markt die Thaler gegen gangbare Stoffe umsetzte. Die Thaler haben in Yola und Garua einen Werth von fünftausend Kauris oder etwa gleich zwanzig Yard Grey Baft oder zweihundertundfünfzig Feri-Streifen. Da

letztere hier als Kleingeld am meisten im Gebrauch waren, wurden diese hauptsächlich eingekauft. Jeder Mann bekam sechs Streifen als Tagesration. Daneben bildeten hier und in Adumre auch bestimmte Stoffe von einheimischem Fabrikat, sogenannte kulelí h., eine gangbare Münze. Es waren dieses vier Yard grosse Zeugstücke von blauer und weisser Farbe, welche aus einzelnen zusammengenähten Streifen bestanden. Diese Kuleli hatten einen Werth von tausend Kauris. Bedeutend kräftiger gewebt, aber an Grösse und Farbe ähnlich sind die bärne h. genannten Stoffe, welche einen Werth von dreitausend Kauris haben. Um die Tauschwaaren zu vermehren, wurden ferner Haussahändlern mit den Thalern englische Stoffe abgekauft. Es war dazu jetzt eine günstige Zeit, indem mehrere Elfenbein- und Kautschukhändler gerade von der Hulk nach Garua zurückgekommen waren und mit englischen Stoffen den Markt überschwemmten. Trotzdem ging der Einkauf nur langsam vor sich, weil nun einmal die Eingeborenen beim Handel mit den Weissen völlig den Verstand verlieren und die tollsten Forderungen zu machen pflegen. Allmählich wurden wir aber doch eine stattliche Summe Thaler gegen Stoffe los; desgleichen gelang es, das wenig kräftige Pferd aus Marrua und sämmtliche Esel, bis auf die vier stärksten Thiere, zu verkaufen. Ssariki hatte nämlich mittlerweile die in Adumre stationirten Esel von Lauon abgeholt. Einer von den sieben war angeblich gestorben, einer wurde Lauon geschenkt, fünf kehrten zurück und wurden hier verkauft.

Ein anderes nothwendiges Geschäft war der Umtausch guter Pferde gegen unsere alten, mit Zuzahlung von Thalern. Mit sechs Pferden hatten wir Garua verlassen, mit drei abgetriebenen und erschöpften Mähren kehrten wir zurück. Das erste, welches einst der v. Stetten'schen Expedition angehört hatte, starb schon vor Bubandjidda; das zweite wurde in Adumre zurückgelassen, das dritte in Marrua, weil beide total erschöpft waren. Der Rappe und mein Reitpferd erreichten Garua mit Mühe und Noth. Ersterer wurde bereits am folgenden Tage in einer Lehmgrube todt aufgefunden. Relativ am besten hatte sich Uechtritz' Brauner gehalten; doch litt auch er an einer grossen eiternden Rückenwunde. Das erbärmliche Gras — Hirse für die Pferde war theuer und nicht immer zu haben —, sowie die täglichen Strapazen hatten die armen Thiere in der kurzen Zeit jämmerlich heruntergebracht Mein armer, einst so stattlicher, muthiger Fuchs war nur noch ein trauriges Zerrbild; seine Augen blickten trübe und selbst die Ruhetage in Garua brachten ihn nicht mehr in die Höhe. Gänzlich erschöpft, ohne zu fressen, stand er auf der Weide und liess den Kopf hängen. Wir brauchten also neue Pferde. Es wurden wohl genug zum Kauf angeboten, aber meist unbrauchbare oder zu maasslosen Preisen. Auf zwei Fehler muss man hier zu Lande beim Pferde besonders achten, auf Tanzmeisterfüsse und wunde Rücken. Tanzmeisterfüsse, das heisst auswärts stehende Hufe der Vorderfüsse, welche in Europa so selten sind, findet man hier ausserordentlich häufig und zwar liegt die Ursache in der Sitte, oder besser gesagt Unsitte, die jungen Thiere mit an den Gelenken zusammengefesselten Vorder-

fussen auf die Weide zu lassen. Das Auswärtsstehen der Hufe ist aber gerade auf den oft rinnenförmig ausgetretenen afrikanischen Fusswegen sehr wenig vortheilhaft, die Thiere knicken mit den Fesseln um und stolpern.

Wunde Rücken sind hier zu Lande ebenfalls ganz ausserordentlich häufig und zwar des unpraktischen arabischen Bocksattels wegen, welcher nicht nur den Rücken, sondern auch die Seiten des Pferdes sehr leicht wund reibt. Hierzu kommt, dass auch die scharfe arabische Kandarre den Thieren das Maul oft blutig reisst. Es sei hier noch kurz bemerkt, dass man hier anders auf's Pferd steigt, als bei uns. Wir schwingen uns mit dem rechten Bein hinüber, hier zu Lande zieht der Reiter das Knie bis an das Kinn heran und schiebt den Fuss über den Sattel hinüber. Unsere Art aufzusitzen erregte bei dem Publikum oft stürmischen Jubel. In dem Steigbügel ruht der Fuss derart, dass die grosse Zehe ausserhalb des Bügels liegt, letzterer also zwischen der grossen und zweiten Zehe gefasst wird. Manche Reiterstiefel haben deshalb ein besonderes Fach für die grosse Zehe, wie der Fausthandschuh für den Daumen. Zum Anspornen dienen entweder Zacken an den Steigbügeln oder die Hacken, Auch besondere Sporen, ein Riemen mit einer Eisenspitze, der am blossen Bein über den Knöcheln befestigt wird, sind im Gebrauch. Im Allgemeinen sind die Leute gute Reiter, namentlich verstehen sie es blitzschnell zu pariren. Dagegen war keines der Pferde auf's Springen dressirt, sondern nur zum Laufe auf ebenem Boden.

Der Pferdehandel wurde schliesslich dahin abgeschlossen, dass mein Pferd mit einem Zuschlag von zehn Thalern gegen einen kastanienbrannen schönen Hengst eingetauscht wurde. Für Uechtritz fand sich zur Zeit kein geeignetes Thier.

Das Leben während des Aufenthaltes in Garua ging ohne wesentliche Ereignisse hin. Da wir keine brauchbaren Reitpferde hatten und es in der Nähe keine Jagd gab, wir die Stadt und ihre Umgebung auch vom ersten Aufenthalt her schon kannten, so hielten wir uns fast immer im Lager auf. Wir brauchten auch gar nicht in die Ferne zu schweifen, denn man kam zu uns. Es gab immer allerlei Abwechselung, auch erhielten wir manchen interessanten Besuch. Mit dem Hof in Leinde traten wir kaum in Verkehr. Zwar besuchte uns der bewusste Milch-Yarima einmal und es wurden Höflichkeiten ausgetauscht, damit war aber auch alles erledigt; denn unser Lagerplatz gehörte zu Schuari, wir hatten also dem König in Leinde gegenüber keine Verpflichtungen. Der Lamido von Schuari selbst war verreist. Als er einige Tage später mit einer stattlichen Reiterschaar zurückkehrte, kam er mit einigen Geschenken in das Lager. Ich persönlich habe ihn nicht kennen gelernt. Von der Gesandtschaft aus Laddo, welche dem ungetreuen Trompeter nachgezogen kam, um ihm das geschenkte Pferd wieder abzunehmen, habe ich bereits früher gesprochen. Interessanter war der Besuch des Pferdehändlers, der uns von Adumre nach Laddo nachgekommen und, wie erwähnt, im Auftrage Lauon's nach Lakka gegangen war, um Elfenbein einzuhandeln. Er erzählte uns, dass er gerade

dort gewesen, als die Nachricht von der Niederlage Bubandjidda's eintraf. Dieselbe habe überall grossen Jubel hervorgerufen, weil diese Staaten mit jenem beständig im Kriege lägen. Auch hätten die Leute von Lame vor kurzem auf einem Streifzuge acht Bubandjidda-Krieger getödtet, eine für dortige Verhältnisse grosse Zahl.

Eines Tages kam auf stattlichem Rosse in blendend weissen Gewändern ein vornehmer Herr in's Lager geritten, gefolgt von einigen speertragenden Männern. Er liess sich als Sokotoprinz anmelden, wurde empfangen und nahm im Zelt auf zwei übereinander gestellten Eisenkisten Platz. Er war ein grosser, schlanker, magerer, aber doch geschmeidiger, kräftiger Mann, ein echter Fulla mit hell ledergelber Haut und feinen kaukasischen Gesichtszügen, ein geradezu bildschöner Mann und eine vornehme, edle Erscheinung. Ein rother Tarbusch und ein mächtiger, aus feiner weisser Gaze bestehender Turban mit einem Gesichtsschleier, der als langer Zipfel über die Brust hing, war ein Abzeichen seines Standes. Denn nur sehr mächtige Könige, wie die Sultane von Sokoto, Yola, Tibati, Ngaumdere, Bubandjidda, resp. Angehörige solcher Fürstenhäuser, dürfen einen so langen Litham tragen. Eine weisse Brokattobe und Pluderhosen aus demselben Stoff bildeten seine übrige, ebenso sauber, wie vornehm und stattlich aussehende Kleidung. Die kleinen schmalen Füsse waren nackt. Anfangs sass er auf der Eisenkiste, bald aber wurde ihm das Sitzen unbequem und er lagerte sich auf derselben, obwohl sie höchstens dreiviertel Meter lang war, wie eine ruhende Statue auf einem Postament, den linken Ellenbogen aufgestützt, das linke Knie bis an die Brust angezogen, das rechte Bein vor das linke Knie gestellt. In dieser seltsamen Kautschuckmann-Stellung verharrte er bis zum Schluss der Audienz. Während der Unterhaltung spielte er beständig mit seinen langen schmalen Händen, welche ungefähr die Form von neuen, noch nicht anprobirten Glaceehandschuhen hatten, und knackte zum Zeitvertreib mit den Fingergelenken. Als ein Sohn des Kaisers von Sokoto machte er eine Tournée an den Höfen der Vasallen seines allmächtigen Vaters und war nun bereits seit einigen Jahren von Hof zu Hof gezogen und überall mit Geschenken reich bedacht worden. So hatte ihm der Sultan von Yola zehn Sklaven geschenkt von den siebzehn, welche er vor kurzem auf einer Sklavenjagd erbeutet. Jetzt war er auf der Reise nach Marrua begriffen, um daselbst Pferde zu kaufen, d. h. sich schenken zu lassen. Er ritt mit nur wenigen Begleitern hin, und hatte den grössten Theil der gesammelten Geschenke in Yola zurückgelassen, weil er doch wieder über Yola zurückkehren musste. Denn eine direkte Strasse von Marrua nach Sokoto giebt es nicht, wenigstens nicht für kleine Karawanen.

Das Einsammeln von Geschenken bildet den einzigen Zweck der Reise für diese vagabondirenden Prinzen. Die hohen Sultane im Sudan sind mit Kindern und nahen Verwandten so reichlich gesegnet, dass es selbst dem mächtigen Beherrscher der Gläubigen, dem Kaiser von Sokoto, schwer fällt alle seine Sprösslinge standesgemäss zu unterhalten. Umgekehrt wie in Europa werden hier die

Töchter leicht an den Mann gebracht, aber mit den Herren Söhnen, Neffen u. s. w. ist es ein schlimmes Ding. Da ist man denn auf den genialen Einfall gekommen, dieselben auf Reisen zu schicken an die verschiedenen Höfe der Vasallen, die ihnen Geschenke spenden müssen. Nach ein bis zwei Jahren kehren sie als mässig wohlhabende Leute heim. Die Dauer der Reise bestimmt der königliche Papa; je lieber ihm der betreffende Prinz ist, um so länger darf dieser herumziehen. Jährlich geht einer oder der andere solcher fahrenden Bettelprinzen in die weite Welt, »um ihr Glück zu suchen«, wie es immer in den Märchen heisst. Unser Prinz war eben ein solcher Glücksritter und erzählte selbst mit rührender Offenheit, weshalb er reise und dass es eine Auszeichnung für einen jeden Yarima sei, reisen zu dürfen. Schamgefühl in unserem Sinne kennt man hier nicht. Wir frugen Audu, wie viele solcher Sprösslinge der Kaiser wohl habe; er meinte: »they catch hundred«. Wie der Sokotokaiser seine armen Verwandten, die etwa den Rang von Herzögen und Erzherzögen besitzen, zu seinen denselben an Rang gleichstehenden Vasallen sendet, so schicken die Statthalter der grossen Provinzen wiederum ihre Söhne und Verwandten zu ihren Vasallen auf Beute aus. Man sieht, im Sudan müssen sich selbst die Mitglieder königlicher Familien schlecht und recht durchschlagen. Der Besuch bei uns hatte natürlich auch keinen anderen Zweck, als ein Geschenk zu erobern, und er zog mit demselben, einem Stück weissen Piquet, einem Tarbusch und Rasiermesser, dankend von dannen.

Uebrigens stand unser Prinz in dem Verdacht, die Absicht zu haben, sich mit Hülfe der Teñgelin »strong for himself« zu machen, à la Hayatu in Balda. Die Möglichkeit eines solchen Gerüchts spricht deutlich genug für die faulen Zustände in dem morschen Kaiserreich. Was würde man bei uns sagen, wenn von einem preussischen Prinzen ernsthaft behauptet würde, er wolle sich mit Hülfe der Polen in Posen »strong for himself« machen.

Was übrigens die vom Prinzen erwähnten Sklavenjagden des Sultans von Yola betrifft, so bestätigte der Gesandte Akal's diese Nachricht. Die Batta, welche nordwestlich von Gire in den Gebirgen wohnen, bebauen im Busch zerstreut liegende Felder, zu denen sie im Frühjahr zur Aussaat, im Herbst zur Ernte mit ihren Familien herabkommen. Durch Späher unterrichtet, hatte der Sultan die Heiden während der Ernte überfallen und zwar, Dank Herrn Mizon, mit grossem Erfolg. Mizon hatte nämlich dem Sultan fünf Gewehre, fünf als Soldaten ausgebildete Araber und zwanzig Kisten Patronen (à fünfhundert Stück) zurückgelassen. Die Araber nun schossen die wehrlosen Erntearbeiter zusammen und siebenzehn wurden als Sklaven mit fortgeschleppt. Auch ein Erfolg französischer Kulturarbeit in Afrika!

Hammoa hatte sich während unserer Abwesenheit einem Kriegszug des Königs von Tsebóa gegen die Namdji-Heiden angeschlossen, welche die Gebirge nordöstlich von Tschamba bewohnen. Tseboa[2]) ist eine grosse Stadt südwestlich von Garua und die Herrschaft des Königs umfasst das ganze Gebiet südlich des Benue bis nach Dengi am Mao Kebbi. Der König soll angeblich dreitausend

Pferde haben und sechzig Wattenpanzer besitzen, eine für hiesige Verhältnisse beträchtliche Zahl. Trotz seiner bedeutenden Kriegsmacht fiel der Feldzug nicht gerade sehr glänzend aus. Die Fulbe erbeuteten nur wenig Sklaven, erlitten starke Verluste und der Lamido selbst wurde beinahe gefangen. Sein hart mäuliges Ross scheute nämlich und raste auf den Feind los. Seine Majestät musste im Carrière abspringen und sich schimpflichst zurückflüchten. Auch Hammoa war mit dem Resultat nicht zufrieden; gefangen hatte er Niemand, wohl aber zwei Sklaven gekauft. Er schwor hoch und theuer, er wolle nicht mehr in den Krieg ziehen, derselbe rentire sich nicht mehr, und so brachte er denn seinen Brustpanzer und Kriegshelm zum Verkauf. Der Brustpanzer war aus grauen Eisenblechplatten zusammengenagelt, an der rechten Seite und Achsel offen und mit Riemen zum Zuschnallen versehen. Letztere bestanden aus einer Oese auf der einen und einem Lederstreif mit Knoten auf der anderen Seite, eine auch bei Taschen hier allgemein übliche Art des Verschlusses. An den Rändern der Eisenplatten, welche die Oeffnungen für Arme, Hals und Leib begrenzten, befanden sich zum Schutz des Körpers rothe Lederstreifen. Denn der Kürass wird unter den Kleidern auf dem blossen Körper getragen. Diese Panzer sind bei der Reiterei jetzt allgemein im Gebrauch. Sie werden in den Haussaländern und Bornu gearbeitet. Der Fulbe nennt sie haléïu, der Haussa kummákomi. Der Helm — kólkoli h., lílledji f. — war ein fast quadratischer, gepolsterter Topf mit rothem Stoff bekleidet und am unteren Rande mit einem blauen Streifen eingefasst. Die Innenseite war weiss gefüttert. Streifen und Schilde von Eisenblech und grüne Lederstreifen waren auf den Aussenwänden des Helmes aufgenagelt und dienten zur Befestigung und zum Schutz. Auf diesem gepolsterten Kopftheil sass eine Verzierung aus Eisenblech, welche in höchst roher Weise einen Vogelkopf darstellte. Ein kleines Kästchen von parallelopipedischer Form unterhalb des Vogelkopfes enthielt Steinchen, welche bei einer Bewegung klapperten. Zwischen diesem Helmaufsatz und dem Kopftheil waren schwarze Straussenfedern — schúmuna h. — angebracht. Diese Helme werden im ganzen mittleren Sudan von den Hauptkriegern getragen. Der Sultan von Yola soll z. B. zweihundert solcher Helme besitzen. Sie sind sehr unpraktische Kopfbedeckungen, fallen leicht vom Kopf herunter und dürften im Gefecht kaum einen so wirksamen Schutz gewähren, wie dicke Turbane.

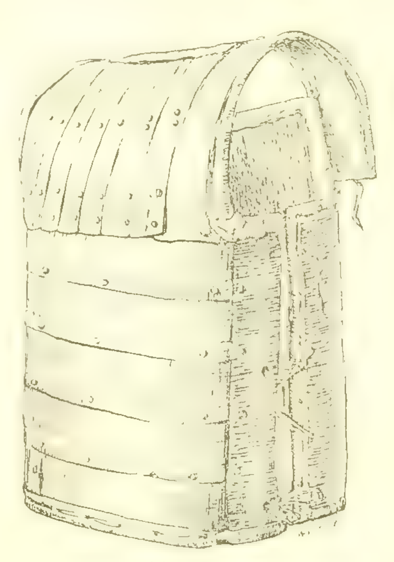
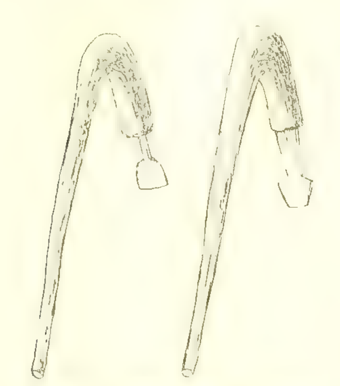
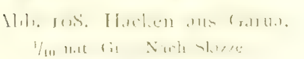


Abb. 107.
Eiserner Brustpanzer
aus dem centralen Sudan.
[illegible] Flegel'sche Sammlung
[illegible] Berlin.

Eines Abends entstand in der Stadt ein furchtbarer Lärm und bald schlugen Flammen zum Himmel empor; ein Feuer war ausgebrochen. Der

Lärm dauerte wohl eine Stunde, dann wurde es still. Am folgenden Tage hörten wir, dass es in dem Gehöft eines Haussahandlers gebrannt habe, in welchem der Besitzer und ein Gastfreund von ihm, der soeben mit einigen Dutzend Säcken voll Gorunüssen aus Ngaumdere angekommen war, nebst einem Pferde am Feuer lagen. Das trockene Erdnussstroh, welches dem Pferde als Futter vorgeworfen war, fing Feuer, das Grasdach wurde von demselben erfasst, im Nu stand das Haus in Flammen und die Leute konnten sich gerade noch mit dem Pferde retten. Die brennenden Grasstücke wurden vom Wind auf die Dächer der Nebenhäuser getrieben, ein grosser Brand war in wenigen Minuten entstanden. Eine zahllose Menschenmenge strömte herbei; einige bemühten sich den Brand zu löschen, ander eretteten die Sachen, stürzten in die Häuser, ergriffen, was sie fanden und waren im Gedränge mit ihnen verschwunden. Kurz, Jeder rettete, was er eben für sich retten konnte. Schliesslich rettete sich der abgebrannte Besitzer selbst nebst seinem Gastfreund vor den Rettern auf den Markt, zusammen mit dem Rest seiner beweglichen Habe und den Gorunüssen. Dort brachten sie die Nacht zu, indem sie auf den Säcken und andern Sachen schliefen resp. Wache hielten, denn die Rettenden folgten ihnen auch hierhin nach.




Abb. 108. Hacken aus Garua. 1/10 nat. Gr. (Nach Skizze.)

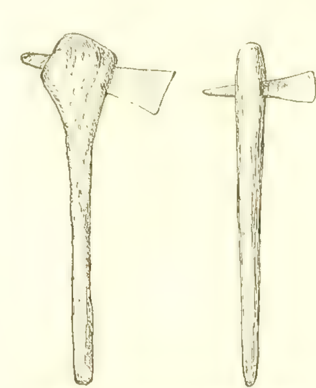


Abb. 109. Grasbeile aus Garua. 1/4 nat. Gr. (Nach Skizze.)

Das Gehöft brannte total ab; glücklicherweise dehnte sich aber das Feuer nicht weiter aus. Wenn man erwägt, wie viel bei uns zu Lande bei Bränden gestohlen wird, so wird man mit Rücksicht auf die hiesige Bevölkerung den Ausspruch Audu's, der vielleicht mitgerettet hatte, verstehen: »that was justnow war«, »es war der reine Krieg«.[3])

Einige Tage später entstand wiederum Feuerlärm; der Brand wurde jedoch noch vor dem Eintreffen der Rettungsengel gelöscht. Vielleicht war zur rechten Zeit ein Feuerheiliger, ein Haussa-Florian, erschienen und hatte das Feuer »getödtet«. Unter den Haussa giebt es nämlich Heilige, welche sich nur in ein Feuer zu setzen brauchen, um es auszulöschen. Sie heissen Scherífe oder Scherúfe. Es ist natürlich das bekannte arabische Wort, aber mit anderer Bedeutung.[4]) Als Abzeichen ihrer Würde tragen sie auf dem Scheitel einen langen Zopf, wie die Chinesen, der aber nur zum Theil aus eigenen Haaren besteht, und hinter dem Ohr an der linken Seite herabfällt. Von den vierzig Lokodjaleuten waren nicht weniger als zwei Scherife. Der eine war ein schwachsinniger, blödsinnig lächelnder Jüngling von einigen zwanzig Jahren und

wurde seines geistigen Zustandes wegen, nachdem er Audu und andere Leute bestohlen hatte, augenscheinlich ohne sich des Diebstahls bewusst zu sein, in Yola ausgezahlt und entlassen. Während der Fahrt auf dem Benue war eines Tages zwischen den Lagos- und Lokodja-Leuten am Kochherd eine Prügelei entstanden und dieser Scherif wurde durch den Lärm in solche Aufregung versetzt, dass er wie toll herumsprang, schrie und sich plötzlich in das brennende Holzfeuer setzte. Er sass so einen Augenblick da, dann wurde er von seinen Genossen fortgestossen. Ich dachte, der Mann müsste schwer verbrannt sein. Er zitterte am ganzen Körper, lachte und weinte zu gleicher Zeit. Sein Zeugschurz war verkohlt, er selbst aber völlig unverletzt, keine Spur von Brandwunden oder Blasen zu sehn. Uechtritz sowohl als ich waren im höchsten Grade überrascht. Ich verordnete aus Vorsicht kalte Umschläge auf das Gesäss; nach einer Stunde war er aber bereits völlig wiederhergestellt. Erst viel später erfuhr ich, dass dieser Mann ein Scherif sei. Da derselbe augenscheinlich stark hysterisch war, so halte ich es nicht für ausgeschlossen, dass er vermöge Autosuggestion, etwa durch starke Verdunstung des Schweisses, in der That für kurze Zeit feuerfest werden konnte. Dann hätte er sich in analogem Zustand, wie der Leyden'sche Tropfen auf der heissen Herdplatte befunden.[5])



Abb. 110. Alēdu, Haussascherif.
Nach Photographie.

Der zweite unserer Scherife, Alédu, war ebenfalls ein noch junger Haussa aus Kano. Nur die Haussa und Kanuri, hiess es, hätten Scherife, die Fulbe nicht und diese beneideten jene natürlich um den Vorzug. Ein ungläubiger Sultan von Yola soll einmal an einem die Feuerprobe angestellt haben, indem er ihn in einen lodernden Scheiterhaufen springen liess. Das Feuer erlosch, der Scherif war unverletzt.

Ein Theil der Haussa war mit ihren Kleidern sehr übel daran, manche hatten nur Lumpen am Leibe, die einstmals Toben gewesen waren, jetzt aber nur noch aus vereinzelten Feristreifen bestanden. Es war lächerlich, mit welcher Ausdauer sie trotzdem die zwei, drei Zeugstreifen trugen und sie immer wieder zusammenknoteten, wenn sie rissen. Indessen ist Bekleidung ja das Zeichen eines freien Mannes, nur Sklaven gehen gänzlich nackend, wie Audu uns erklärte.[6]) Da nun die Reise in die Gebirge Adamaua's gehen sollte, wo die

Nächte kalt sind, so war es nothwendig, einen Theil der Leute mit Kleidern auszurüsten, und zu diesem Zweck bekamen die Hilfsbedürftigen einen Maria-Theresienthaler als Vorschuss, für welchen sie sich eine weisse Tobe aus Feristreifen — rigá h. — kaufen sollten. Da es aber vorauszusehen war, dass die leichtsinnigen Menschen den Thaler eher verjubeln, als zur Anschaffung eines Kleidungsstückes verwenden würden, so mussten sie mit dem Verkäufer und der Tobe in's Lager kommen und erhielten dann erst das Geld. Nur verhältnissmässig wenig Leute waren genügend ausgerüstet. Der Vorschuss, den sie in Lokodja erhalten, war zwar für ihre Verhältnisse überreichlich gewesen, aber sie hatten die Summe theils durchgebracht, theils zur Bezahlung von Schulden benutzt. Nur einige geriebenere Geschäftsleute hatten sich Gin für Ibi, Perlen und Stoffe für Adamaua angeschafft und diese gegen hohen Gewinn verkauft. So hatte auch Itzig auf dem Schiff seine Schätze in einer grünen Kiste untergebracht, gleichsam in einem fliegenden Store, mit dem er bei jeder Gelegenheit an Land ging, um zu schachern. In Yola gab er, nachdem er Headman geworden war, diese grüne Kiste auf und vertheilte seine Sachen unter die Leute zum Tragen.



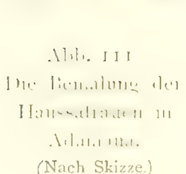


Abb. 111.
Die Bemalung der Haussafrauen in Adamaua.
(Nach Skizze.)

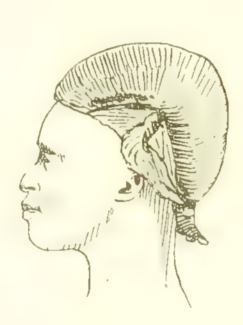


Abb. 112.
Frisur der Haussafrauen in Adamaua.
(Nach Skizze.)

Der Ankauf der Toben ging rasch von statten. In kurzer Zeit waren ca. dreissig Leute ausgerüstet und stolzirten, kaum wiederzuerkennen, in ihren Prachtgewändern im Lager umher.

Auch Madame Itzig benutzte den Aufenthalt in Garua, um ihre Coiffure, welche seit Anfang November, wo wir Garua verliessen, nur nothdürftig in Ordnung gehalten und ausgebessert worden war, zu renoviren. Zu diesem Zweck erschien eines Morgens die Stadtfriseuse, eine alte, magere, hässliche Dame, im Lager. Die Operation begann. Die Friseuse kniete nieder, Madame legte sich lang auf die Erde, das Haupt in dem Schooss der Künstlerin verbergend. Diese löste zuerst alle Flechten, welche mit Hülfe von schwarzem Zwirn geflochten waren und kämmte die Haare aus, und zwar in Ermangelung eines Kammes mit einem Igelfell. Mit Erdnussöl und Russ wurden die Haare sodann gesalbt, darauf von Neuem geflochten und zwar in der Mittellinie zu einem grossen Helmwulst — dóka h., — an den Seiten über den Ohren zu Zöpfen — kaskaínia h., — welche nach hinten geschlagen und zusammengeknüpft werden. Diese Sitzung, welche ich mit wenigen Worten beschrieben habe, dauerte in Wirklichkeit nur viereinhalb Stunden. Dafür hält die Frisur aber auch einige Wochen. Schwarze Striche — katámbirí h. — mit einer Tinte, welche aus dem Samen des Gáude-Strauches, einer Gardenia, gewonnen wird, Rothfärbung der

Fingernägel mit Henna, der Zähne mit Gorunüssen, sowie Einreiben der Augenlider mit pulverisirtem Bleiglanz — tóseli h. — vervollständigten ihre Toilette. Die sckwarzen Striche verlaufen über Stirn, Nase und Wangen. Die Rothfärbung der Nägel geschieht mit Henna, indem die Hände zwölf Stunden lang, »von dem Abendruf des Mallams bis zu seinem Morgenruf«, also die Nacht hindurch, in ein Ledersäckchen mit Henna gesteckt werden.

Audu, der glückliche Ehemann, konnte indessen die Toilettenkosten seiner Gemahlin nicht bestreiten und bettelte bei Uechtritz um vier Yard Baft, dem Lohne der Friseuse. Dieser meinte zwar, der Preis wäre etwas hoch, zwei Yard thäten es auch. Audu erklärte indess, das ginge nicht an; seine Gemahlin würde sich beleidigt fühlen, »she would cry«, wenn er von der üblichen Taxe etwas abhandeln wollte.



Abb. 113. Lederfläschchen für pulverisirten Bleiglanz. [illegible] nat. Gr. Flegelsche Sammlung. M. f. V. Berlin.

Von Yola erschien eines Tages der Galadima der Kanuri, um die Abgaben an den Sultan einzutreiben. Eine jede fremde Nation in Adamaua hat nämlich, wie schon früher erwahnt, in Yola ihren Vertreter oder Galadima, welcher die Angelegenheiten zwischen ihr und dem Sultan regelt. Ebenso besitzt eine jede fremde Kolonie in jeder einzelnen Stadt ihren Galadima. In Yola, wo das Haussaelement sehr stark vertreten ist, haben sogar die Angehörigen eines jeden der Haussa-Sultanate, wie Sokoto, Kano, Saria, Katsinna, Báutschi, ihre eigenen Vertreter. Die Fremden zahlen keine regelmässigen Steuern an den Landesherrn, ausser den Marktzoll — deláli h. — für die Waaren, welche sie auf den Markt bringen. Der Zoll beträgt zehn Prozent des Verkaufswerthes. Auch schicken die reichen Kaufleute dem Sultan dann und wann freiwillige Geschenke, um sich einzuschmeicheln und Chikanirungen vorzubeugen. Zuweilen werden aber aussergewöhnliche Steuern erhoben, indem der König den



Abb. 114. Eisenwalze zum Pulverisiren des Bleiglanzes. [illegible] nat. Gr. Flegelsche Sammlung. M. f. V. Berlin.

obersten Galadima, in diesem Falle den von Yola, aussendet, um die Abgaben einzutreiben. Der Konsul bereist dann Stadt für Stadt und bestimmt, je nach der Zahl und dem Vermögen seiner Landsleute, die Höhe der Steuer in Rindern, Stoffen und anderen Gegenständen, die aber erst von den Steuerpflichtigen gegen Sklaven umgetauscht werden müssen. Wer sich der Steuer entziehen will oder sie direkt verweigert, wird selbst als Sklave mitgenommen. Das war allerdings eine harte Strafe, und so blieben denn auch unsere drei Kanurihelden seit dem Tage, an welchem der böse Galadima Garua betrat, ängstlich im Lager, während sie sich vorher beständig in dei Stadt herumgetrieben hatten. Sie wollten sich nämlich vor der Abgabe drücken und der Galadima hütete sich wohl, die Leute der Weissen zu belästigen. Er erschien vielmehr vor seiner Abreise im Lager mit einem stattlichen

schwarzen Hammel, der würdevoll herbeigeführt wurde, sich aber mit den Beinen in den Zeltstricken verhaspelte, wie wild herumsprang und fast das ganze Zelt umriss.

Nach dieser Einleitung erzählte der Galadima, dass er bereits fünfunddreissig Sklaven zusammengebracht habe und Morgen noch nach Adumre und in die nordöstlichen Provinzen gehen wolle, wo er noch sechs bis acht Sklaven zu erhalten hoffe. Als er fortgegangen war, versicherte der erfahrene Audu, jener werde von den Sklaven höchstens zehn an den Sultan abliefern, die übrigen aber unterschlagen und für sich behalten. So mache es Jeder hier. In Yola werde er aber ein Wehgeheul anstimmen über die Armuth und Niedertracht seiner Landsleute, über die Mühen, die er gehabt, um die Paar Sklaven zusammenzubringen, damit der gerührte Sultan ihn womöglich noch für seine Bemühungen belohne.

Wir frugen Audu, ob der Sultan auch die Haussa oft besteuere? Da lachte er aber und meinte, das käme garnicht vor. Wollte der Emir seine Landsleute mit solchen Chikanen belästigen, dann würden sie einfach auswandern und Alles mitnehmen. Der Fulla mache nicht Kleider, der Fulla treibe keinen Handel; der König würde sich nur selber schaden. Das wisse er auch sehr gut und liesse sie in Ruhe. Die Kanuri dagegen wären nicht zahlreich, bei denen könne er so etwas schon wagen.

Am nächsten Morgen reiste der Galadima wieder ab und unsere drei Helden wagten sich fortan wieder in die Stadt hinein.

Am Abend des sechsten Tages nach seiner Abreise schickte Hammoa einen Boten in's Lager mit der Nachricht, es wäre Alles in Ordnung. Bald darauf kam er selbst und erzählte, er sei von dem Sultan in dessen Schloss in Gire empfangen worden, habe aber energisch zu unsern Gunsten reden müssen, weil die Marruaner uns arg verläumdet hätten. Er habe aber ihre Lügen aufgedeckt und der Sultan habe darauf einen Brief für uns ausgestellt — denn er sei uns sehr gewogen — und einen Boten nebst Briefen mitgegeben.

Am folgenden Morgen (12. Januar) erschien der neue Gesandte nebst dem Alkali im Lager, letzterer, um den Brief des Yolakönigs vorzulesen. Die Epistel begann mit Vorwürfen, weil wir ohne die Genehmigung des Sultans nach Bubandjidda gegangen wären. Ein »Buch«, das heisst einen Geleitsbrief, nach Ngaumdere, und zwar ein sehr gutes Buch, wolle er uns zwar mitgeben, doch müsse Uechtritz dafür sechzig Thaler baar an den Ueberbringer zahlen. Wolle er aber die Thaler nicht geben, so müsse er noch einmal nach Yola kommen; denn der Sultan wolle seinen geliebten Freund nicht auf die gefahrvolle Reise lassen, ohne ihn vorher noch einmal gesehen zu haben. Mit dieser eigenthümlichen Wendung schloss das Schreiben. Natürlich waren wir bereit, den sehr hohen Preis zu zahlen; denn eine Rückkehr nach Yola hätte einen Aufenthalt von etwa einem Monat bedeutet, und am Nachmittage wurde vom Alkali ein neuer Brief an den Sultan als Antwort verfasst, sowie ein zweiter an Akal. In dem letzteren bedankte



Ein Haussa aus Yola



sich Uechtritz dafür, dass Akal einen so bescheidenen Preis für den Geleitsbrief angesetzt habe, da er mit Vergnügen auch zweihundert Thaler gegeben haben würde. Dann wurden die sechzig Thaler für den König, zehn Thaler für Akal und an die beiden Gesandten je fünf und drei Thaler ausgezahlt.

Ausserdem erhielt der Gesandte noch zehn Pfeile aus Bubandjidda. Der König wollte diese corpora delicti nämlich haben, um sie bei Gelegenheit dem ungetreuen Vasallen als ein memento mori vorzuhalten. Er soll uns überhaupt beständig gegen Bubandjidda ausgespielt und öffentlich erklärt haben, er selbst hätte ihnen die Weissen in's Land geschickt. Wie der Gesandte mittheilte, hoffe der Sultan, der Lamido von Bubandjidda werde demnächst die Pfeile gegen hohe Geschenke zurückkaufen wollen. Dieser Plan war sicherlich ein Kind des edlen Akal und seiner würdig. Eine merkwürdige Politik, welche man hier betreibt!

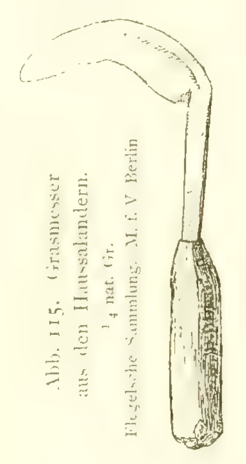


Abb. 115. Grasmesser aus den Haussaländern. 1/4 nat. Gr. Flegel'sche Sammlung. M. f. V. Berlin

Uebrigens erkundigte sich der Sultan, wer eigentlich unsern Brief geschrieben habe; derselbe sei ja äusserst schlau und gewandt abgefasst; der Schreiber müsse eine ganz ausserordentlich schätzenswerthe Kraft sein. Vielleicht macht unser Alkali noch Carrière. Er würde mit Akal zusammen ein nettes Pärchen abgeben.

Da wir einen Ueberschuss an Trägern hatten, so sollten mehrere in Adumre geworbene Leute entlassen und an der Hulk in Yola ausbezahlt werden. Kaum war dieses bekannt geworden, als sich so ziemlich alle seit Yola gemietheten Leute meldeten; denn der Gedanke, sofort Geld in die Hände zu bekommen, war doch zu verführerisch für diese Kinder des Augenblicks. Dass sie am Ende der Reise, nach etwa drei Monaten, eine bedeutend grössere Summe ausgezahlt bekämen, daran dachten sie nicht. So kam denn Audu mit einer ganzen Schaar von Simulanten an mein Zelt; jeder wollte schwer krank sein; Hüftweh, Kopfweh, Brustleiden und andere Krankheiten bedrückten die Armen so, dass sie ganz gebrochen aussahen. Ganz ernsthaft untersuchte ich einen der vierschrötigsten Schwindsuchtskandidaten, beklopfte Brust und Bauch, hörte Athmung und Herztöne und sagte dann zu dem Patienten und seinen Komplicen, die bereits ob der seltsamen Manipulationen ganz ängstlich dareinschauten: »Ja du bist krank, sehr krank, du kannst keine Last mehr tragen.« Unverhohlene Freude auf allen Gesichtern, als Audu ihnen solch' tröstliche Worte übersetzte. »Aber«, fuhr ich fort, »ich habe gegen deine Leiden eine sehr wirksame Medizin: — fifty on backside.« Hu! Da platzte die ganze Gesellschaft mit Lachen heraus; der untersuchte Simulant stand wie ein begossener Pudel da

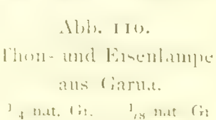


Abb. 116. Thon- und Eisenlampe aus Garua. 1/4 nat. Gr. 1/8 nat. Gr. (Nach Skizze)

und versuchte gleichfalls zu lächeln. Dann zog die ganze Gesellschaft davon, unter Verzichtleistung auf Untersuchung und Therapie. Die Schwarzen sind eben für solche Scherze sehr empfänglich.

Nur Einer konnte sich nicht beruhigen, unser muthiger Freund Bornu-Bornu. Schon Tage lang hatte er Audu beschworen, uns von der Reise nach Ngaumdere abzurathen, auf dem Wege dorthin gäbe es ja so viele Arnanen! Noch am Tage vor der Abreise kam er mit dem kläglichsten Gesicht von der Welt zu Uechtritz in's Zelt und begann zu jammern, er habe solche Angst vor den bösen Heiden, und wenn man ihn todt schösse, was würde dann aus seiner geliebten

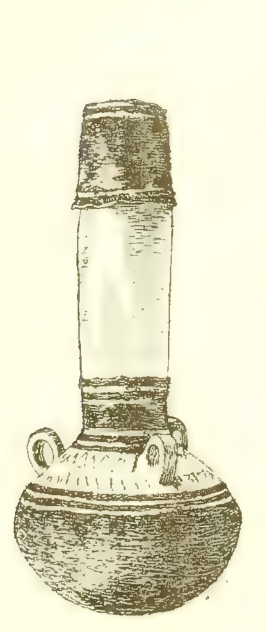


Abb. 117.
Butterflasche aus Leder
aus den Haussaländern.
Flegelsche Sammlung
M. f. V. Berlin.



Abb. 118.
Mohamedanische Schreibtafel
ela h. aus den Jorubaländern.
$^1/_4$ nat. Gr. Flegelsche Sammlung
M. f. V. Berlin.

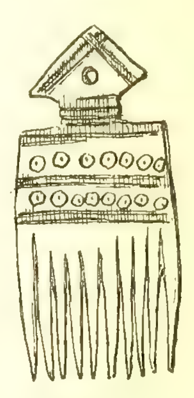


Abb. 119.
Bartkamm aus
Garua.
Nat. Gr.

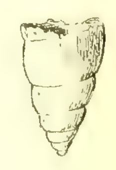


Abb. 120.
Schneckenkreisel
der Kinder.
Garua.
$^1/_2$ nat. Gr.

Gattin werden? Hammoa, der zufällig der Scene beiwohnte, hielt dem jämmerlichen Kerl eine Standrede, welche für die Gesinnungsweise dieses Arabers charakteristisch war. Er sagte: »Wenn Du einem Herrn dienst, Kleidung und Unterhalt von ihm bekommst, so musst Du ihm folgen, und wenn es zum Kampf kommt, ihn vertheidigen, und wenn Du auch fällst, was ist denn weiter dabei?« Der gute Kanuri glotzte mit ungläubigem Lächeln vor sich hin; eine so seltsame Logik war ihm denn doch noch nicht vorgekommen, zu verlangen, man solle sich für einen Andern todtschlagen lassen und Nichts darin finden! Er schlich von dannen, wollte in der Nacht davonlaufen, fand, wie es schien,

aber selbst dazu nicht den Muth und blieb. Dieses Benehmen verschaffte ihm übrigens bei seinen Kameraden, die sich gleichfalls über ihn lustig machten, den Spottnamen Soró-Soró, auf deutsch »Kleckerhäschen

Dagegen riss ein anderer Haussa in der That unvermutheter Weise aus. Ferner wurden mehrere kranke und schwächliche Leute entlassen und behufs Auszahlung ihres Gehaltes mit einem Brief an die Hulk in Yola geschickt.

Am 13. Januar verliessen wir endlich Garua. Wie immer nach längerem Aufenthalt in einer Stadt kamen wir aber erst spät fort. Die vier Esel, welche uns noch geblieben waren, wurden mit Vorräthen von Hirsekorn beladen; denn in den vor uns liegenden Landstrichen sollten wenig Lebensmittel zu haben sein, auch mussten wir mehrmals in der Wildniss — dádji h. — übernachten. Der Aufbruch wurde noch dadurch verzögert, dass die Rückenwunde von Uechtritz' Pferd so schmerzhaft geworden war, dass es sich nicht besteigen liess. Hammoa musste aushelfen; er wollte sein Pferd verkaufen und uns zu diesem Zweck bis zum nächsten Schlafplatz begleiten. Eine grosse Menschenmenge hatte sich in dem Lager eingefunden, darunter ein hoffnungsvoller Schüler und angehender Schriftgelehrter. Der Junge war zehn bis zwölf Jahre alt; eine Holztafel, ein Tintenfass, Schreibrohre und eine Kalabassenflasche bildeten seine Ausrüstung. Die Kinder, welche Malame werden sollen, werden von den Eltern zu einem Schriftgelehrten in die Schule gegeben, der dann seine Zöglinge, gegen Bezahlung, in die Geheimnisse des arabischen Lesens und Schreibens und des Korans einweiht. In Golombe befand sich eine solche Schule in der Nähe unseres Lagers. Am Abend bis in die Nacht hinein hörten wir den Chorus unisono eine Strophe immer und immer wieder wiederholen, um sie auswendig zu lernen, sinnlos, wie manche Geistliche, die vom lateinischen Inhalt ihrer Gebete eben so wenig eine Ahnung haben, wie die Herren Malame hier zu Lande vom Koran. Man findet viele, welche arabisch lesen können, aber solche, die es auch verstehen, sind nur sehr spärlich gesät. Oft genug haben wir diese Erfahrung gemacht, als es sich darum handelte, unsere arabischen Verträge zu übersetzen. In Adumre hatte sich einmal bei uns ein gelehrtes Konzilium versammelt, welches die im orientalischen Seminar aufgesetzten Schutzverträge übersetzen sollte. Nach intensivem Studium der Schriftstücke kam dasselbe einmüthig zu dem Resultat, die Schrift sei gar nicht arabisch. Uechtritz schickte sie hierauf nach Hause mit dem Bemerken, sie verständen eben so viel arabisch, wie seine Esel.

Mehrere Jahre dauert der Unterricht durch den Malam[7]). Wenn der Schüler bestimmte Theile des Korans auswendig weiss, schreiben und lesen kann, wird er als Malam entlassen und kann sodann mit seiner Wissenschaft sein Brod verdienen. Er schreibt für das Publikum zauberkräftige Koransprüche gegen Krankheit, Pfeilschüsse, Verzauberung und andere Leiden. Die Gläubigen waschen entweder die Tinte ab und trinken das Wasser oder nähen die auf rothes Papier geschriebenen Sprüche — léia h. — in braune Ledertäschchen dágga h. —, welche die Männer an einem Lederring am Arm, die Frauen

um die Taille tragen. Fast Jeder besitzt ein halbes Dutzend solcher Leiatäschchen. Ferner verfasst der Malam Briefe, nimmt bei Hochzeiten und Begräbnissen kirchliche Einsegnungen — adûa h. — vor und kann auch als Iman in einer Moschee angestellt werden, um die öffentlichen Gebete zu leiten.

Kurz vor zehn Uhr brachen wir endlich auf, passirten das Araberdorf und erreichten nach zwanzig Minuten Marsch durch hohes Gras und über todte Flussarme den Benue. Anfangs ging es dann das rechte Ufer des Flusses, an welchem sich hohe Fikusbäume hinziehen, entlang, dann stiegen wir den acht Meter hohen Abhang in das sandige Bett hinab, das eine Breite von etwa zweihundertundfünfzig Metern besitzt. Der Wasserspiegel des Flusses selbst war noch einhundertundfünfzig bis zweihundert Meter breit, die Furth, welche wir passirten, aber nur noch dreiviertel Meter tief. Freund Yauro, der uns in stattlicher Kleidung, hoch zu Ross, das Geleit gab, gerieth mit seinem Schimmel in Triebsand, fiel in das Wasser und musste mit seinen blauen Hosen durch die Fluth auf's Trockene patschen.

Der Uebergang der Esel und der Handel um Hammoa's Pferd, eine Fuchsstute, hielt uns noch eine Stunde auf. Endlich wurde man gegen Zahlung von zehn Thalern und Hingabe von Uechtritz' Braunen, der ein sehr kräftiges und feuriges Pferd war, handelseinig. Der Araber, welcher für den Ritt nach Yola und seine sonstigen Dienste natürlich reichlich belohnt worden war, nahm die zehn Thaler in Empfang, gab aber einen von ihnen grossmüthiger Weise unserm Audu, der ihn mit tiefer Verbeugung annahm.

Noch einmal drückten wir unserem arabischen Freunde die Hand, dem ewig bettelnden Yauro gleichfalls, dann kehrten beide nach Garua zurück. Weiter mitkommen wollten sie nicht, denn auf dem Südufer schienen sie sich nicht sicher zu fühlen; wenigstens befürchtete Hammoa, man könnte ihm auf dem Rückwege seinen kleinen Sklavenjungen, welcher ihn begleitete, abfangen.

Als Alles reisefertig war, brachen wir kurz vor zwölf Uhr auf, um den Marsch nach dem fruchtbaren und schönen Gebirgsland des mittleren Adamaua anzutreten.

XIII. KAPITEL.

Der Marsch nach Gumna.



Der Weg ging anfangs den Benue entlang auf einer Längsstufe des Bettes, welche zur Fluthzeit überschwemmt wird. Dieselbe war mit Tabacksfeldern bedeckt, an den hohen Stauden aber rankten sich Kürbispflanzen hinauf, deren noch grüne Früchte am Boden lagen, wie man auch in Südtirol und Italien die Maisfelder zur Kürbiszucht benutzt. Zahlreiche Frauen waren gerade mit der Tabacksernte beschäftigt und sammelten die Blätter in Kalabassenschalen. Im ganzen Benuegebiet werden die Längsstufen von Flüssen, welche einen sandigen Boden besitzen, mit Vorliebe für Tabackspflanzungen benutzt, während auf dem schweren grauen Schlammboden Mussukuafelder angelegt werden. Nach Ueberschreiten mehrerer todter Arme betraten wir ein Sandsteingebiet, welches nach Osten als sanfter Abhang zu den Gebirgen östlich von Garua emporsteigt. Nach Westen hin glitt jedoch der Blick über ein waldiges Thal zu dem als breite Masse sich erhebenden Hossere Bángli, einer vielleicht vulkanischen Berggruppe. Bereits nach einstündigem Marsch passirten wir den etwa fünfundzwanzig Gehöfte zählenden Ort Uro Bagída, der geschlossen inmitten seiner Anpflanzungen liegt. Um zwei Uhr schlugen wir an einem Bach in dem Sóngo n Mádje das Lager auf. Sóngo nennt der Haussa Lagerplätze im Busch, wo die Karawanen zu übernachten pflegen. Meist liegen sie an Bächen, welche das ganze Jahr hindurch Wasser führen, auf einer mehr oder

Initial: Kuhantilope.

weniger freien Fläche und unter schattenspendenden Bäumen. Hütten oder auch blosse halbkreisförmige Windschirme aus belaubten Zweigen stehen umher und werden von den jedesmaligen Gästen in Stand gehalten. Jedes Songo hat seinen Namen theils nach dem Fluss, theils nach hohen Bäumen, die an demselben stehen oder anderen charakteristischen Eigenschaften. Unser Songo hiess Songo n Madje nach den zahlreichen Madje-Bäumen, welche mit ihren gefiederten Zweigen und dem grauen Stamm unseren Eschen nicht unähnlich sind. Das Leben in solchem Songo war uns stets eine wahre Erholung, besonders für Uechtritz. Kein neugieriges, lästiges Publikum, keine bettelnden Könige, Prinzen und Minister, kein Palaver; nur die Stille und der Friede des Buschwaldes. Unseren Leuten war ein Waldlager dagegen ein Gräuel, weil sie das Essen dann am Tage vorher einkaufen und mitnehmen mussten, es natürlich aber als echte Afrikaner schon am Abend vorher aufassen. Im Songo hungerten sie dann und murrten über das Elend des Erdenlebens.

Der Bach, an welchem wir lagerten, war nur wenige Schritte breit, aber für uns dennoch von dem höchsten Interesse; denn hier sahen wir zum ersten Mal einen wirklichen Galleriewald, und erst jetzt, da ich einen solchen Wald vor Augen hatte, wurde mir das Treffende des Namens Galleriewald klar. Der Fluss hatte ein etwa 15 Meter breites, etwa vier Meter tief in den horizontal gelagerten Sandstein eingeschnittenes Bett. Der Buschwald ging bis an den Thalrand; das Bett des Flüsschens selbst war aber mit hohem dichten Wald erfüllt, dessen Laubkronen sich über der Wasserfläche des Flusses zusammenschlossen und auf diese Weise einen Tunnel bildeten, in welchem der Bach fliesst. Steht man auf dem Boden des Flussbetts, so schaut man flussauf- und -abwärts in einen dunklen Tunnel hinein. Auf manchem dieser Bäche könnte man in einem Kanu stunden-, ja tagelang, wie in einem Kanalrohr hinabfahren. Tiefer Schatten herrscht Jahr aus Jahr ein in einem solchen Galleriewald; das Wasser hält sich deshalb auch in der heissesten Zeit kühl und bildet für den erhitzten, durstigen Wanderer ein wahres Labsal.

Der Galleriewald bestand vorwiegend aus Fikusbäumen, welche auch sonst die Uferränder lieben, theilweise aber auch aus ganz eigenartigen Bäumen, welche nur bei grosser Feuchtigkeit gedeihen und deshalb an der westafrikanischen Küste häufig sind, also eigentlich der Küstenflora angehören. Hierher ist besonders zu rechnen ein Baum mit dunkelgrünen, quirlförmig stehenden Blättern und weissen, stark duftenden Blüthentrauben. Die Haussa nennen ihn doasá, und die Araber verstehen es angeblich, aus ihm Kautschuck zu gewinnen. Schlingpflanzen sind in den Galleriewäldern Adamaua's sehr häufig, aber nur stellenweise in solcher Masse vorhanden, dass sie den Charakter des Waldes wesentlich beeinflussen. Ebenso fallen Schmarotzergewächse nur selten auf.[1])

In dem bisher bereisten Gebiet des Benue und Mao Kebbi hatten wir keine Gelegenheit gehabt, Galleriewälder zu beobachten. Entsprechend den flachen Ufern, welche jährlich Ueberschwemmungen ausgesetzt sind, haben sich an jenen Flüssen

wohl ausgedehnte Grasflächen, aber keine eigentlichen Galleriewälder bilden können, höchstens ein in dünnen Streifen auftretender Uferwald. Warum dieselben in dem ganzen Gneissgebiet zwischen Laddo und Giddir, wo tief-eingeschnittene Bäche genug vorkommen, fehlten, ist allerdings nicht einzusehen. Selbst höhere, dichter zusammentretende Bäume vermissten wir an den Bächen dieses Gebietes nicht selten. Denkbar ist es, dass die Gneissschichten und der dadurch bedingte schnelle Abfluss des Wassers ein Aufkommen des Waldes verhindert. Nördlich des Mao Kebbi sind die Uferwälder zwar ausgeprägter als auf der Südseite des Flusses, aber doch nirgends als eigentliche Galleriewälder ausgebildet.

In dem Flussbett, am Rande des Wassers, welches sich in dem Schatten der Bäume gehalten hatte, lag ein Haufe von weissen Flocken, handlangen grünen Schoten und verkohlten Holzstücken. Audu machte uns hierauf aufmerksam, mit dem Bemerken, es hätte hier Jemand Pfeilgift bereitet.

Ueber die Herstellung desselben machte er folgende Mittheilungen. Aus den grünen Schoten eines im Buschwald wachsenden Baumes[2]) — derselbe wird auch in der Nähe von Ortschaften gezogen, ist strauchartig und jedenfalls eine Strophantus-Art — werden die mit Pappusbüscheln versehenen Samen herausgenommen, die Samenkerne durch das Walzen mit einem runden Stock abgelöst und isolirt, sodann zerstampft, mit Wasser gekocht und zu einem Brei eingedampft. In diesen Brei werden die Pfeile eingetaucht. Der Baum heisst kōnkónni h., tóki ful. djúgu kenigobe kan.

Abends spät tummelte sich eine Schaar, der Beschreibung nach, von Nachtaffen — girká h. — mit kreischendem Geschrei in dem Galleriewalde umher, um von den Feigenbäumen die Früchte zu naschen.

Vor acht Uhr waren wir am folgenden Morgen bereits unterwegs. Wie am gestrigen Tage führte der Weg auf dem Abhang des sanft nach Osten ansteigenden Sandsteinrückens hin, welcher sich nach Westen in ein breites Thal fortsetzt, dessen andere Seite langgezogene Ränder von Sandsteintafeln bildeten. Der Boden bestand vorwiegend aus lateritischem Sand. Wo er mehr lehmig war, zeigten sich zahlreiche kuglige Termitenbauten. Das Gras, welches den Boden bedeckte, war fast durchweg abgebrannt; deutlich sah man die Anordnung desselben zu einzelnen Kampen, nicht wie bei uns zu Wiesenflächen. Auf den von der Asche und den Kohlen schwarz gefärbten Graskampen sprosste bereits zwischen halbverkohlten, vom Feuer verschont gebliebenen, dürren Halmen das junge, grüne Gras, welches für Pferde und Vieh eine ausgezeichnete Nahrung abgiebt. Erdspinnen — gíso h. — hatten auf und zwischen den Kampen ihre weissen tellergrossen Netze — ssáka n gíso h. — ausgespannt und schossen blitzschnell in die Erdhöhle, welche sie in der Mitte des Gewebes angelegt haben. Der Fulla nennt die Thiere top top, der Kanuri mánanúṅg dadji.[3]) Auch die Ameisenhaufen mit ihren radial ausstrahlenden, sich verästelnden Gängen konnte man auf den abgebrannten Flächen oft beobachten. Auf den

letzteren entwickeln sich in dem afrikanischen Busch schon lange vor der Regenzeit Blüthenpflanzen, um mit dem Blühen und dem Ansetzen der Frucht fertig zu sein, bevor mit dem ersten Regen das üppig aufwuchernde Gras alle andern Pflanzen am Boden erstickt. Besonders war zwischen den Graskampen eine mit grosser, gelber Blüthe am Boden sitzende Pflanze überall häufig. Dowóïa nennt sie der Haussa, gadábrio ládde der Fulla. Ihre Wurzel wird zum Gelbfärben von Stoffen benutzt. Wie bei manchen unserer Frühlingsblumen entwickeln sich die Blätter erst nach dem Abblühen.

Der Buschwald war auf dem Sandboden nirgends sehr dicht. Obwohl verschiedenen Gattungen angehörend, besitzt doch eine grosse Anzahl von Savannenbäumen einen ganz besonderen Habitus, dem von kahlen Pflaumenbäumen nicht unähnlich, einen knorrigen Stamm mit schwarzer, rissiger Rinde und stark verästelter Krone. Das Holz aller dieser Baume ist sehr hart und wird zur Anfertigung von Bogen benutzt. Hierher gehört vor Allem der Báuschibaum mit spannenlangen, länglichen, harten Blättern, die sich am Ende der Zweige zu einem Büschel zusammendrängen, die Taráunia mit vierflügligen Früchten, die Tóffa mit fingerlangen Blättern und Gewürzähnlichen, braunen Früchten, die in Trauben herabhängen; ferner die Kóndeli-, Dóka- und Kníwa-Bäume, welche später beschrieben werden sollen.



Abb. 122.
Korb der Fulbe in Adamaua.
1/12 nat. Gr. Nach Skizze.

Mit Ausnahme der letzteren waren die übrigen Bäume von Báuschi-Habitus kahl oder trugen nur noch vertrocknete Blätter und Früchte. Wahrscheinlich verbergen sich auch unter den eigentlichen Báuschi-Bäumen mehrere verschiedene Arten oder Gattungen.

Von grossen Bäumen tritt vor Allem der Butterbaum — kadánya h. — häufig und zum Theil in Riesenexemplaren auf, an den quadratischen Schildern seiner Rinde und den Blätterbüscheln leicht erkennbar; ferner die eschenähnlichen, gewaltigen Mádje- und die Mádaschi-Bäume, welche einander sehr ähnlich sind und zu den schönsten Bäumen des hiesigen Buschwaldes gehören. Von den Sträuchern ist eine Gardenia — gáude h. — vorherrschend, welche sich jetzt gerade mit frischem Grün bedeckte und die reizendsten, weissen Röhrenblüthen trug, deren Duft die Luft erfüllte. Unreife grüne und vorjährige braune, holzige Früchte sassen zusammen auf den Zweigen. Die reifen goldgelben Früchte, welche gegessen werden, lernten wir erst zwei Monate später kennen. Aus dem Samen der Früchte gewinnen, wie erwähnt, die koketten Haussaschönen die schwarze Farbe, mit welcher sie sich Streifen — katámbirí h. — auf Nase, Stirn und Wangen malen. Die Samen werden gestampft, im Wasser macerirt und geben so die Farbe, welche mit einem Grashalm aufgetragen wird.

Neben zahreichen andern bilden die genannten Bäume hauptsächlich den Buschwald auf Sandsteinboden, von welchem sich die Vegetation der grauen

lehmigen Ablagerungen in Flussthälern, so z. B. auch in der Ebene von Marrua unterscheidet. Denn jene besteht dort aus dornigen Bäumen und Sträuchern, vorwiegend Akazien verschiedener Arten nebst Adúa, Kúrna, Magaliá u. A., während in dem trockenen Gneissgebiet fast ausschliesslich Bäume vom Typus des Báuschi den Buschwald zusammensetzen.

Stundenlang ging es heute durch den traurigen, kahlen Buschwald, der mit seinen schwarzen abgebrannten Grasflächen einen öden Eindruck machte. Dabei war auch die Athmosphäre infolge der zahllosen Grasbrände sehr rauchig.[4]) Während des sechsstündigen Marsches passirten wir nur vier Wasserrisse mit Gallerie-wäldern; sonst war am Boden keine Spur von Erosion zu bemerken, weil das niederfallende Regenwasser, selbst bei der Menge des tropischen Gewitterregens, ohne abzufliessen, spurlos in dem lockern Sandboden verschwindet. Mehrmals führte der Weg über Bodenschwellen, welche mit hand- bis tellergrossen Platten eisenoxydreichen Sandsteins, die als abgesprungene Krusten aufzufassen sind, bedeckt waren. Um ein Uhr sahen wir die ersten Häuser, eine Stunde darauf schlugen wir vor dem Ort Goá haussári unter hohen Butterbäumen, auf denen zahlreiche Bienenkörbe von der früher beschriebenen Art angebracht waren, das Lager auf. Zwischen diesem und dem Dorf dehnte sich ein zweihundert und fünfzig Meter langes Kassadafeld aus, welches die Einwohner wohl mit Sorgfalt pflegen mochten; war es doch das einzige Feld, welches von den Heuschreckenschwärmen verschont geblieben. Dieselben hatten zur Blüthezeit des Kornes die Gegend heimgesucht und die Ernte des Jahres total vernichtet. Flüsse mit Ueberschwemmungsflächen, welche allein zum Anbau von Mussukúa geeignet sind, standen den Bewohnern nicht zur Verfügung und so herrschte bei ihnen Hungersnoth; sie mussten ihr Getreide selbst von auswärts kaufen. Glücklicherweise hatten wir uns aber auf Hammoa's Rath für zwei Tage mit Lebensmitteln versehen.

Goa haussari wird, wie schon der Name sagt, zum Theil von Haussa bewohnt; zwei kleine Blaufärbereien sprachen ebenfalls deutlich für die Anwesenheit dieses fleissigen Volkes. Das Dorf selbst bestand aus fünfzehn bis zwanzig grossen Gehöften, welche zum grössten Theil mit neuen hellgelben Mattenzäunen versehen waren und daher sehr sauber aussahen. Auch wurden in mehreren Gehöften neue Häuser gebaut. Die Lehmmauern werden in sehr primitiver Weise errichtet. Der mit zerhacktem Gras und Stroh vermengte Lehm wird nämlich mit angefeuchteten Händen zu ziegelförmigen Stücken geformt und aus diesen die Mauer zusammengesetzt. Das Dach wird aus einem Gerüst von Stöcken für sich auf der Erde gebaut, mit Gras gedeckt und erst nachträglich auf den fertigen Unterbau gesetzt. Die Trockenheit ist die rechte Zeit für den Häuserbau, sowie das Flechten und Ausbessern der Mattenzäune; man sah auch allerorten die Bewohner mit diesen Arbeiten beschäftigt.

Der Rauch in der Athmosphäre hatte im Laufe des Nachmittags so zugenommen, dass man auf einen Kilometer Entfernung die Gegenstände nur noch ganz verschwommen zu erblicken vermochte. Ein steiler Tafelberg, den

wir bei unserer Ankunft am Lagerplatz im Westen noch hatten erkennen können, war vollständig unsichtbar geworden.

Auch am nächsten Tage (15. Januar) war der Rauch noch so stark, dass man nur wenige hundert Meter weit sehen konnte. Hier fiel mir zum ersten Mal ein Strauch auf, der von jetzt ab sehr häufig wurde, der Gonyá küssá. Derselbe hatte sich bereits mit frischem hellgrünen Laub bedeckt. Seine fingerlangen, breiten, welligen Blätter haben statt der Spitze eine Einbuchtung und werden von den armen Leuten an Stelle der theuren Gorunuss gekaut, um die Zähne roth zu färben.

Nach einstündigem Marsch passirten wir eine aus einem Dutzend Gehöften bestehende Niederlassung. Hinter derselben ging es einen sanften Abhang hinab, von dessen Höhe man über eine Ebene blickte. Während der Boden anfangs, wie an den vorhergehenden Tagen, aus Sand bestanden hatte, wurde er jetzt lehmig und war mit Quarzitgeröllen bedeckt; am Grunde der tiefen Bacheinschnitte stand aber noch grauer Sandstein an. Bereits um elf Uhr erreichten wir den grossen, ausserordentlich weitläufig gebauten Markt Káuyaṅg.[5]) Er besitzt einen grossen Marktplatz — rimpá h. — mit Markthütten gewöhnlichen Stils — dirka h. — In der Nähe desselben schlugen wir unter einigen kolossalen Butterbäumen das Lager auf. Beim Abhauen des spärlichen Grases kam eine Zwiebel, wahrscheinlich von einer Amaryllidee, zum Vorschein, mit deren Saft die Haussa gegen Rheumatismus die Haut einreiben. Sie heisst alibássa n guadí. Einem prächtigen Mádatschi-Baum war der unterste Theil der Rinde in Mannshöhe abgezogen.

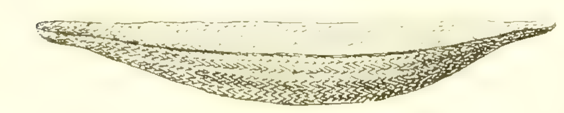


Abb. 123. Aus Stroh geflochtener kahnförmiger Korb der Fulbefrauen in Adamaua, zum Tragen von Feldfrüchten. $^{1}/_{1}$, nat. Gr. Nach Skizze.

Dieselbe wird von den Fulbe getrocknet, zerstampft und das Pulver, mit Wasser angerührt, dem Vieh als Abführmittel eingegeben. In dem Galleriewalde des nahen Baches trieb sich mit lautem Geschrei ein Schwarm Glanzdrosseln umher, welche der Haussa wegen ihres herrlichen Gefieders Saléidu, König der kleinen Vögel, nennt. Auch einen mächtigen grauen Reiher — sélbe h., tsodá f. — schoss ich von einem Baum, welcher, obwohl gänzlich blattlos, mit den prachtvollsten feuerrothen Blüthen bedeckt war. Dieselben bedeckten auch wie ein rother Teppich den Boden. Ich habe diesen Baum — gurgiá h., gíltaua kan., djóë f. —, der wahrscheinlich eine Bombaxart ist, nicht wieder gesehen. Auch ein mit unseren Linden verwandter, ihnen aber wenig ähnelnder Baum — gaolí h., búski f., katággar kan. — war hier, wie späterhin, häufig; er fiel mit seinen handtellergrossen, graugrün bereiften Blättern auf und stand gerade in Blüthe; ebenso die wilde Tomate mit hellgelben Früchten und stacheligen Blättern — gautá n kurá h., ialódje fáura f., iálo búltube kan.

Der König von Káuyaṅg kam nicht selbst zum Besuch in das Lager, sondern schickte Grüsse und Geschenke durch seinen Kaigamma. Denn seit einigen Tagen war er ein vornehmer Mann geworden. Ursprünglich ein Vasall

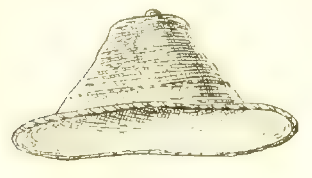
des Lamido von Tsebóa hatte er, wie es hier in solchen Fällen zu geschehen pflegt, eine Gesandtschaft nach Yola geschickt, mit Beschwerden über seinen Lehnsherrn und mit der dringenden Bitte, ihn von diesem unabhängig zu machen und direkt unter seine, d. h. des Sultans Oberhoheit zu stellen. Dieser Antrag wurde durch reiche Geschenke und die Aussicht auf den höheren Tribut, welcher dann direkt nach Yola gebracht werden würde, wirksam unterstützt. Im Allgemeinen ist es dem Sultan natürlich lieber, viele und kleine, als wenige und mächtige Vasallen zu haben, und er wird deshalb von vornherein derartige Bitten mit Freuden erfüllen, falls nicht der von seinem abtrünnigen Vasallen gefährdete Lehnsherr durch Intriguen oder Versprechungen die Absicht desselben vereitelt. In diesem Falle war das nicht gelungen. Der Lamido von Kauyang wurde seinem bisherigen Lehnsherrn gleich gesetzt und beabsichtigte in den nächsten Tagen nach Yola zu gehen, um feierlichst mit dem Turban gekrönt zu werden.

Die Ebene, welche wir gestern betreten hatten, setzte sich auch heute (16. Januar) fort und war aus zum Theil lateritischem Flusssand, Kies- und Geröll-lagern, deren runde glatte Quarzstücke bis Kopfgrösse erreichten und besonders an den Bacheinschnitten zu Tage traten. Sie glichen vollständig den Geröll-lagern, welche wir bereits am Mao Kebbi und Benue oberhalb von Garua kennen gelernt haben. In diese Ablagerungen haben nun zahlreiche Bäche Betten von typischem Bau eingegraben. Dieselben sind zehn bis fünfzehn Meter tief, fünfzig bis sechszig Meter breit. Ihr Boden wird mit einer Ablagerung von grauem Flusslehm gebildet und entspricht der Grösse des Ueberschwemmungsgebiets. In dieser Ablagerung ist die eigentliche schmale Bachrinne eingeschnitten, welche zuweilen bis auf den Sandstein, der den Untergrund bildet, hinabgeht. Entsprechend diesem Bau haben die Thäler keine Galleriewälder, sondern höchstens Streifen üppigerer Vegetation mit hohen Fikusarten, während das Ueberschwemmungsgebiet mit Gras und niedrigen Büschen bestanden ist. Infolge der Veränderung des Bodens wurden in dem Gebiet der Geröllager die Bauhinien — kargó h. — wieder häufiger. Auch trat heute zum ersten Mal der Kóndeli-Baum in geschlossenen Beständen auf. Obwohl vom Bauschi - Habitus, hatte sich dieser Baum jetzt bereits mit frischem grünen glänzenden Laube bedeckt und trug neben den weissen Blüthenkolben die Trauben von vorjährigen, trockenen, braunen Früchten mit breitem blattartigen Flügel. Der Kaóbaum streckte neben ihnen die noch kahlen Aeste empor, an denen braune handlange zwei bis drei fingerbreite Schoten hingen.

Um halb zwei Uhr passirten wir den kleinen Ort Uro Féiand, in dessen Umgebung rother Granit ansteht, eine Insel in den Geröllagern, die aber nicht als Anhöhe hervorragt. Der Boden ist schöner Laterit und deshalb hat sich hier auch eine rege Töpferindustrie entwickelt. Noch einmal traten die Geröllager auf, in welche der Mao Falla ein Bett gegraben, dann machen dieselben endgiltig Sandsteinen Platz, über welche noch eine Stunde lang der Weg bis Bókki

führte. Diese Schotterlager hängen höchst wahrscheinlich mit denen des Oberen Benue und Mao Kebbi zusammen. Deshalb dachte ich anfangs, es könnte hier ein alter Lauf des Benue vorliegen, welcher vor dem Durchbruch des Flusses durch das zusammenhängende Plateau des H. Teñgelin und Duli bestanden habe. Die Höhenmessungen haben aber ergeben, dass die hiesigen Lager höher liegen als jene. Daher können sie höchstens Ablagerungen in demselben Becken darstellen.

Am Mao Falla stand ein auffallender Baum, der mit seiner breiten, grünen Krone und den fast armlangen, fingerdicken, schwarzbraunen Früchten, die zu Hunderten wie schwarze Würmer senkrecht herunterhingen, einen höchst merkwürdigen Anblick gewährte. — ssánda máyu h.; ssáuromustrié f.; berrensíki kan. — lautet sein Name. Der Baum ist nicht häufig; wir haben ihn während unserer Reise vielleicht ein halbes Dutzend Mal im Ganzen gesehen. Bei dem merkwürdigen Anblick, den er gewährt, ist es nicht wunderbar, dass er in der Volkssage eine Rolle spielt. Die schwarzen Früchte werden nämlich als wirksames Zaubermittel benutzt. Wenn jemand die Frau eines Anderen begehrt, legt er dem Ehepaar heimlich ein Stück dieser Frucht unter das Bett. Dann beginnt das Paar sich zu zanken und zu zanken, bis schliesslich die Frau ihrem Mann fortläuft. Nun kann der Anstifter des Haders dieselbe heirathen. Uebrigens giebt es, wenn seine Unthat entdeckt wird, ein schweres Palaver.


Abb. 124.
Strohhut der Borroró.
1/4 nat. Gr.
Flegelsche Sammlung. M. f. V. Berlin.

Bokki ist ein grosser Ort von wohl hundert Höfen und tausend bis tausend- fünfhundert Einwohnern. Hier mussten wir für zwei Tage Lebensmittel einkaufen; denn vor uns lag eine Wildniss und eine Hungergegend. Am Nachmittag kamen einige Reiter in das Lager um Uechtritz zu bitten, mit uns reisen zu ürfen; sie kämen von Yola, wo sie bereits von uns gehört hätten, und wollten gleichfalls nach Ngaumdere. Es waren zwei Prinzen aus Bornu, von der Art der fahrenden Sokotoprinzen, welche die Höfe des Sokotoreichs besuchten. Sie waren seit einem Jahre unterwegs und konnten der Araberinvasion wegen nicht wieder nach Hause zurück. Der Grund, warum sie uns aufsuchten, war die Angst vor den Gefahren des Weges, besonders vor Bubandjidda, obwohl sie mit ihren Sklaven eine Karawane von dreizehn Mann bildeten. Sie gaben an Heldenmuth ihren Landsleuten in unseren Diensten nichts nach, wie wir später oft genug zu bemerken Gelegenheit hatten. Die Erlaubniss, mit uns zu reisen, wurde ihnen natürlich gestattet und sie entfernten sich dankend.

Am späten Abend alarmirte uns ein Grasbrand. Derselbe befand sich hinter dem Dorfe, das grell beleuchtet wurde; schien dann aber prasselnd zwischen den Gehöften hindurchzugehen. Es sah beängstigend aus, zumal brennende Grasstücke von dem Luftzuge weit in die Höhe getrieben wurden und auf die Grasdächer und Zäune des Ortes zu fallen drohten. Krähen, Milane und andere

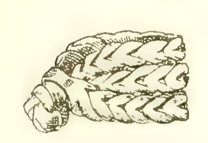
auf gescheuchte Vögel flogen um das Feuer herum. Gefahr schien für das Dorf nicht vorhanden zu sein, denn die Bevölkerung verhielt sich merkwürdig still. Dann schien das Feuer den Ort passirt zu haben und sich dem Lager zu nähern, verlosch aber bald. Als wir am nächsten Morgen Bokki passirten, bemerkten wir mit Erstaunen, dass der Brand nur hinter dem Dorf gewüthet und dasselbe garnicht erreicht hatte. Ein schmaler Pfad von Fussbreite war genügend gewesen, dem Feuer Einhalt zu thun. Oft genug haben wir die Beobachtung machen können, dass geringe Hindernisse, z. B, ein Streifen dichten Gesträuchs, ein schmaler Weg den Prairiebrand zum Erlöschen bringt, falls nicht starker Wind die Ausbreitung desselben befördert.

Am ersten Halt hinter Bokki holten uns zwei Boten des Lamido von Kauyang ein, welche die Nacht durchmarschiert waren, mit der Nachricht, in Bubandjidda habe man das Heer zusammengezogen; ob sie gegen uns rückten oder eine Vertheidigungsstellung eingenommen hätten, sei nicht bekannt; aber ausgezogen sei das Heer. Die Boten bekamen zum Dank ein Geschenk und ein zweites für ihren König. Diese Alarmnachricht verdankte ihre Entstehung wohl einem räuberischen Ueberfall, der kurz vorher an unserem Wege ausgeführt worden war. Zwei Bubandjidda-Krieger hatten nämlich als Auszeichnung oder Belohnung von ihrem König die Erlaubniss bekommen, sich am Ngaumdere-Wege »hinzusetzen«, wie der Haussa sagt, d. h. Wegelagerei zu treiben. Die beiden Buschklepper begegneten auch bald einem Wanderer, der mit zwei in Ngaumdere gekauften Sklaven daherkam. Während ihm der eine von beiden zur Begrüssung die Hand reichte, stiess ihm der andere die Lanze in den Rücken. Sie liessen ihn halb todt liegen und kehrten mit den beiden Sklaven nach Hause zurück.

Gneisse und Granite bildeten das Gestein südlich von Bokki. Dasselbe trat nur vereinzelt, besonders in den Thaleinschnitten zu Tage und wurde von einer Decke graubraunen bis dunkelbraunen Lehms bedeckt, der nur hier und da wirklicher Laterit war. Dieser Lehmboden, der seine Entstehung der Zersetzung der genannten Gesteine verdankt und stellenweise sehr reich an Quarzitstücken ist, war ganz ausserordentlich reich an Regenwürmern. Diese halten sich zwar während der Trockenzeit in der Tiefe auf, aber ihre aus der Regenzeit stammenden aufgeworfenen Haufen bedecken in fabelhafter Menge die Oberfläche als zehn bis zwanzig Centimeter hohe Wülste, Säulen, Pyramiden und Anhäufungen und machen sich wegen ihrer Unebenheit und Härte dem Fuss höchst unangenehm bemerkbar.

In zwei Bodenarten hatten wir bisher die Anwesenheit enormer Mengen von Regenwürmern an diesen Haufen, welche zu Milliarden die Oberfläche bedeckten, feststellen können, erstens in der oben beschriebenen, aus der Verwitterung krystallinischen Gesteines entstandenen graubraunen, bis dunkelbraunen Lehmdecke, welche sich auch in dem Gneissgebiet nördlich vom Mao Kebbi theilweise findet, und zweitens in dem hellgrauen Flusslehm, welcher sich als Ab-

lagerung in dem Ueberschwemmungsgebiet der meisten Bäche und Flüsse, vor allem auch des Benue und Mao Kebbi selbst, wie aber auch in allen Sümpfen und stehenden Gewässern, bildet. In dem Gneissland nördlich vom Mao Kebbi war mir diese Thatsache bereits aufgefallen, sie wurde aber erst im weiteren Verlaufe der Reise in ihrer Allgemeinheit erkannt. Beide Bodenarten haben das Gemeinsame, dass sie, weil vorwiegend lehmig, das Wasser gut halten und nicht lateritisch sind. Denn obwohl in dieser Beziehung auch Ausnahmen vorkommen, vermeiden doch die Regenwürmer entschieden den rothen Lateritboden, welcher sich strichweise als Zersetzungsprodukt bestimmter rother, eisenreicher und hornblendehaltiger Gesteine in den Gneissgebieten vorfindet. Sie fehlen auch fast gänzlich dem lateritischen Sandboden des Sandsteingebiets, den Sand-, Kies- und Geröll-lagern am Mao Kebbi und Benue, ebenso wie den in den letzten Tagen passirten Geröllablagerungen, ferner dem Gebiet der grauen Gneissen zwischen dem Benue und Mao Kebbi, welche einen graugelben, sandigen, steinigen Boden liefern. Mindestens kommen sie in jenen Erdarten nirgends in so kolossalen Mengen vor. Gerade in den letzten Tagen war uns der Gegensatz zwischen dem ebenen glatten Boden des Sandsteingebiets und der Geröllager einerseits, und den Regenwurmfeldern der aluvialen Lehmablagerungen an den Bächen und des Lehms der krystallinischen Gesteine andererseits, aufgefallen.


Abb. 125. Lederner Daumenring der Bogenschützen aus Bubandjidda. 1/2 nat. Gr.

Der soeben behandelte Gegenstand ist von allgemeinerem Interesse als mancher der Leser vielleicht denken möchte, weil die Regenwmer bekanntlich durch ihre Thätigkeit für die Bodenbildung, besonders für die Erzeugung der so wichtigen Ackerkrume, demnach also auch für die Landwirthschaft, von der grössten Bedeutung sind, wie die genialen Untersuchungen Darwin's ergeben haben. Gerade deshalb hat man auch die Frage aufgeworfen, ob nicht die Grasbrände zur Ausrottung dieser nützlichen Thiere führen müssen. Diese Frage kann man mit ruhigem Gewissen verneinen. Die Brände finden nur in der Trockenzeit statt, während welcher die Thiere in der Tiefe leben. Das Feuer schreitet ausserdem so schnell fort und erhitzt den Boden so wenig, dass die Träger z. B. mit blossen Füssen direkt durch die dünne Feuerlinie, in welcher der Brand vorrückt, laufen können, ohne das geringste Unbehagen zu empfinden. Wir sind mit der ganzen Karawane mehrmals mitten durch einen »Prairiebrand« gezogen, ohne uns auch nur einen Augenblick zu besinnen. Doch davon an anderer Stelle mehr.

Noch einmal folgte ein eine Stunde breites, mit alten Geröllagern ausgefülltes Thal, welches jetzt der etwa fünfzig Meter breite Mao Mbai benutzt. Hier wurde uns der seltene Anblick einer Antilope zu Theil. Denn einerseits sind die hiesigen Gegenden wirklich wildarm und andererseits verscheucht die grosse Karawane die wenigen, vorhandenen Thiere. Es war ein Hartebeestbock oder, wie Audu sagte, ein »beaf«. »Beaf« war nämlich für ihn alles lebende,

essbare Gethier, entsprach also ganz dem Haussawort »náma«. Der Küstenneger spricht dagegen von »meat«, das der Jäger erlegt. Das Negerenglisch besteht zwar aus englischen Vokabeln, Satzbau und Wendungen zeigen aber durchaus den Charakter und Geist der Negersprachen. Seine uns seltsam klingenden Phrasen, z. B. strong for himself, kill a fire, eat a town, so they go do, he do, he pass all, no good at all, only be one und viele andere[6]), sind in Wirklichkeit nichts als wörtliche Uebersetzungen entsprechender Redensarten der Negersprachen. Wer also eine solche Sprache lernen will, thut gut, vom Negerenglisch ausgehend, sich dessen stereotype Phrasen übersetzen zu lassen und auswendig zu lernen.

Hinter dem Mao Mbai steigt der Weg wieder eine Anhöhe hinan, von welcher man einen weiten Blick nach Süden hat. Die Atmosphäre war heute etwas klarer und das etwa dreiviertel bis eine Meile entfernte Nadári-Gebirge, welches wir schon von Laddo aus gesehen hatten, war im SO. erkennbar.

Gegen ein Uhr erreichten wir das Soṅgo n Káia, wo wir die Bornu-Prinzen bereits vorfanden. Das Songo hat seinen Namen von den gewaltigen Kaia-Akazien an dem Ufer des nahen Baches erhalten. Die Akazien, sowie die andern Dornsträucher waren seit dem Verlassen des Benuethals gänzlich verschwunden, bis auf einzelne gewaltige Exemplare, die sich hie und da an Bächen fanden, als wären sie die Ueberreste eines ehemals herrschenden, jetzt aber verdrängten dornigen Buschwaldes. Nur Exemplare einer kultivirten Zizyphus-Art — magalia n kurá h. — kamen im Busch zerstreut vor. Auch Ararobbe-Bäume, die wir bisher nur an den Mattenzäunen gefunden hatten, sahen wir heute in der Nähe des Songo wild wachsen. Ebendaselbst stand auch ein wundervoller Fikus — díllimi h. — mit gewaltiger Krone und einem Wald von Luftwurzeln, das schönste Exemplar dieses häufigen Baumes, welches wir überhaupt gesehen haben. Da diese Bäume sonst nur in der Nähe von Ortschaften vorzukommen pflegen, so lag der Gedanke nahe, dass an der Stelle des heutigen Soṅgo einstmals eine Ansiedlung gestanden hat.

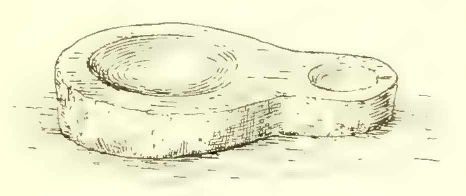


Abb. 120.
Doppelter Mahlstein aus Uro Bendu.
1/10 nat. Gr. Nach Skizze

Der heutige Marschtag (18. Januar) glich ganz dem gestrigen. Eine wellige Ebene aus krystallinischen Gesteinen, schwarze abgebrannte Flächen mit grünen Grassprossen und theils kahlem, theils frischgrünem niedrigen Buschwald. Die Atmosphäre dunstig, undurchsichtig. Keine Ansiedlung; nur einmal begegneten wir einer Schaar Fulbehirten, welche von Ngaumdere kamen und eine Rinderheerde zum Verkauf nach Marrua trieben. Erst eine Stunde vor Gúmna sahen wir die dunkle Masse des Hossere Gumna durch den Nebel schimmern.

Um halb ein Uhr passirten wir den grossen Ort Gúmna, der wohl einhundert bis einhundertundzwanzig Gehöfte mit eintausendzweihundert bis zwei

tausend Einwohnern, meist Kanuri, besitzt, und schlugen am Mao Bassúri das Lager auf. Wir hatten ursprünglich heute noch Alhadjin Galíbu erreichen wollen, blieben aber hier, weil Uechtritz, der sich bereits gestern Nachmittag unwohl gefühlt hatte, einen Fieberanfall bekam, welcher den Tag über anhielt. Sein Zelt stand hier unter einem breitästigen Dínya-Baum — dínya h., gállbigi f., ngárbi kan. —, der in den letzten Tagen, besonders an Bachrändern, nicht selten gewesen war. Mit seinem dicken grauen Stamm, der eine längsrissige Rinde besitzt, seinen frischgrünen, fünffingerigen Blättern und schwarzrothen, trockenen, pflaumenähnlichen Früchten, deren Fleisch auch gegessen wird, war er uns schon längst aufgefallen. An den Stämmen sieht man oft einen Quadratmeter grosse Stücke aus der Rinde ausgeschnitten. Erkundigungen ergaben, dass dieselbe zur Herstellung von Tinte benutzt wird. Die Rinde wird getrocknet, zerstampft, mit Wasser und einem Zusatz von Kautschuk gekocht und zu einer schwarzbraunen bündigen Flüssigkeit eingedampft. Die überall benutzten Schreibtafeln werden dagegen aus dem Holz des Giiya-Baumes — gíiya h., kabúi kan. —, gemacht, einem dicht belaubten Baume mit grossen, eiförmigen Blättern, der mit Vorliebe am Rande feuchter Wiesenthäler und Sümpfe wächst.

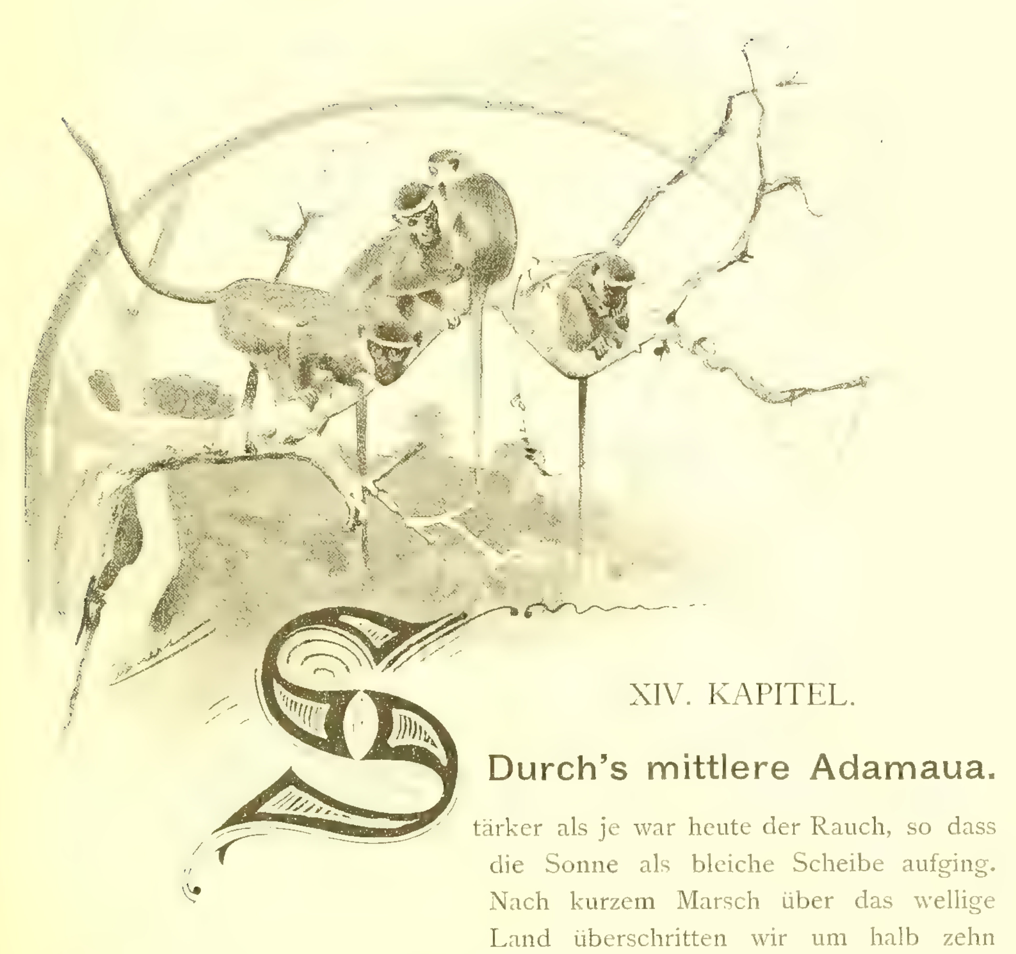
Das Gumna-Gebirge, ein aus grauem Granit bestehender, westöstlich streichender Zug, besitzt bei Gumna selbst eine Höhe von etwa zweihundert Metern, steigt mehr westlich aber höher an. Ob er mit dem Massiv des Hossere Ssari zusammenhängt, oder, was wahrscheinlicher, eine isolirte Gebirgsmasse vorstellt, ebenso wie die östlicher nach Bubandjidda zu gelegenen Bergketten, konnte ich, der rauchigen Luft wegen, nicht entscheiden. Ueberhaupt wird unsere Karte auf der Strecke Garua-Alhadjin, in Bezug auf die seitlich vom Wege gelegenen Gebirge, grosse Mängel aufweisen und von späteren Forschern wesentliche Abänderungen erfahren.

Abends war die Luft merkwürdig warm (29 ^{0} C. um 9 Uhr) und ich blieb bei dem wunderbar hellen Mondschein noch lange auf. Morgen sollten wir die Heidengebiete und die Gebirge des eigentlichen Adamaua und damit eine für uns neue Welt betreten. Nach elf Uhr erhob sich ein Sturm, der in starken Wellen, gewaltig wie Meereswogen, daher brauste, das Zelt durchschüttelte und den Schlaf raubte. Erst spät schlief ich ein.



Der Markt in Garua.





XIV. KAPITEL.

Durch's mittlere Adamaua.

tärker als je war heute der Rauch, so dass die Sonne als bleiche Scheibe aufging. Nach kurzem Marsch über das wellige Land überschritten wir um halb zehn Uhr einen etwa fünfzig Meter hohen Granitrücken und stiegen sodann in eine Ebene hinab, hinter welcher sich das langgestreckte Galíbu-Gebirge erhebt, dessen Umrisse verschwommen aus der rauchigen Luft auftauchten. Dasselbe kommt von Westen her und endet plötzlich in einer Ebene, die sich nach Osten hin ausdehnt. An den östlichen Fuss des Gebirges lehnt sich die grosse Stadt Alhádjin Galíbu an, welche wir bereits vor elf Uhr erreichten. Einige hundert Meter östlich von derselben schlugen wir das Lager auf.

Das Galibu-Gebirge besteht aus rothem Granit, dessen Felsblöcke den Abhang bedecken. Auf und zwischen denselben stehen dicht an einander gedrängt die Häuser der Stadt, ohne Mattenzäune und ohne Absonderung in Gehöfte.

Initial: Cercopitheeus Tantalus.

Haus drängt sich an Haus, doch fehlen keinem Anwesen die thönernen Kornurnen mit Füssen und die Schattendächer. Die Stadt wird von Durru bewohnt, einem grossen Heidenvolk, dessen Wohnsitze bis zum Rande des südafrikanischen Plateaus reichen. Früher befand sich die Stadt an den Höhenzügen, welche einige Kilometer östlich sichtbar waren; aber die Bewohner wurden dort zu sehr von Bubandjidda beunruhigt, dessen Gebirge bei klarem Wetter von hier aus zu erblicken sind. Auch in der jetzigen Stadt werden sie trotz der sicheren Lage und Grösse derselben — sie mag fünfzehntausend oder mehr Einwohner zählen — oft alarmirt und leben in beständiger Feindschaft mit diesem Nachbarstaat, zumal viele Bubandjidda-Müde hierher zu flüchten pflegen. Galibu steht unter der Oberhoheit von Yola, zahlt regelmässigen, jährlichen Tribut und seine Könige werden vom Sultan eingesetzt.

Am Lager versammelte sich bald ein zahlreiches Publikum, Neugierige und Verkaufslustige. Die Männer, welche zum Theil Toben und Mützen trugen, oder nur mit einem Hüftentuch bekleidet waren, hatten nichts Eigenthümliches an. Die meisten waren mittelgrosse, aber kräftige Leute mit breiten hässlichen Negergesichtern und bewaffnet mit Lanzen, Bogen, Pfeilen, Schwertern und Dolchmessern, ganz wie die Fulbe, für welche sie die Waffen liefern. Die konservativeren Frauen hatten dagegen nur zum kleinsten Theil ein mohamedanisches Hüftentuch, die meisten begnügten sich mit einem Zeugstreifen um die Lenden, von dem vorn und hinten ein Lappen oder Grasbüschel herunterhing. Die Haartracht bestand theils in unordentlich geflochtenen Zöpfen, theils in wirr durch einander gekämmten Massen. Unten war das Haar in einem Kreise abrasirt, so dass es einer auf den Kopf gesetzten Kappe glich, gerade so, wie wir es schon bei den Sklavenfrauen im Benuethal gesehen hatten. Es scheint, dass hier ebenfalls vorwiegend die Sklavenweiber diese Haartracht haben, während die freien Frauen eine Mütze, wie die Fullafrauen, besitzen, aber von schwarzem Zeug und, entsprechend dem geringeren Haarwuchs, von sehr bescheidener Höhe. Der rechte Nasenflügel und die Ohrläppchen waren durchbohrt, behufs Aufnahme eines Grashalmes oder blauer cylindrischer Glasperlen. Uebrigens sind die Durru-Frauen leidenschaftliche Raucherinnen und die kurzen Pfeifen sah man bei ihnen häufiger im Gebrauch als bei den Männern. Die Kinder wurden wie von den Mattafallfrauen in einem Ledertuch auf dem Rücken getragen, dessen bandförmig verlängerte Zipfel auf der Brust durch einen Mittelstreif verbunden sind.

Einige Fulbe- und Haussafamilien wohnen ebenfalls in Galibu, jedoch in sehr beschränkter Anzahl.

Die Frauen brachten hier zum ersten Male die armlangen, wurstförmigen Wurzeln des Yam auf den Markt, dessen Nordgrenze wir heute überschritten hatten. Doch lasse ich es dahingestellt, ob dieselbe auf klimatischen oder ethnographischen Ursachen beruht, da die Fulbe und Haussa diese Frucht nicht übermässig zu lieben scheinen, während sie unter den Heiden allgemein verbreitet ist. Auch Ziegen und Hammel wurden zum Verkauf angeboten, dagegen

fehlten Hühner gänzlich und mussten aus benachbarten Dörfern geholt werden, wie uns die Bornuprinzen erzählten, welche mit je einem Huhn bewaffnet, uns audú, d. h. guten Tag, sagen kamen und die Hühner als Geschenk überbrachten.

Am Nachmittag kam der König mit seinen Würdenträgern, nebst einer Kalabasse Yamwurzeln und einigen Hühnern, die ebenfalls erst aus anderen Dörfern geholt worden waren. Der Grund für das Fehlen von Geflügelzucht ist mir nicht bekannt, dürfte aber ebenso wie der Yambau, eher auf ethnographische resp. kulturelle, als wirthschaftliche Faktoren zurückzuführen sein, da die Hühner bei keiner Abtheilung der Durru, auch in den abgelegenen Dörfern nicht, gehalten werden. Der König trug eine weisse Tobe mit grüner Stickerei und einen weissen Turban. Er nahm würdevoll vor dem Zelte Platz, sein zahlreiches Gefolge nebst einer Schaar Publikum hockte hinter ihm gleichfalls nieder; dann klatschte er in die Hände, das Gefolge ebenso und eine Fluth von barka! barka! ussako! ussako! ergoss sich über uns. Darauf hielt der König auf Fulfulde eine Rede; er dankte für den ehrenvollen Besuch der Weissen, er wisse, dass sie Freunde des Sultans von Yola und deshalb auch seine Freunde wären; er danke uns für die freundschaftliche Gesinnung und überbringe Geschenke. Uechtritz dankte ihm seinerseits dafür, dass er ein Freund seines Freundes sei, und für die reichen Geschenke, welche er nun überreiche. Als diese Danksagungen übersetzt wurden, klatschte der König und das Gefolge wieder in die Hände und machte taktmässige Verneigungen mit dem Oberkörper. Unterwegs waren wir einer Karawane von einem Dutzend Leuten begegnet, welche Bündel von neuen Speeren trugen. Der König erzählte nun, dass er dieselben an seinen Lehnsherrn als Geschenk schicke. Sofort wurde die Gelegenheit benutzt, um von neuem zu danken, und zwar dafür, dass er unserem geliebten Freunde, dem Sultan, Geschenke geschickt habe, obwohl sie, bei Lichte besehen, nur einen höchst lästigen Tribut vorstellten. Es war aber zweckmässig, bei solchen Audienzen möglichst oft zu danken, ob motivirt, ob unmotivirt, war dabei gleichgiltig. Erstens vertrat es den mangelnden Gesprächsstoff bei der Audienz, die der Etiquette gemäss, eine gewisse Zeit dauern musste, und zweitens versetzte es den Besuch in eine angenehme Stimmung; jedermann war dann von der Freundlichkeit, Herablassung und dem Wohlwollen der Weissen entzückt. Kurz das »na góde« aus Audu's und das »oviëtima« aus Bagirmi's Munde hörte nicht auf, wurde ein Dutzend Mal hinter einander wiederholt und mit steigender Emphase und Begeisterung ausgestossen, so dass es schliesslich wie ein verzückter Jubelschrei klang, während der König und sein Gefolge, unter steten Verbeugungen, immer von neuem in die Hände klatschten. Dann wurden unsere Geschenke gebracht, eine rothe Decke und ein Stück blaues Zeug. Die Decke wurde dem König von Audu und Bagirmi, denen die ganze Scene Spass machte, um die Schultern gehängt, der weisse Turban ihm abgenommen, das blaue Tuch statt desselben um den Kopf gewickelt, auch ein Gesichtsschleier improvisirt, welcher dem geehrten Herrscher das ganze Gesicht bis auf die Augen verhüllte. Während dieser Krönung priesen beide den Werth der Geschenke. Wenn er jetzt unter das Volk träte,

würden ihn alle bewundern und ausrufen: das ist fürwahr ein mächtiger König, der durch solche Geschenke geehrt wird. Nach einer neuen Fluth von »na gode« und »ovietima«, unter Händeklatschen, erhob sich der König. Die rothe Decke, welche seine Schultern umhüllte, linkisch mit den Händen an den Zipfeln haltend und verlegen lächelnd, gab er ein unbeschreiblich komisches Bild ab, wie der alte Schäfer im »Wintermärchen«, der mit königlichen Gewändern ausstaffirt worden. Als er gegangen, meinte Audu lachend: die dummen Arnanen! die fühlen sich durch solchen Humbug hochgeehrt. Die verstehen das halt nicht besser.

Um halb acht Uhr waren wir am folgenden Morgen bereits unterwegs und passirten den westlichen Theil des Dorfes und den Ausläufer des Galibu-Gebirges, welches sich als lange schmale Granitkette von fünf- bis sechshundert Metern Höhe nach Westen fortsetzt. Es geht in das Ssári - Gebirge über, welches in der Ferne als gewaltige Gebirgsmasse sich zu einer Höhe von eintausendfünfhundert bis zweitausend Metern erhebt. Die Luft war heute glücklicherweise klar, so dass man die Gebirge gut erkennen konnte. Südlich von dem Galibugebirge, aber bedeutend westlicher endend, zieht sich als zweiter Ausläufer des Ssari - Massives das etwa sechshundert Meter hohe Dóga-Gebirge hin, welches steil abfällt und an seinen Gehängen ebenso wie das Galibu-Gebirge mässig bewaldet ist.

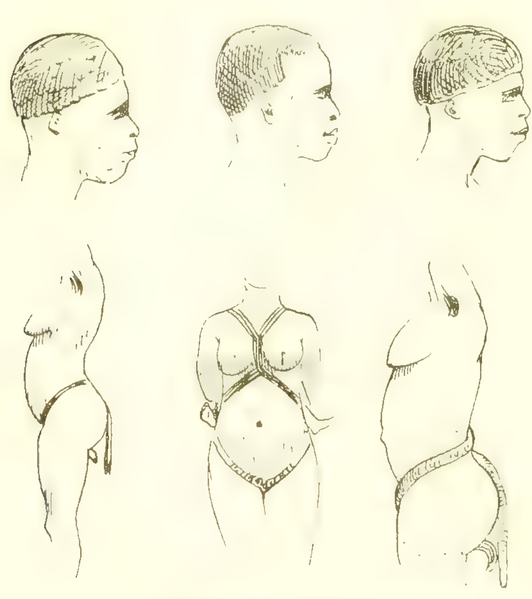


Abb. 128. Trachten der Durufrauen.
(Nach Skizze.)

Wie dieses, scheint es ebenfalls aus Granit zu bestehen. Der dritte Ausläufer ist das Sságdje-Gebirge, gleichfalls eine lange, schmale Kette, welche eben so weit nach Osten reicht, wie das Hossere Galibu, aber als ein nur fünfzig bis sechzig Meter hoher Zug endet. Nach Westen zu steigt derselbe jedoch bis zu vierhundert und mehr Meter Höhe an. Dieser letzte Zug besteht aus Phylliten, Thon- und Grünschiefern, welche nach Süden aufgerichtet sind und in der Richtung 80° streichen, während die Granitketten die bekannte Richtung 100°, ebenso wie die Ketten im Mao Kebbi-Gebiet haben. Wie eine tiefe Bucht greift das ebene Land nach Westen in das Gebirgsland hinein und diese Bucht durchschritten wir in südwestlicher Richtung. Sie bildet ein welliges Land, dessen Untergrund ebenfalls Phyllite, Grün- und Thonschiefer bilden; an der Oberfläche sind sie alle in schönen Laterit verwandelt. Das Streichen dieser

Gesteine ist nach NO. gerichtet. Die Bucht wird von dem Mao Ssálla durchfurcht, der seine Zuflüsse von den Abhängen und aus den Thälern sammelt, die bis in das Herz der westlichen Gebirgsmasse führen.

Um halb elf Uhr überschritten wir den Hossere Sságdje, der aus zwei parallelen Ketten besteht, und zogen auf der Südseite derselben weiter. Um halb zwölf Uhr erreichten wir Sságdje, einen Ort von vier- bis fünftausend Einwohnern, dessen Gehöfte sich am Fuss des vierhundert Meter hohen Gebirges, zu dem sich die niedrigen Ketten des Hossere Ssagdje erheben, konzentriren; doch bedecken sie auch auf weite Strecken hin, in Gruppen stehend, die Berghänge. Auf einem Stoppelfelde schlugen wir vor der Stadt das Lager auf. Da uns schon von Alhadjin Galibu aus der Bruder des Königs von Ssagdje begleitete, konnten wir einer guten Aufnahme sicher sein. Denn es war sonst zu befürchten, die Bewohner könnten, aus Furcht vor der starken Karawane, sich auf die Berge zurückziehn und nichts auf den Markt bringen. Bald war das Lager von Neugierigen, Männern, Frauen, Kindern umdrängt, denselben Gestalten, die wir schon in Galibu gesehen, und mit denselben Trachten und Kleidungen, nur dass die meisten Männer keine Toben, sondern nur Schamtücher hatten.

Unter denen, die zuerst zum Besuch kamen, befanden sich zwei Beamte des Sultans von Yola, dem Ssagdje tributpflichtig ist. Diese haben die Aufgabe, keine Pferde nach Ngaumdere durchzulassen, eine Maasregel, durch welche der übermächtige Vasall schwer getroffen wird. Denn die Reiterei ist die Hauptwaffe der Fulbe in der Schlacht, und in der That soll zum Theil wegen dieses Mangels an Pferden Ngaumdere seinen Nachbarn in Tibati und Bubandjidda nicht gewachsen sein. Alle Pferde müssen nach Ngaumdere heimlich hineingeschmuggelt werden. Während unserer Anwesenheit in dieser Stadt brachten einige Haussa gerade ein Dutzend Pferde durch, elende Gäule, welche der Sultan trotzdem zu hohen Preisen kaufte.

Am Nachmittage besuchte uns der König. Die Audienz verlief eben so spasshaft, wie die in Galibu. Nach derselben nahm er Audu bei Seite und schüttete ihm sein Herz aus. Er sei zwar Oberherr über zehn Dörfer, von denen jedes hundert Krieger stellen könne, aber die Häuptlinge derselben wollten ihm nicht gehorchen. Mehrmals habe er schon den Sultan von Yola um Unterstützung gebeten, um seine abtrünnigen Vasallen zu züchtigen, und dieser habe ihm auch die Erlaubniss gegeben, dieses zu thun, dieselbe helfe ihm aber nichts, weil er zu schwach dazu sei. Darum wolle er uns um Gewehrleute bitten, um die ungehorsamen Dörfer zu bestrafen, welche in dem Thal zwischen dem Hossere Ssagdje und Doga lägen. Natürlich wurde sein Gesuch abgeschlagen.

Bereits in Galibu hatten wir gehört, dass die Durru geschickte Schmiede wären und das Eisen durch einen Schmelzprozess selbst gewönnen. Meine direkten Erkundigungen bei dem Minister des Dorfkönigs erregten aber sein Misstrauen, so dass ich die Sache fallen liess und nun einige unserer Leute beauftragte, Nachforschungen anzustellen. Ich erfuhr Folgendes. Das Eisen

werde in Gruben gebrochen. Diese Gruben seien so tief, dass die Arbeiter mit einem Strick heruntergelassen würden. Das ausgehackte Gestein aber werde mit Stricken in Kalabassen herausgezogen. Wem die Gruben gehörten, ob dem Dorf oder einzelnen Leuten, war nicht herauszubekommen. Es scheint das Letztere richtig zu sein; wenigstens wurde angegeben, bestimmte Leute — vielleicht die Besitzer — besorgten das Herablassen der Grubenarbeiter an Stricken und bekämen dafür einen Theil von dem gewonnenen Eisen. Das Rohmaterial wird an die Eisenschmelzer verkauft, wofern diese nicht selbst die Gruben abbauen. Die Eisenschmelzen,[1]) von welchen ich heute eine nahe am Wege hatte liegen sehen, soll folgendermaassen eingerichtet sein. Ueber einer flachen Grube steht eine thönerne Ringmauer von dreiviertel Meter Höhe und einem Meter Durchmesser, mit einer Oeffnung an einer Stelle, in welche die Enden des Blasbalgs gesteckt werden. In der Grube wird das Rohmaterial und Holz von dem Kirria-Baum, einer dornlosen Akazie mit schwarzen Schoten, deren Holz auch für Schmiedearbeiten benutzt wird, aufgehäuft, und zwar das Holz oben. Dieses wird in Brand gesteckt, das Feuer aber vermittelst eines doppelrohrigen Blasbalges angefacht und in Gluth gehalten. Das geschmolzene Eisen sammelt sich unten in der Grube, Asche und Schlacken darüber. Von den Schmieden wird sodann das Eisen zu Messern, Pfeil- und Lanzenspitzen verarbeitet. Die Durru sind, neben den Batta, die Hauptwaffenlieferanten für Adamaua; auch ihr Tribut besteht in Waffen und zahlreiche Haussahändler kommen, um dieselben bei ihnen einzukaufen. Eine Lanzenspitze, welche in Ssagdje zweihundert Kauris kostet, wird in Yola mit fünf- bis sechshundert Muscheln bezahlt. Was übrigens das Gestein betrifft, welches das Rohmaterial liefert, so bilden die Phyllite und Grünschiefer einen ausgezeichneten Laterit mit schlackigen Eisenkonkretionen, welche sehr gut durch Grubenbau ausgebeutet werden können. Möglich ist es indessen auch, dass Brauneisensteinlager in dem Gestein vorkommen. Ich habe das Rohmaterial nicht gesehen. In Alhadjin Galibu giebt es ebenfalls viel Eisengruben, die aber weit im Gebirge liegen sollen. Der Granit des Galibu-Gebirges selbst ist auch in der That ein zu schlechter Lateritbildner, als dass er brauchbare Eisenkonkretionen liefern könnte.



Abb. 120.
Hinterer Schurz der Durrafrauen, aus Bastfaden.
nat. Gr. Flegel'sche Sammlung M. f. V. Berlin

Der heutige und morgende Tag (21. und 22. Januar) waren diejenigen, welche der Heldenschaar der Bornuaner besondere Furcht einflössten, denn auf dieser Strecke war angeblich der Angriff der rachsüchtigen Bubandjidda-Krieger zu erwarten. Bisher hatten die heldenmüthigen Bornuprinzen schon vor uns und allein die gefahrvolle Wildniss zu durchreisen gewagt, von jetzt ab schlossen sie sich eng an unsere Karawane an.

Südlich von Ssagdje greift eine zweite Bucht in das Gebirge ein. Dieselbe kommt dadurch zu Stande, dass der den Südrand derselben bildende Hossere Ssagdje karâmi, der etwa zweihundert Meter hoch ist, in der Richtung 100° streichend, in spitzem Winkel mit dem 80° verlaufenden Hossere Ssagdje babâ, an dem das Dorf Ssagdje selbst liegt, zusammentrifft. Den spitzen Winkel, der durch das Zusammentreffen der beiden Richtungen entstehen sollte, finden wir durch ein unruhiges Hügelland ausgefüllt, welches in die Hauptmasse des Gebirges übergeht. Gneiss und krystallinischer Schiefer setzen dasselbe zusammen, durchfurcht von zahlreichen Bächen, welche in dreissig bis vierzig Meter tiefen, von dichtem Galleriewald erfüllten Rinnen fliessen. Zahlreich zerstreute Ansiedlungen der Durru, halb im Buschwalde verborgen, lugen von den Höhen herab.

Eine und eine halbe Stunde dauerte der Marsch durch dieses schwierige Terrain. Um neun Uhr standen wir vor dem noch etwa einhundertundfünfzig Meter hohen Hossere Ssagdje karami, welches wir nach halbstündigem Steigen erklommen. Nur ein kleiner Ort lag am Wege; einige andere Dörfer waren, halb versteckt, in der Ferne sichtbar.

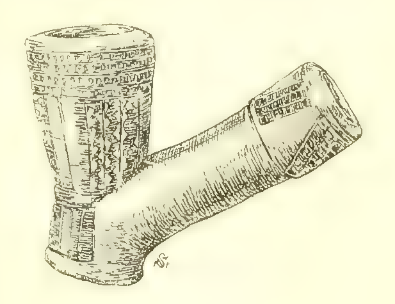


Abb. 130.
Tabackspfeife der Durru.
1/. nat. Gr.
Flegelsche Sammlung. M. f. V. Berlin.

Der Marsch ging jetzt über eine Hochfläche, die sich nach Westen hin senkt. Durch ein breites Thal, das in südwest-nordöstlicher Richtung verlief, getrennt, erhoben sich im Westen hohe Bergmassen von Plateaucharakter, mit einzelnen Spitzen, welche wohl achthundert bis tausend Meter Höhe erreichen mochten, nämlich der Hossere Bakâllam, Hâllam und Tâna. Noch höher stiegen dagegen die Gebirge im Norden an, ein Meer von Kuppen, als deren höchste die breite Wand des Hossere Ssari, eintausendfünfhundert bis zweitausend Meter hoch, aufragte.

Der Marsch ging nach Südwesten über die wellige Hochebene weiter, welche Gneiss, Granit und Phyllite zusammensetzen. Grauer, brauner Lehm, sandiger und lehmiger Laterit bilden den Boden, auf welchem ein lichter Buschwald gedeiht. Zahlreiche Bäche mit Galleriewaldungen und frischem, kühlen Wasser bringen Abwechselung in das einförmige Landschaftsbild. Im wesentlichen stellt das Gebirge auf dieser Strecke ein nach SW. verlaufendes Plateau vor, dessen westlicher Rand in drei bis vier Kilometer Entfernung liegt, während dessen östlicher Rand wohl noch weiter entfernt ist. Reich bewässert und mit nahrhaftem Grase bewachsen, würde dieses Hochland für Viehzucht ganz vorzüglich geeignet sein. Aber es ist unbewohnt und die Karawanen pflegen es jetzt in der Nacht zu durchziehen, aus Furcht vor Bubandjidda.

Merkwürdige Bildungen sind mehrere, zwanzig bis dreissig Meter hohe, platte Hügel von geringem Umfang, welche der Hochfläche aufgesetzt sind. Sie bestehen aus Blöcken von schlackigen Konkretionen und rothem lehmigen

Laterit und gleichen von fern gesehen Basalttafeln auf einem fremden Untergrund. Anstehendes Gestein war in ihnen aber nicht vorhanden. Man bekommt den Eindruck, als sei ein als Decke auf dem Plateau ruhendes Gestein bis auf den letzten Rest laterisirt worden. Ein späterer Fund ergab, dass das ursprüngliche Gestein in der That Basalt ist, der total verwittert ist. Die grösste dieser ehemaligen Basalttafeln ist der etwa achtzig Meter hohe schmale Rücken des H. Kórrowal.[2]), welcher oben ganz platt ist. Durch einen tiefen Einschnitt wird er in einen quadratischen und einen etwa zwei Kilometer langen, sargförmigen Theil zerlegt, welcher nach NW. streicht. Durch diesen Einschnitt führte die Strasse. In dem Pass standen auf dem westlichen Abhang zerstörte Häuser; die Trümmer der eingestürzten, verbrannten Dächer erfüllten noch die runden, berussten Lehmmauern. Bleichende Knochen von mehreren Gerippen lagen umher, während verwilderte, von Unkraut überwucherte Felder sich nach Süden hin ausbreiteten. Auf der Höhe des Bergrückens kletterten einige Paviane umher und beobachteten mit wüthendem Bellen die vorbeimarschirende Karawane.

Hier erhob sich noch vor wenigen Monaten die blühende Stadt Kórrowal, welche im vergangenen Jahre (1893) von Bubandjidda zerstört worden war. Sie hatte früher zu Bubandjidda gehört, sich aber, der despotischen Herrschaft müde, unter den Schutz von Ngaumdere gestellt. Aus Rache dafür wurde der Platz in einer Nacht überfallen, verbrannt, die Bewohner getödtet oder in die Sklaverei geschleppt. In jener verhängnissvollen Nacht lagerte zum Theil in der Stadt, zum Theil um den Songo n Kudjerá, welches eine Viertelstunde südlich des Ortes liegt und wo auch wir um halb zwei Uhr das Lager aufschlugen, eine achtzig Köpfe starke Haussakarawane. Wachen waren natürlich nicht ausgestellt, alles schlief. So wurde denn das Lager zu gleicher Zeit, wie die Stadt, umringt, sieben Leute, die sich wehren wollten, niedergestossen, die übrigen gefangen genommen. Einer unserer Leute, Namens Auta, hat, wie schon früher einmal erwähnt, den Handstreich mitgemacht. Es gelang ihm aber später zu fliehen. Ein bleicher Schädel und zerstreute Knochen lagen gerade an der Stelle, wo die Zelte errichtet wurden. Der ganze Bezirk, sowie die mehr westlich gelegene Ortschaft Magerá, welche wohl mit dem Flegel'schen Sárra[3]) identisch ist, wurde vernichtet. Die Bewohner, welche sich retten konnten, haben sich weiter im Westen ein neues Heim gegründet.

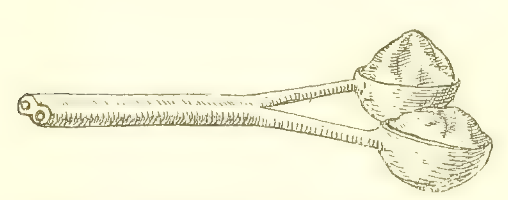


Abb. 131. Blasbalg der Durru und anderen Völker Adamaua's
ca. $^1/_{10}$ nat. Gr. Nach Skizze

Den Bornuprinzen war bei dem memento mori, welches Schädel, Knochen und Häusertrümmer erweckten, angst und bange geworden. Vergeblich suchten sie Uechtritz zu überreden, lieber die Nacht im Busch zuzubringen, fern vom Wasser, als auf dieser Unglücksstätte, welche ausserdem so offen daliege und

wo man uns schon von weitem sehen könne. Natürlich blieben wir auf dem günstigen Lagerplatz trotz des grinsenden Todtenkopfs, den ich übrigens, zur Verwunderung der Leute, als »mágani« d. i. »Medicin« natürlich, mitnahm. Die Prinzen wurden dadurch nicht beruhigter, sondern liessen, während alle Andern sich der Ruhe hingaben, eines Ueberfalls gewärtig, ihre Rosse die ganze Nacht hindurch gesattelt stehen. Kurz vor dem Lager hatten einige Strychnosbäume — kokiá h. — gestanden, deren gelbe, orangengrosse Früchte gegessen werden. Merkwürdigerweise sind diese bald giftig, bald nicht, eine Beobachtung, die auch schon in anderen Theilen Afrikas gemacht worden ist. Die hiesigen Früchte waren giftig, erregten Uebelkeit, bei stärkerer Wirkung Erbrechen und Durchfall. Wir selbst, die Prinzen und viele Leute, wurden nach dem Genusse unwohl, doch gingen die Erscheinungen bald vorüber.

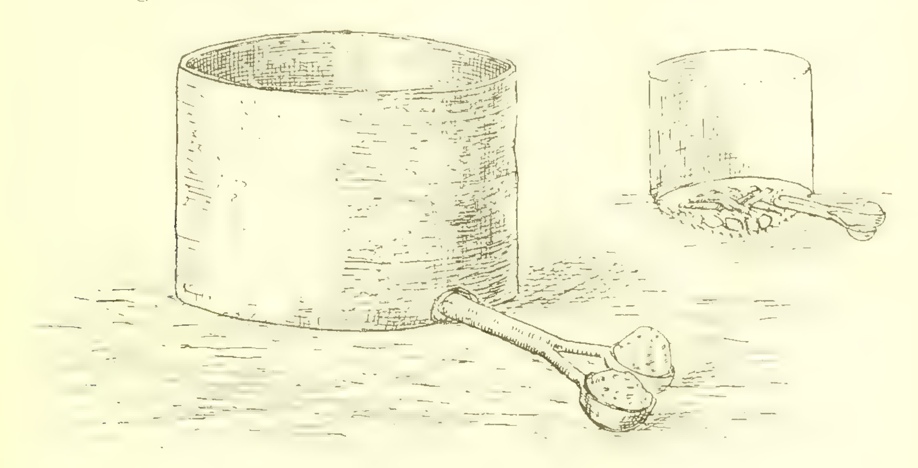


Abb. 132. Eisenschmelze der Duru in Ssagdje.
ca $^1/_{15}$ nat Gr (Nach Skizze

Als die Nacht kam, wurden wie immer Posten ausgestellt, dieses Mal auch unsere drei Kanuri Gaschimbaki, Bornu-Bornu und Ssariki, und zwar diese im dichtesten Busch, daneben aber noch ein zweiter Posten an der Strasse. Audu beschrieb am nächsten Morgen die Angst und Aufregung der drei Helden. Gaschimbaki musste mit Begleitung zu dem Posten gebracht werden, um Bornu-Bornu abzulösen, weil er allein nicht hinzugehen wagte. Letzterer hatte sich in einem Strauch verkrochen und dankte Gott, dass seine Stunden um waren, Gaschimbaki aber nahm nun seinerseits zähneklappernd in dem Versteck Platz.

Das Beten der Leute hörte übrigens an diesem Abend nicht auf und so manches verstockte Herz flehte inbrünstig zu Allah, ihn wenigstens noch dieses eine Mal zu bewahren. Doch auch in diesem Punkt übertrafen die beiden Prinzen alle Anderen. Ihr Gebet dauerte nicht weniger als zwei Stunden. Der Mond war schon längst aufgegangen, und noch immer sah man die weissen Gestalten sich abwechselnd verbeugen, niederwerfen und aufrichten, immer noch schallte ihr »Allah hakkobár« durch die stille Nacht. Geschlafen haben sie nur

wenig. Jedes Mal, wenn wir aufstehen mussten — ein lästiges Uebel der meisten Europäer in den Tropen —, stand mindestens eine der über sechs Fuss langen, dünnen, weissen, Doré'schen Gestalten geisterhaft in dem Mondlicht da, mit gerecktem Hals um sich blickend. Ein langes Dankgebet stieg zu Allah empor, als der Morgen kam und Ssariki als letzte Nummer von seinem Versteck abgeholt wurde.

Bald nach sieben Uhr waren wir unterwegs. Der Marsch ging weiter über das Plateau, dessen Oberfläche eine sechs bis zehn Meter mächtige Decke von schlackigen Eisenkonkretionen bildet, welche theilweise in isolirte Hügel aufgelöst worden ist. Wir zogen an dem westlichen Rande derselben hin, während nach Osten eine wellige Hochfläche anstieg. Blätterlose Kaóbäume waren im Buschwald besonders häufig. Um zwölf Uhr stiegen wir in eine Ebene hinab, welche nach Westen in das breite Farothal übergeht. Sie besteht aus Gneiss und Granit, der in breiten Buckeln aufragt; grauer und graubrauner Lehm bildet den Boden; Laterit ist nur lokal entwickelt, Nach Süden hin schweift der Blick zu hohen Gebirgen. Aus dieser Ebene erhebt sich auch im Osten der H. Baschelbe, ein vier- bis fünfhundert Meter hohes Granitmassiv, welches keine Längsachse zu besitzen scheint, sondern mehr eine abgerundete Masse vorstellt. Zahlreiche Thäler sind in dieselbe eingeschnitten und verleihen dem Granitstock eine vielarmige Gliederung. Hart an seinem westlichen Fuss zogen wir hin und erreichten um halb zwei Uhr das Ziel des heutigen Tages, Uro Gábdo, einen neu gegründeten Fulbeort. Die meisten Häuser waren erst im Bau begriffen und die Leute wohnten noch in provisorischen Grashütten. Ein Yarima aus Ngaumdere war als Stadtkönig eingesetzt worden. Dieser interessante Ort ist der erste auf dem ganzen Wege zwischen Gumna und Ngaumdere, an welchem der Fulbe wirklich festen Fuss gefasst hat, und dazu bestimmt, der Stützpunkt der mohamedanischen Kultur und Macht in dem Gebiet der Durru zu werden. Es scheint, dass Uro Gabdo als Ersatz für das zerstörte Sárra angelegt worden ist. Die Abhänge des Baschelbegebirges sind mit zahlreichen Dörfern und Ansiedlungen der Heiden bedeckt, welche aus ihren Schlupfwinkeln selten herabkommen.

Ueber das wellige Gneissland, in welche zahlreiche Bäche mit Galleriewäldern eingeschnitten sind, ging es am folgenden Tage (23. Januar) direkt auf das H. Durru zu, welches als zweihundert und fünfzig bis dreihundert Meter hohe und vier bis fünf Kilometer lange Mauer von Westen nach Osten streicht und aus der Ebene unvermittelt aufsteigt. Freilich liegt die Ebene südlich dieser Granitkette etwa vierzig Meter höher als die nördlich gelegene. Auch sendet letztere ihre Gewässer zum Faro, erstere dagegen zum Benue. Vermittelst einer etwa fünfzig Meter hohen Einsattelung, überschritten wir nach einhalbstündigem Marsch die Kette, welche von rothem, quarzreichem Granit gebildet wird. Dann durchquerten wir in zweieinhalb Stunden die südliche Ebene, welche, wie die nördliche, aus Gneissen, Graniten und anderen krystallinischen Gesteinen besteht.

An mehreren Stellen fanden sich Hugel aus Lateritschlacken. Von dem Abhang des H. Durru hatte man einen schönen Blick über dieses Land auf das Kárnagebirge, ein aus zahlreichen Rucken und Kuppen bestehendes Bergland, dessen höchster, wohl über tausend Meter erreichender Gipfel eine tafelförmige Gestalt hat.

Die Vegetation der Ebene bestand vorwiegend aus Dóka-Waldungen. Die Doka-Bäume gehören zu der Familie der Kombretaceen, haben einen aschgrauen, rissigen Stamm und den Habitus der Bauschi-Bäume. Ihre Blätter sind handlang, lanzettförmig mit welligem Rand, sehr hellgrün und glänzen wie lackirte Blechblätter; sie hängen in Büscheln schlaff herab. Bemerkenswerth ist, dass diese Bäume geschlossene Waldungen bilden und kein Unterholz aufkommen lassen. Ausser Gras wachsen höchstens noch vereinzelte Gardeniasträucher am Wege. Die Dokawälder bedecken Ebene und Berghänge bis zum Gipfel. Man kann sich kaum das eigenthümliche Bild eines solchen Buschwaldes vorstellen. Die glänzenden grünen Laubkronen, die grauen, lichten Stämme ohne Unterholz, der schwarze abgebrannte Boden mit dem aufspriessenden jungen Gras geben,



Abb. 133. Bogen der Durru.
1/[illegible] nat. Gr. Flegelsche Sammlung M. f. V. Berlin

im vollen Lichte der Tropensonne, eine für eine Landschaft ganz ungewohnte Farbenzusammenstellung. Der Baum wird technisch nicht verwerthet, ausser dass die Heiden vorwiegend sein glänzendes Laub als Blätterkleid wählen. Ausser dem reinen Dokawalde kommen auch gemischte Bestände vor, Kóndeli-Bäume mit denselben glänzenden Blättern, Kníwa (h.) mit eirunden, rauhen, graugrünen Blättern, dessen Bast zum Flechten von Stricken verwendet wird, Dilmádje (h.) mit weissen Blüthen von Becherform, Gaude-Sträucher und andere früher erwähnte Laubbäume. Dagegen fehlen Dornsträucher vollständig.

Längs den Bächen, welche die Ebenen durchfurchten, zogen sich fast durchweg Wasserwälder mit mächtigen Fikusarten und besonders dem stark duftenden Doasá-Baum hin.

Um halb ein Uhr erreichten wir den wichtigen, am Fuss des Karnagebirges gelegenen Platz Soñgo n Kasúa. d. h. Marktwaldlager. Das Gebirge wird von den Karna-Heiden, einer Abtheilung der Durru, bewohnt. Diese leben, nominell von Ngaumdere abhängig, in versteckten Dörfern im Gebirge, wo sie ihre Yam- und Hirsefelder haben. Am Wege selbst liegt kein Dorf. Selbst die kleine Fulbeansiedelung, welche sich hier befindet, ist im Busch versteckt. Die Heiden bringen Vorräthe von Lebensmitteln auf den Lagerplatz und betreiben so einen einträglichen Handel, sind aber in ihren Gebirgsdörfern willkürlichen Bedrückungen von Seiten ihrer mohamedanischen Erbfeinde weniger ausgesetzt. Diese Ver-

hältnisse sind natürlich erst Folge des Vernichtungskampfes, welchen der Fulla gegen die Eingeborenen führt. Einst war das Land dicht bevölkert. Auf Schritt und Tritt findet man da, wo sich jetzt öder Buschwald ausdehnt, Spuren ehemaliger Ansiedelungen, vorwiegend in Gestalt jener Mahlsteine, auf denen die Heidenfrauen einst das Korn gerieben haben. Noch vor einigen Jahrzehnten war der Weg nach Ngaumdere so unsicher, dass nur starke Karawanen von hundert Mann und mehr in geschlossenem Zuge den Durchmarsch wagen durften. Auch jetzt ist der Weg nur verhältnissmässig sicher und so hatte sich denn auch eine grössere Schaar von Leuten uns angeschlossen, darunter zwei Haussaträger, welche Ballen mit englischen Stoffen von Yola nach Ngaumdere brachten, Ballen von geradezu beängstigender Grösse und einem Gewicht von sechzig bis siebenzig Kilo. Allerdings wurden sie für diese Leistung entsprechend bezahlt, vierzigtausend Kauris für die Tour und täglich zweihundert Muscheln als Ration. Die Dauer der Reise beträgt achtzehn Tage. Also gerade billig arbeiten die Haussaträger auch für die eigenen Landsleute nicht. Uebrigens haben alle diese Träger einen Lederring um den Leib gebunden, mit eingenähter „Medicin“, welche ihnen jede Last leicht macht. Die Glücklichen!

Ferner begleiteten uns mehrere Fulbe mit einer Schaf- und Ziegenheerde und ein Dutzend Haussa, Männer und Frauen, mit Kalabassen der verschiedensten Grösse, Form und Verzierung. Diese werden in Ngaumdere theuer bezahlt, weil die betreffende Kürbisart dort nicht wächst. Für acht Kalabassen soll man bereits einen Sklaven kaufen können, natürlich einen frisch eingefangenen. Sie transportirten die zerbrechlichen Gefässe in Leiterwagen-ähnlichen Rohrgerüsten. Ausserdem hatten sich uns noch einige andere Fulbe angeschlossen, die Nichts von besonderem Interesse darboten. Da diese Leute schneller als wir marschirten, fanden wir sie bereits im Songo vor. Auch eine stattliche Anzahl von Heiden war schon versammelt und der Markt in vollem Gange. Mit Kalabassen und geflochtenen Körben voll Yam und Hirsemehl auf dem Kopf, einen langen Bergstock in der Hand kamen Frauen und Kinder, die Männer in voller Bewaffnung, von ihren Bergdörfern herunter. Es waren meist kleine, aber kräftige Gestalten mit breiten, plumpen Negergesichtern und von dunkelrothbrauner Farbe. Im allgemeinen glichen sie bezüglich der Tracht ihren Verwandten in Ssagdje und Galibu, nur dass sie noch mehr Eigenthümlichkeiten bewahrt hatten, Dank des abgeschlossenen Lebens fern von der grossen Strasse. So trugen fast alle Frauen statt der Zeugstreifen Perlen oder Zeuggürtel mit Blätterbüscheln vorn und hinten. Der hintere Büschel war übrigens stets der grössere. Ferner sind die meisten Frauen auf Brust und Bauch tätowirt und beide Geschlechter feilen die Schneidezähne spitz. Von den Männern hatte kaum einer eine Tobe, sondern alle nur Schamtücher; ihre Bewaffnung waren Lanzen, Pfeil, Bogen, Messer und Schwerter. Die Speere hatten alle eine charakteristische Form.

Seit dem Betreten der Heidengebiete bekamen die Leute nicht mehr Stoffe, sondern Perlen zum Einkauf der Lebensmittel. Der Unterschied zwischen den

mohamedanischen und heidnischen Ländern, bezüglich der Kosten, war ganz erstaunlich. Hier lebte man viel billiger. Eine Last Perlen reichte für drei

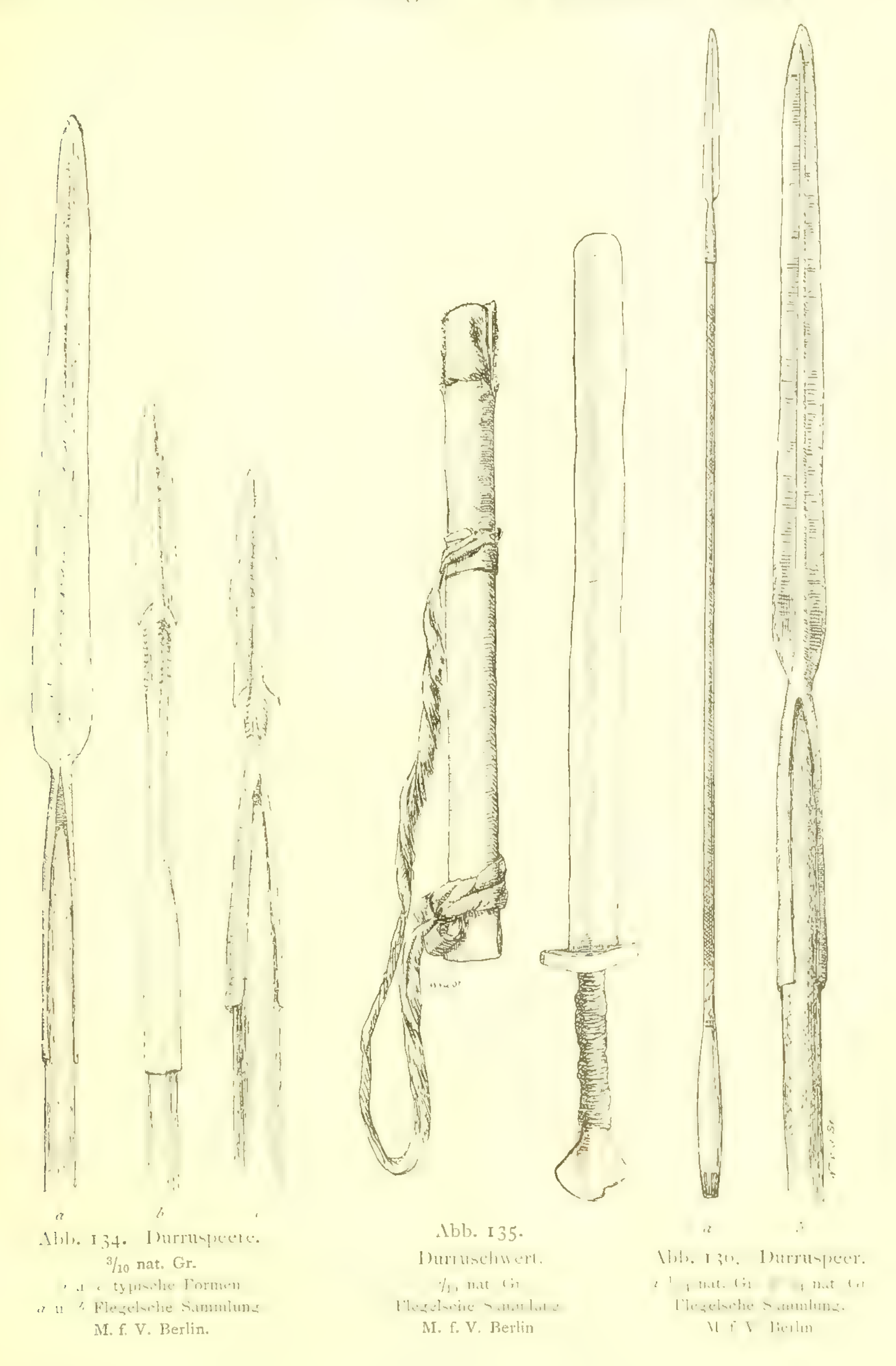


Abb. 134. Durruspeere.
3/10 nat. Gr.
a, b, c typische Formen
a u. b Flegelsche Sammlung
M. f. V. Berlin.

Abb. 135.
Durruschwert.
[illegible] nat. Gr.
Flegelsche Sammlung
M. f. V. Berlin

Abb. 136. Durruspeer.
a [illegible] nat. Gr. b [illegible] nat. Gr.
Flegelsche Sammlung.
M. f. V. Berlin

Wochen, während dort eine Last Stoffe in vier bis fünf Tagen aufgebraucht war. Die Verkehrssprache war das Fulfulde; da aber die wenigsten unserer Leute das-

selbe kannten, so wurde der Handel meist mit Hülfe von Zeichen, Mienen und Gesten bewerkstelligt. Trotzdem ging es dabei meist sehr lebhaft zu und es wurde immer viel geredet, auch wenn die Gegenpartei Nichts davon verstand. Die Heidenfrauen handelten, die Männer, auf ihre Speere gestützt, sahen zu.

Am Nachmittag versetzte ein Ereigniss die Gemüther in gelinde Aufregung. Den Hirten mit der Schaf- und Ziegenheerde war unser heutiger Tagesmarsch zu kurz erschienen, sie brachen am Nachmittag wieder auf, kamen aber einige Stunden später im Galopp, ihre Ziegen und Schafe vor sich herjagend, zurückgestürzt. Sie erzählten ihre Erlebnisse. Der eine der Hirten hatte für die anderen das Gepäck getragen und war infolgedessen etwas zurück geblieben. Die anderen hatten auf ihn gewartet; als er aber nicht kam, waren sie zurück gegangen und hatten ihn in seinem Blute schwimmend auf dem Wege liegend gefunden. Das Gepäck war verschwunden gewesen. Bei dem Anblick des Erschlagenen ergriff die wackeren Freunde ein solcher Schreck, dass sie Hals über Kopf mit sammt der Heerde nach Kasua zurückrannten. Hier kamen sie in dem Augenblick an, wo Bagirmi und Ssariki als Gesandte nach Ngaumdere abgehen sollten, um dem Sultan unsere Ankunft zu melden. Den Ssariki ergriff bleiches Entsetzen, er wollte nun den gefährlichen Weg durchaus nicht gehn; aber er gerade musste es; denn er sprach fertig Fulfulde und konnte mit seiner stattlichen Erscheinung auch gut repräsentiren. Um ihm etwas Muth zu machen, und ihm zugleich ein kriegerisches Aussehen zu verleihen, wurde ihm ein krummes Türkenschwert umgehängt. Trotz dieser Wehr zog er nur schweren Herzens davon, während der immer renommirende Bagirmi hohnlächelnd erklärte, er werde seinen Begleiter nöthigenfalls mit Gewalt auf seinen Armen nach Ngaumdere tragen.

Der Marsch ging nach Süden über einen hundertfünfzig bis zweihundert Meter hohen Pass, welcher einen langen, nach Osten vorgeschobenen Ausläufer des Karna-Gebirges überschreitet. Die höchsten Kuppen dieses Ausläufers erreichen eine Höhe von etwa sechshundert Metern und bestehen aus rothem Granit. Dann ging es in südwestlicher Richtung über eine wellige Ebene, welche sich nach Osten hin senkt, während der Weg sich hart am Ostrand des vier- bis fünfhundert Meter hohen Gebirges hinzieht und sogar einmal zwischen zwei von der Hauptmasse losgelösten Granitbergen hindurchführt.

Auf dem letzten Drittel des Weges sahen wir am Boden eine Blutlache, die Stelle des gestrigen Raubmordes. Die Leiche war nicht mehr zu sehen. Im Lager erfuhren wir, dass der Unglückliche garnicht getödtet, sondern von den heidnischen Räubern durch einen Speerstoss in den Rücken nur schwer verwundet worden war. Er hatte sich noch aufraffen und seine Gefährten einholen können. Statt ihm aber zu helfen, waren diese trefflichen Freunde ausgerissen. Heiden hatten sodann den Verwundeten gefunden und zum nächsten Songo gebracht, wo er verbunden wurde. Jetzt befand er sich in dem benach-

barten Heidendorf in Pflege. Gewiss denkt mancher der Leser hierbei an die Historie vom barmherzigen Samariter. Leider stimmt der schöne Vergleich in diesem Falle nicht. Falls der Verwundete mit dem Leben davon kommen sollte, wird er von seinen Wohlthätern als Sklave verkauft werden, und wenn später einmal einer seiner ehemaligen Genossen nach ihm fragen sollte, so ist er gestorben, begraben, vergessen.

Am Mao Súnssu trafen wir eine grosse Elfenbein-Karawane, Männer und Frauen, welche mit einigen dreissig, zum Theil gewaltigen Zähnen beladen waren. Der Besitzer war ein Kaufmann aus Saria. Er hatte mit zwanzig Eseln eine Geschäftsreise nach Gasa gemacht, daselbst jedoch den grössten Theil der Thiere in dem feuchten Klima durch Krankheit verloren. Das gekaufte Elfenbein transportirte er jetzt vorwiegend mit Frauen nach Yola, weil diese auch in Afrika billiger arbeiten, als die Herren Männer. Es waren übrigens vierschrötige Damen, die eine Last von fünfzig Kilo ohne Keuchen auf das schöne Haupt luden.

Schon mehrmals waren wir Elfenbein-Karawanen begegnet, so z. B, einer grossen bei Uro Gabdo. Die meisten Zähne wogen fünfundzwanzig bis dreissig Kilo das Stück, manche fünfzig, einige enorme Bullenzähne sogar fünfundsiebzig bis hundert Kilo. Das Elfenbein kommt vorwiegend aus der Gegend von Gasa, von wo es die Händler holen. Die Gegend soll sehr reich an Elephanten sein. Dieselben werden von den Bāia in folgender Weise gejagt. Ist eine Heerde irgendwo aufgestöbert, so thun sich die Bewohner der umliegenden Dörfer zusammen und treiben die Thiere durch Grasbrände, Schreien und Lärmen in die Enge. Von dem Rauch betäubt. durch den Spektakel eingeängstigt, lassen sich dann die armen Thiere ohne Widerstand tödten. Fleisch und Elfenbein werden unter die verschiedenen Dörfer vertheilt. Hierbei fällt dem Dorf, auf dessen Gebiet die Heerde getödtet worden, der Löwenantheil zu. Jetzt sollen französische Jäger eifrig die Elephantenjagd betreiben und in der letzten Woche, in welcher der Saria-Kaufmann in Gasa war, einundzwanzig Stück geschossen haben.

Um halb ein Uhr erreichten wir das mitten in einem Dokawalde gelegene S. Maissélli, wo wir von den nächsten Gebirgsdörfern aus mit Lebensmitteln verproviantirt wurden.

In der Nähe des Lagers standen mächtige Termitenhaufen, welche aus rothem, sandigen Lehm erbaut waren. Obwohl die Haussa alle Termiten garāgarā nennen, lassen sich nach den Bauten doch unzweifelhaft mehrere Typen unterscheiden. Ausserordentlich häufig sind die kleinen Stöcke von Kugelform — djíbba h., djeñgélde f. — welche grossen Badeschwämmen gleichen. Wie schon früher erwähnt, benutzten die Leute dieselben mit Vorliebe als Herdsteine, um die Kochtöpfe daraufzustellen. Sie werden nicht höher als zwanzig bis fünfundzwanzig Centimeter. Landschaftlich von Bedeutung werden die mächtigen Bauten — ssúri h., wānde f. —, welche, mannshoch und grösser, meist unter Bäumen angelegt werden. Im Lateritboden stellen sie plumpe, runde Haufen

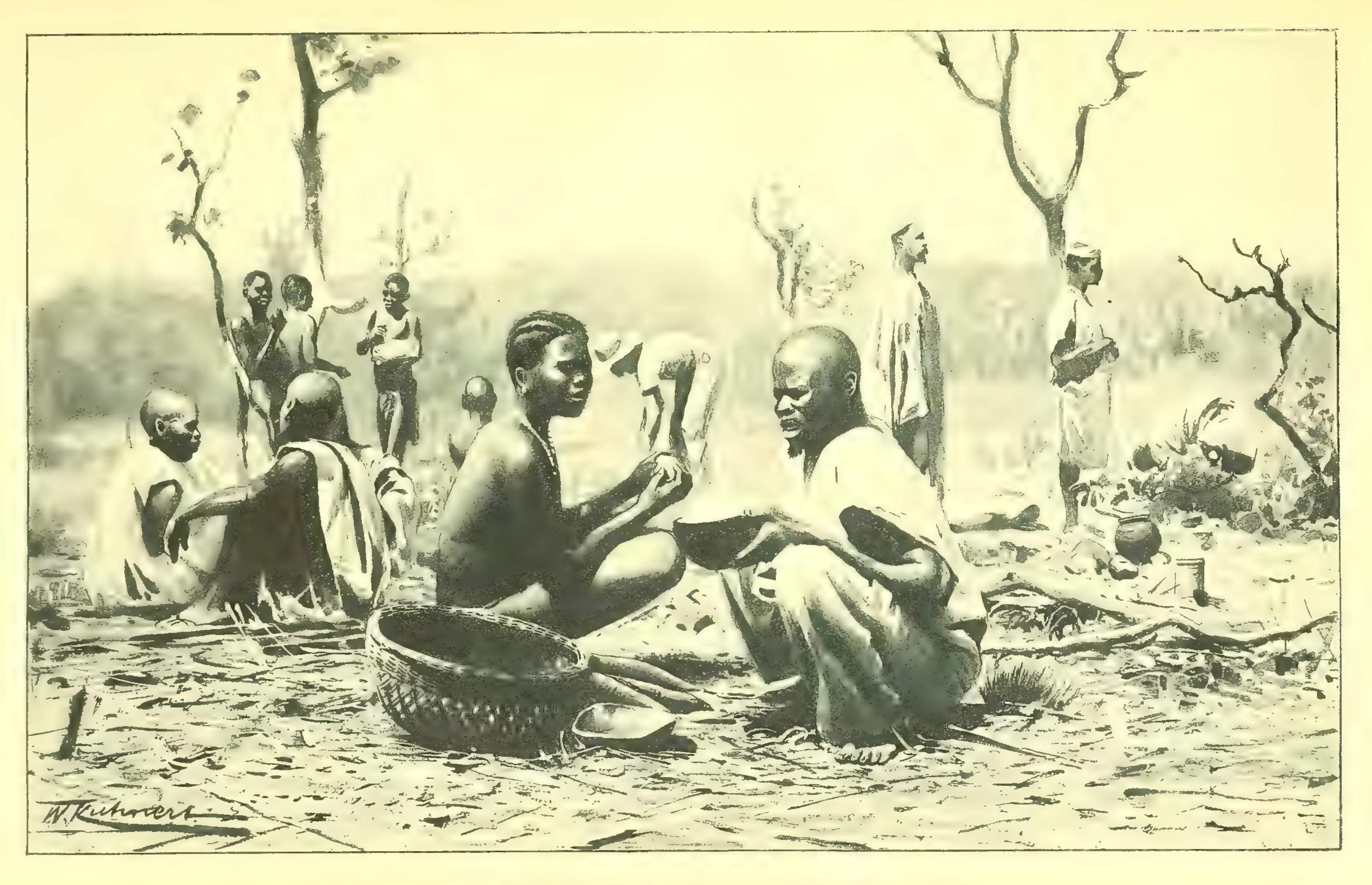
mit breiter Basis vor; im harten grauen Boden sind sie dagegen schlank und bilden Thürme, Zinnen und Zacken, welche der Regen ausgewaschen hat. Es ist möglich, dass der Unterschied in dem Aussehen dieser Bauten nur auf der verschiedenen Beschaffenheit des Materials beruht. Ich habe in den bisher beschriebenen Bauten immer dieselbe Termitenart gefunden, Thiere mit dunkelbrauner Ober- und graugelber Unterseite. Einer anderen Art dürften aber die Pilztermiten angehören, wenn ich auch diese Thiere selbst nicht habe beobachten können. Die Bauten derselben haben wir am häufigsten in den gebirgigen Theilen Adamaua's gesehen, doch fanden sie sich auch im Benuethal östlich von Ibi. Auch am Niger kommen Pilztermiten vor, wenigstens behauptete mein Boy sie zu kennen und nannte sie bĕbu (igbebe), die Bauten aquáni, die Schwammbauten dagegen okíti oríbu. Die Haussa und Kanuri schienen sie nicht zu kennen, hatten wenigstens keinen besonderen Namen für sie. Die Bauten der Pilztermiten haben vollständig die Form eines Hutpilzes mit hohem dünnem



Abb. 137. Pilzbauten von Termiten.
1/? nat. Gr. (Nach Skizze.)

Stiel und einem breiten, flachen Hut. Sehr viele Bauten haben aber auch zwei, ja drei, selbst vier Hüte, die übereinander sitzen. Die Aussenfläche der Hüte und des Stiels ist glatt, innen sind sie dagegen zellig gebaut. Die Hüte sind meist dreissig bis vierzig Centimeter breit und eben so hoch, können aber, wenn sie aus mehreren Stockwerken bestehen, eine Höhe von fünfundsiebenzig Centimetern erreichen. Gewöhnlich stehen diese Bauten in Kolonien zusammen, gerade wie Pilze, meist auf dem feuchten Boden grasiger Waldlichtungen und sind stets aus grauem Lehm gebaut. Im Lateritboden fehlen sie vollständig. Sie gewähren, namentlich, wenn fünfzig bis hundert von ihnen zusammenstehen, einen merkwürdigen Anblick.

Die letzte, aber vielleicht wichtigste Termitenart, welche wir beobachten konnten, habe ich Hülltermiten getauft. Sie hüllen nämlich Zweige, abgefallene Blätter, Gras, ja, ganze Baumstämme mit Millimeter-dicken Erdschichten vollständig in eine Decke ein, um unter deren Schutz die betreffenden Gegenstände aufzufressen. Sie benutzen vorwiegend Laterit aber auch andere Erde. Man kann massenhaft Bäume beobachten, welche mit einer solchen Erdkruste überzogen sind. Dieselbe lässt sich leicht ablösen, fällt sogar bei der leisesten Berührung von selbst ab; unter ihr ist die Rinde abgefressen, so dass die Gefässbündel des Baumes zu Tage treten. Ebenso sind oft genug auf weite Strecken hin alle ab-



Handelscene zwischen Bagirmi und einer Durrufrau im Songo in Taguelafi



gefallenen Blätter und dünnen Zweige mit Erde überzogen oder vielmehr überzogen gewesen, denn die Untersuchung ergab, dass die organische Substanz vollständig aufgefressen und nur die Erdhülle übriggeblieben war. Einmal beobachtete ich diese Termiten selbst; sie hatten einen gelbbraunen Kopf und ein blaugraues Abdomen. Ich lasse es dahingestellt, ob sie zu einer der letztgenannten Bauten gehören oder nicht, unzweifelhaft spielen sie aber im Haushalt der Natur eine sehr bedeutende Rolle, weil sie enorme Mengen vegetabilischer Stoffe auffressen, welche ohne sie in humose Substanzen würden umgewandelt werden. Zum Theil ist die Armuth des tropischen Bodens an Humus ihnen zu verdanken. Andererseits müssen sie durch ihre Exkremente zur Düngung der Erde beitragen. Es ist schwer zu entscheiden, ob sie mehr Schaden oder Nutzen stiften, zumal das Abfressen der Rinde von den lebenden Bäumen denselben wohl kaum vortheilhaft sein dürfte, wenn diese den Verlust auch verhältnissmässig gut zu ertragen scheinen.

Gegen Abend gab es ein Palaver. Im Lager erscholl plötzlich Lärm und Allah-Geschrei. An diesen Ruf hatten wir uns freilich schon längst gewöhnt. Die Haussa führten ihn beständig auf der Zunge, zumal bei Handelsgeschäften, wo Derjenige, welcher einen Andern betrügen will, ein entrüstetes Allah auszustossen pflegt, nämlich darüber, dass der Gegner sich nicht beschwindeln lassen will. Dieses Mal klang es aber doch nach Zank und, eine Prügelei befürchtend, begaben wir uns an den Ort der That. Dort fanden wir den einen der beiden Bornuprinzen und einen unserer Träger auf der Erde einander gegenüber sitzend, Audu, als sachverständiger Richter, wie es schien, daneben, das Publikum im Kreise herum. Der Prinz befand sich in grösster Aufregung, hielt ein weisses Hemd mit kurzen Aermeln an den Schultern empor, schüttelte es und schrie ergrimmt ein über das andere Mal: »Allah! Allah!« ballte es schliesslich zusammen und warf es mit wildem Fluch dem Gegner an den Kopf. Dieser nicht faul, schleuderte es zurück, seiner königlichen Hoheit gerade in's Gesicht. So flog das unschuldige Kleidungsstück, unter dem Allahgeschrei der Streitenden, eine Zeit lang hin und her, ein Spielball wilder Leidenschaften. Audu lächelte faunisch und das Publikum amüsirte sich köstlich. Es war in der That eine rührende Scene, mit der es folgende Bewandtniss hatte. Für die zahlreichen, kleineren Aufmerksamkeiten und das tägliche Audú-Sagen hatte Uechtritz den Prinzen ein Stück weissen Piquets von vierzehn Yard geschenkt. Die erfreuten Herren beschlossen, sich aus diesem Stoff ein Staatsgewand bauen zu lassen, um würdig vor dem grossen Sultan von Ngaumdere erscheinen zu können. Kleider machen ja Leute und das Geschenk eines afrikanischen Herrschers richtet sich nach dem Auftreten seiner Gäste. Ein brauner Hengst, der in Ngaumdere aufgefüttert werden sollte, war dazu bestimmt, des Sultans Herz zu rühren, das weisse Prachtkleid sollte ihn gänzlich besiegen. Einer unserer Leute war Schneider. Diesem übergaben sie den kostbaren Stoff und zwar zehn Yard, ein Maass, das in Anbetracht der prinzlichen Grösse, eher knapp

als reichlich zu nennen war. Der treffliche Schneider theilte indess denselben in zwei Theile; vier Yard legte er für sich bei Seite, von dem Rest schneiderte er eine etwas schwindsüchtige Tobe zusammen, ein langes dünnes Rohr mit kurzen engen Aermeln; in der That nur ein kläglicher Schatten von der sonst so stattlichen, Falten werfenden, Würde verleihenden Tobe, deren weite Riesenärmel den Fittigen eines Geiers gleichen. Wir pflegten sie deshalb auch nur Mikia zu nennen, eine Bezeichnung, die auch bei unsern Leuten allgemein gebräuchlich wurde. Dieses Gewand war aber eine magere Mikia, eine Mikia mit beschnittenen Flügeln. Am heutigen Abend hatte nun der Künstler dem Prinzen sein Kunstwerk vorgelegt, dieser war aber bei dessen Anblick in wilde Wuth gerathen und so hatte sich im Handumdrehen jene oben geschilderte, leidenschaftliche Scene entwickelt. Vergeblich tobte der unglückliche Prinz, vergeblich verlangte er das gestohlene Zeug und ein Kulelí als Strafe on top; sein Gegner war ein ebenbürtiger Redner und lachte seinen Klagen Hohn; er habe zu wenig Zeug bekommen und verlange noch den Rest des Stoffes, den der Prinz zurückbehalten habe. Der Prinz titulirte ihn Dieb und Schuft, dieser replizirte

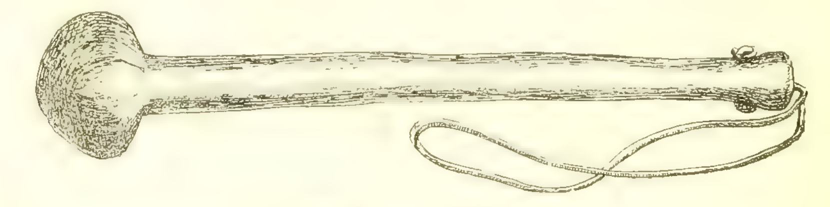


Abb. 138. Holzkeule der Durru.
[illegible] nat. Gr. Flegel'sche Sammlung M. f. V. Berlin

mit einem »Bummler« und »Bettelprinz«. Das Gefecht endete unentschieden. Der unglückliche Yarima zog sich schliesslich erschöpft zurück, um mit seinem Genossen den Fall noch einmal von allen Seiten zu beleuchten. Der Verlust des Prachtgewandes war für sie in der That ein schmerzlicher, es blieb ihnen nichts anderes übrig, als sich für die Audienz ein solches von einem Kaufmann in Ngaumdere zu leihen. Schliesslich mussten sie doch die vier Yard herausgeben, damit die Tobe eine nur wenigstens erträgliche Form bekam.

Der heutige Marsch brachte uns über eine wellige Ebene, welche als tiefe Bucht nach Westen in das Gebirge eingreift, an den Rand des südafrikanischen Plateaus. Dieses beginnt schon in dem Gebiet des Sambesi und Kunene, zieht sich nach Norden hin und endet hier als eine sechs- bis achthundert Meter hohe Mauer, welche an dieser Stelle den Namen Hossere Ubáka führt. Das Karna-Gebirge hängt unzweifelhaft mit diesem Hochplateau zusammen, bildet also gleichsam eine vorgeschobene Bastion desselben. Weiter westlich soll das Plateau im Gendéro-Gebirge die grösste Höhe erreichen. Die Bucht zwischen dem Hossere Karna und Ubaka ist deshalb interessant, weil aus ihr die drei Quellbäche des Benue hervorkommen. Den nördlichsten

derselben passirten wir bald hinter dem Lager; er ist nur vier Meter breit. Der mittlere besitzt eine Breite von fünfzehn bis zwanzig Meter und hat sein Bett in den grauen Gneiss eingeschnitten, dessen Felsen und Klippen zahlreiche Strudel und Kaskaden verursachen.[4]) In der Regenzeit muss er einen prächtigen Anblick gewähren. Dann bildet er, wie auch die andern Gebirgsbäche Adamaua's, oft unüberwindliche Hindernisse für die Karawanen, welche zuweilen Tage lang warten müssen, bis sie hinüber können. Bald nach zehn Uhr passirten wir das Sońgo n Kantúddu, wo uns eine Schaar von dreissig bis vierzig Durru, Männer und Frauen, mit Kalabassen und Körben voll Yam und Mehl, bereits erwartete. Da wir aber weiter zogen, folgten sie uns bis zum nächsten Lagerplatz nach. Um elf Uhr drangen wir in das Thal des südlichsten und bedeutendsten Quellbaches Kóogin gússundúsi ein. Um Mittag passirten wir diesen etwa fünfzehn Meter breiten Fluss, der ein sehr felsiges Bett hat. In dem Schatten des herrlichen Galleriewaldes lagerten wir auf einem abgeschliffenen Gneissfelsen und sahen einigen halbwüchsigen Jungen zu, welche von einer Klippe aus mit Pfeil und Bogen nach Fischen schossen. Das krystallklare Wasser und ein breites, von Felsen abgeschlossenes Becken ermöglichten diese Fischjagd. Indess haben wir nicht gesehen, dass sie etwas fingen. Auch war der grosse Lederbeutel, welchen sich einer der Jungen umgehängt hatte, leer. Wenige Minuten hinter dem Fluss lag das Songo Gussundusi, wo wir übernachteten.

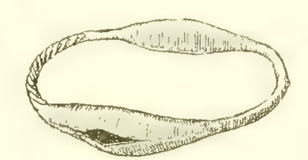


Abb. 130. Eiserner Knöchelring der Durru. ½ nat. Gr. Flegelsche Sammlung M. f. V. Berlin.

Die Durru, welche aus den benachbarten Gebirgsdörfern reichlich Lebensmittel auf den Markt brachten, unterschieden sich in nichts von den Durru des Karnagebirges. Einer der Leute hatte einen mächtigen Köcher aus weissem Antilopenfell. Der König, welcher angeblich die Stämme des Ubaka-Gebirges beherrscht, kam ebenfalls mit einer Kalabasse voll mächtiger Yam-Wurzeln zum Besuch. Dem Namen nach ist er von Ngaumdere abhängig, in Wirklichkeit kommt aber niemals ein Fulla in das Gebirge und die abgelegenen Dörfer.

Um halb acht Uhr begannen wir am nächsten Morgen (26. Januar) den Aufstieg auf das gewaltige südafrikanische Plateau. Die in dasselbe eingeschnittenen Thäler haben eine ganz ähnliche Form, wie die des Schwarzwaldes, d. h. sie führen mit mässiger Steigerung zu einem Bergkessel, aus welchem von allen Seiten die Abhänge steil aufsteigen. Infolgedessen gehen die Strassen nicht unten in den Thälern, sondern führen auf den zwischen diesen gelegenen Bergrücken zur Hochfläche hinan. Der Weg war so steil, dass wir zu Fuss gehen mussten. Von Marschordnung war hier keine Rede. Ein jeder ging, wie er konnte; denn bei der Schwere der Last und der Steilheit des Anstieges musste auf die schwächlichen Leute Rücksicht genommen werden. Obwohl fast ohne Pausen und mit gutem Schritt gestiegen wurde, dauerte der Aufstieg doch fast zwei Stunden. Die Höhe betrug etwa sechshundert Meter. Grauer und rother Gneiss, sowie Granit

setzten das Gebirge in buntem Wechsel zusammen. Oben angelangt, wurde Halt gemacht und Umschau gehalten. Wir befanden uns in einer anderen Welt. Der Laubwald, welcher noch die Abhänge des Gebirges bedeckte, war verschwunden. Eine weite grasige Ebene, welche nur spärliche Büsche trug, dehnte sich nach Süden hin aus. Im Norden blickte man in das tiefe Benuethal hinab und zu dem Karna-Gebirge hinüber, dessen Plateauform von hier aus deutlich hervortrat. Nach Westen war der Blick durch höhere Theile des Gebirges verdeckt, nach Osten hin konnte man den Abfall des Plateaus weithin verfolgen.

Ueber die grasige Hochfläche ging es dem ersehnten Süden entgegen. Das alte Gras war total abgebrannt, aber das neue bedeckte bereits als ein grüner Teppich den Boden und zahllose bunte Blumen waren über denselben hingestreut. Sie ähnelten ungemein unseren Frühlingsblumen, blauen Lilien, Berganemonen, Pulsatillen und Primeln. Die letzteren — tirrirú oder tirrirí h. — waren gelb und stehen in dem Rufe für alle Hausthiere giftig zu sein.[5]) Eine andere gelbblühende Pflanze soll dagegen sexuell erregend wirken und wird deshalb auch auf den Märkten verkauft.

Nach zehn Uhr lagerten wir am Mao Yelérna, einem Zufluss des Benue, dessen Wasserwald bis auf die Hochfläche hinaufsteigt. Bald darauf erreichte der Weg eine neue, etwa zwanzig Meter hohe Stufe, welche als Decke weithin auf die Hochfläche auflagert. Sie besteht aus einem schwarzgrünen dichten Nephelinbasalt, der den wundervollsten Laterit liefert, welchen wir überhaupt in Adamaua beobachtet haben. Kaum eine andere Stelle konnte deutlicher beweisen, dass die Bildung von Laterit zum grossen Theil von dem Gestein selbst abhängt. Kurz vorher der graugelblich bis braune Lehmboden der Gneisse und Granite, der nur lokal Laterit genannt werden konnte; mit dem Auftreten des schwarzen Basalts plötzlich ein brennend rother Boden, durchsetzt von zahlreichen Blöcken und Platten von Eisenkonkretionen. Das Gestein ist bis in grosse Tiefen hinein in Laterit umgewandelt und von den mächtigen Bauten der Erdferkel — yenyáua h. —, unterwühlt, deren meterbreite, runde Gänge — rámi h. — allerorts an der Oberfläche mündeten.

Die Hochebene stieg allmählig noch gegen hundert Meter an. Auf dieselbe sind höchst merkwürdige isolirte kahle oder nur mit Gras bewachsene Bergkegel von einhundert bis einhundertfünfzig Meter Höhe aufgesetzt, welche aus hellgrauem Phonolith bestehen, demselben vulkanischen Gestein also, welches so viele Kuppen der Rhön und des Hegau's, z. B. den berühmten Hohentwiel, bildet.

Vor zwölf Uhr erreichten wir eine Stufe der Hochfläche, welche etwa einhundertfünfzig Meter hinabführt und gleichfalls in der Richtung 100^0 streicht, augenscheinlich eine Verwerfung, parallel der grossen nördlichen Abbruchslinie des Plateaus. Südlich von dieser Stufe schweift der Blick über eine weite wellige Grasebene hin. Eine Anzahl der hellgrauen Phonolith-Kegel, welche auch auf

der obersten Stufe stehen, erhebt sich am Fuss des Abhangs, den wir hinabzusteigen im Begriff waren. Kurz vorher hatten wir den ersten nach Süden fliessenden Bach und damit die Wasserscheide zwischen dem Gebiet des Benue und des Tsadsees überschritten. Diese Bäche schneiden als tiefe Thäler in den Laterit der Hochfläche ein, sind mit dichtem, grünem Walde erfüllt und führen fliessendes kühles Wasser, welches uns nach dem langen Marsch erquickte. Der Bach, welchen wir jetzt überschritten, zeigte ein höchst interessantes Phänomen, welches an die Karstdollinen erinnerte. Seine Thalschlucht endet nämlich mit einem Kessel, den rothe Lateritwände von fünfzehn Meter Höhe bilden. Im Hintergrunde des Kessels quillt am Fusse der Wand Wasser heraus. In der Verlängerung der Richtung des Thales nach Osten folgen noch drei etwa zehn Meter breite runde Trichter aufeinander, welche mit üppigem Baumwuchs, besonders von Doasá-Bäumen, erfüllt sind und in deren Tiefe Wasser steht. Es liegt hier wohl ein Beispiel von unterirdischer Erosion im Laterit mit Dollinenbildung vor. Die Haussa nennen den zehn Meter breiten »Pass« zwischen dem Ende der Thalschlucht und dem ersten Trichter kadárgo n Allah[6]) — Gottesbrücke —.

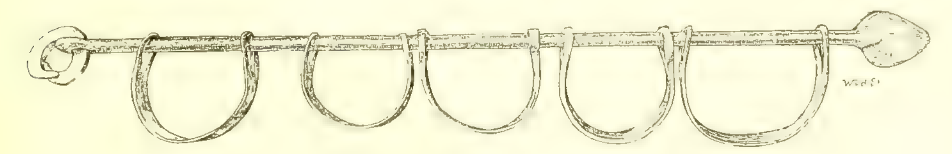


Abb. 140. Eiserne Fussschellen der Fulbe für Sklaven, aus Ngaumdere.
1/6 nat. Gr. M. f. V. Berlin.

Wir hatten an dieser Stelle wieder einmal Gelegenheit die wunderbare Harmonie der Farben zu bewundern, welche zwischen dem strahlenden Blau des Himmels, dem saftigen, dunkelgrünen Laub des Waldes, dem leuchtenden Roth der Erde und der dunkelbraunen Haut der Menschen besteht. Man wünscht sich in dieser Landschaft gewiss keine nackten weissen Menschen.

Auf dem Hochplateau liegen mehrere zerstreute Sklavendörfer — rumde f., linyi h. — in denen der Sultan und die reichen Leute von Ngaumdere grosse Viehzüchtereien haben. Sie lehnen mit Vorliebe an den Fuss der Phonolith-Kegelberge an. Wegen der lokal wachsenden Giftpflanzen muss das Vieh übrigens sehr sorgsam bewacht werden.

Als wir gerade den Abhang, welcher ebenso wie die folgende Hochfläche aus Basalt mit Laterit und schlackigen Eisenkonkretionen besteht, hinabgestiegen waren und Halt machten, kamen uns zwei Fulbe mit vier Sklavenweibern entgegen. Die eine derselben war eine alte gebrechliche Frau, welche sich kaum an ihrem Stock fortschleppen konnte; die drei andern waren mit dem Halse an einen Strick gebunden und marschirten in einer Kette hinter einander;[7]) auch trugen sie Lasten auf dem Kopf. Dieser traurige Zug erinnerte uns daran, dass wir uns in dem Lande befanden, welches hauptsächlich den ganzen mittleren Sudan

mit Sklaven versorgt. Schon früher waren uns solche Sklaventransporte begegnet, meist gemeinsam mit Rindertransporten nach Yola und Marrua. Sie gewährten stets einen wenig erfreulichen Anblick. Alte kraftlose, zu Gerippen abgemagerte Leute, gefesselte Männer mit Ballen beladen, kleine schwächliche, elende Kinder, welche mit einem Bündel auf dem Kopf neben ihren unbeladenen Herren hertraben mussten, nicht imstande, den Riesenschritten derselben anders als laufend zu folgen. Nachts werden die Unglücklichen sogar in Eisenfesseln gelegt, zuweilen fünf an einem einzigen Eisen mit je einem Fusse befestigt. Die am wenigsten geschätzten Sklaven sollen diejenigen sein, welche aus den Baialändern stammen. Sie sind schon an und für sich schwächlich, vertragen ferner die ungewohnte Durrhanahrung nicht und sterben zahlreich während des Transports. Viel kräftiger und ausdauernder sollen dagegen die Lakkasklaven sein. Bei dem Transport müssen die Herren auf ihre Sklaven sehr aufpassen, nicht blos, dass sie nicht davonlaufen, sondern auch, dass sie

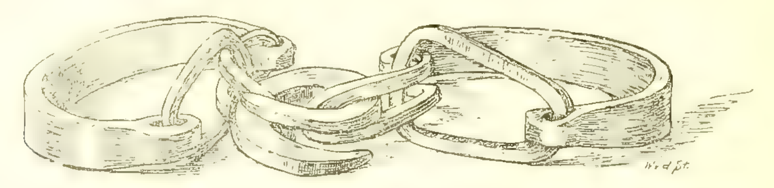


Abb. 141. Eiserne Handschellen der Fulbe für Sklaven aus Ngaumdere. $^1/_4$ nat. Gr. M. f. V. Berlin

nicht heimlich die giftigen Blätter eines gewissen Strauches, der im Buschwald vorkommt, abpflücken und aufessen, um so ihr qualvolles Dasein zu beenden. Dieser Strauch heisst gótska h.,[8]) soll im Busch häufig sein und wird von den Fulbe zu Gottesgerichten benutzt, um Diebe zu ermitteln. Leider habe ich ihn nie zu Gesicht bekommen.

Der Marsch ging noch ein und eine halbe Stunde lang über die wellige grasige Hochebene hin. Links blieb der achtzig Meter hohe Phonolithzug des H. Katschella nebst einigen Ansiedelungen liegen. Um halb drei Uhr erreichten wir Kaigamma Tokoma, einen aus einigen zwanzig Gehöften bestehendem Ort, in welchem wir das Lager aufschlugen.

Obwohl es schon spät am Tage war, benutzte ich doch die Gelegenheit, welche ein überaus klarer Tag bot, um eine Rundzeichnung zu machen und ein Messtischblatt aufzunehmen. Im Süden ragten mehrere Bergzüge auf, an deren Fusse das ersehnte Ziel, Ngaumdere, liegen sollte. Nachts herrschte ein fürchterlicher Sturm. Die armen Träger waren zu bedauern; denn Holz zum Brennen gab es auf der baumlosen Hochebene nicht, höchstens Durrhastroh, und in den Häusern fand nur ein Theil der Leute Aufnahme.

Unsere Gesandten Bagirmi und Ssariki waren noch nicht zurück und da wir uns ohne Einladung des Königs der Hauptstadt nicht nähern wollten, mussten wir am folgenden Tage warten. Nach einigen Stunden trafen die Beiden nebst

zwei Gesandten des Königs ein. Dieser liess uns melden, er freue sich auf unsere Ankunft und habe schon längst gewünscht, uns zu sehen. Doch möchten wir Heute noch in unserem Quartier bleiben und erst Morgen kommen; denn die Vorbereitungen zu unserem Empfange seien noch nicht vollständig getroffen. Die Aussicht, noch einen Tag in diesem langweiligen, windigen Ort zu bleiben, war zwar wenig erfreulich, doch blieb uns nichts anderes übrig, als dem königlichen Wunsche Folge zu leisten. Die fremden Gesandten bekamen einige Geschenke und den Auftrag, dem Sultan zu danken. Unsere beiden Boten sahen jetzt sehr stattlich aus und wurden allseitig beneidet. Denn der König hatte einem Jeden von ihnen eine schöne Tobe geschenkt, dem Bagirmi eine weisse, dem Ssariki eine blaue. Sie renommirten mit der herrlichen Aufnahme in Ngaumdere und machten den Andern den Mund wässerig. So wurden denn den frierenden Leuten die Leiden der zweiten Sturmesnacht durch die Aussicht auf die Fleischtöpfe Ngaumdere's vermindert und Alle traten am folgenden Morgen mit frischem Muth den letzten Marsch nach dem ersehnten Ziel der Reise an.

Nach halbstündigem Marsch erreichten wir, am 28. Januar, den etwa zwei Kilometer im Durchmesser besitzenden, runden Kessel von Gendényató, der, in die Basaltdecke eingesenkt, vielleicht einen Explosionskrater, ein Maar vorstellt; jetzt war er von einem Sumpf erfüllt, in der Regenzeit wird er von einem See eingenommen. Wir zogen an seinem westlichen Ufer hin. Sodann ging es über ein welliges Land, in welches zahlreiche Bäche mit prachtvollen Galleriewäldern eingeschnitten waren. Wir passirten die beiden Quellflüsse des Logone, den Mao Bínni und Mardók. Der Basalt hörte auf, grobkörniger Granit, der in mächtigen Blöcken zu Tage trat, nahm seine Stelle ein. Um Mittag ging es noch eine Anhöhe hinan, dann lag vor uns eine Ebene, umrahmt von zackigen Bergketten, und mitten in derselben winkten uns die Stadtmauer und das Dächermeer von Ngaumdere entgegen.



XV. KAPITEL.

Ngaumdere.

Ngaumdere[1]), die Hauptstadt des grössten und reichsten Sultanats in Adamaua, des Fulbe-Staates, welcher am weitesten die Herrschaft des Islams nach Süden ausgedehnt hat, lag vor uns. Vor fast zwölf Jahren hatte zum ersten Mal ein Weisser, unser berühmter Landsmann Flegel, nach mühe- und gefahrvoller Reise die mächtige Stadt betreten, jetzt galt es, dieselbe definitiv dem deutschen Reiche zu sichern. Als sich die Karawane der Stadtmauer näherte, kam uns eine etwa zwanzig Personen starke Reitereskorte in prächtigen blauen, weissen und purpurrothen Gewändern auf reich aufgezäumten Pferden entgegengesprengt. Dicht vor Uechtritz, der, wie immer, an der Spitze ritt, parirten sie, schwenkten herum und setzten sich an die Spitze des Zuges. Anfangs ging es direkt auf die Stadt zu, welche mit einer hohen, zinnengekrönten Mauer und einem etwa drei Meter tiefen und ebenso breiten Graben befestigt ist, dann an diesem Graben entlang auf einem breiten Wege hin. Rechts dehnte sich eine Ebene bis zu den zackigen Granitbergen des H. Béka aus. Schädel und Skelette von Menschen lagen am Wege entlang zerstreut, eine merkwürdige, aber charakteristische Dekoration für diese Stadt. Der Eingang zu ihr wird von einem hohen starken Sauri, das mit einem mächtigen Thor zu verschliessen ist, ver-

Kopfleiste: Gefleckte Hyäne.

theidigt. Wir durchritten dasselbe und betraten das Innere. Die Strassen waren breit, und von grauen, kahlen, reiterhohen Lehmmauern begrenzt, deren einförmige Linien hier und dort durch ein Sauri, durch hohe Dracänen, und die Dächer der Häuser, welche herüberblickten, angenehm unterbrochen wurden. Eine grosse Volksmenge drängte sich auf den Strassen, die Männer in der im ganzen Sudan gleichen Tracht, die kokette Damenwelt dagegen geziert mit wunderbaren Frisuren, handhohen Wülsten auf dem Scheitel, grossen Wülsten und Bauschen an den Schläfen und im Genick, eine seltsame Tracht, fast noch merkwürdiger als die Zopftracht der Marruanerinnen.

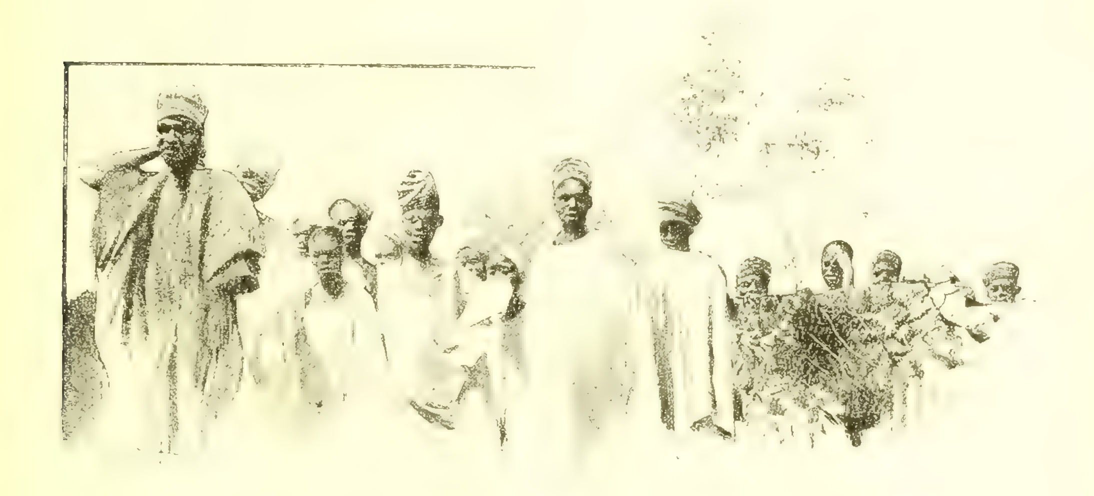


Abb. 143. Neugierige vor den Zelten in Ngaumdere.
(Nach Photographie.)

Auf dem Platz vor dem königlichen Palast, welchen eine ca. 6—8 m hohe Lehmmauer umgiebt, wurde gegenüber dem mächtigen Eingangshaus gehalten. Die Reitereskorte postirte sich vor dem Thor, ihr Anführer ging mit unserem Ssariki, welcher mit dem Türkenschwert und unnachahmlicher Würde ausgestattet, den Ceremonienmeister spielte, in den Palast. Nach einer Weile kamen sie mit dem Bescheid zurück, der König wünsche, dass eine Ehrensalve abgefeuert werde. Uechtritz liess sechs Mann antreten und drei Salven in die Luft abgeben. Das Volk zerstob in wilder Flucht, die Wirkung war sichtlich. Doch seine Majestät, die offenbar von einem Versteck aus zusah, war damit nicht zufrieden, es sollten noch einmal zehn Mann feuern. Uechtritz liess jetzt fünfzehn Mann antreten und nochmals krachten drei Salven. Die Volksmasse gerieth bei dem Geknalle in wilde Begeisterung, auch seine Majestät war jetzt befriedigt. Die Reiter setzten sich hierauf wieder in Bewegung und führten uns durch enge Strassen, so dass man hintereinander reiten musste, zu dem Gehöft, welches für uns bereit gestellt war. Es lag auf der Südseite der Stadt und bestand aus einem Hof mit mehreren

Häusern. Wir schlugen auf demselben die Zelte auf und überliessen die Häuser den Leuten, denen übrigens auch die umliegenden Höfe eingeräumt wurden. Der Kriegsoberst, ein kleiner Mann, welchem der Harnisch und die Masse der darübergezogenen Kleidungsstücke, die eine scharlachrothe Leibbinde zusammenhielt, ein Schildkröten-ähnliches Aussehen verlieh, sowie die übrigen Reiter und die Schaaren des neugierigen Volkes sahen mit staunenden Blicken, welch' wunderbare Gegenstände den Zeltsäcken entnommen und zu einem merkwürdigen Gebäude zusammengesetzt wurden.

Die Zelte waren aufgeschlagen, aber die Volksmenge, Männer, Frauen, Kinder, wich nicht. Vergeblich boten, auf unsern Bitten hin der Kriegshauptmann und die anderen Würdenträger ihre ganze Autorität auf, das Publikum zum Rückzug zu bewegen. Die Neugierigen standen wie Mauern. Darüber gerieth der kleine Kriegsoberst in Wuth, er bückte sich, trotz seiner Ausstopfung, zur Erde und begann das ungehorsame Volk mit Lehmklössen zu bombardiren; auch die übrigen Würdenträger, besonders ein Pistolenschwingender Araber und einige halbwüchsige Jungen, die königlichen Prinzen, wie es sich später herausstellte, betheiligten sich lebhaft an dem Bombardement und so wurde die Menge unter Johlen, Schreien, Lachen und Schimpfen in die Flucht getrieben. Aber hinter der niedrigen Mauer fassten sie festen Fuss und liessen sich von dort, trotz Prinzen und Kriegsfeldherrn, nicht vertreiben. Um nun nicht beständig von indiskreten Augen beobachtet zu werden, liessen wir später die Zelte und den Raum vor denselben mit hohen Mattenzäunen umstellen. Erst dann hatten wir Ruhe.

Endlich war das Volk nach jenem heissen Kampf aus dem Hof gedrängt und wir wollten uns gerade zu Tisch setzen, als ein neuer Würdenträger mit elf Sklavinnen erschien. Eine jede derselben trug eine kolossale Kalabasse. Der Würdenträger stellte sich als der Babá Ssariki, d. h. der Haremsverwalter, vor mit der Botschaft, die Hauptfrau des Sultan hätte ihn geschickt, um die fremden Gäste mit Speise zu stärken. Denn eine jede der grossen Kalabassen barg noch eine zweite kleinere, welche mit einem Strohteller zugedeckt war und Fleischbrühe oder Durrhabrei enthielt. Jede der Ueberbringerinnen bekam als Botenlohn einen Achatthurmring,[2]) die Hauptfrau wurde mit der Aussicht auf ein späteres Geschenk vertröstet. Die Ringe hat übrigens die Herrin ihren Sklavinnen vermuthlich sofort abgenommen und für sich behalten. Das ist nun einmal hier so Sitte, jeder nimmt seinen Dienern weg, was er gebrauchen kann.

Bald kam der Haremsminister wieder, dieses Mal mit vierzehn Sklavinnen, geschickt von den beiden Hauptsklavenfrauen des Königs. Es däuchte uns wohl etwas reichlich, indess konnte man die gütigen Geberinnen unmöglich kränken. Ihre Geschenke wurden mit heissem Dank angenommen und wiederum jede Sklavin mit einem Achatring beglückt. Endlich hatten wir Ruhe und konnten uns der Mittagsmahlzeit zuwenden.

Am Nachmittag machten uns die königlichen Prinzen, sechs an der Zahl, einen Besuch. Der älteste, Íssa, der präsumptive Thronfolger, ist ein Junge von zwölf bis dreizehn Jahren, aber ein herrschsüchtiger Bursche, der wahrscheinlich einmal einen recht unangenehmen Potentaten abgeben wird. Sein Busenfreund war Abdulläï, der Sohn eines vornehmen Mannes, ein auffallend hübscher Junge von zehn bis elf Jahren, der die Launen seines prinzlichen Freundes mit bemerkenswerther Ruhe und Geduld ertrug. Er dürfte dazu bestimmt sein, einstmals eine einflussreiche Stellung im Staat einzunehmen, falls er nicht vorher bei dem launenhaften Prinzen in Ungnade fällt. Die jüngeren Söhne des Königs sind nur vier bis sechs Jahre alt, der jüngste sogar nur zwei. Der Zweck des Besuches war natürlich ein Geschenk, und jeder zog denn auch mit einer rothen Mütze vergnügt von dannen.

Am Abend überbrachten drei Würdenträger das Geschenk des Königs in Gestalt dreier Ochsen. Der eine derselben, d. h. der Würdenträger, war unser Kriegshauptmann, welcher seine kriegerische Kleidung abgelegt hatte und in der einfachen Tobe beträchtlich schmächtiger aussah. Er hiess Balokóssa und bekleidete das Amt eines Ssariki n bíndiga oder Flintenkönigs. Er war ein kleiner Mann, der mit seinem jüdischen Gesicht, der krummen Nase, und dem Schnurr- und Backenbart entschieden auffallen musste. Von Geburt war er indess ein Kaka, ein im SW. von Ngaumdere wohnender Heidenstamm. Auf einer Razzia wurde er von den Fulbe gefangen, arbeitete sich als Sklave des Königs aber so hoch empor, dass er schliesslich Feldmarschall wurde, und als solcher bekriegte er jetzt seine eigenen Landsleute. So schenkte er uns unter anderem ein Kaka-Wurfmesser, das er auf seinem letzten Feldzuge, glorreichen Angedenkens, eigenhändig erbeutet hatte.

Der zweite war ein Haussamalam in blauer Tobe und mit langem Schwert bewaffnet, namens Mala Alí, den nichts mehr kränkte als sein breites, hässliches Negergesicht mit der dicken aufgestülpten Nase. Trotzdem war er der relativ anständigste unter den Würdenträgern und der einzige, welcher unsere Geschenke durch Gegenschenke, nämlich von Grasbündeln für die Pferde und Mattenzäunen gegen die Neugierigen, vergalt. Diese beiden kamen also zu Uechtritz in das Zelt, während der dritte ausserhalb kauerte. Der Flintenkönig trug in gesetzter Rede einen Streitfall vor, welcher beide bedrückte. Der König habe nämlich gestern ihm das Ueberbringen der Geschenke zugesagt. Während er uns aber heute an der Spitze der Reitereskorte begrüsste, habe der König dem Mala Ali denselben Auftrag gegeben, die drei Ochsen uns zuzuführen. Deshalb habe er nun gefürchtet um das »Botenbrot« zu kommen, und wäre dieserhalb mit Mala Ali in Streit gerathen. Beide hätten sich aber dahin geeinigt, gemeinsam die Ochsen zu überbringen und Uechtritz den Fall zur gütigen Kenntnissnahme vorzulegen. Uechtritz versicherte ihnen, sie wären ihm alle beide an's Herz gewachsen, nicht einer, nein jeder würde reichlich mit Geschenken bedacht werden. Bei dieser Erklärung thauten sie auf und schütteten völlig ihre

Herzen aus. Sie beide wären die einflussreichsten Männer am Hof. Der dritte, der draussen sässe, wäre als Kaigamma, d. h. Minister des Innern, ebenfalls sehr mächtig, käme aber doch schon weniger in Betracht. Sie könnten alles durchsetzen, was wir wollten, deshalb sollten wir sparsam sein und die Geschenke nicht an unwürdige Bettler, die doch nichts vermöchten, vergeuden. Uechtritz dankte ihnen für diesen vortrefflichen Rath, den er natürlich beherzigen werde, und hob die schier endlose Sitzung auf. Die drei Einflussreichen entfernten sich, von dem Erfolge der Audienz höchlichst befriedigt.

Von den drei Ochsen wurde einer sofort geschlachtet und das Fleisch unter die Leute vertheilt. Die beiden anderen dagegen wurden dem Malam zum Aufbewahren übergeben.

Heute, am 29. Januar, sollte die feierliche Audienz vor dem Lamido stattfinden. Es wurden die Geschenke ausgesucht, welche natürlich der Macht und Grösse des Sultans angemessen sein mussten. Sie bestanden aus Sammet, Seide, Goldbrokat, weissem Brokat, Piquet, Satin, weissem Turbanstoff, rothem Flanell, bronzeblauen und buntgemusterten Zeugen, Taschenmessern, Rasirmessern, Achatthurmringen, Parfums, Operngudkern, Tarbuschen, Korallenketten und anderen Kleinigkeiten. Für die drei »Einflussreichen« fielen die Geschenke ebenfalls ihrem Einfluss entsprechend aus.

Um zehn Uhr kamen der Malam und der Kriegsoberst, um die Geschenke des Königs zu mustern und die ihrigen in Empfang zu nehmen. Bald darauf erschien ein Bote mit der Meldung, der König erwarte uns. Wir brachen auf an der Spitze von zwanzig Schützen, welche uns, unter dem Kommando unseres Ssariki n bindiga Aguandé, behufs Abfeuerns einiger Ehrensalven, folgten. Eine kolossale Menschenmenge begleitete uns auf den Strassen. Schon von fern erschollen die Trommeln, Pauken, Algeitaru und die schreienden Stimmen der Lobsinger, welche auf dem Platz vor dem Palast postirt waren. Als unser Zug sich dem Palast näherte, wurde der Lärm verdoppelt. Die Trommel- und Paukenschläger bearbeiteten die Felle in wilder Leidenschaft, während die Sänger und Algeitarubläser sich abwechselnd anstrengten. Als wir vor dem Eingangshause hielten, verstummte die Musik, unsere Leute rangirten sich und drei Salven krachten über die Stadt hin. Dann stiegen wir ab, die königliche Kapelle aber brach mit erneuter Begeisterung und Kraft los, als wir das Sauri des Palastes betraten. Wir durchschritten einen schmalen Hof, gelangten durch ein quadratisches Haus mit hohem Dach in einen zweiten Hof und betraten sodann das mächtige Audienzhaus, einen ebenfalls quadratischen Lehmbau. Derselbe hatte im Innern einen drei Meter breiten Mittelgang, welcher durch sechs viereckige, sieben bis acht Meter hohe Lehmsäulen gebildet und von je einem Seitenraum abgegrenzt wurde. Die Decke war flach. Durch kleine Oeffnungen und durch die Thür fiel nur ein spärliches Licht in das Innere der Halle. In dem Mittelgange, nahe der Thür, nahmen wir auf der Erde Platz. Es dauerte einige Zeit bis sich das Auge an die Dunkelheit gewöhnt hatte und wir die statt-

liche Versammlung, welche den Raum erfüllte, erkennen konnten. Am Ende des Mittelganges, der Thür gegenüber, sass auf einem thönernen, mit Polstern bedeckten Bett der Sultan Mamadu ben Jssa. Er trug eine meergrüne Tobe mit Goldstickereien, ein blauer Turban mit langem Litham verhüllte sein Gesicht. Nach endlosen Begrüssungen wurde ihm der Gruss unseres Kaisers übermittelt, für den Empfang und die Geschenke gedankt und erklärt, wir seien von unserm Lamido geschickt, um Freundschaft mit ihm zu schliessen. Audu, der mit dem Sultan direkt auf Haussa sprach, lag dabei auf den Knieen und Ellenbogen mit jenem seligen Lächeln auf dem Antlitz, wie es die Sitte erheischt, als erlebe er soeben den schönsten Augenblick seines Lebens. Das Gespräch kam sodann auf Abdurrhaman — Flegel — zu sprechen, seinen Besuch in Ngaumdere, seinen Tod und dass er unser Landsmann sei. Bei der Nennung seines Namens lief ein beifälliges Murmeln durch die Versammlung. Der Sultan frug auch nach unseren Namen, welche dem Publikum natürlich höchst merkwürdig erschienen und ein unterdrücktes Lächeln hervorriefen. Während der Audienz ertönte von draussen das Wirbeln der Trommeln und Pauken, das Schmettern der Trompeten und das Geheul der Lobsinger. Aber auch in der Halle sassen Lobschreier — damábba h., — welche ohne Rücksicht auf die Unterhaltung durch anerkennende Zwischenrufe und Lobsprüche auf den Sultan und die Gäste, sowie durch Wiederholungen des Gesprächs eine angenehme Stimmung hervorrufen sollten. Sie bekommen für ihre Leistungen eine Kleinigkeit geschenkt. Auch bei uns fanden sie sich nach der Audienz ein, um ihren Lohn zu erhalten. Die Audienz dauerte etwa zehn Minuten, dann hob der Sultan die Sitzung auf und wir kehrten in das Lager zurück.

Der König Mamadu hatte eine bewegte Vergangenheit hinter sich. Er selbst erzählte sie Uechtritz bei Gelegenheit einer späteren Audienz. Als sein Vater, der Sultan von Ngaumdere, starb, hinterliess er zwei Söhne, Mamadu und Ali. Beide stritten um den Thron und begaben sich nach Yola, um die Entscheidung ihres Oberherrn anzurufen. Nachdem beide mit Geschenken um die Gunst des Lehnsherrn gebuhlt, wurde Ali zum König ernannt. Mamadu, der sein Vermögen durch die Schenkungen an den Sultan vergeudet hatte, lebte nun als Privatmann in Ngaumdere, und trieb Handel, wie die Haussa, mit denen er ausschliesslich verkehrte. Als sein Bruder, der Sultan, starb, bemächtigte sich dessen Kaigamma der Herrschaft und wollte Mamadu ermorden lassen. Die Haussa schützten ihn aber und mit ihrer Hülfe gelang es ihm, den Usurpator zu stürzen. Derselbe floh nach Yola, wo er noch lebt. Die Haussa spielen seitdem aber eine wichtige Rolle bei Hofe und die beiden einflussreichsten Günstlinge gehören dieser Nation an.

Bald nach unserer Rückkehr von der Audienz erschienen die königlichen Prinzen, um uns zu begrüssen. Der älteste hatte gestern Audu bei Seite genommen und ihm gestanden, er habe alles, was er brauche, Kleider, Sklaven, Rinder und andere Schätze, nur Strümpfe habe er nicht; ob er solche bekommen

könne. Darum also hatte er mir beständig auf die Füsse gesehen. Da ja meine Strümpfe nebst dem grössten Theil meiner persönlichen Ausrüstung nach Usambara, statt nach Akassa, gegangen waren, so ging ich schon längst ohne solche, um das eine Paar, welches ich noch hatte, für etwaige Krankheitszeiten aufzusparen. Der gute Prinz erblickte in dem Mangel derselben augenscheinlich einen Rangesunterschied zwischen mir und dem Führer der Expedition, und seine Wünsche richteten sich schon darum auf diesen kostbaren Gegenstand. Uechtritz war so grossmüthig, ihm ein Paar abzutreten. Die anderen Prinzen bekamen jeder einen Spiegel.

Abb. 144. Haartrachten der Frauen in Ngaundere. Nach Skizze.

Sie sassen noch um den Tisch vor meinem Zelt, als ebenso wie gestern Mittag der Haremsdirektor würdevollen Schrittes erschien, hinter ihm aber, Himmel! welch' ein Gewimmel! Kopf an Kopf drängten sich Sklavinnen mit mächtigen Kalabassen bewaffnet, umringten Zelte, Tische, Stühle, erfüllten den ganzen Hof. In dichtem Gedränge wogten sie durcheinander und knieten endlich mit ihren Präsenten vor dem Zelt nieder. Es war ein unbeschreibliches Schauspiel! Diese Gesichter, diese fabelhaften Frisuren! handhohe, ziegelsteingrosse Haarwülste, mit bunten Bändern umwickelt, auf dem Scheitel faustgrosse Knollen, Wülste, Troddeln mit eingeflochtenen Perlensträngen an den Schläfen und im Nacken. Andere trugen ein Gewirr von Zöpfen, die bald strahlenförmig ausgingen, bald parallel der Mittellinie verliefen. Alle aber hatten das holde Antlitz mit schwarzen Strichen und Zeichen bemalt, Brust, Arme, Schultern, Rücken, Gesichter mit den abenteuerlichsten Tätowirungen bedeckt, die Zähne mit Gorunüssen, die Nägel mit Henna roth gefärbt. Kurz, sie hatten sich zu dem Festtag alle so schön als möglich gemacht. Leider hatte die Natur die meisten der Damen weniger begünstigt, lauter breite Negergesichter. Sie stammten denn wohl auch vorwiegend aus den südlichen Heidenländern. Vielleicht hatte man uns auch aus Vorsicht die am wenigsten schönen zugeschickt.

Für diese neugierigen Sklavenmädchen, welche die langweilige Einsperrung in dem königlichen Harem gewiss nicht verwöhnt hatte, war es natürlich ein

himmlisches Vergnügen, einmal herauszukommen und die weissen Wunderthiere anzuschauen. Sie genossen denn auch die kurze Zeit ihrer Freiheit in vollen Zügen und amüsirten sich köstlich. Das war ein Kichern, Lachen und Schnattern, ein sich anstossen, Blicke zuwerfen und kokettiren! Als ich einige freundlich nickend mit dem Operngucker fixirte, geriethen sie völlig in Aufruhr. Vielleicht bestand unter ihnen, wie nach Uchtritz' Erzählung in Brasilien und Südwestafrika, der Glaube, dass man mit dem Glas durch die Kleider sehen könne, denn einige wandten sich bestürzt ab, andere blickten verschämt zu Boden, noch andere waren indess der Situation durchaus gewachsen und zeigten, vergnügt grinsend, ihre roth gefärbten Zähne. Während ich mich so an der fabelhaften Komödie ergötzte, amüsirte sich mittlerweile Uechtritz weit weniger; denn er sass im Zelt und musste die Anzahl der Kalabassen, welche jede Hauptfrau und jede Sklavenfrau geschickt hatte, gewissenhaft notiren, um danach das Gegengeschenk zu bestimmen. Anfangs erhielt eine jede Ueberbringerin als Botenlohn einen Achatthurmring, als ihrer aber gar zu viele wurden, nur noch einen Spiegel. Da die Zahl der Kalabassen jedoch schliesslich in die siebziger stieg und der ganze Vorgang nun schon fast zwei Stunden dauerte und immer neue Schaaren von Damen sich herandrängten, verliess selbst den stets geduldigen Uechtritz die Geduld, und er fertigte den Rest mit einer Pauschsumme ab. Der unerschütterliche Haremsdirektor hatte unterdessen inmitten der wogenden Schaaren, stolz und unbeweglich auf seinen Stab gestützt, dagestanden, wie ein Fels in der Brandung. Uechtritz liess ihm erklären, dass er weiterhin für die Geschenke der Haremsdamen danken müsse und entliess ihn darauf nach zweistündiger Audienz. Es dauerte aber noch lange, bis der Baba ssariki seine kapitolinische Heerde gesammelt hatte, um sie wieder in den Palast zurückzuführen.

Da die Zahl der königlichen Frauen die stattliche Ziffer von eintausend zweihundert erreichte, so war eine gelinde Furcht vor der Fortsetzung solcher Schenkungen, welche ja doch nur eine neue Form der Ausbeutung waren, nicht gerade unbegründet, zumal die damit verbundenen Ausgaben verhältnissmässig doch recht bedeutend waren. Der schlaue König, der eben, ohne sich in Kosten zu stürzen, seinem Harem auch etwas zukommen lassen wollte, hatte seinen tausendzweihundert Gemahlinnen die Erlaubniss ertheilt, uns Essen zu liefern. Die heutige Lieferung von etwa hundert Kalabassen, genügte unsern achtzig Leuten für zwei Tage. Es war daher ganz berechtigt, wenn sich Uechtritz die Fortsetzung der Geschenke verbat. Sie haben sich auch glücklicherweise nicht wiederholt. Dass der Baba ssariki und die Geberinnen aber später, eine jede ihrem Rang entsprechend, mit Stoffen, Maria Theresienthalern und Schmuckgegenständen für ihre ungebetene Liebesmühe belohnt werden musste, braucht wohl kaum erwähnt zu werden.

Während unseres neuntägigen Aufenthaltes hatte ich wenig Gelegenheit, die Stadt und ihre Umgebung kennen zu lernen. Zwar hatte der Sultan in der Audienz wiederholt betont, wir konnten thun und lassen, was wir wollten und

hingehen, wohin wir Lust hätten. Trotzdem nöthigten uns später zu erwähnende Umstände, ausserodentlich vorsichtig zu sein und Alles zu vermeiden, was den Argwohn und die Feindseligkeit der Bevölkerung zu erwecken geeignet war. Deshalb hielten wir uns meist im Lager auf, haben nicht einmal die Stadt besehen, sondern uns auf kurze Ausflüge in die Umgebung derselben beschränkt, Ich kann daher nur ein sehr lückenhaftes Bild von dieser interessanten Stadt entwerfen.

Ngaumdere liegt auf einer welligen Hochfläche, aus welcher zwei Granitketten aufragen. Die eine, H. Beka, befindet sich etwa zwei Kilometer entfernt WNW., die andere, H. Ngaumdere, drei Kilometer südlich von der Stadt. Beide bestehen aus Granit und erreichen eine Höhe von etwa zweihundert Metern. Die Felszacken, Blockmauern und zerrissenen Grate verleihen ihnen einen malerischen Anblick, zumal sie in angenehmem Kontrast zu den langen Linien der Hochfläche stehen. Die Stadt liegt auf einem sehr flachen Ausläufer des H. Beka und wird im Norden und Süden von dem eingeschnittenen Thal je eines Baches begrenzt. Diese geben einerseits eine natürliche Befestigung für die Stadt ab, andererserseits versehen sie dieselbe mit Wasser, welches sie das ganze Jahr hindurch führen. Wahrscheinlich wurde Ngaumdere von den Fulbe auf dem Boden einer eroberten Stadt der Mbum — so hiessen die unterjochten Heiden — gegründet. Heutzutage, wo die Eingeborenen den Europäern ein grenzenloses Misstrauen entgegenbringen, erfährt man hier über die Geschichte eines Landes nur sehr wenig und die Archive werden freiwillig gewiss keinem Weissen mehr geöffnet. Die Zeiten Barth's und Nachtigal's sind vorüber.

Vermuthlich wird die Stadt in den ersten Zeiten ihres Bestehens als Bollwerk der Fulbeherrschaft schwere Zeiten durchgemacht und die starke künstliche Befestigung nöthig gehabt haben, welche sie heute einengt. Sie ist etwa einen Kilometer lang und einen halben breit. Eine Lehmmauer von drei bis vier Metern Höhe, unten eineinhalb, oben einen halben Meter dick, umgiebt die Stadt von allen Seiten. Nach Art der mittelalterlichen Befestigungen ist sie mit Zinnen gekrönt, welche etwa einen Meter hoch sind und von meist quadratischen, stellenweise rundlichen Formen. Die Schiessscharten sind zuweilen mit Querbalken versehen und die Zinnen selbst mit Gucklöchern durchbrochen oder mit Zacken und Thürmchen verziert. Kurz, sie bietet dem Auge eine angenehme Abwechslung und es scheint, als hätten die einzelnen Baumeister der Mauer ihren subjektiven Einfallen huldigen dürfen. Der Lehm der Mauer ist roth, doch haben manche Künstler die Aussenseite durch Zeichnungen und Reliefs aus grauem Lehm verschönt. Hier erblickt man, entlang den Zinnen, gerade und zackige Linien, dort die typischen Darstellungen der mohamedanischen Schreibtafeln, die wohl zugleich ein die Stadt schützendes Amulett vorstellen sollen; zuweilen auch eine sechs Fuss lange graue Eidechse, die auf der Mauerfläche klebt. Ein Graben von drei Meter Breite und Tiefe trennt die Mauer von einem breiten, rings

um die Stadt führenden Wege. Ein breites, grasiges Thal, in welchem die erwähnten Bäche fliessen, zieht sich ebenfalls an der Stadt hin und ist mit tausenden von Skeletten gestorbener Sklaven und hingerichteter Verbrecher übersät. Von allen Seiten grinsen einen die bleichen Schädel an und über die zerstreuten und zerbrochenen Knochen schreitet der Fuss. Allnächtlich hörten wir das widerliche Heulen der Hyänen vor der Stadt, welche mit den Aasgeiern zusammen das Auffressen und Fortschleppen der Leichen besorgen. Wenn ein



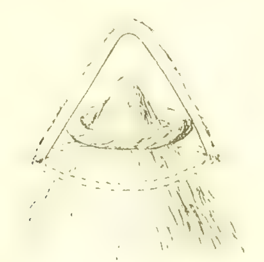
Abb. 145. Das südliche Stadtthor von Ngaundere.
(Nach Skizze.)

Kriegszug heimkehrt, sollen die Leichen der gestorbenen Sklaven zu Dutzenden vor der Stadtmauer umherliegen.

Und das alles vor dem Stadtthor an dem Bache, an welchem sich allabendlich: nach des Tages Last und Hitze, ein interessantes Volksleben zu entwickeln pflegt, Gruppen sitzender Männer, welche vor dem Thor die Abendkühle geniessen, Frauen und Mädchen mit mächtigen Krügen und Schalen auf Kopf und Schultern, an dem Bache Wasser schöpfend und schwatzend, wie unsere Dirnen am Brunnen, badende und lärmende Kinder, vielleicht auch eine schwer beladene Elfenbeinkarawane aus Gasa, welche in die Stadt einzieht, oder ein Transport frisch gefangener, gefesselter Kriegssklaven, zu Gerippen abgemagert und erschöpft, von ihren Peinigern vorwärts gestossen. Mit dem mächtigen Thor, der zinnengekrönten Mauer und der unheimlichen Schädelstätte als Umgebung, gewährt dieses lebendige

Volksschauspiel ein wenn auch nicht ästhetisch schönes, so doch höchst charakteristisches Bild, zumal in den leuchtenden Farben der Abendsonne.

Die Stadt besitzt zwei Thore, ein Süd- und ein Nordthor. Dieselben bestehen aus einem mächtigen Lehmhause mit spitzem Grasdach von etwa sechs Meter Höhe, welches völlig nach dem Typus eines Sauri gebaut ist. Starke Balkenthüren können den Eingang verschliessen. Ein Damm, nicht eine Brücke, führt über den Graben. Im Innern läuft der Mauer entlang ein breiter Weg und eine Stufe, auf welche sich die Vertheidiger stellen, um durch die Scharten schiessen zu können. In dem von den Mauern umschlossenen Raum steht nun Hof an Hof, getrennt durch Lehmmauern und schmale Gänge. Ausser wenigen Hauptstrassen sind die Wege eng; man hat eben allen Raum möglichst benutzt. Denn Ngaumdere ist eine aufblühende Stadt und wird wohl nächstens den einengenden Festungsgürtel sprengen. Wüste Stadttheile mit verfallenen



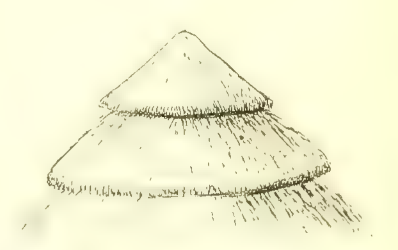


Abb. 146. Dachspitzen in Ngaumdere.
Nach Skizze.

Häusern, wie sie sich in den meisten grossen Sudanstädten finden, kennt sie nicht. Die Einwohnerzahl mag ungefähr dreissigtausend betragen. Die Häuser sind alle mit einem kegelförmigen Aufsatz geschmückt. Auf die Spitze des eigentlichen Daches wird nämlich ein armdicker Strohkranz gesetzt, welcher einem Grashut als Stütze dient. Sie dürften Vorrichtungen gegen Regen sein und sind im ganzen Gebiet von Ngaumdere gebräuchlich.

In der Mitte der Stadt steht der königliche Palast, welcher mit einer grauen Lehmmauer von wohl zweihundert Meter im Geviert und sechs bis acht Meter Höhe umgeben ist. Auf der Nordseite befindet sich der Eingang, vielleicht der einzige, von welchem eine breite Strasse zum Nordthor führt, welche wir bei der Ankunft passirten. Der Palast besteht aus zahlreichen Höfen, welche durch Mattenzäune und Lehmmauern von einander getrennt sind, und es stehen darin hunderte von Häusern, eine kleine Stadt für sich, welche hauptsächlich von mehr als tausend Frauen nebst Sklavinnen und den zur persönlichen Bedienung des Sultans bestimmten Sklaven bewohnt wird. Den Markt, Sklavenmarkt und die Moschee habe ich aus den oben erwähnten Gründen nicht besucht. Die Bevölkerung von Ngaumdere ist ausserordentlich gemischt. Die ursprünglichen Bewohner waren die Mbum. Dieselben wurden von den Fulbe in den

zwanziger Jahren unterworfen und sind jetzt vollständig unterjocht. Sie bilden als solche einen grossen Theil der Bevölkerung und ihre Sprache wird von vielen gesprochen. Dazu sind die zahllosen Sklaven gekommen, welche von den jährlichen Kriegszügen mitgebracht werden und theilweise im Lande bleiben. Im Verhältniss zu diesen Heidenelementen, welche die Hauptmasse der Bevölkerung ausmachen, stellen die Herren des Landes, die Fulbe, nur einen kleinen Bruchtheil der Bewohnerschaft dar und auch diese beschrankte Zahl hat sich mit Sklavinnen so stark vermischt, dass man in Ngaumdere nur noch mehr oder weniger vernegerte Gesichter zu sehen bekommt. Sehr stark ist die Haussakolonie, in deren Händen, wie überall, der Handel ist; doch scheinen sie auch politisch eine hervorragende Rolle zu spielen. Ihnen gegenüber treten die Kanuri zurück.



Abb. 147. Fullafrau aus Ngaumdere.
Nach Photographie

Die Männer haben die allgemein übliche mohamedanische Tracht, die Frauen müssen dagegen, wie immer, etwas Besonderes haben und zwar besteht das Abweichende, wie gewöhnlich, in der Haartracht. Die abenteuerliche Form derselben ist bereits erwähnt worden; es sind handhohe, zweifingerdicke, viereckige, platte Haarwülste, welche bárka [f.] heissen. Auch eine einzige breite ungetheilte Haarplatte kommt vor, sogar ein doppeltes Plattenpaar habe ich bei einer Dame gesehen. Sie bestehn aus einem festen, doch nur zum Theil aus eigenen Haaren gebildeten Haarfilz. Bunte Bänder von rother, gelber, blauer Farbe werden in horizontalen Streifen um die Platten gewickelt. An den Schläfen sitzen faustgrosse, runde, harte oder lockige Haarwülste, in welche himmelblaue Perlenstränge geflochten sind. Diese Seitenwülste heissen túntu [f.]. Ein faustgrosser einfacher Knoten fasst im Nacken die nach ihm konvergirend gerichteten Haare des Hinterhauptes zusammen. Die Erfindung dieser Haartracht ist wohl den Mbumfrauen zuzuschreiben, die Fulbefrauen haben sie nur übernommen und ausgebaut. Die ursprüngliche Mbumfrisur hat vielleicht nur

aus faustgrossen zerzausten lockigen Wülsten bestanden, wie sie noch heutzutage von niedrigen Sklavinnen getragen werden.

Obwohl wir nur wenig aus dem Lager kamen, lernten wir doch vieles kennen, weil wir beständig von Besuchern überschwemmt wurden. Die meisten kamen allerdings nur, um zu betteln, Audu musste täglich zahlreiche Personen fortschicken, welche unter allen nur erdenklichen Vorwänden vorgelassen zu werden wünschten. Manche wurden vom König selbst geschickt, damit sie ein Geschenk bekämen, z. B. begünstigte Sklaven und Beamte. So kam eines Tages auf stolzem Rosse der Ssalámma, ohne welchen Niemand bei dem König Audienz erhält, eine sehr theure Persönlichkeit für die Audienzbedürftigen; ein anderes Mal der Killěschi, der Mattenträger des Königs. Die königliche Musikkapelle blieb natürlich auch nicht aus. Zuerst brachte uns der Ssariki n támbari mit Trommeln und Pauken ein Ständchen, einige Tage später der Ssariki n bússa mit drei Trompetern. Die Trompeten waren zusammenschiebbare Rohre, und da sie verschiedene Länge hatten, so gaben sie auch drei verschiedene Töne. Das Konzert bestand nun darin, dass die drei Musikanten, ein Jeder aus Leibeskräften, ohne Rythmus und ohne Rücksicht auf seine Kollegen, seine Tuba bliess. Kaum hatten wir auch diesen Genuss glücklich überstanden, so erschienen mit einer Empfehlung des Flintenkönigs drei Krieger, einflussreiche Sklaven, mit dem Bemerken, sie hätten die kühne Absicht, in den Krieg zu ziehen, es fehle aber ihnen an rothem Tuch, um es als Gürtel und Schärpe um den Leib zu binden. Mit Rücksicht auf ihren einflussreichen Gönner mussten sie denn auch ein Stück Türkisch Roth bekommen. Ein anderes Mal bettelte einer der drei Einflussreichen selbst um Spiegel, Korallen, Achatringe oder andere Kleinigkeiten für seine Frau, die ihn darum quäle und ihm nicht eher Ruhe lassen würde, als bis sie die gewünschten Sachen hätte. So wurde man denn moralisch verpflichtet, zur Wiederherstellung des häuslichen Friedens und Familienglücks, die begehrten Kostbarkeiten auszutheilen.

So kamen und gingen sie, diese noblen Bettler! Andere Besuche, wenn auch gleichfalls nur auf Geschenke ausgehend, waren interessanter. So stellte sich der tolle Araber, welcher am ersten Tage das Publikum mit Steinwürfen in wilde Flucht zu schlagen mitgeholfen hatte, als alter Freund und Reisegefährte Flegel's vor. Er hiess Mána Gábbas, stammte aus Gatrûn in Fessan, und war dunkelbraun, aber seine energischen Züge und besonders die Adlernase verriethen deutlich seine Abstammung. Er behauptete sogar ein Scherif, d. h. Nachkomme Mohammeds, zu sein. Er war ein aufgeregter, nervöser Geselle, ohne Spur der allseitig gerühmten orientalischen Ruhe, lebte schon lange im Sudan und war in der That mit Flegel mehrmals zusammen gereist. Einmal brachte er uns stolz einen Reiher, welchen er mit seiner Steinschlossflinte erlegt hatte. Zwar trieb er sich fast beständig im Lager umher, war aber sonst nicht weiter lästig. Ein anderer häufiger Gast war der junge Kanuri Ali, derselbe, welcher die Le Maistre'sche Expedition von Lakka nach Yola geführt hatte. Er

legitimirte sich mit einem Zeugniss, welches ihm, wie zahlreichen andern Leuten, zwei Mitglieder jener Expedition, Clozel und Briquet, ausgestellt hatten, und in welchem sie ihn allen »Reisenden, die natürlich Franzosen sein würden«, bestens als Führer empfahlen. Bei dem Ankauf von ethnographischen Sachen leistete er uns übrigens gute Dienste und verkaufte uns unter anderen selbst zwei Wurfmesser der Ssárra, welche er von einem Träger der französischen Expedition erhalten hatte.

Auch der grösste Elfenbeinhändler Ngaumdere's, der Haussagaladima Abdu, besuchte uns häufig, ein alter jovialer Spassvogel, welcher die Europäer von Ibi her kannte, wo er lange gelebt hatte. Er war weit im Sudan herumgekommen, auch mehrmals in Gasa gewesen. Bei seiner genauen Kenntniss der Verhältnisse am Hofe konnte er uns werthvolle Mittheilungen machen.

Bereits am ersten Tage hatte uns das drei Fuss grosse Ehepaar Dorí und Gobú seine Aufwartung gemacht. Alle grossen Könige im Sudan setzen eine Ehre darin, monströse Raritäten, mit Vorliebe Zwerge — wadá h., — zu halten, welche zur Belustigung dienen, geneckt werden, sich ihrerseits aber Alles herausnehmen dürfen.[3]) So hatte auch Frau Gobu vom Sultan die Erlaubniss erbeten und erhalten, die Weissen besuchen zu dürfen. Der erste Besuch des kleinen Scheusals war nur kurz, denn sie entfernte sich bald mit der Erklärung, heute wären zu viele Menschen hier; sie würde Morgen wiederkommen, erschien auch wirklich mit ihrem Gemahl am folgenden Tage. Er war völlig normal gebaut, wenn auch nur dreieinhalb Fuss hoch, sie dagegen hatte einen Körper und Extremitäten von mehr kindlichen Formen und war nur drei Fuss hoch. Sie gehörten beide dem Heidenstamm der Bäiero an, welche westlich von Gasa wohnen und Menschenfresser sein sollen. Beide hatten spitz gefeilte obere Schneidezähne. Die Frau trug das Haar in vier Zöpfe geflochten, der Mann war rasirt. Mit einem Stück Türkisch Roth und einem Spiegel erfreut, verliessen sie uns. Ein anderes Kuriosum war eine zerlumpte, verrückte alte Hexe, welche sich das Haar mit weissen Federn phanthastisch aufputzte. Sie empfing täglich am Hof ihr Essen, im übrigen brachte sie die Zeit damit zu, die Kinder auf der Strasse, welche sie neckten, mit einer Ruthe durchzuprügeln, eine Prozedur, welche natürlich nicht ohne Halloh und Spektakel abging. Selbstredend konnte sie nicht umhin, auch uns mit ihrem Besuche zu beehren und plärrend um eine milde Gabe zu betteln. Als vornehme Herren, welche mit dem Sultan bezüglich eines Vertrages unterhandelten, musste man galant sein und so erhielt sie das Gewünschte in Gestalt eines Spiegels.

Höchst interessant war der Besuch des alten Henkers von Ngaumdere, Audí Audu Dámbano, welcher uns eines Tages in vollem Ornat seine Aufwartung machte. Als Vorwand diente ein Teller Bananen, welchen er mit einer hübschen Sklavin überbrachte. Er war ein alter Graubart mit gutmüthigem Gesicht und einem riesigen Körperbau. In der Hand trug er eine lange, mit eisernen Ringen beschlagene Keule und eine einschwänzige Peitsche — bulála h.; bódji f. — An der Seite hing das riesige Henkerschwert — féttefétte h. u. f. —

Die Klinge desselben war eineinfünftel Meter lang, an der Basis zehn Centimeter breit und lief gleichmässig spitz zu, der Griff aus Holz gearbeitet und einhändig. Ein zusammengerollter Strick vollendete seine Amtstracht. Der Henker — dogári h.; kurkulé f. — ist im Sudan Beamter des betreffenden Fürsten und wird von diesem unter den stärksten Männern des Reiches ausgesucht. Er erfreut sich bei Hofe und beim Volk einer sehr geachteten Stellung. Seinen Unterhalt verdient er sich dadurch, dass er auf dem Markt betteln geht, und das Volk schenkt ihm gern einige Kauris. Vor dem Sultan braucht er sich nicht hinzuwerfen, geniesst überhaupt grosse Freiheiten, und zwar als komische Person. Witze machen, die Hofbeamten verspotten, anzügliche Lieder singen und Schwänke erzählen, gehört hier ebenso gut zum Handwerk eines guten Henkers als kulantes Kopfabschlagen. So spielt er auch bei feierlichen Audienzen und Festen die Rolle eines Zwischenrufers und Lobschreiers. Bei Gelegenheit dieses Besuches erfuhren wir erst, dass auch einer unserer Leute Henker von Profession war, nämlich der des Königs von Lokodja. Er war uns schon lange als Spassmacher der ganzen Gesellschaft aufgefallen, denn er sang beständig Lieder, selbst auf dem Marsch mit der Last auf dem Kopfe, machte Witze und versetzte dadurch seine Umgebung in heitere Stimmung. So war er denn der einzige unter allen Lokodjaleuten, der auch bei den Lagosleuten beliebt war. Als wir die Träger in Lokodja anwarben, war er noch im Amt, ging aber zum König und erklärte ihm, er möchte von seinem Amt für einige Zeit suspendirt werden, weil er mit den Weissen nach Adamaua zu gehen gedenke. Alle lachten über diesen »gelungenen Witz«, er meinte es aber ernst und trat in unsere Dienste,

Der alte Dambano hatte bereits unter drei Sultanen gedient und war jetzt wegen seines Alters pensionirt. Sein Nachfolger, der uns ebenfalls einmal besuchte, war ein mit einer fast unheimlichen Muskulatur versehener Riese, welcher wohl mit dem farnesischen Herkules hätte konkurriren können und daher auch das mächtige Henkerschwert wie eine Gerte schwingen konnte.

Die Hinrichtung erfolgt in der Weise, dass der Delinquent mit auf dem Rücken gebundenen Händen hinkniet. Mit einem Keulenschlag auf den Hinterkopf wird er betäubt und ihm dann von dem hinter ihm stehenden Scharfrichter mit einem Schwertstreich der Kopf abgeschlagen. Der Leichnam bleibt den Geiern und Hyänen zur Beute auf dem Richtplatz vor der Stadt liegen. Die Todesstrafe durch Enthaupten ist auf Staatsverbrechen, Mord und Diebstähle an Pferden und Sklaven festgesetzt. Die Keule, mit welcher der Verbrecher betäubt wird, ist ein eineinhalb Meter langer, mit Einkerbungen versehener Stab aus einem dunkelbraunen Holz, angeblich Akazienholz. An seinem Ende befindet sich ein eiserner Reif. Diese Keule — sáuru f., kullikí h. — stammt angeblich von Völkern aus dem Süden Bagirmi's und gleicht völlig den später zu erwähnenden Stöcken der Lakkafrauen. Der Sultan soll mehrere solcher Keulen besitzen, welche, wie auch die andern Hinrichtungsgegenstände, ihm gehören und dem jedesmaligen Scharfrichter nur geliehen werden.

Wenn ich noch den ältesten Bornuprinzen erwähne, welcher uns mehrmals besuchte, so wäre damit die Zahl der interessanten Besucher erschöpft. Dieser unglückliche Prinz sah in seinem verschneiderten Staatsgewand, welches ein zweiter Schneider mit Hülfe des übrig gebliebenen Stoffes möglichst vervollständigt hatte, allerdings etwas spärlich aus. Die Aermel waren immer noch sehr dürftig und den Leib umhüllte ein langes dünnes Rohr, so dünn, dass sich der Prinz nicht ohne Weiteres hinhocken konnte. Er musste das Kleid erst über die Kniee heraufziehen und wenn er aufgestanden war, dasselbe mit den Händen wieder hinabstreifen. Diese Manipulation nahm er stets mit wehmüthigem Lächeln vor. Beim König war er noch nicht gewesen und zu der Audienz wird er und sein Bruder sich wohl ein Gewand haben leihen müssen. Doch hoffte er zuversichtlich auf ein reiches Geschenk an erbeuteten Sklaven von dem Heereszug, welcher noch unterwegs war.

In Anbetracht der Grösse und Wichtigkeit Ngaumderes und der Ausdehnung des Reiches, welches sich über Gasa hinaus nach Süden erstreckt, musste es sehr wichtig erscheinen, das Gebiet dieses mächtigen Sultanates durch einen Schutzvertrag zu sichern und damit unanfechtbare Besitzrechte auf die von den Franzosen besetzten Orte Kunde und Gasa zu schaffen. Die ersten Sondirungen welche Uechtritz nach dieser Seite hin beim König vornahm, fielen günstig aus. Der König schien nicht abgeneigt, einen solchen Vertrag abzuschliessen, dessen Vortheile er wohl zu würdigen wusste. Denn den Vasallen Adamaua's ist es nicht entgangen, welchen materiellen Gewinn der Sultan von Yola gerade aus der Anwesenheit der Engländer zieht.

Die nächste Frage war aber die, wer bei Hofe den grössten Einfluss auf den König habe. Der Haussagaladima Abdu, welchen Audu unter der Hand ausfragen sollte, war imstande hierüber genaue Auskunft zu geben. Neben Mala Ali und dem Kriegsoberst gab es am Hofe einen Günstling, auf dessen Stimme der Sultan besonders hören sollte, ein Haussa Namens Mala bu Beckr. Diesen Mann galt es also zu gewinnen. Audu und Abdu sollten ihm Grüsse und Geschenke überbringen. Sie mussten freilich lange im Wartehaus sitzen, wo die Schaaren von Bettlern, Lobschreiern und ähnlichen Leuten antichambrirten, welche alle durch seine Vermittelung beim Sultan etwas erreichen wollten. Nach einstündigem Warten wurden unsere Gesandten endlich vorgelassen, aber so hoffärtig behandelt, dass Audu wüthend zurückkam. Am folgenden Tage schickte der hohe Herr ebenfalls einen Gesandten, welchen nun Uechtritz seinerseits eine Stunde warten liess. Er kam mit der Meldung, sein Herr habe keine Zeit uns einen Besuch zu machen, weil er immer beim König sein müsse, habe unsere Geschenke aber mit Wohlwollen aufgenommen und wünsche noch ein Stück weissen Brokat. Der Stoff wurde wohl ausgehändigt, aber mit Bemerkungen über die unpassende Behandlung unserer Gesandten. Der Bote selbst wurde für seine Bemühungen mit einem Thaler abgefunden.

Da mit dem eingebildeten Herrn nicht zu verkehren war, ohne sich selbst zu erniedrigen, so brach Uechtritz alle Verbindung mit ihm ab. Mehrmals haben wir diesen stolzen Günstling auf der Strasse vorbeistolziren sehen, mit grenzenloser Würde, den Kopf im Genick und einen grünen Plaid um die Schultern gehängt. Er nannte sich einen Nachkommen des Propheten, hatte aber ein so hässliches Negergesicht mit wulstigen Lippen und einer dicken, breiten Nase, wie man sie in Europa in den Schaufenstern von Tabacksläden häufig, in Afrika selten sieht. Welche Rolle dieser Mann uns gegenüber gespielt hat, haben wir übrigens niemals erfahren. Möglich ist es, dass seine Zurückhaltung lediglich Sache der Politik war, um nicht seine mohamedanische Heiligkeit in den Augen des Volkes durch den Verkehr mit den Ungläubigen zu beflecken. Denn hier in Ngaumdere haben wir zum ersten Mal unter mohamedanischem Fanatismus zu leiden gehabt.

Es fiel uns zuerst auf, dass man uns hier nur nassr — Nazarener — nicht wie sonst bature — Weisse — nannte, ferner, dass unsere Haussa jeden Abend mit ungewohntem Eifer beteten. Audu, hierüber gefragt, drückte sich anfangs mit der Antwort verlegen herum, gestand dann aber, dass das Volk von Ngaumdere uns als Christen feindlich gesinnt sei und dass sich eine starke Partei am Hofe befände, welche den König dränge, uns auszuweisen.

Am letzten Abend unseres Aufenthaltes in Ngaumdere wurde Mala Ali dieserhalb ins Gebet genommen und erzählte auch ganz offen, dass vor unserer Ankunft einige Alhadji, d. h. Mekkapilger, das Volk gegen die Christen aufgehetzt hätten. Bei ihrem grossen Reichthum an Sklaven, besonders wenn die Kriegsheere heimkehren, ist die Stadt der Sammelplatz für alles Bettelvolk, also auch für die Alhadji, welche in der mohamedanischen Welt noch heutzutage dieselbe Rolle spielen, wie im Mittelalter die Pilger vom heiligen Grabe. Die wenigsten sind übrigens in Mekka gewesen, die meisten sind Betrüger und Charlatane, welche durch den Verkauf von Reliquien aus Mekka und von milden Gaben leben. Sie sind zugleich auch die Hetzkaplane gegen die Christen und die Erfinder der seltsamsten Lügengewebe. So hatte einer dieser Ehrenmänner auf dem Markt öffentlich eine lange Rede gehalten, in welcher er eine vollständige Vampyrsage von uns erzählte. Der Weisse besitzt in den Augen der Schwarzen in jeder Hinsicht überirdische Gaben, oder wie man es hier nennt, für alles starke Medizin. So ist es denn nicht wunderbar, dass ihm allgemein auch in Bezug auf das Sexualsystem eine ungewöhnliche Leistungsfähigkeit zugetraut wird. Neu war es aber, dass dieselbe so gross sein sollte, dass jede schwarze Frau davon sterben müsste; auch würde sie vorher mit ausgespreizten Armen und Beinen gefesselt. Diese Historie fand natürlich bei Jedermann Glauben; denn je blödsinniger etwas ist, um so eher wird es von der Menge geglaubt, und das ist bekanntlich nicht blos in Afrika der Fall. Man kann sich denken, mit welchem Interesse wir daher von dem weiblichen Theil der Bevölkerung betrachtet worden sind, ohne es selbst zu ahnen. Den Ehemännern

war aber die Anwesenheit so gefährlicher Gäste weniger angenehm. In der Stadt wusste jeder ganz genau, dass allnächtlich zwei unselige, durch reiche Geschenke oder Zauber von den Nazarenern bethörte Opfer einen qualvollen Tod sterben müssten. Audu wurde oft genug von fremden Leuten hierüber interpellirt, und das Volk war natürlich gegen uns erbittert. Hatten wir früher davon gehört, so würden wir dem betreffenden Alhadji einige Thaler gegeben und noch mehr versprochen haben; dann hätte er in öffentlicher Rede klipp und klar nachgewiesen, dass die Christen, welche solche Schandthaten begingen, und wir total verschieden wären. Uebrigens wurde die Sage auch in den höchsten Kreisen steif und fest geglaubt, selbst vom Sultan, welcher indess die religiösen Skrupel den materiellen Vortheilen hintansetzte. Mala Ali selbst war höchst überrascht, als Audu ihn auslachte, dass er solchen Blödsinn glauben könne. Er versicherte ganz naiv, er habe das geglaubt, wie überhaupt jeder Mensch in Ngaumdere von der Wahrheit der bewussten Geschichte überzeugt sei. Später erfuhren wir, dass diese Sage uralt und in ganz Adamaua und Bornu verbreitet sei, und nicht blos von den Europäern, sondern auch von den weissen Arabern erzählt würde. Deshalb sollen letztere daher die Alhadji todtschlagen, wo sie es nur könnten. Welchen Ursprung mag aber die merkwürdige Sage haben? Jedenfalls scheint sie im Osten entstanden zu sein. Auffallend ist ihre grosse Aehnlichkeit mit einer altpreussischen und littauischen Sage, die noch heutzutage in den betreffenden Ländern geglaubt wird.[4])

Am dritten Tage nach unserer Ankunft wurde Uechtritz von Mala Ali und dem Ssariki n bindiga zu einer Privataudienz beim Emir abgeholt, um die Geschenke zu überbringen. Es ging aus dem ersten Hof des Palastes durch eine Nebenthür in mehrere andere Höfe und Häuser. Schliesslich passirte er ein Gebäude, in welchem zwei Leute auf je einer Marimba spielten. Dieses Instrument, welches von den Spielern an einer Schnur um den Hals getragen wird, besteht aus einem langen, rechteckigen, aufwärts gebogenen Rahmen, auf welchem verschieden lange braune Holztasten liegen. Diese werden mit einem lederumwickelten Schlägel angeschlagen; Kalabassentöpfe verstärken die Resonanz und erzeugen einen metallischen Ton. Das Instrument, welches wir nur bei den Mbum gesehen haben, ist in ähnlicher Form nicht nur in ganz Südafrika verbreitet, sondern geht nach Flegels Angabe auch durch den ganzen mittleren Sudan.[5]) Ausser dem Spieler kauerte noch ein Dutzend anderer Leute um ein Holzfeuer; zahlreiche andere Musikinstrumente, wie Trommeln und mit Leopardenfell überzogene Kesselpauken, standen herum. In dem nächsten Hof sass unter einem Schattendach auf rothen Decken der König, dieses Mal nur in einfacher Tobe. Er war ein Mann von vielleicht vierzig Jahren und fing bereits an zu ergrauen. Neben ihm stand als Paradestück eine silberne Kanne, wohl ein französisches Geschenk. Nach endlosen Lafia und Ssanu, Erkundigungen nach der Gesundheit und anderen Höflichkeiten wurden die Geschenke ausgepackt, welche grossen Beifall fanden. Da Uechtritz mit Audu und dem

Sultan allein war, so forderte er ihm direkt auf, einen Vertrag abzuschliessen. Der Emir erklärte sich hiermit einverstanden, er wisse wohl, dass die Weissen dem Lande Segen brächten und warum der Sultan von Yola nicht wünsche, dass dieselben sich bei seinen Vasallen niederliessen. Dann wurde die Audienz aufgehoben.

Am folgenden Morgen wurde Uechtritz zu einer neuen Audienz abgeholt. Er wollte ohne weiteres hingehen, aber die beiden Würdenträger erklärten ihm, das ginge nicht an, er müsse auch das Herz des Sultans mit Geschenken erfreuen. Darauf liess Uechtritz einen Gebetsteppich, eine Decke und einen braunrothen silbergestickten Burnus kommen. Der Malam meinte aber, sein Lamido wäre ein grosser Lamido und kein Bettellamido. Uechtritz solle daher alle Geschenke, welche er ihm zugedacht, auf einmal geben, damit denn auch die Schenkungen ihr Ende fänden. Uechtritz fügte noch drei Stücke Piquet, fünfzig Thaler und einen Koran hinzu und man begab sich zu dem König. Aguande wurde dieses Mal als unser Ssariki n bindiga mitgenommen und dem König vorgestellt, der ihm eine blaue Tobe überreichen liess.

Die Verhandlungen gingen nur sehr langsam vorwärts und durften nicht überstürzt werden. Immer wieder und immer wieder wurden dieselben Fragen gestellt, die alten Geschichten bis zum Ueberdruss durchgekaut. Fast täglich fand eine Audienz statt. Zu jeder mussten einige Geschenke mitgenommen werden, denn der König zeigte sich als der habgierigste und schmutzigste Bettelfritz, den wir überhaupt kennen gelernt haben. Von dem einen Stoffe hatte er nicht mehr genug für Hosen, von jenem wollte er noch etwas zu einem Burnus; die eine seiner tausendzweihundert Frauen quälte ihn um Achatringe, eine andere um Armbänder, kurz, so ging es hin und her. Schliesslich erklärte ihm Uechtritz, er habe keine guten Stoffe mehr und schlechte wage er einem Herrscher von seiner Bedeutung und Würde nicht anzubieten. Seine Majestät zeigte sich indess durchaus frei von falscher Scham und meinte, er solle nur geben, was er habe, und wenn es verdorbener Croydon sei, er könne alles brauchen. Er selbst machte aber nicht das mindeste Gegengeschenk. Nach Medizin verlangte er ebenfalls, bald zur Stärkung seiner Manneskraft, bald gegen Gonorrhoe für sich und seine sämmtlichen Frauen, bald um Haarfärbemittel für sein graues Haar und um ein heilkräftiges Lebenselixir. Letzteres braute ich ihm zusammen aus Wasser, Jodkalium und Chinin, mit der Weisung, einen Schluck davon zu trinken, wenn ihm unwohl sei. Uechtritz, der es ihm überbrachte, kam voll Entrüstung zurück; er hatte das Elixir vorkosten müssen!

Meist fanden die Besuche statt im Anschluss an die Audienzen, welche der Sultan täglich seinem Volk ertheilte. Oftmals musste Uechtritz dann noch warten und konnte beobachten, wie die vornehmen, aufgeputzten Herren, wenn sie zum König gerufen wurden, schnell das Prachtgewand und den Turban ablegten, um in bescheidenem Kleide und schäbiger Mütze vor ihren Lamido zu treten, damit ihr Bittgesuch mit ihrem Aussehen in Einklang stände. Kamen

sie von der Audienz zurück, so verwandelten sie sich wieder in vornehme Herren. Manchmal, wenn Uechtritz in einem einsamen Hof warten musste, benutzten auch die königlichen Gemahlinnen, unter dem Vorwande etwas zu

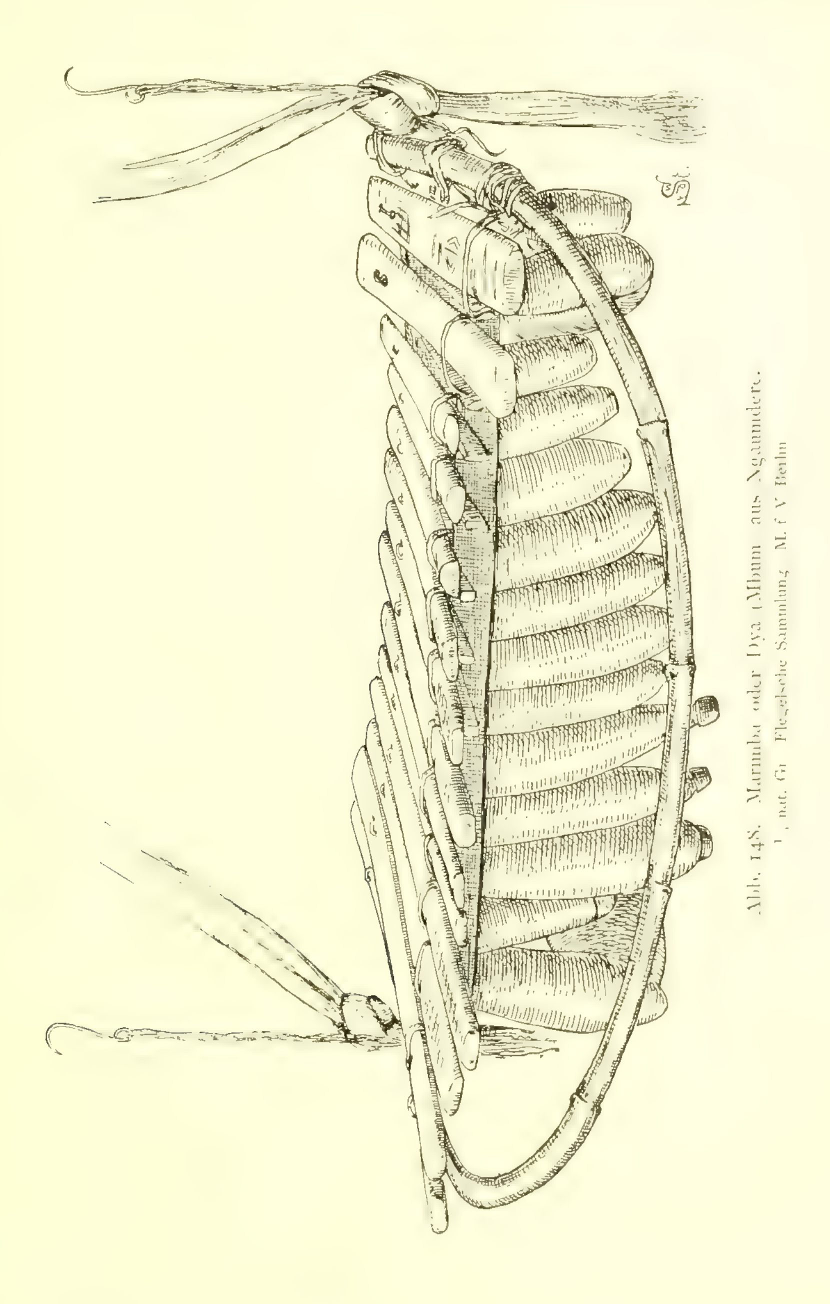


Abb. 148. Marimba oder Dya (Mbum) aus Ngaundere.
1/5 nat. Gr. Flegelsche Sammlung M. f. V. Berlin

holen, die Gelegenheit, um gesenkten Hauptes und schielenden Blicks durch den Hof schlüpfend, auch einmal den sagenumwobenen, interessanten Weissen zu betrachten. Es waren meist ganz hübsche Mädchen mit hohen Mbumfrisuren und grossen silbernen Ohrringen.

Mala Ali, der seit Verabfolgung des Lebenselixirs an den König und von Morphium an den zahnschmerzenleidenden Kriegshauptmann, auf die Medizin der Weissen schwur, gestand einmal Uechtritz, dass ihm seine breite, aufgestülpte Nase wenig gefalle, ob er nicht eine Medizin bekommen könnte, welche sie lang und gerade mache, wie eine Fullanase. Auch bemerkte er, dass Uechtritz wegen der Länge und Höhe seiner Nase von ganz Ngaumdere beneidet würde. Uechtritz erwiderte, sein Wunsch könne leider nicht erfüllt werden. In Deutschland verstehe man wohl neue Augen, Nasen, Zähne, Arme und Beine zu machen, aber bis jetzt habe man keine Medizin erfunden, um ein Organ zu verlängern.

Unterdessen nahmen die Verhandlungen, die darin bestanden, dass der Emir Geschenke bekam und alles versprach, ihren Schneckengang weiter. Uechtritz hatte ihm die arabischen Formulare eines Freundschafts- und Schutzvertrages übergeben und den Unterschied zwischen beiden klargemacht: unterschriebe er den ersten, so bekäme er blos Geschenke, unterschriebe er den zweiten, so bekäme er noch mehr Geschenke und ihm würde gegen Tibati, Yola und Bubandjidda geholfen, wenn er mit diesen Krieg führte.

Bei der sechsten Privataudienz waren ein Malam und ein Alhadji zugegen, welche beide die arabischen Verträge studirten. Der Alhadji sprach etwas französisch und Uechtritz benutzte diesen Umstand, mit ihm ein offenes Männerwort zu reden: wenn er den Emir dazu bewegen könnte, zu unterschreiben, so werde es für ihn selbst kein Schade sein. Der Alhadji nickte verständnissinnig und das Uebersetzen begann. Dann unterhielt sich der König lange auf Fulbe mit seinen Rathgebern, worüber, war klar; denn die Worte Arabi, Kuka, Sokoto, Yola, Tibati, Bubandjidda kamen wiederholt vor. Schliesslich erklärte der König, er werde den Schutzvertrag unterschreiben und einen Brief an unsern Kaiser noch obendrein mitgeben.

Am folgenden Tage neue Audienz. Statt zu unterschreiben, verlangte der Sultan Gewehre und Patronen. Uechtritz erklärte, er müsste die Waffen, welche er mithabe, seinem Lamido abliefern, dem sie gehörten; er würde unter keinen Umständen welche geben. Oh, meinte der Sultan, das habe Mizon auch gesagt. Als er ihm darauf die Erlaubniss zur Reise nach Gasa verweigert habe, sei Mizon von selbst mit den Gewehren gekommen. Uebrigens habe ihm der Sultan von Yola einen Brief geschrieben, er solle uns die Gewehre abnehmen. Bei dieser versteckten Drohung lachte ihm aber Uechtritz geradezu ins Gesicht. Er — der König — wisse ganz genau, dass er das nicht thun könne und dass ein solcher Versuch ihm sehr schlecht bekommen würde. Der Sultan brach sofort das Thema ab und sprach nur noch von gleichgültigen Dingen. Am nächsten Tage erschien wieder Mala Ali und der Kriegsoberst: der König möchte gern ein Paar Schnürschuhe haben, auch solle Uechtritz ohne Gewehre nicht wieder zur Audienz kommen. Nun wurde dieser aber grob. Er habe gestern dem König erklärt, nie und nimmer Gewehre geben zu können und werde sein Wort halten. Der König habe sich ihm gegenüber grenzenlos habgierig und schäbig benommen,

alles habe er verlangt, selber nichts geschenkt. Das sei keine Art Gesandte eines grossen Königs zu behandeln, das wäre ja das reine Ausplündern. Der König von Yola habe ihn wohl auch oft um Geschenke gebeten, dieselben aber stets erwidert. Wenn er seinem König berichten würde, wie er in Ngaumdere aufgenommen sei, werde dieser nie wieder Gesandte schicken. Unter solchen Umständen verzichte er freiwillig auf den Vertrag. Die beiden Würdenträger sassen sprachlos da, schliesslich fasste sich Ali, und meinte, er werde dem König alles sagen, jetzt wollten sie aber zur Audienz gehen. Uechtritz wickelte seine Schnürschuhe ein, die Beiden gingen zuerst zum König hinein, nach einiger Zeit wurde er gerufen. Der König war sehr bescheiden, wollte die Schuhe nicht annehmen, doch nahm Uechtritz sie natürlich nicht zurück. Von Gewehren war nicht weiter die Rede. Der König erkundigte sich schliesslich, wann wir abreisen wollten. Uechtritz meinte, sobald als möglich, weil er kaum genug Waaren habe, um Ibi zu erreichen. Am folgenden Tage, den fünften Februar 1894, überreichte der Sultan auf der Abschiedsaudienz den unterzeichneten Schutz-

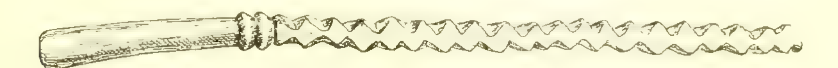


Abb. 140. Holzkeule der Lakkahanen.
1/7 nat. Gr. M. f. V. Berlin.

vertrag und einen Brief, in welchem er Handel, Schifffahrt, Errichtung von Stationen und andere Rechte den Deutschen in seinem Reiche gestattete. Uechtritz musste aber doch noch dessen Wünsche aufschreiben, um sie unserm Kaiser zur gütigen Kenntnissnahme vorzulegen. Der königliche Wunschzettel enthielt folgende Dinge: Gewehre, viel Gewehre und Munition; einen grossen Teppich, Kettenpanzer, Haar- und Bartfärbemittel, Lebenselixire, Medizin gegen Gonorrhoe und bordeauxrothes Husarentuch. Nun weiss doch jede folgende Expedition, was sie mitzubringen hat.

Ngaumdere sollte das Endziel unserer Reise werden. Unsere Waaren erlaubten nicht mehr in die Heidengebiete nach Osten vorzudringen. Der Weg nach Kamerun hätte uns keine Schwierigkeiten bereitet, allein da derselbe bis zur Küste allein drei- bis vier Monate erfordert hätte und zu der längeren Dauer der Reise auch noch die Kosten der theuren Seefahrt für die Leute und die Beförderung eines Theiles derselben nach Lokodja gekommen wären, so würde das Plus an Kosten so bedeutend gewesen sein, dass wir sicher hätten Schulden machen müssen. Letztere sollten aber unter allen Umständen vermieden werden. So mussten wir denn, wenn auch ungern, die interessante und wichtige Reise nach der Küste aufgeben. Sie hätte uns in Gegenden gebracht, welche von den bisher gesehenen weit verschieden sind; in die Urwälder des tropischen Kamerun, zu interessanten Völkern auf primitiver Kulturstufe. Die Erkundigungen, welche wir über die weiten Gebiete im Süden eingezogen hatten, waren geeignet genug gewesen,

unsere Wissbegier zu reizen und uns den Rückmarsch schwer zu machen. Welch' interessante Ausflüge hätten wir machen können, hätten uns mehr Mittel zur Verfügung gestanden. Nach Osten hin wohnten die Lakka, deren Land die Le Maistre'sche Expedition durchquert hat. Sie wurden uns als ein wehrhaftes Volk geschildert, welche ihre Dörfer gegen die sklavenjagenden Fulbe wohl zu

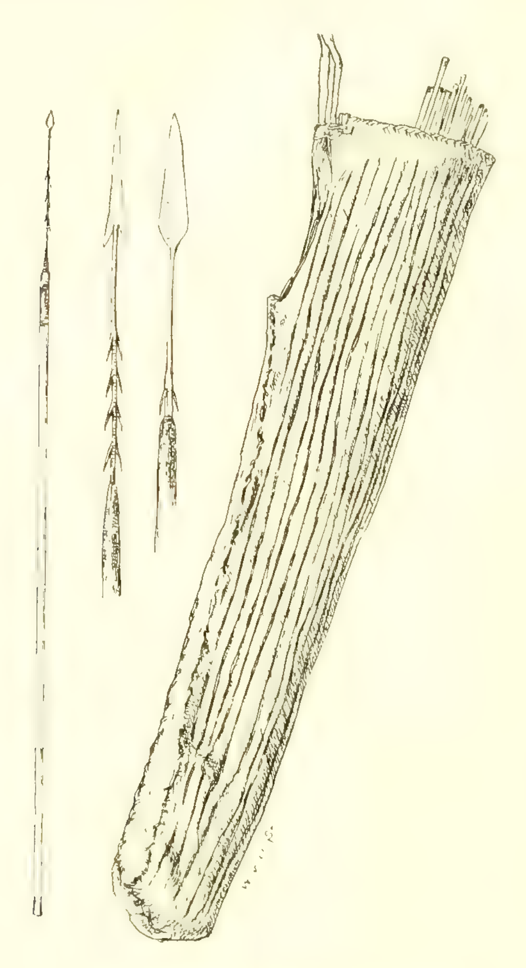


Abb. 150. Leder-Köcher der Yangere.
1/6 nat. Gr. M. f. V. Berlin

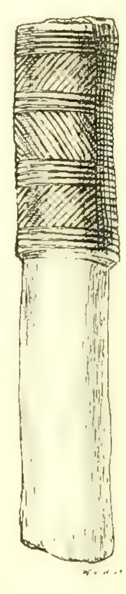


Abb. 151.
Elfenbeinhammer der Baia für Rindenkleider.
1/4 nat. Gr.
M. f. V. Berlin

vertheidigen wissen.[6]) In den Kämpfen werden die Männer sogar von ihren Frauen energisch unterstützt, welche mit braunen gekerbten Holzkeulen ihren Feinden von hinten her das Genick zu zerschmettern trachten und sich, selbst angegriffen, wie die Rasenden vertheidigen. Sogar in der Gefangenschaft sind diese Brunhilden noch ihren Herren gefährlich und bilden für diese ein noli me tangere, falls diese sich nicht der Gefahr aussetzen wollen, à la Holofernes von der streitbaren Judith getödtet zu werden. Der Haussagaladima Abdu besass selbst eine hübsche Lakkasklavin, welche er aber nur platonisch zu lieben wagte, und der

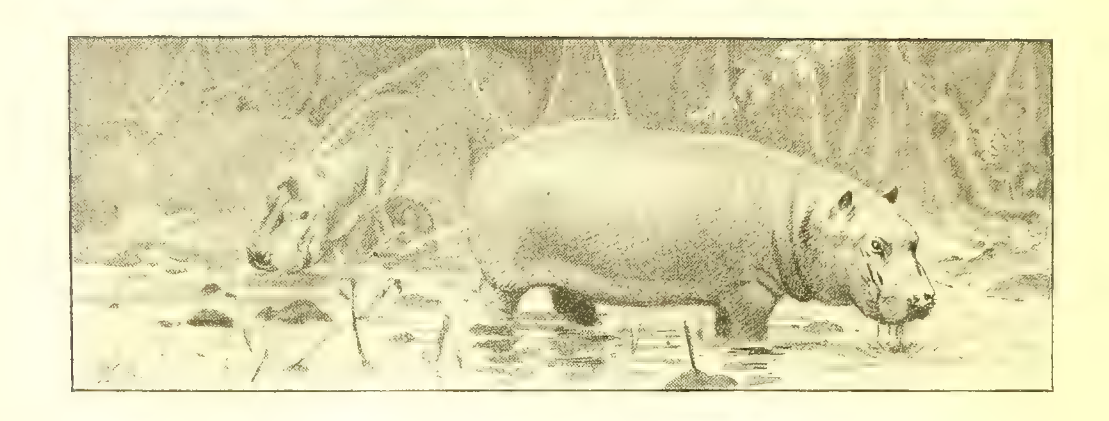
gute Bornuprinz, welcher doch stark auf Sklaven aus dem nächsten heimkehrenden Heereszuge rechnete, zitterte andererseits vor dem Gedanken, es könnte ihm ein solcher Lakkaengel bescheert werden. Eine Frauenkeule und zahlreiche Wurfmesser aus Lakka haben wir übrigens in Ngaumdere kaufen können.

Südlich von den Lakka wohnen die Deek und weiter die Yańgere, deren Land gebirgig sein soll und von den Fulbe oft heimgesucht wird. Sie wurden uns als berüchtigte Kannibalen geschildert und ihre Waffen — Wurfmesser, Köcher und Pfeile — wurden uns zahlreich zum Verkauf angeboten.

Eines der grössten und wichtigsten Völker ist aber das der Báia, welche bereits von den Fulbe unterworfen sind. In ihrem Gebiet liegen die Elfenbeinmärkte Kunde und Gasa. Das Land ist eben, im Süden sumpfig. Weil sie bereits ganz unterworfen sind, wurden uns nur wenig Waffen von ihnen gebracht. Interesse verdienen vor Allem ihre Rindenkleider, welche sie aus der Rinde einer Fikusart — pálla baia., tschédia h. — anfertigen. Ein Rindenstück des Stammes wird durch zwei Kreisschnitte oben und unten umgrenzt und mit einem Elfenbeinhammer beklopft, bis sich die Rinde loslöst, also ganz in der Art, wie bei uns die Kinder Pfeifen aus Weidenzweigen machen. So präparirt stellt die Rinde ein braunes, fasriges Gewebe vor. Zum ersten Mal wurden diese Rindenkleider einst in Ostafrika von Speke, später von Schweinfurth bei den Monbuttu eingehend beschrieben. Wie noch heute in Afrika, so waren die uralten primitiven Kleider in Asien im Gebrauch, von denen noch die siamesischen Sagen sprechen.

Südlich der Baia wohnen zahlreiche Völkerstämme, wie die Mamu, Ófi, Derrerá, Gońgorá, Kakúńg, Kírrim u. A., zum Theil bereits in der Urwaldzone. Zwar dehnen die Fulbe ihre Kriegszüge bis zu ihnen aus, aber ihre Reiterei erleidet dabei stets schwere Verluste, indem viele Pferde dem feuchten Klima erliegen. Westlich von den Baia scheinen die Káka zu wohnen und südlich von Tibati die Būtē, ein Volk, welches wohl mit den Wute Ngilla's identisch ist [7]) und den Fulbe viele Sklaven liefert. Diese und die Lakkasklaven sind am meisten geschätzt, während die der Baia und der südlich von diesen wohnenden Stämme schwächlich sind und in der Gefangenschaft leicht den Strapazen erliegen.

Ueber das Vorkommen von Zwergvölkern, von welchen Flegel spricht,[8]) haben wir keine sicheren Nachrichten erhalten können, Vielleicht sind die Báiero, denen das Zwergenpaar Dori und Gobu angehörte und welche Kannibalen sein sollen, ein Pygmäenstamm. Es steht zu hoffen, dass wir von den französischen Reisenden, welche ja die Gegenden südlich von Ngaumdere besucht haben, recht bald umfassende Beschreibungen erhalten werden.



XVI. KAPITEL.

Von Ngaumdere bis Gari Maharba.

Bereits an dem Tage nach der Abschiedsaudienz (6. Februar) brachen wir von Ngaumdere auf. Kurz vor dem Abrücken besuchte uns noch ein weisser Araber aus Nordafrika. Obwohl an den Anblick meines weissen Reisegefährten gewöhnt, erschrak ich doch förmlich bei diesem bleichen Gesicht, welches man, zumal bei arabischer Tracht, garnicht erwartete. Es kam uns gespensterhaft und durchaus abstosssend vor, im Gegensatz zu der satten, braunen Farbe des Afrikaners, an welche wir uns gewöhnt hatten. Er hatte sich schon lange im Sudan aufgehalten und war sogar bis Brass am Niger gekommen und mit Charley Mac'intosh gereist. Wir konnten leider nur wenige Worte mit ihm wechseln, da wir gerade im Aufbrechen waren.

Wir zogen durch das Südthor, dann, längs der Stadtmauer hin nach Norden gewendet, erreichten wir denselben Weg, auf welchem wir gekommen. Die für Geschenke bestimmten Sachen waren so sehr zusammengeschmolzen, dass Uechtritz die Stadt Kontscha und ihren mächtigen Sultan zu umgehen beschloss. Dadurch entging uns wohl der neue Weg von Ngaumdere nach Kontscha, dafür lernten wir aber später das Tschebtschigebirge und seine freien Heidenstämme kennen. Der heutige Tag brachte uns, weil Uechtritz unterwegs einen Fieberanfall bekam, nur bis an den See von Gendenyato, an dessen Westufer wir in der Nähe eines Dorfes unter schönen hohen Madatschi-Bäumen lagerten. Das Seebecken, welches, wie erwähnt, vielleicht ein Maar ist, war jetzt nur ein Sumpf, theils mit Wasser, theils mit Wiesen bedeckt, auf denen zahlreiche Rinderheerden weideten. An den Tümpeln hielten sich Schaaren von Wasservögeln, Gänsen, Enten, Störchen, Reihern, Pfauenkranichen nebst kleinen Rallen und Strandläufern auf. Die Rinderheerden gehörten Borroro an, welche wir am folgenden

Kopfleiste: Flusspferde.



Ein Gehöft in Bantadji.



Tage zum ersten Male zu Gesicht bekamen, die Männer mittelgrosse schlanke Gestalten von eher dunkel- als hellbrauner Farbe, aber mit feinen, schmalen Fulbegesichtern. Sie hatten das Haar wie die Frauen in Zöpfe geflochten, einige sogar weisse Federn hinein gesteckt, auch trugen sie Messingringe in den Ohrmuscheln und Ringe um Arme, Hand- und Fussgelenke. Ein einfaches Hüftentuch diente als Kleidung. Auf ihre Lanzen und Bogen gelehnt, standen sie am anderen Tage am Wege, neugierig die fremde Karawane musternd. Eine Anzahl einfacher Grashütten, wie sie am Rande des Seebeckens standen, dient ihnen als Behausung, solange sie sich an einem Orte aufhalten, was nie lange zu geschehen pflegt. Die Männer kommen selten in die Städte, häufig dagegen die Borrorofrauen und -Mädchen, von denen uns auch in Ngaumdere einige täglich mit Milch und Butter versorgten. Ihre Männer hüteten dagegen die Heerden südlich des Ngaumdere-Gebirges.

Der Marsch am nächsten Tage brachte uns zum Songo Gússundúsi. Leider wiederholte sich Abends Uechtritz' Fieberanfall, hielt auch am folgenden Morgen an. Da die Durru aber nichts zum Verkauf brachten, so mussten wir trotzdem bis zu dem eineinhalb Stunden entfernten Songo Tagueláfi oder Kantúddu gehen, wo wir den Tag über blieben. Am Nachmittage besuchten uns mehrere Heidenkönige. Der eine derselben hatte beständig einen Sklaven hinter sich, welcher einen grossen Büschel dicht belaubter Zweige des Dokabaumes trug, um ihn dem König, wenn er sich setzen wollte, pflichtschuldigst als Polster unterzulegen. Ein sehr alter Heide hatte ein Penisfutteral, aus Gras geflochten, an der Spitze aber offen und mit langen Lederfransen. Flegel hat dieselben ebenfalls beobachtet und mehrere dieser offenen Futterale, jedoch ohne Fransen, in seiner Sammlung mitgebracht. Es scheint, dass die Durru früher alle solche Futterale getragen, sie im Verkehr mit den Fulbe aber, welche sich über diese merkwürdigen Kleidungsstücke lustig zu machen pflegen, abgelegt haben. Dieser alte Mann hatte nun die alte Tracht beibehalten, fühlte sich in derselben aber sichtlich gedrückt, weil ihn alle als Kuriosum betrachteten.

Abb. 153. Penisfutteral der Durru. 1/4 nat. Gr. Flegel'sche Sammlung M. f. V. Berlin.

Auf dem Marsche hatte ich zufällig die Leute gefragt, ob sie ohne Feuerzeug Feuer machen könnten; sie bejahten es sofort und im Lager machten sich Bornubornu und Bagirmi daran, den versprochenen Spiegel zu verdienen. Sie brachten zwei Hölzer, einen trockenen fingerdicken weichen Ast, den sie gespalten hatten und welcher eine Markrinne besass, ferner ein bleistiftdickes hartes Stäbchen, zu welchem am besten das Rohr der beiden Hirsearten gírro und mấwa genommen wird. Dann wurde mit der Hand eine kleine Grube in den Boden gekratzt, dieselbe mit trockenem Eselmist ausgefüllt, ein Stück flockiger Baumwolle darauf und über diese der gespaltene Stab mit der Markrinne nach oben gelegt. Zwischen der Mitte der Baumwollenflocke und dem

Holz muss Luft durchstreichen können. Dann knieten beide Männer nieder, wobei einer mit den Knieen das Holzstück festhielt; setzten den dünnen Stab senkrecht in die Markrinne ein und quirlten ihn, mit den Handflächen reibend, herum, wobei die Hände beim Quirlen heruntenglitten. Sobald der eine mit seinen Händen den Boden erreicht hatte, fasste der andere von oben her das Stäbchen und quirlte seinerseits. So setzten sie dasselbe abwechselnd in Rotation. Das harte Stäbchen bohrte sich in das horizontale Holz ein und dieses begann zu rauchen. Als er dem Durchbohrtwerden nahe war, wurde langsamer und vorsichtiger gequirlt. In dem Moment des Durchbruches entstehen infolge des Luftzuges in dem Kanal zwischen Holz und Baumwolle Funken, welche letzteres in Brand stecken. Mit der glimmenden Baumwolle zündete sich Audu, zum Jubel des zuschauenden Publikums, seine Pfeife an, die beiden Künstler zogen aber jeder mit seinem »looking glass« zufrieden von dannen.

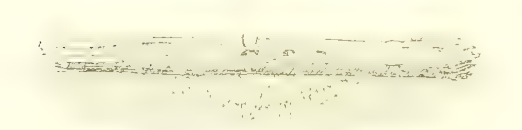


Abb. 154. Methode des Feuermachens bei den Haussa und Fulbe. ¼ nat. Gr. (Nach Skizze.)



Abb. 155. Hölzer zum Feueranzünden. a weiches Holz mit Markrinne, b hartes Holzstäbchen. [illegible] nat. Gr. Mus. f. V. Berlin.

Diese Methode Feuer zu machen, ist bei Kanuri, Haussa und Fulbe allgemein im Gebrauch, jeder kennt sie, wenn man sich auch gewöhnlich eines Feuersteinzeuges bedient. Unsern Küstenleuten, wie dem Kruboy Tom, dem Koch aus Akkra, den Popo- und Lagosleuten, ja selbst meinem Idaboy war die Möglichkeit, Feuer aus Holz zu machen, nicht bekannt. Vermuthlich haben diese Stämme diese Kunst im Verkehr mit den Weissen verlernt. Unser Koch, der sich bekanntlich als Küstenbewohner und gebildeter Mensch unter dem hiesigen bush people höchst unglücklich fühlte, weil unter Larven die einzig fühlende Brust, antwortete auf die Frage, ob man an der Goldküste gleichfalls aus Holz Feuer machen könnte, verächtlich: »Sir, this bush people lie too much«. Um so grösser war sein Staunen, als er sah, dass das verachtete bush people seinen Countryleuten in diesem Punkt doch über war. Allerdings muss bemerkt werden, dass auch im Sudan die beschriebene Methode nur ausnahmsweise angewendet wird. Denn fast jeder hat hier ein Feuersteinzeug bei sich, ein Eisenstück mit Griff — massabí wúta h. — und ein Quarzstück — kañkárra wuta h. —. Als Zunder — alhauami h. — dient ein Präparat aus der Wolle des Bombaxbaumes. Die Wolle wird über dem Feuer geröstet, sodass sie leicht anbrennt, dann zerzupft und mit etwas Butter durchgerieben.

Ohne Zwischenfall erreichten wir in dreitägigem Marsch am 11. Februar den Ort Uro Gabdo. Am nächsten Tage blieben wir hier liegen, damit die Leute für die folgende Wegstrecke Lebensmittel einkaufen konnten, welche jedoch nur spärlich zu haben waren. Ich benutzte den Aufenthalt zur Jagd auf Perlhühner, welche sich in Schaaren auf den Feldern und in den Uferwäldern der Bäche aufhielten.

Anfangs auf dem alten Wege marschirend, dann nach Nordwesten abbiegend, passirten wir am Morgen des 13. Februar die Trümmer des verbrannten Ortes Magerá. Ein von den vertriebenen Bewohnern neugegründeter Ort blieb in der Ferne links liegen. Im Gebiet desselben lag rechts am Wege ein Hügel, welcher aus Schlackenblöcken bestand, zwischen welchen sich auch Stücke von Nephelinbasalt fanden. Damit dürfte wahrscheinlich gemacht sein, dass die früher beschriebenen Schlackentafeln auf umgewandelten Basalt zurückzuführen sind und dass die Landsenken zwischen dem südafrikanischen Plateau und den nördlich gelegenen Massiven des H. Ssári, Tana, Bantadji und Sattú auf tektonische Ursachen zurückzuführen sind, d. h. ein in die Tiefe gesunkenes Schollenland vorstellen.

Der Busch war stellenweise sehr licht und enthielt schöne Delebpalmen, die nur in einer offenen Landschaft zu gedeihen pflegen. Stellenweise bildeten die braunen blattlosen Ruthen eines Halbstrauches fast ausschliesslich die Vegetation und ich glaube, dass dieselben ein Anzeichen dafür sind, dass man sich in einem verwilderten Kulturlande befinde, welches einst eine dichte Bevölkerung besass. An dem zwanzig Meter breiten felsigen Mao Tapare, welcher aus dem Thale östlich vom H. Tana und Hallam herauskommt und zum Faro fliesst, schlugen wir das Lager auf. Ein Damm aus Erde war quer durch den Fluss gezogen und staute das Wasser zu einem Teiche an. Derselbe war wohl des Fischfangs wegen angelegt.

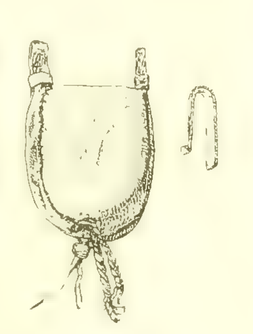


Abb. 157. Lederne Feuersteinzeugtasche der Fulbe in Adamaua, nebst Eisen zum Schlagen des Steines. [illegible]

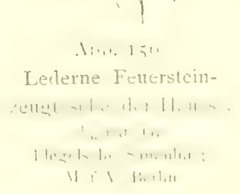


Abb. 15[illegible]. Lederne Feuersteinzeug[illegible]

Ein siebenstündiger Marsch führte am folgenden Tage in der Richtung nach NNW. Anfangs über ein welliges Land, welches aus Phylliten, Grünschiefern und Gneissen besteht, und aus welchem stellenweise Rücken von Quarzit und quarzreichen Phylliten von zwanzig bis fünfzig Meter Höhe herausgewittert sind. Nach Süden zu fällt das wellige Land sanft ab und geht in die weite Ebene des Faro über, nach Norden zu senkt es sich rascher, um vielleicht vierzig bis

fünfzig Meter zu einer Ebene, welche sich mit einer Breite von drei bis vier Kilometern am Fuss des gewaltigen Hossere Tana hinzieht. Dieses Gebirge erstreckt sich in einer Höhe von achthundert bis tausend Metern als steile, wenig gegliederte Plateaumauer von Osten nach Westen und besteht höchst wahrscheinlich aus Granit. Nicht blos dieses Gebirge, sondern auch die folgenden, H. Bantadji, Bokko, Tschamba ähneln in ihrem Charakter auffallend dem Südtiroler Porphyrgebirge zwischen Bozen und Meran, vom Etschthal aus gesehen, auch besitzen sie etwa die gleiche Höhe. Der Steilabfall aller dieser Massive verläuft in westöstlicher Richtung. Trotz der Bodenschwellung, auf welcher der Weg entlang führt, fliessen die vom Gebirge kommenden Bäche nach Süden ab, indem sie die Anhöhe durchbrechen. Der Boden der Ebene am Südfuss des Gebirges ist mit Milliarden von Häufchen und Säulen, den bereits erwähnten Exkrementen der Regenwürmer, bedeckt. Buschwald fehlt fast vollständig, lichte Savannen mit Fächerpalmen, kahle Halbsträucher und neuerdings abgebrannte Grasflächen bedecken den Boden und lassen die auffallenden Bildungen hervortreten. Bemerkenswerther Weise findet sich diese Savannenlandschaft mit Gebüsch- und Baumgruppen, mit ausgedehnten Grasflächen und ragenden Fächerpalmen vorzugsweise in den Ebenen am Südfuss der jäh aufsteigenden Granitmassive, auf der ganzen Strecke vom H. Tana bis über Láro hinaus. Der Boden dieser Strecken ist ein durch anhäufende Verwitterung der den Untergrund bildenden krystallinischen Gesteine entstandener, graubrauner, theilweise mit Steinen erfüllter Lehm. Seine Mächtigkeit beträgt stellenweise sicher mehrere Meter und er ist von den erwähnten Regenwurmexkrementen in so dichter Weise bedeckt, dass abseits von dem glatten fussbreiten Pfad der Fuss bei jedem Schritt auf die harten Erdhäufchen und Säulen tritt. Deshalb war auch das Gehen auf diesem Boden für unsere barfüssigen Leute sehr beschwerlich, ja schmerzhaft. Die Haussahändler haben daher auch dem einen Gebirge nach den ausgedehnten Regenwurmfeldern an seinem Fuss den bezeichnenden Namen H. Tana, d. h. Regenwurmgebirge gegeben. Da die Regenwürmer, nach sonstigen Beobachtungen zu urtheilen, sich vorwiegend in kultivirtem Boden vorfinden und auch die Vegetation von dem sonst herrschenden Buschwald so bemerkenswerth abweicht; da ferner die betreffenden Gebiete sehr fruchtbar, gut bewässert und für Ansiedelungen demnach höchst geeignet erscheinen, schliesslich auch die früher schon erwähnten Reibsteine, die sich allenthalben in der Wildniss zerstreut vorfinden, auf eine ehemalige Bevölkerung hinweisen, so dürften diese Ländereien verwildertes Kulturland vorstellen und einst von einer dichten Bevölkerung eingenommen worden sein, einer Heidenbevölkerung natürlich, welche später von den Fulbe theils vernichtet, theils in die Gebirge gedrängt wurde. Die Savanne hat jetzt von dem ehemaligen kultivirten Boden Besitz ergriffen, während der ausgerodete Buschwald noch nicht wieder eingewandert ist.

Den ganzen Tag lang marschirten wir durch diese öde Savanne, welche reich an Wild zu sein scheint. Spuren von Nashörnern waren häufig, besonders

ihr Koth, welchen die Thiere mit dem Horn zu zerstreuen pflegen. Der renommirende Bagirmi wollte sogar eins im Gebüsch erblickt und wahrgenommen

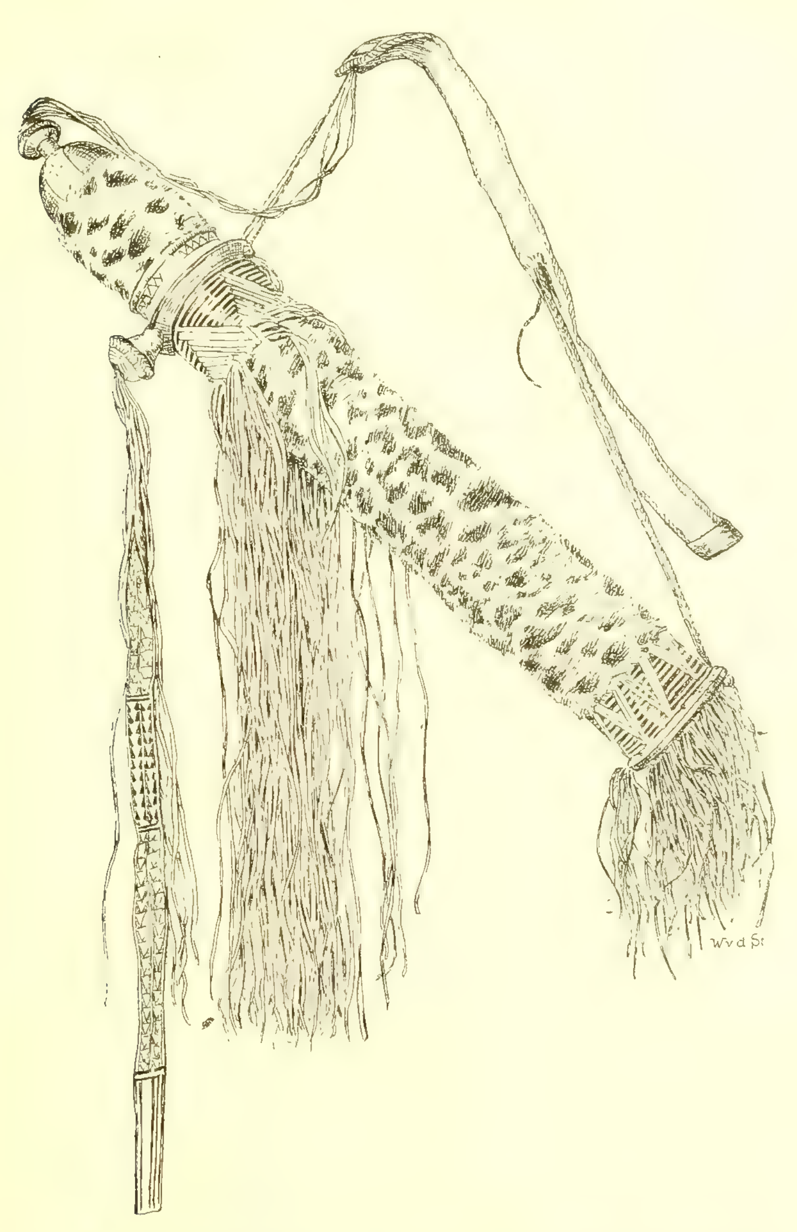


Abb. 158. Leopardenfellkocher der Nobelgarde des Sultans von Ngaundere, von den Durru gearbeitet. Geschenk des Sultans.
$^1/_6$ nat. Gr. M. f. V. Berlin.

haben, dass es beim Anblick der Karawane ruhig sitzen geblieben sei und mit den Ohren gewedelt habe.

Um Mittag überschritten wir eine in der Richtung 50° streichende hundert bis hundertfünzig Meter hohe Doppelkette von quarzreichem Phyllit, welche bis an das Massiv von H. Tana herangeht und bis zu hundertfünfzig Meter Höhe anschwillt. Auf einer dieser hohen Kuppen lag ein Heidendorf von vierzig bis fünfzig Hütten. Dann ging es in eine weite Ebene hinab, welche sich am Fusse des wohl tausendzweihundert Meter hohen Bantadji-Gebirges hinzieht. Zwischen diesem und dem H. Tana öffnet sich ein breites Thal, in dessen Hintergrund ein hoher Kegel aufsteigt. Aus dem Thal kommt ein sechs Meter tiefes, fünfzehn Meter breites Flussbett, das noch etwas fliessendes Wasser führte. Um zwei Uhr erreichten wir das Fulbedorf Bantadji, einen offen in der Ebene liegenden Ort von etwa fünfzig Höfen. Auf der Nordseite desselben, unter hohen, mit grünen Früchten bedeckten jungen Wollbäumen, deren Stamm noch mit Stacheln bedeckt war, schlugen wir das Lager auf. Es ist der letzte Ort des Sultanats Ngaumdere und der Stadtkönig empfing uns daher freundlich. Wir erfuhren, dass sich in der Nähe Nashörner aufhielten. So beschlossen wir denn, den folgenden Tag zu einer Jagd auf diese interessanten Thiere zu benutzen. Das Rhinoceros pflegt nämlich in einem gewissen Bezirk Standplätze zu haben, zwischen denen es wechselt. Deshalb hat man bei kundiger Führung Aussicht, an einem derselben das Thier zu finden, im Gegensatz zum Elephanten, welcher enorme Gebiete durchwandert, täglich viele Meilen zurücklegt und nicht einmal um zu fressen hält, sondern auf dem Marsch das Laub abgebrochener Aeste verzehrt.

Am folgenden Morgen in der Frühe zogen wir von einem halben Dutzend Leuten und zwei heidnischen Führern begleitet aus in der Richtung nach Osten. Nach dreiviertelstündigem Ritt erreichten wir den gestern passirten Fluss, an dessen Verlauf sich vereinzelte, wenig umfangreiche Dickichte hinzogen, die beliebten Standorte der Thiere. Hier stiegen wir ab. Die Heiden schlichen in das Dickicht hinein, kamen aber bald heraus mit der Meldung, es sei nichts darin. Jetzt verfolgten wir den Fluss abwärts und kamen bald an eine Stelle, wo ein Rhinozeros kürzlich am Ufer getrunken hatte. Die Spuren waren im Sande deutlich sichtbar. Die Fährte des Nashorns ist durch eine abnorm grosse, breite, stumpfe Mittelzehe von der des Elephanten und Flusspferdes unterschieden, welche beide gleich grosse Zehen haben. Die Spur, durch niedergetretene Regenwürmerhaufen bemerkbar, führte in ein Dickicht. Aber auch in diesem befand sich das Nashorn nicht mehr, wohl aber deutete eine niedergetretene Stelle an, dass hier das letzte Nachtlager des Thieres gewesen, Auf der frischen Fährte, welche von heute Morgen stammte, ging es weiter, bald im Dickicht durch einen vom Nashorn gebildeten Tunnel, bald über holperige Regenwurmfelder, ein beschwerlicher und heisser Marsch. Es war vielleicht zehn Uhr, als wir vor einem Dickicht anlangten, auf welches der Heide mit Zeichen und bedeutsamen Mienen hinwies. Die Pferde, welche kaum hatten folgen können, sowie die Leute blieben zurück. Uechtritz und ein Heide

der zweite hatte Angst bekommen und blieb zurück, — sowie Audu drangen von links, ich und Bagirmi von rechts hinein, welches aus den acht bis neun Fuss hohen Gerten der erwähnten Halbsträucher und aus Dorngebüsch bestand, höchst ungünstig für eine Jagd auf Nashörner, welche gewöhnlich nach dem ersten Schuss, oft auch schon beim blossen Anblick des Jagers wie unsinnig auf denselben zuzustürzen pflegen. Bei Seite springen, den Koloss vorbeisausen lassen und einen zweiten Schuss nachsenden, ist dann die einzig mögliche Taktik. Dieselbe war in dem vorliegenden Terrain allerdings schwer ausführbar. Langsam schlichen wir beide vorwärts und gelangten auf eine offenere Stelle. Plötzlich hörten wir in der Nähe, links von uns, ein deutliches Schnauben; wir rasch in dieser Richtung darauf los, durch das Gebüsch hindurch. Auf einem ausgetretenen Nashornpfad stand Uechtritz, das Gewehr schussbereit, Audu hinter ihm, und auf einem Baum sass der Heide, mit der Hand in das Dickicht zeigend. Uechtritz war nämlich vorsichtig in das Gebüsch gedrungen, als plötzlich der Heide, welcher schon vorher sich sehr ängstlich gezeigt hatte, mit einem Satz vorwärts gesprungen und wie der Blitz auf den Baum geklettert war. Das wunderbar scharfe Auge des Eingeborenen hatte das Thier in dem gleichfarbigen Gebüsch und trotz des Halbdunkels sogleich erkannt, während Uechtritz, der ein für europäische Verhältnisse zweifellos sehr scharfes Jägerauge besitzt, nichts erkennen konnte. Blindlings in das Gestrüpp einzudringen, wäre tollkühn gewesen. Plötzlich ein lautes Schnauben, Büscheknacken, dann Stille. Gleich darauf erschien ich auf dem Schauplatz. Jetzt drangen wir zusammen in das Dickicht ein. In demselben befand sich der niedergetretene Lagerplatz, auf welchem das Thier, als der Heide es zuerst bemerkte, gelegen hatte. Die Fährte bog nach links ab und führte über die Lichtung, auf welcher ich kurz vorher gestanden. Wäre ich nach dem Schnauben, welches wir hörten, dort stehen geblieben, so wäre ich unzweifelhaft zum Schuss gekommen, nun war es vorbei. Wir bedauerten sehr, dieses merkwürdige Ueberbleibsel einer vorweltlichen Thierwelt nicht in der Natur beobachtet zu haben. In dem braunen, dornigen, bizarren Busch würde es vielleicht einen weniger seltsamen Eindruck gemacht haben, als in der fremdartigen Umgebung eines zoologischen Gartens. Nach der Beschreibung des Heiden und Audu's, der es ebenfalls gesehen haben wollte, war es ein grosses, weisses Rhinozeros, nicht das kleine schwarze, welches am häufigsten zu sein pflegt. Wir verfolgten eine Zeit lang die Spur, welche nach Süden führte und unsern gestrigen Weg kreuzte, doch standen wir von der Verfolgung bald ab. Einerseits waren die Leute keine Jäger und verloren alle Augenblicke die Spur, andererseits hatte es überhaupt kaum Sinn, einem flüchtigen Nashorn zu folgen.

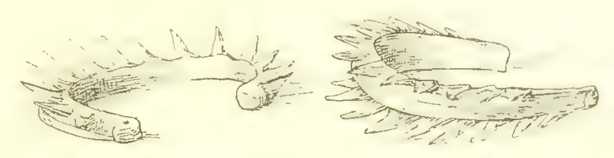


Abb. 150. Eiserne Schlagringe der Durru für den Vorderarm.
1/2 nat. Gr. Flegel'sche Sammlung. M. f. V. Berlin.

Denn hat sich dieser Koloss einmal in Bewegung gesetzt, so pflegt er, wie eine Kugel auf einer schiefen Ebene, unaufhaltsam stundenlang zu laufen und zwar in einem Tempo, das man dem plumpen Thiere nicht zutrauen möchte. Der Standort, welchem es sich nach Aussage des Heidenführers zugewandt hatte, sollte mehrere Stunden entfernt hinter einer Hügelkette liegen. Wenig erbaut von dieser mehr lehr- als ruhmreichen Jagd kehrten wir zum Lager zurück. Die afrikanische Jagd ist aber im allgemeinen viel unsicherer und mühsamer als man in Europa meist den zahlreichen Jagdbeschreibungen nach zu glauben geneigt ist. Sie erfordert viel Geduld und vor allem viel Zeit. Als einzige Beute brachten wir die kopfgrossen, goldgelben Früchte der Fächerpalme mit, mit denen sich unsere Leute beladen hatten. Das gelbe, grobfaserige, schleimige Fleisch hat einen faden, süsslichen und zugleich bitteren Geschmack und ist für europäische Gaumen kein Genuss.

Den Nachmittag benutzte ich zu einem Ausflug in die Savanne nach dem Fuss des Gebirges zu, wo man die Baum- und Gebüschinseln in dem Grasmeer studiren konnte, welche früher noch nie aufgetreten waren. Die Perlhuhn-Jagd war sehr einträglich und unterhaltend. Bagirmi, der mich gewöhnlich auf solchen Jagdausflügen begleitete, verstand es durch geschicktes Nachahmen der Lockrufe die Thiere zu täuschen und heranzulocken. Aber das stundenlange Umherlaufen über die Regenwurmfelder war doch höchst ermüdend. Verglichen mit diesen sind unsere, jedem Soldaten wohl bekannten Sturzäcker bequeme Promenadenwege.

Der heutige Marsch führte nach Nordwesten über mehrere nach SW. streichende Ausläufer des gewaltigen Bantadjimassives, in dessen Herz durch einen Thaleinschnitt der Blick auf eintausendfünfhundert bis eintausendachthundert Meter hohen Berggipfeln eröffnete. Um halb elf Uhr überschritten wir auf einem hundert Meter hohen Pass die dreihundert bis dreihundertfünfzig Meter hohe Yegúrnakette und stiegen dann zu einer Ebene hinab, die wir durchquerten.

Kurz bevor wir den Fuss des Hossere Bókko, ebenfalls ein Ausläufer des genannten Massives, erreichten, kam uns in breiter Linie ein Prairiebrand knisternd und knatternd entgegen. Hoch schlugen die Flammen empor, schwarze Rauchwolken wirbelten auf, Krähen und Schmarotzermilane schossen vor dem Brande durch die Luft, um aufgescheuchte Insekten zu fangen. Die lange Reihe der Karawane zerstreute sich; hier und dort, wo niedriges Gras und somit niedrige Flammen sich befanden, sprang ein Jeder rasch über den handbreiten Flammenstreif hinüber — wir selbst ritten hindurch — und marschirte dann über die schwarze, abgebrannte Fläche wieder dem verlassenen Pfade zu. So gering ist die Erhitzung des Bodens, dass die Leute mit ihren nackten Füssen ohne Beschwerde auf demselben gehen konnten. Von einer Schädigung der in dem Boden hausenden Regenwürmer durch die Grasbrände kann daher, wie schon früher erwähnt, keine Rede sein.[1])

Wir stiegen den dreissig bis vierzig Meter hohen Pass des Hossere Bokko hinauf, an dessen Abhängen sich die gedrängt stehenden Hütten der Bokko[2]) hinziehen. Kurz hinter der Passhöhe schlugen wir um ein Uhr das Lager auf. Bald strömten Schaaren von Heiden herbei, Neugierige und Verkaufslustige. Die Frauen haben, wie die Tengelinfrauen, unten einen Haarring abrasirt, tragen Holzpflöcke in den Ohrläppchen und feilen die oberen Schneidezähne spitz. Ein Grasbusch oder Schurz aus Lederstreifen, welcher vorn und hinten an einer Hüftschnur herabhängt, bildet ihre »Robe«. Die Männer haben dagegen ein eigenthümliches Schurzfell aus blau und weiss gestreiftem Zeug, welches vorn und hinten als breiter Lappen bis an die Knie herabfallt, manche sogar mit einem Fransenrand. Die Waffen der Bokko bestanden aus Pfeilen, Bogen und Lanzen. Der Dorfkönig, welcher uns einen Besuch machte, erzählte, dass er Unterthan des Königs von Yola geworden sei, nachdem dieser sein Dorf vor einigen Jahren schwer gebrandschatzt habe. Vor wenigen Wochen habe der Sultan mit einem Heer die Namdji[3]) heimgesucht, welche die Gebirge im Norden bewohnen. Mit Hülfe der Mizon'schen Gewehre und der geschulten Araber habe er zwei Bezirke zusammengeschossen und verwüstet.

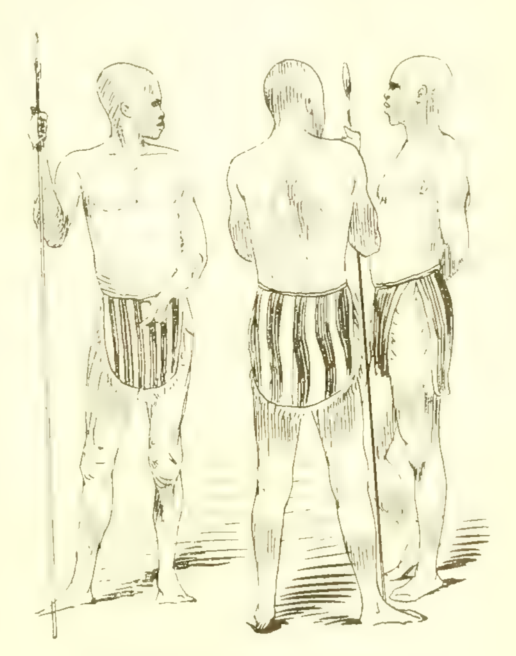


Abb. 110. Gruppe von Bokko.
(Nach Skizze.)

Bei der Bekriegung der schwächeren Heidenstämme verfolgen die Fulbe folgendes System. Der Sultan verlangt von dem König eines Heidenstammes eine bestimmte Anzahl von Sklaven, sonst erkläre er den Krieg. Im Allgemeinen fügen sich die Heiden, welche keinen Widerstand leisten können, der Forderung und überliefern die eigenen Frauen und Kinder, bis zu zwei Drittel aller vorhandenen, dem Feinde. Denn im Weigerungsfalle werden ja doch ihre Getreidevorräthe und ihr Dorf zerstört, viele Leute gefangen und getödtet. Oft ist die Forderung aber so enorm, dass die armen Heiden thatsächlich nicht im Stande sind, sie zu erfüllen. Dann beginnt der Verzweiflungs- und Vernichtungskampf. So werden die Heiden mehr und mehr dezimirt und ausgerottet und es tritt an die Stelle des bebauten Landes menschenleere Wildniss, von welcher die wilden Thiere wiederum Besitz ergreifen. Nur in den Gebirgen, in verstreuten Ansiedlungen, wo sie kleine Feldchen anlegen können, haben die Verfolgten eine sichere Stätte gefunden und fristen dort ein kärgliches, aber wenigstens freies Leben, während sie auf die weiten frucht-

baren Ebenen zu ihren Füssen herabblicken, welche ihre Väter noch in blühenden Dörfern bewohnten. Nachts sahen wir so manches Mal an den schwarzen Gehängen der Gebirge hier und da kleine Lichter aufflammen als Anzeichen menschlicher Ansiedlungen, während am Tage selbst das bewaffnete Auge an den Gebirgsmauern auch nicht eine einzige Ansiedlung erblickte. So versteckt zwischen Felsen stehen die Häuser.

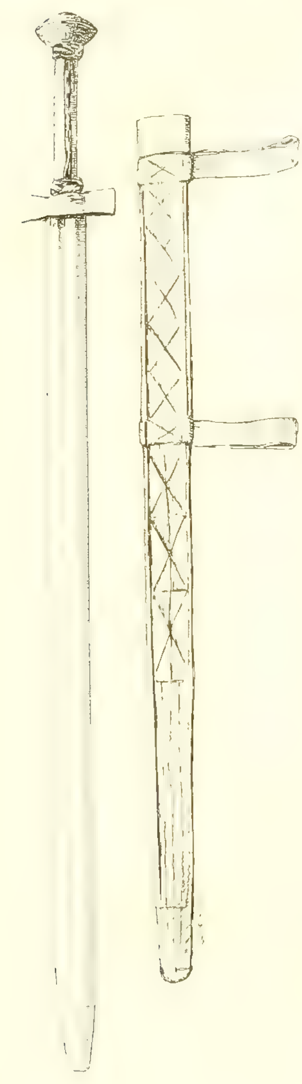


Abb. 161.
Schwert der Durru.
¼ nat. Gr. Flegelsche Sammlung
M. f. V. Berlin

Der Heidenkönig versicherte uns, dass es in den Thälern seines Gebiets von Nashörnern wimmele, deren Spuren wir denn auch am heutigen Tage mehrfach am Wege gefunden hatten. Am Faro solle alles Wild ebenfalls in ganz erstaunlicher Menge vorkommen. Diese Nachricht erfreute uns, besonders Uechtritz als eifrigen Sportsmann, umsomehr, als wir gerade von diesem Vergnügen einer afrikanischen Reise noch so wenig oder gar nichts genossen hatten.

Bald nach sieben Uhr brachen wir am 17. Februar auf und passirten nach einer halben Stunde ein Bokkodorf. Dann ging es stundenlang über welliges Gneissland und durch öden Buschwald hin. Die Athmosphäre war so rauchig, dass von den Gebirgen, welche sich nach der Flegelschen Karte in nordöstlicher Richtung in einer Höhe von sieben- bis neunhundert Meter finden sollen, nichts zu sehen war. Der Marsch deuchte uns schier endlos; erst um vier Uhr erreichten wir den Mao Tapáre, einen fünfzehn Meter breiten Fluss mit felsigem Bett. Der auf der Flegelschen Karte angegebene Marktplatz scheint nicht mehr zu existiren. Bald nach unserem Aufbruch von Bokko fanden wir in dem Uferwalde eines Baches einige Leute, welche auf einem glatten Stein Blätter eines Strauchess stampften und zerrieben. Sie bereiteten Fischgift aus den Blättern der Tephrosia,[4]) eines Strauches mit ovalen Blättchen, welcher durch ganz Afrika verbreitet ist und zu dem erwähnten Zweck benutzt wird. An unserem Lager in Bokko war derselbe z. B. sehr zahlreich angepflanzt, ist aber auch sonst häufig zu beobachten. Bassábe nennt ihn der Haussa. Die frisch gestampften Blätter werden in die abgesperrten Bassins der Bäche geworfen und tödten die Fische. Bekanntlich kennt man bei uns ebenfalls Fischgift enthaltende Pflanzen, wie z. B. die Samen der Königkerze; ihre Anwendung wird aber schwer bestraft.

Hier sei kurz erwähnt, dass das in den Flussbetten in Tümpeln stehende Wasser oft einen eigenthümlichen Beigeschmack hat. Derselbe rührt von dem

Urin der Antilopen her, welche aus den Tümpeln trinken kommen und dabei das Wasser verunreinigen.

Am nächsten Morgen ging es anfangs am Mao Tapáre hin, welcher nach zweieinhalbstündigem Marsch überschritten wurde. Weil wir den rechten Weg verfehlten, geriethen wir zu weit nach Norden, lernten dabei jedoch einige interessante Flees kennen. Es sind dieses Lichtungen im Buschwald, welche anscheinend eine offene Grasfläche vorstellen, oft mit einem Teiche in der Mitte, In Wirklichkeit sind sie jedoch fast ganz mit Wasser ausgefüllt, auf welchem eine fussdicke schwankende Decke von Wasserpflanzen schwimmt, Reiher, Störche und schwarze Schlangenhalsvögel halten sich an den Flees zahlreich auf. Der Name Flee ist in Südafrika gebräuchlich, wo ähnliche Bildungen, wie mir Uechtritz mittheilte, ebenfalls vorkommen. Hier führen sie den Namen Fáddama (h.)[5]) ebenso wie die sumpfigen Waldblössen, welche stellenweise den Busch unterbrechen. Sie begleiten in grosser Zahl den Faro und Mao Deo innerhalb seiner Ablagerungen und haben einen Durchmesser von vier- bis fünfhundert Metern. Was ihre Entstehung betrifft, so genügen meine Beobachtungen nicht, um sie zu erklären; vielleicht handelt es sich um Sedimentsackungen. Um halb elf Uhr standen wir am Faro, dessen sandiges Bett eine Breite von etwa achthundert Metern besitzt. Der Wasserkanal selbst ist nur zehn- bis fünfzehn Meter breit, aber hüftentief und ausserordentlich reissend. Auf dem anderen Ufer schlugen wir zwischen zwei kleinen zu Tschamba gehörigen Ortschaften das Lager auf.

Die eingezogenen Erkundigungen ergaben, dass eine Tagereise stromaufwärts eine Gegend wäre, wo wir mit Sicherheit Flusspferde antreffen könnten Dorthin beschlossen wir zu gehen. Ein Mann wollte uns als Führer dienen. Am Abend machten die Leute aber ein Palaver wegen eines Diebstahls, den einer unserer Leute angeblich vollführt haben sollte, eine erdichtete Beschuldigung, wie es sich indess herausstellte, welche eine Erpressung bezweckte.

Am folgenden Morgen (19. Februar) machte der Mann, welcher uns den Weg zeigen sollte, unmotivirte Schwierigkeiten. Glücklicherweise hatte aber der schlaue Audu den Namen des Ortes — Gari Maharbá[6]) — und die Richtung des Weges sich gestern sagen lassen. So liessen wir denn den Herrn mitsammt dem Dorfkönig stehen und zogen in der bewussten Richtung ab, zum grossen Aerger des getäuschten Publikums.

Die Luft war heute weniger rauchig und die hohen Gebirge im NW. daher sichtbar. Auch in NO. war ein etwa vier Kilometer entfernter niedriger Bergstock erkennbar, der etwa hundert Meter Höhe besitzen mochte.

Der Weg führte über ein ebenes Gneiss- und Granitland. Links floss in geringer Entfernung der Faro, rechts waren die steilen tausend bis tausendzweihundert Meter hohen Gebirgsmauern sichtbar, auf deren südlichste Vorsprünge zu der Weg führte, Bereits nach einstündigem Marsch fanden wir einen Mann, der als Führer nach Gari Maharba engagirt wurde und erreichten bald darauf die Strasse von Tschamba nach Kontscha, auf welcher wir eine Haussa-Karawane

antrafen. Dieselbe ging ebenfalls in der Richtung nach Gari Maharba, blieb aber bereits in einem Dorf vor dem Mao Deo, ihrer Heimath, zurück. Ihr Führer gab sich als der König über den ganzen Distrikt, zu dem auch Maharba gehöre, aus und wollte uns veranlassen in seinem Dorf zu bleiben, weil das Ziel unseres Marsches viel zu weit sei. Wir kannten aber diese Herren bereits zu gut, um auf solche Schwindeleien, welche doch nur auf Ausbeutung ausgehen, hineinzufallen. In der That stellten sich später seine Angaben, auch seine ganze Oberherrschaft, als Lügen heraus. Bald hinter dem Dorf dieses Schwindelkönigs erreichten wir den inselreichen sechshundert Meter breiten, aber sehr flachen Mao Deo, welcher von Kontscha herkommt. Er hatte in dieser Jahreszeit nur eine schmale flache Wasserader; die Uebergangsstelle lag dicht oberhalb seiner Einmündung in den Faro, an dessen linkem Ufer wir weiterzogen. Um drei Uhr erreichten wir endlich Gari Maharba, ein aus einem halben Dutzend Höfen bestehende Ansiedlung, welche ausschliesslich von Elephanten jagenden Haussa bewohnt wird. Der Ort liegt auf dem acht bis zehn Meter hohen Uferrand des Faro, welcher hier eine Wasserfläche von hundert Meter Breite besitzt, während sein Bett, eine Längsstufe mit eingerechnet, drei- bis vierhundert Meter breit sein mag. Unser Lager wurde im Schatten mächtiger Fikusbäume aufgeschlagen und der Platz war ganz danach angethan, einige Tage zu stationiren.

Bald nach unserer Ankunft kam der Dorfkönig zum Besuch. Er war das Oberhaupt der Jägerkolonie, welche sich hier am Rande der gewaltigen, wildreichen Farowildniss niedergelassen hat, um Elephanten zu jagen, während die von ihnen bebauten Felder ihnen den nöthigen Lebensunterhalt sichern. Vor kurzem hatte man einen mächtigen Elephantenbullen erlegt, dessen Zähne so schwer waren, dass ein starker Mann einen Zahn nur mit Mühe fortzutragen imstande gewesen war. Die Thiere werden von einzelnen Jägern gepirscht und von diesen mit vergifteten Lanzen erlegt, welche aus Feuersteingewehren geschossen werden. Der Lauf derselben wird mit Pulver geladen, die Lanze, welche einen etwa fünfzig Centimeter langen Stiel hat, hinein gesteckt, so dass das Eisen aus der Mündung heraussieht, und dieselbe aus zwanzig Schritt Entfernung auf das Thier abgefeuert. Die Wucht der Lanze soll so bedeutend sein, dass sie durch den Elephanten hindurchdringt, das heisst, wenn sie nicht auf Knochen trifft, also z. B. durch den Hals und den Bauch. Das Gift tödtet das verwundete Thier in einer halben Stunde.[7]) Der Elephant ist leider ein so unstäter Geselle, dass man ihn immer nur zufällig irgendwo antrifft. Auch Nashörner sollten hier fehlen, dagegen Flusspferde mit Sicherheit anzutreffen sein, und zwar an zwei Stellen im Faro. An einer nahe gelegenen, — hiess es — hielten sich nur einige wenige auf, weiter oberhalb sollten sie aber in einer seeartigen Erweiterung des Flusses zu Hunderten leben. Die Batta, welche unterhalb Tschamba wohnen, kämen jährlich hier her, um in Booten die Flusspferde zu jagen, die sie mit vergifteten Lanzen erlegen. Bei dieser höchst gefährlichen Jagd würden jedes Mal einige Kanus umgeworfen und auch Menschen getödtet. In diesem Jahre

seien sie nicht gekommen, weil der König von Yola ihre Dörfer verwüstet, viele Leute getödtet und gefangen habe. — Und das alles Dank der Mizon'schen Gewehre!

Die Aussicht, Flusspferde anzutreffen, war uns natürlich sehr erfreulich; Uechtritz hatte denselben auf seiner Jagdreise in Südwestafrika vergeblich nachgestellt. Weniger angenehm war die Nachricht, dass die Tsetsefliege tsilláu f.; kudéngiwa h.; kíyi komágen kan.; im Lande wäre, und dass die Leute deshalb ihre Hausthiere in Tschámba untergebracht hätten. Da erfahrungsgemäss die Fliege in Südafrika mit dem wilden Büffel zusammen vorkommt, welchem ihr Biss nichts schadet und in dessen Mist ihre Larven aufwachsen sollen, so fragte Uechtritz sofort, ob es hier nicht Büffel gäbe. »Massenhaft«, lautete die Antwort. In der That wurde auch während unseres Aufenthaltes in Maharba in einem Nebendorf ein Büffel geschossen. Der Dorfkönig warnte uns davor, die Pferde an das Wasser gehen zu lassen, desgleichen ihnen Gras vom Flussufer zu geben. Er selbst bereitete eine Medizin aus Zwiebeln und anderen Stoffen, mit welcher er die Pferde am ganzen Körper einrieb. Sie blieben auch von der Krankheit verschont.

Am Nachmittag liess ich mich von dem baumlangen Ogu, einem Landsmann meines Boys aus Ida, durch den brusttiefen Faro tragen, um an dem anderen Ufer Perlhühner zu jagen. Spuren von Antilopen, Pavianen, Leoparden und Flusspferden waren im Sande des Flusses häufig und deuteten auf den grossen Wildreichthum der Gegend hin.

Am Abend kam Audu und erzählte, dass er von einer Frau gehört, der Dorfhäuptling habe eine Rathsversammlung abgehalten, weil er uns und unseren Zwecken misstraue, und schliesslich einen Boten an seinen Oberherrn in Tschamba geschickt, mit der Botschaft, es wären zwei Weisse hier mit vielen Gewehren, angeblich um Flusspferde zu schiessen; was solle er thun? Glücklicherweise kam am anderen Morgen der Bote bereits zurück mit der Weisung, er solle die Weissen gewähren lassen.

Am frühen Morgen setzten wir über den Faro und gingen zwei Stunden lang durch Buschwald nach Süden hin. Unterweg scheuchten wir eine Paviansheerde auf, welche in wilder Flucht davon sprang. Endlich erreichten wir wieder den Fluss, der hier unterhalb einer Felsbarriere, welche ihn absperrt, etwa hundert Meter breit und augenscheinlich sehr tief war. Weiter stromabwärts sollte er dagegen flach sein. Die Ufer waren sechs bis acht Meter hoch und mit Gestrüpp bewachsen. Dieses selbst war von zahlreichen brusthohen Tunnels durchzogen, welche vom Fluss in den Buschwald führten, die gewohnten Gänge der Flusspferde.

In dem beschriebenen Bassin, dessen Strömung fast Null war, sahen wir schon von Weitem schwarze Gegenstände auftauchen und wieder verschwinden: die Köpfe von Flusspferden. Unser Jagdeifer wurde entfacht, wir trieben die Pferde an und bald krachte der erste Schuss. Die Thiere, vier an der Zahl,

wie die Leute zuerst behaupteten, doch sahen wir später nur drei — tauchten schnaubend auf, glotzten anfangs neugierig nach dem Ufer, wurden jedoch sehr schnell gewitzigt, blieben lange unter dem Wasser, schwammen hin und her und tauchten nur für wenige Augenblicke wieder auf. Wir selbst standen am Ufer und folgten den Thieren, deren Schwimmen unter dem Wasser oft ein Streifen auf dem Wasserspiegel verrieth, mit den Augen, um im Moment des Auftauchens die Büchse an die Backe zu reissen. Uechtritz schoss mit seiner Elephantenbüchse, ich mit meiner Expressdoppelbüchse. Wir mussten übrigens blitzschnell zielen und feuern und zwar auf ein kleines, bewegliches Ziel in hundert und mehr Metern Entfernung. Viele Kugeln sassen und bald waren sämmtliche Thiere verwundet; allein wirksam konnte doch nur ein Schuss in das kleine Gehirn sein. So zog sich die spannende Jagd in die Länge. Die Leute selbst waren in Aufregung gerathen und stiessen immer ein Jubelgeschrei aus, wenn ein Schuss sass. Einige hatten sogar die Pferde an das Ufer geführt und schrien: ngabu, ngabu, doki — Flusspferd, Flusspferd, sieh doch das Pferd! — um durch den ungewohnten Anblick die von Natur neugierigen Thiere zu längerem Auftauchen zu veranlassen. Vergebens! Eine halbe Stunde lang hatte das Scheibenschiessen gedauert, auf welches wir garnicht vorbereitet gewesen waren; denn ein Jeder von uns hatte nur ein Dutzend Patronen mitgenommen. Wir mussten daher Leute zurückschicken, um mehr Munition zu holen. Die eingeschüchterten Thiere zogen sich schliesslich in das tiefste Wasser an der Felsbarrière zurück und tauchten nur selten und für einen Augenblick auf. Wir hatten jeder nur noch einige Kugeln zu versenden, unsere Ehre stand auf dem Spiel. Da tauchte ein Kopf empor, ich feuere schnell, der Kopf verschwindet, taucht aber im nächsten Augenblick wieder auf, blutüberströmt, verschwindet wieder, dann ist Alles ruhig. Dafür erscholl das vielstimmige Triumphgeschrei der Leute, welche vor Freude umhersprangen und als Ausdruck der Begeisterung nach mir mit der Faust schüttelten. Minuten vergingen; schon glaubten wir, der Schuss sei tödtlich gewesen, als das verwundete Thier mit Schnauben und Plätschern mehrere hundert Meter stromabwärts auftauchte. Ich eilte zur Stelle. Wiederholt tauchte das blutende Thier auf; ein mächtiger Blutstrahl schiesst in zuckenden Strahlen aus der Nase und beim Schnauben schleudert es Blutmassen heraus. Das Wasser färbt sich roth. Immer häufiger taucht es empor, immer wilder tobte es, zuweilen schiesst es mit dem halben Körper aus dem Wasser, wie ein Delphin. Es war ein furchtbares Bild, dieses langsame Verbluten des Riesenthieres. Dazu als Sterbelied das Jubelgeschrei der begeisterten Träger, denen der reichste »Chop« winkte. Eine Kugel aufs Blatt beschleunigte den Todeskampf des armen Thieres; seine Zuckungen, sein Wüthen liessen nach, noch einmal tauchte es auf, dieses Mal der weisse Bauch mit den kurzen Beinen oben, das Zeichen des eingetretenen Todes, dann war es aus. Uechtritz hatte weniger Glück, erfolglos verschoss er seine Patronen auf die noch übrig gebliebenen zwei Thiere und wir konnten erst in zwei bis drei Stunden auf Ersatz

rechnen. Es mochte Mittag sein. Ein Fischer, welchen wir am Ufer gefunden, hatte unterdess ein Kanu herbeigeholt und mit Hülfe desselben begannen die Versuche, das Thier, welches in etwa zwei Meter tiefem Wasser lag, an das Ufer zu schaffen. Der Hippo war bald gefunden, einige unserer Leute schwammen zu der Stelle hin, wo er lag, andere holten aus dem Busch lange Lianen, welche als Stricke um die Beine des todten Thieres gewickelt wurden. Vom jenseitigen Ufer aus wurde es in das flache Wasser gezogen und dann unter Singen und Schreien auf das trockene Ufer gerollt. Wir setzten ebenfalls im Kanu auf das andere Ufer über. Das erlegte Flusspferd war ein mächtiges Männchen von dreieinhalb Metern Länge. Eine Kugel aus Uechtritz Elephantenbüchse hatte den rechten Unterkiefer getroffen, ohne jedoch in den Knochen einzudringen, sie hatte sich vielmehr plattgedrückt. Ferner hatte es einige unwirksame Schüsse durch das Fleisch bekommen. Die tödtliche Kugel war unter dem rechten Auge eingedrungen und hatte augenscheinlich eine grosse Arterie getroffen; daher der Blutstrahl aus der Nase. So war denn das Riesenthier allmählig verblutet.

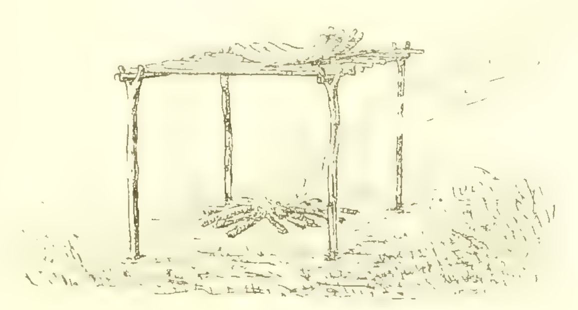


Abb. 102. Holzernes Gestell unserer Leute zum Fleischrosten. Gan Maharba. 1/10 nat. Gr. Nach Skizze.

Jetzt begann eine vielseitige Thätigkeit unter den Leuten. Barsa und Ssariki na toto, Fleischer ihres Zeichens nach, begannen das Thier zu zerlegen. Aus dem Rücken wurde ein grosses rechteckiges Hautstück ausgeschnitten, aus welchem wir uns Peitschen machen wollten. Dann entstand ein wildes Getümmel um das Flusspferd, wie um den Leichnam des Patroklos. Jeder säbelte mit dem Messer Haut und Fleischstücke ab, so viel und schnell er konnte und reichte dann die Beute seinem befreundeten Hintermann, der sie freudigen Blicks davontrug. Natürlich brach in kurzer Zeit Streit und Zank unter den leidenschaftlich erregten Leuten los und um demselben ein schnelles Ende zu bereiten, liess Uechtritz alles Fleisch auf einen Haufen zusammenlegen, behufs späterer gleichmässiger Vertheilung; Privataquisitionen waren nur in sehr beschränktem Maasse gestattet. Während nun ein Theil der Leute das Thier zerfleischte, holten andere aus dem Busch Brennholz und Holzstäbe, aus denen sie Roste errichteten. Bald schmorten denn auch die Fleischstücke über dem Feuer. Unterdessen war es gegen vier Uhr geworden. Die Sonne neigte sich bereits bedenklich, aber noch immer kamen die Leute mit den Patronen nicht. Schliesslich versuchten wir mit den Mauserkarabinern der Leute die Jagd wieder aufzunehmen, jedoch ohne Erfolg. Uechtritz fasste auf dem Sande Posto, ich lagerte mich bequem auf einem vorspringenden Stein der Felsbarrière. Nur

ein- oder zweimal hatten wir Gelegenheit, auf einen auftauchenden Kopf zu feuern. Endlich kamen die frischen Patronen und Uechtritz vermochte jetzt einem der Thiere mit einer Kugel aus der Elephantenbüchse den Hinterkopf zu treffen. Von jetzt ab kamen wir überhaupt nicht mehr zum Schuss; denn das letzte Flusspferd blieb lange, fünf bis zehn Minuten, unter Wasser und streckte nur dann und wann seine Nase heraus, um rasch Luft zu schöpfen und wieder unterzutauchen. Uechtritz wurde bald darauf abgerufen und setzte mit dem Kanu auf die andere Seite des Flusses über, ich selbst blieb auf dem Felsblock liegen. Mein Jagdeifer war befriedigt und ich wendete meine Aufmerksamkeit mehr dem reichen Thierleben im Flusse zu. Es war ein idyllisches Plätzchen, dieses Bassin unterhalb des Felsenriegels, das reine Aquarium. Schwärme von Fischen schossen zwischen den Felsen in dem klaren Wasser hindurch, sprangen auch hier und da über die Wasserfläche hin; hier tauchte der Kopf eines mächtigen Krokodils empor, das nur wenige Centimeter über dem Wasserspiegel ragte und sich regungslos von der langsamen Strömung abwärts treiben liess, um dann plötzlich zu verschwinden. An dem flachen sandigen Ufer tummelten sich Schaaren junger, nur armlanger Krokodile und kamen auf den Sand gekrochen. Die Köpfe und breiten Körper, welche allenthalben den Wasserspiegel in Bewegung setzten, auftauchten und verschwanden, rührten von Schildkröten her, die den Fluss zahlreich bevölkerten. Mit einem starken Angelhaken und Fleischstücken hätte man sie und die Krokodile leicht ködern können. Aus meinen Träumereien wurde ich durch einen Schuss aufgeweckt, der einige hundert Meter unterhalb fiel. Gleich darauf stürzte ein Flusspferd von dem Uferrand in das flache Wasser und drehte sich wie im Kreisel herum. Auf einen zweiten Schuss brach es zusammen. Ein Junge hatte nämlich in dem Ufergebüsch flussabwärts von der Schlachtstelle ein Flusspferd bemerkt und Uechtritz davon benachrichtigt. Dieser hatte sich auf das andere Ufer übersetzen lassen und war vorsichtig in das Gebüsch geschlichen. Plötzlich hatte er, zehn bis fünfzehn Schritte vor sich, das Thier durch das Gebüsch halb verdeckt, erblickt und auf die Stelle, wo seiner Berechnung nach das Blatt sitzen musste, gefeuert. Das Thier war in das Wasser gestürzt. Ein zweiter Schuss in den Kopf hatte ihm den Rest gegeben. Es war ebenfalls ein Männchen, aber bedeutend kleiner.

Unterdessen war nun das zuerst geschossene Thier zum grössten Theil geschlachtet worden. Das Fleisch wurde unter die einzelnen Leute zum Tragen vertheilt und der Schädel mit den Zähnen gleichfalls mitgenommen. Als die Sonne bereits untergegangen war, traten wir den Rückweg an. Bagirmi und einige andere Leute blieben, um das zurückgelassene Fleisch zu rösten und zu bewachen, an dem Fluss zurück. Während des Marsches durch die Dunkelheit kreuzte etwa fünfzig Schritt vor der Spitze des Zuges ein grosses Thier den Weg, ein Elephant, wie die Leute meinten. Am folgenden Tage ergab aber die Untersuchung der Spur, dass es ein Büffel gewesen.

Obwohl wir den Tag über nichts gegessen hatten, war ich unfähig das Geringste zu geniessen, fühlte mich unwohl und legte mich deshalb sofort zu Bett. Bereits seit mehreren Tagen hatte ich an Durchfällen gelitten, seit zwei Tagen waren täglich zehn bis zwölf Mal Entleerungen von grüngelbem Wasser mit unverdauten Speiseresten erfolgt. Alle Medikamente, wie Opium, Dover'sches Pulver u. a., waren bisher wirkungslos gewesen. Da der Schlaf in dieser Nacht aber gut war, so ritt ich am nächsten Morgen noch einmal zu dem Flusspferdplatz, wo während der Nacht ein todtes Flusspferd an der Oberfläche des Wassers erschienen war, mit einer tödtlichen Kugel aus Uechtritz' Büchse im Hinterkopf. Bekanntlich dauert es gewöhnlich fünf bis sechs Stunden, bis todte Flusspferde zur Oberfläche des Wassers aufsteigen. Das letzte Thier, welches allein dem Blutbad entgangen war, hatte in der Nacht nach seinen todten Ge-fährten laut gebrüllt und sich dann über die Felsbarrière stromaufwärts gerettet.

Am Fluss angelangt, war ich so erschöpft und elend, dass ich nach kurzer Rast wieder in's Lager zurückritt. Das gestrige Unwohlsein hatte in mir den Verdacht erregt, dass die Krankheit ein versteckter Malariaanfall sei. Ich nahm daher eine starke Dosis Chinin und in der That hörten die Durchfälle wenige Stunden später auf. Am folgenden Tage war ich bereits wieder vollständig oben auf.



Abb. 163. Eiserne Kette; Amulet eines Elephantenjägers aus den Haussaländern. 1/3 nat. Gr. Flegelsche Sammlung M. f. V. Berlin

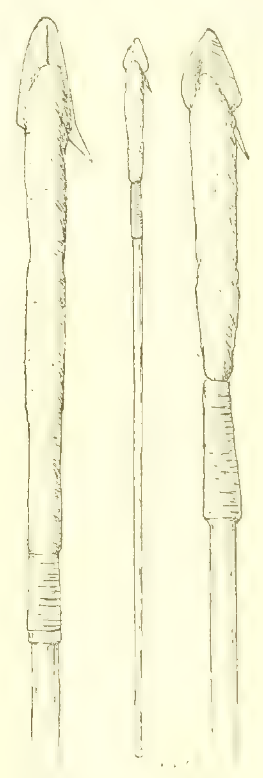


Abb. 164. Lanzen zum Schiessen aus Gewehren. Gari Maharba. 1/4 nat. Gr. M. f. V. Berlin

Wir blieben noch zwei Tage in Gari Maharba. Während dieser Zeit haben unsere Träger und die Einwohner des kleinen Orts, zusammen etwa einhundertundzwanzig Personen, ununterbrochen geschmort, gebraten, gegessen und geschlafen, in endlosem Circulo, sogar während der Nacht, und im Laufe von drei Tagen auch glücklich die Flusspferde vollständig aufgezehrt. Die Fleischmasse eines Flusspferdes kann man getrost der von drei Ochsen gleichsetzen, zumal die Haut des Thieres ebenfalls gebraten und neben dessen fettreichen Lippen sogar als Delikatesse geschätzt wird. Die Rechnung ergiebt demnach, wenn man jeden Hippo auf dreissig Centner annimmt, dass ein Jeder Mann in drei Tagen siebzig bis achtzig Pfund Fleisch gegessen hat; eine ganz bemerkenswerthe Leistung eines Negermagens.

Der Dorfkönig, welcher mit seinen sämmtlichen Unterthanen mitschwelgte, hatte alles Misstrauen fahren lassen. Er verkaufte uns zwei Elephantenlanzen und erzählte auch, dass er früher für den Emir von Ngaumdere gearbeitet habe, unter der Bedingung, von jedem geschossenen Elephanten einen Zahn zu bekommen. Nachdem er zwölf Elephanten geschossen und keinen Zahn bekommen, habe er von dem Emir eine den sechs Zähnen entsprechende Bezahlung verlangt, d. h. etwa hundert Sklaven. Mag diese Forderung auch etwas übertrieben gewesen sein, so wird doch Jeder zugeben, dass die königliche Bezahlung — eine blaue Tobe — nicht gerade preiswürdig ausgefallen ist. Wir konnten uns also trösten, nicht die einzigen gewesen zu sein, welche der noble Herrscher ausgebeutet hatte.

Der Elephantenjäger quittirte nun den Dienst und gründete sich am Rande der Farowildniss eine eigene Niederlassung, Gari Maharba, deren König er unter der Oberheit des Sultans von Tschamba wurde. Er ist zwar verpflichtet, seinem Lehnsherrn je einen Zahn abzugeben, allein hier ist er derjenige, welcher die Macht in der Hand hat, d. h. beide Zähne behält und verkauft. Der benachtheiligte Tschamba-Emir hat denn auch bereits gedroht, den ungetreuen Vasallen mit Krieg überziehen zu wollen, wenn er den schuldigen Tribut noch fernerhin unterschlagen sollte.



XVII. KAPITEL.

Vom Faro zum Tschebtschi-Gebirge.

Am 24. Februar verliessen wir Gari Maharba und zogen in nordwestlicher Richtung über ein welliges Gneissland hin, das mit ödem, hässlichem Bauschi- und Gaude-Busch bestanden war, bis wir das südliche Ufer des 500 Meter breiten Mao Deo erreichten. An diesem marschirten wir aufwärts, bald durch hohes Gras, bald durch dichtes Gestrüpp und offene Faddamas. An mehreren Stellen enthielt der Boden so zahlreiche Elephantenspuren aus der Regenzeit, dass der Weg für die Pferde und Träger recht beschwerlich wurde. Der Elephant tritt mit seinem breiten Fuss die Oberfläche des Bodens einfach in die Tiefe, sodass ein 25—30 cm tiefes, rundes Loch entsteht, dessen Boden die ehemalige Oberfläche bildet. Wie das Flusspferd hat auch der Elephant gleich grosse Zehen, im Gegensatz zum ersteren unterscheidet sich seine Fährte jedoch durch den zickzackförmigen Verlauf der einzelnen Spuren. Das Flusspferd dagegen bildet, abgesehen von der geringeren Grösse, entsprechend seinen kurzen Beinen und seinem breiten Körper, zwei parallele Reihen von Fussabdrücken.

Um zwei Uhr Nachmittags passirten wir den Fluss, durchquerten das Dörfchen Uro Gao und lagerten eine Viertelstunde später nördlich von Uro Mála, einem Fullaort von 25—30 Gehöften. Der Ort liegt in der Ebene, welche sich bis an den Fuss des gewaltigen 1000—1200 Meter hohen Hossere Ssattú

Kopfleiste: Termitenhügel in einem Thal westlich von Yola. Nach Skizze.

hinzieht, dessen schwarze Wände und steile Felszacken einen malerischen Hintergrund für die Savannen und die Fächerpalmen im Vordergrunde abgeben. Das Gebirge erscheint fast vegetationslos und todt. Abends, als die Sonne gesunken, blitzten aber hie und da von seinen Abhängen in vielen hundert Metern Höhe Lichtpunkte auf, die Ansiedelungen von Heiden verrathend, welche in dem öden Gebirge sichere Schlupfwinkel gegen ihre Bedränger gefunden haben.

Wir hatten beabsichtigt bis nach Laro und von dort direkt nach Westen zu gehen, erfuhren hier aber, dass es einen näheren Weg über das Gebirge gäbe und diesen schlugen wir am folgenden Tage ein. Es ging das Thal des Mao Mali hinauf, welcher bei seinem Austritt aus dem Gebirge eine breite Alluvialebene aus hellgrauem Thon bildet. Dieselbe war vorwiegend mit Dornsträuchern, besonders Akazien, bestanden, welche solchen Boden sehr zu lieben scheinen. Zwar blieb der Thalboden anfangs breit, doch erhoben sich bald zu beiden Seiten die gewaltigen Granitmauern, Thürme und Zacken des H. Ssattu und Kollá, welche ein ebenso landschaftlich schönes als geologisch interessantes Bild gewährten. Denn man konnte hier die verschiedenen Verwitterungsformen des Granits, in engem Rahmen zusammengefasst, studiren. Das Gestein ist ein sehr grobkrystallinischer Granit mit bis mehrere Centimeter grossen Krystallen, welcher unter dem Einfluss der Sonnenbestrahlung in einen Grus von zerbrochenen Feldspathkrystallen zerfällt. Derselbe lagert sich als sanfter Abhang am Fuss der Berge ab. Mehr noch als diese Gruslager dürften dem Reisenden die gewaltigen Blockmauern auffallen, welche die Gehänge, ja die Gipfel der Berge bedecken. Sie bestehen aus gewaltigen, runden und eckigen Blöcken und thürmen sich nicht selten zu phantastischen Mauern und Burgen auf. Am auffallendsten und für den Charakter der Landschaft am wichtigsten sind indessen die glatten Wände und Buckel, welche infolge Abspringens von Gesteinsschalen entstehen. In den Ebenen treten oft genug mehrere hundert Quadratmeter grosse glatte, flache Buckel frischen Granits



Abb. 106. Zwölf Meter hoher Granitthurm mit theilweise abgesprungenen Schalen.
Kamm der Südkette des H. Gambagam.
(Nach Skizze.)

heraus, ähnlich glacialen Rundhöckern. Sie sind völlig vegetationslos und man sieht auf ihnen noch oftmals Reste von abgesprungenen Schalen liegen, sogar mehrere Systeme über einander. Die Schalen besitzen eine Dicke von 20—70 Centimetern bis zu mehreren Metern. Für die Bevölkerung haben diese platten Gesteinflächen insofern Wichtigkeit, als sie natürliche Tennen für das Dreschen des Getreides und Reibsteine zum Kornmahlen abgeben. An den Bergabhängen dagegen entstehen riesige, bis 200 Meter hohe, glatte, schwarze, leicht gewölbte Wände, an deren Fuss sich die zu Blöcken zerschellten, abgeplatzten Schalen angesammelt haben. Nicht selten sieht man noch Schalenreste, ja grosse Partien noch nicht abgesprungener Schalen, an den Wänden kleben. Uechtritz theilte mir mit, dass er genau dieselben Bildungen in Brasilien oft habe beobachten können.



Abb. 167. Granitbuckel mit Schalenresten.
Zwischen Uro Bobdo und Gambagani.
(Nach Skizze.)

Das Thal war nicht unbewohnt, denn die alluviale Thalebene war mit Hirsefeldern bedeckt. Kleine Hütten, d. h. kegelförmige Grasdächer auf Holzstäben, standen auf den Feldern und an den Ecken derselben war schützende »Medicin« angebracht, ein Stock mit Stroh umwickelt oder ein grosser Stein, Lappen und Aehnliches. Die Ansiedelungen entdeckten wir aber erst später. Sie lagen auf den Bergabhängen zwischen den Felsblöcken so versteckt, dass man selbst auf wenige hundert Meter Entfernung die kleinen Hütten und mannshohen Kornurnen nur undeutlich erkennen konnte. Kampfbereit sassen die Männer auf den Blöcken und beobachteten die vorbeiziehende Karawane. Die armen Kolla hatten allerdings alle Veranlassung auf ihrer Hut zu sein, da sie oft genug vom Sultan von Tschamba bedrängt werden. Unsere Leute empfanden freilich mit den Verfolgten kein Mitleid, sondern spotteten über die Armseligkeit der Dörfer. Selbst der gebildete Koch bemerkte verächtlich zu Tom, dass es in seinem Country solche Countrys nicht gäbe.

Bis Mittag war der Weg mit allmähliger Steigung in die Thalebene gegangen. Diese wurde jedoch plötzlich schmal und wir stiegen nun die Stufe aus Granitgrus hinauf, welche die Abhänge des Gebirges umgiebt. Der 400 Meter hohe Hossere Kolla brach plötzlich mit einer glatten schwarzen Wand ab und nördlich folgte auf ihn das doppelgipflige Yelú-Gebirge. Dieses umgingen wir von Norden her an der Stelle, wo es, ebenso wie der H. Ssattu, in eine wellige Hochebene übergeht, welche etwa 200 Meter höher liegt als das Thal des Mao Deo.

Auf den nördlichsten Vorbergen des Yelu-Gebirges lagen einige Dörfer der Yelú, in deren Nähe wir unter prachtvollen, rothblühenden Parkia-Bäumen die Zelte aufschlugen. Die Parkia — doráua h. — ist ein breitästiger Baum mit akazienähnlichen Blättern. Seit Ende Januar stand er in Blüthe und es hingen hunderte der pfirsichgrossen, blutrothen Blüthenkugeln von jedem Baum herab und bedeckten den Boden zu seinen Füssen. Aus ihren reifen Schoten werden, wie schon erwähnt, die Dadáua-Kuchen gemacht.[1]) Obwohl das Dorf nicht sehr weit entfernt war, kamen keine Leute in's Lager, nur einige Bewaffnete waren in der Ferne sichtbar. Einige Boten, welche in den ca. 1/4 Stunde entfernten Hauptort geschickt wurden, kehrten mit der Nachricht zurück, der König und seine Leute fürchteten sich zu kommen. So Unrecht hatten die Heiden mit ihrer Vorsicht nicht, denn sie werden von den hinterlistigen Fulbe auch zu niederträchtig behandelt. Nicht selten kommt es vor, dass eine Schaar Fulbe unter Vorspiegelungen von Freundschaft einen Heidenkönig mit seinem Gefolge aus dem sicheren Dorf in ihr Lager lockt, dort gefangen nimmt und dann das wehrlose Dorf plündert. Es bedurfte längerer Unterhandlungen und Geschenke, um den Dorfhäuptling dazu zu bewegen, mit seinem »Minister« in das Lager zu kommen. Kurz vor Sonnenuntergang erschien auch wirklich ein alter hässlicher, triefäugiger, widerlicher Heide, der bis auf ein Schamtuch nackt ging und sich gegen etwaigen Zauber mit »Medicin«, Koransprüchen in Ledertäschchen, welche auch von den Heiden getragen werden, massenhaft behängt hatte. Er brachte zwei Hühner und eine Kalabasse mit Pferdekorn als Geschenk, erhielt dafür einen rothen Tarbusch und rothen Croydon als Gegengeschenk, athmete aber sichtlich auf, als er entlassen wurde.



Abb. 108. (Gruppe von Yelu. Nach Photographie.)

Uechtritz hatte in der Nacht einen Fieberanfall bekommen und deshalb blieben wir heute (26. Februar) hier. Obwohl die Freundschaft äusserlich

geschlossen war, brachten die Heiden doch nur sehr wenig zum Verkauf, vor allem erschienen keine Frauen, ein deutliches Zeichen des noch bestehenden Misstrauens. Einige Weiber, die ich von weitem sah, waren bis auf einen Schurz von Blättern nackt; auf dem Kopfe hatten sie eine kleine schwarze Mütze. Die Männer trugen einen Schurz, ähnlich dem der Bokko, und waren mit Bogen, Pfeilen und Lanzen bewaffnet. Die oberen Schneidezähne hatten sie spitz gefeilt. Obwohl sie unter der Oberhoheit von Kontscha stehen und regelmässigen Tribut zahlen, sind sie doch nicht selten den obenerwähnten Brandschatzungen und Ueberfällen von Seiten ihres Herrn ausgesetzt. Ohne Schutz von aussen, ohne Zusammenhang unter einander, werden so die einzelnen Heidenstämme immer mehr geschwächt und unterliegen schliesslich, trotz ihrer Verstecke und Schlupfwinkel, dem mohamedanischen Feinde.

Ich benutzte den Tag zur Jagd auf Perlhühner, welche in der Umgebung des Lagers sehr zahlreich waren. Dabei war ich von einer Heidenschaar gefolgt, welche wohl zum ersten Mal in ihrem Leben mit Feuerwaffen Bekanntschaft machte und jeden Schuss mit Ausrufen der Ueberraschung begleitete. Sie stritten sich um die Ehre, die erlegten Hühner tragen zu dürfen und oftmals entstand eine wilde Jagd, wenn sie ein angeschossenes Huhn durch das Gebüsch verfolgten. Im Lager sassen sie dann noch stundenlang und erzählten ihren staunenden Landsleuten von der wunderbaren Medizin der Weissen. Gegen Abend zog ein Gewitter über uns hin, es fielen auch einige Regentropfen, die ersten seit Ende Oktober. Bezogenen Himmel hatten wir zwar seit einigen Wochen schon oft gehabt, in Ngaumdere sogar fast an jedem Abend, allein niemals Gewitter, welche hier die ersten Boten der kommenden Regenzeit sind.

Da Uechtritz am nächsten Tage fieberfrei war, so brachen wir auf und zogen bis Mittag über ein welliges Gneissland mit Buschwald nach NNW. hin. Der Gaudestrauch, welcher seit Januar in Blüthe stand, trug bereits goldgelbe, reife Früchte, welche von den Leuten mit Vorliebe gegessen wurden. Eine blattlose, fusshohe Wolfsmilchstaude mit einfachem Stamm — tínya h., burṓdji f., garúru kan., — welche wir hier zum ersten Mal beobachteten, wuchs in dem Buschwald zerstreut. Ihr Saft wird übrigens von den Heiden zur Herstellung von Pfeilgift verwendet.

Mittags erreichten wir den grossen Ort Dálami, welcher aus zwei Abtheilungen besteht, einer kleinen Fulbeansiedlung von einem Dutzend Gehöften und einem Heidendorf der Dékka oder Dákka, dessen dicht gedrängt stehende Häuser oder Höfe wohl zwei bis dreitausend Menschen fassen mochten. Dalami gehört zu Yola und sein Oberhaupt, der heidnische Lamido, welcher uns besuchen kam, erzählte, dass sein Vater hier bereits geherrscht habe, dass er selbst erst vor wenigen Jahren zur Regierung gekommen und in Yola durch Anlegung eines Turbans gekrönt worden sei. Eine der Sklavinnen, welche seine Geschenke überbrachten, eine Frau vom Stamme der Bútē, hatte mehrere tiefe Narben in den Oberarmen. Sie war einst auf einer Sklavenjagd von zwei Fulbe zugleich ergriffen worden

und, da keiner sie dem anderen gönnte, hatte man sie mit Schwerthieben zu Boden geschlagen und so liegen gelassen. Ihre Wunden waren indess nicht tödtlich gewesen und sie war einem anderen Feind in die Hände gerathen.

Am Nachmittag zog wiederum ein Gewitter mit starkem Wind über uns hinweg, aber wie gestern, ohne Regen.

In Dalami wurde ein Mann als Führer nach Bakundi engagirt. Er war der Typus eines reinen Fulla, mit dünnen, feinen Lippen, hoher, schmaler, gerader Nase, welligem Haar, von hoher, schlanker, kräftiger Gestalt. Eine Marmorbüste von ihm würde wohl Mancher eher für die eines Hermes, als eines Afrikaners halten. Der heutige Marsch war kurz und brachte uns bis zu dem kleinen Fulla-Ort Nyeri am Mao Ini, der folgende — 1. März — bis Uro Bóbdo, am Mao Dinya, einem Flüsschen, an welchem wir beständig aufwärts mar-



Abb. 100. Feldhäuschen der Kolla, vielleicht Fetischhütte.
(Nach Skizze.)

schirten. Bevor wir den Fulbeort erreichten, passirten wir die Heidenstadt. Die Gehöfte derselben unterschieden sich äusserlich in nichts von denen der Fulbe, nur fielen an Stangen aufgehängte Bündel von Maiskolben auf, welche in den Gehöften standen und wohl als Fetisch aufzufassen sind.[2]) Die Männer hatten Fulbetracht, die Frauen gingen dagegen bis auf Blätterbüschel, welche vorn und hinten an einem handbreiten Gürtel aus himmelblauen Perlen herabhingen, nackt. Als Kopfbedeckung trugen auch sie, ebenso wie die Durru und Yelú, eine kleine schwarze Mütze. An dem vorderen Rand derselben, zwischen Mütze und Kopf, hatte eine jede ein beilförmiges Stück Eisenblech stecken, ein Rasiermesser, wie es sich herausstellte.

Die Fulbestadt besteht aus mindestens fünfunddreissig bis vierzig Gehöften. Die Fulbefrauen trugen seit Uro Mali wieder die hohe Mütze, seit Nyeri sogar die Haarwülste an den Schläfen, wie in Yola. Der König dieser grossen Stadt hielt es zwar unter seiner Würde, uns einen Besuch zu machen, dagegen waren seine Unterthanen um so neugieriger und ganze Schaaren sassen vor dem Zelt.

Darunter fiel uns ein Mann mit einer fabelhaften Frisur auf, zehn bis fünfzehn Centimeter langen Haaren, welche à la Struwelpeter von seinem Haupt ausstrahlten. Sein Anblick wirkte um so komischer, als sich hier die Männer den Kopf total zu rasiren pflegen. Wir mussten Beide über ihn herzlich lachen. Die Gruppe der Neugierigen merkte bald warum und lachte mit. Der Struwelpeter blickte verlegen beiseite, stand schliesslich auf und ging weg, kam aber bald wieder



Abb. 170. Ein Badawere aus Uro Bobdo.
(Nach Photographie.)

mit einer Mütze aus blauen, rothen, grünen und gelben Zeugstreifen, unter welcher er sein Haar verhüllt hatte. Zugleich brachte er ein Schaf zum Verkauf mit. Audu, über die seltsame Erscheinung befragt, erklärte ganz ernsthaft, das sei ein Badawére, »he sit down for road and kill men«. Also ein Räuber. Die Haare aber liesse er so lang wachsen, »for make fear the people«, um die Leute zu erschrecken. Welche Ironie!

Die Badawére sind, wie wir nun erfuhren, professionirte Räuber, welche einzeln und in Trupps an den Strassen Karawanen und einzelnen Wanderern auflauern. Theils als Schreckmittel, theils als Standeszeichen tragen sie das be-

schriebene Struwelpeterhaar. Unter einander scheinen sie einen Bund zu bilden. Obwohl Jeder sie kennt, obwohl sie sogar selbst mit ihrem Gewerbe renommiren, leben sie doch, ohne Verfolgungen zu erleiden, in den Städten. Denn der Richter darf sie nur dann verhaften lassen, wenn sie auf frischer That ertappt werden. Es bestehen hier also beinahe englische Rechtszustände. Ein verhafteter Räuber muss aber nach Yola zum Emir geschickt werden und erst dort darf er hingerichtet werden. In manchen Provinzen, z. B. Muri, muss angeblich sogar zur Hinrichtung eines Fulla die Genehmigung des Sultans von Sokoto eingeholt werden. Natürlich fuhren die Räuber ein wildes, ausschweifendes Leben. Aber Minne, Meth und Mannesmuth sind auch in Afrika die schönsten Zierden des Mannes und wie die europäische Damenwelt für's Militär, so schwärmt hier das schwache Geschlecht für die ritterlichen Badawere, welche von ihm mit Geschenken und Zärtlichkeiten überhäuft werden. Die galanten Räuber revanchiren sich ihrerseits mit Schenkungen von erbeuteten Schmucksachen.

Wie einst in Italien der Bravi, so scheinen sich hier die Vornehmen der Badawere als Diener zu bedienen. Wenigstens sollen sich diese unter dem verstorbenen Sultan Umoru in Yola sehr frei bewegt haben, von diesem sogar behufs Erhöhung seiner Einnahmen engagirt worden sein. Damals habe das Räuberunwesen in Blüthe gestanden. Suberu hat demselben jedoch ein Ende gemacht, in Yola darf sich jetzt keiner der Herren mehr blicken lassen; nur in weiterer Entfernung von der Hauptstadt scheinen sie sich noch zu halten. Hier erst erfuhren wir auch, dass die Stadt Gamssargu, in welcher wir die Bubandjidda-Gesandschaft empfingen, der Sitz eines berüchtigten Räuberhauptmanns Namens Malan Dúrga ist. Derselbe soll hundert Genossen haben — zwanzig wird wohl eher stimmen — nebst zweihundert Frauen. Nur während der Regenzeit hält sich die Bande in der Stadt auf; während der Trockenzeit beziehen sie ein Waldlager und machen die Strassen unsicher. Allerorts soll Malan Durga seine Späher haben, welche die Ankunft kleiner Karawanen auskundschaften. Der König von Gamssargu und der benachbarten Ortschaften ist ihm gegenuber machtlos, denn Malan Durga besitzt mágani deáua — viel schützende Medizin — wie Bornu-Bornu versicherte.

In Gamssargu befindet sich auch eine Ssariki n máta búrba, d. h. eine Weiberkönigin. Die Einrichtung von Weiberköniginnen ist eine höchst merkwürdige und wurde uns folgendermaassen geschildert. Wenn die Räuber einmal bei einem Gelage zusammensitzen, wird zuweilen die Frage aufgeworfen, ob man eine Weiberkönigin ernennen wolle. Bei den anwesenden Frauen wird angefragt, ob sich eine stark genug zu dieser Rolle fuhle. Dieselbe hat nämlich mutatis mutandis dieselbe Probe zu bestehen, wie in Ariost's Orlando furioso der Ritter Guido auf der Fraueninsel, und zwar höchst ungenirt coram publico. Wenn sie dieselbe bestanden, wird sie zur Ssariki n mata burba ernannt. Sie trägt fürderhin Männerkleider, Reitstiefel und lederne, mit Blech beschlagene Ringe an den Unterarmen als Abzeichen ihrer Würde, hält

sich bei den Männern auf, nimmt hoch zu Ross an deren Raubzugen und Trinkgelagen theil, kurz, gebärdet sich wie ein Mann, hat sogar ihre dienenden Sklavinnen. Im Gefecht treibt sie die Feigen an mit den Worten: »Komme, Feigling, verstecke Dich unter meine Röcke!« Manche sollen sogar selbst mitkämpfen. Von den Badawere wird sie beschützt und kann daher furchtlos alle Städte besuchen. Die Zahl der Weiberköniginnen soll nur sehr gering und, ebenso wie die Badawere, eine Specialität von Adamaua und Muri sein.

Eine andere merkwürdige Einrichtung, von welcher uns Audu bei Gelegenheit erzählte, ist die von angestellten Dieben. Alle grossen Sultane sollen eine Schaar Diebe im Dienst haben, welche für den Staatsschatz arbeiten und vom Gewinn Tantième erhalten. Diese Diebe werden nicht blos im eigenen Lande, sondern auch in den benachbarten Staaten verwendet. So schickt der Sultan von Yola die seinigen nach Kontscha, Tibati, Ngaumdere nach Sklaven und Elfenbein, während die Emire der letztgenannten Städte ihre Diebe in Yola »in Pferden machen« lassen. Grossen Umfang mögen die Diebereien nicht annehmen, dass sie aber vorkommen, ist immerhin interessant genug.

Ein kurzer Tagemarsch den Mao Dinya aufwärts brachte uns am 2. März zu dem grossen Heidenort Gambágani, welcher am Ostende des H. Gambagani liegt. Dieses Gebirge besteht aus zwei parallelen Granitketten, zwischen denen der Mao Dinya herauskommt. Mit seinen schwarzen Wänden, Felsthürmen und Blockhalden bildet er einen malerischen Hintergrund zu der grasigen Ebene des Dinyathals und dem ausgedehnten Heidenort am Uferrand des Flusses. Wir hatten mit dem heutigen Tage die Grenze der von Yola abhängigen Heiden erreicht, morgen sollten wir das Gebiet der freien Dekka betreten. Auch in Gambagani befand sich, wie in den Heidendörfern der früheren Tage, eine Fullakolonie, die zwar klein war, aber genügte, um die Heiden zu kontrolliren und die politische Fühlung mit Yola aufrecht zu erhalten. Unser bisherige Führer erklärte nicht weiter gehen zu können. Glücklicherweise fanden wir hier einen anderen, einen alten graubärtigen Fulla, welcher den Weg über das Gebirge schon oft gemacht hatte. Auch schlossen sich uns hier eine Schaar von Fulbehirten aus Muri an, welche unter unserm Schutz die Heidengebiete mit ihrer zwanzig Kopf starken Rinderheerde durchqueren wollten.

Am folgenden Tage ging der Marsch, in dem Thal des Dinya, zwischen den beiden Granitketten des H. Gambagani hin. Die mehrere hundert Meter breite Thalebene war mit Gras bedeckt, darüber erhoben sich die bewaldeten Schutt- und Blockhalden, Wände, Zacken und Thürme des Gebirges. Kurz vor zehn Uhr verengerte sich der Thalboden, die bewaldeten Berge sanken von vierhundert bis vierhundertundfünfzig Meter auf einhundertundfünzig bis zweihundert Meter Höhe herab, der Weg stieg den Abhang hinauf zu dem Dorf Yañgfúlli, dem ersten freien Heidendorf. Die Gehöfte waren den üblichen Fulbegehöften durchaus gleich und enthielten alle Geräthschaften derselben. Merkwürdig waren nur meterhohe Lehmhäuschen von Bienenkorbform mit schnauzenartig

vorspringender Oeffnung, welche, rauchgeschwärzt, mit einem Stein verschlossen gehalten wurde. Diese »Backhäuschen« standen auf den Feldern zerstreut. Sie dienen zur Salzbereitung. Eine Grasart — burabáia h., — welche in der Thalebene massenhaft wächst, wird in den Oefen verbrannt und das Salz durch Auslaugen mit Wasser und nachfolgendes Eindampfen gewonnen. Es ist ein bläulichgraues Pulver, welches stark nach Kalisalzen schmeckt. Die Salzbereitung hatten wir schon in vielen Gegenden angetroffen, so namentlich in Bubandjidda und den Heidengebieten Adamaua's, doch fand die Verbrennung dort auf blosser Erde statt. Die Haussa nannten die Salzhäuschen dáki n dóllam, die Fulla ssúdu tschukúrri.

Auf einem Rastplatz hinter Yañgfulli kam uns ein Heide mit einem Mädchen nach, um Honig zum Verkauf anzubieten. Als Uechtritz ihn aufforderte, nach der nächsten Stadt, wo wir lagern wollten, mit zu kommen, um dort in Ruhe den Handel abzuschliessen, erklärte der Biedermann offen, das dürfe er nicht wagen, weil er das Mädchen, welches ihn begleitete, erst vor wenigen Tagen aus dem nächsten Dorf gestohlen hätte, als sie zum Wasserholen ausgegangen wäre. Zu guterletzt bat mich der Gemüthsmensch noch um Medizin, mit deren Hülfe er jede Frau, nach welcher er begehre, bezaubern könne, so dass sie ihm willenlos folgen müsste. Ich erklärte zwar so etwas nicht zu besitzen; er lächelte indess verständnissvoll, als wollte er sagen, Du machst mir doch nichts weiss.

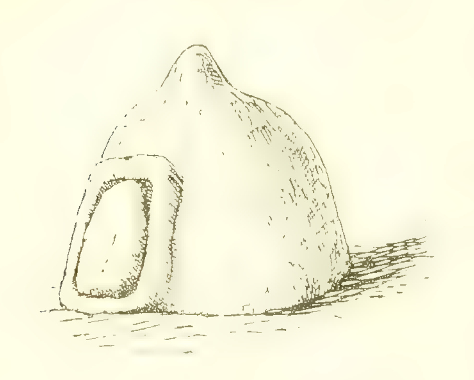


Abb. 171. Salzofen der Dekka in Yañgfulli. (Nach Skizze.)

Nach elf Uhr überschritten wir einen Höhenzug, welchen der Dinyafluss durchbricht und auf dessen Höhe der kleine Ort Denábba liegt. Argwöhnisch, mit den Waffen in der Hand, betrachteten die Bewohner die durchmarschirende Karawane. Von dem Höhenzug ging es in einen ausgedehnten Thalkessel hinein, welchen Granitberge rings umsäumten. Im Westen erblickte man in der Ferne Berge von bedeutender Höhe.

Es war gerade Mittag, wir hatten einige Minuten gerastet und waren bereits wieder aufgebrochen, als sich hinter uns ein lautes Geschrei erhob und die Damen der Karawane mit Kreischen und Zetermordio, wie ein aufgescheuchter Perlhühnerschwarm, daher gestürzt kamen. Das schöne Geschlecht war wieder einmal, wie es das zu thun liebte, allein hinterher gebummelt, als plötzlich ein Mann aus dem Gebüsch gesprungen war, eine der Frauen gepackt und fortgeschleppt hatte. Die übrigen waren entflohen. Ich ritt schnell zurück, kam auch bald an den Ort der That, wo die Geraubte im Begriff war, ihre zerstreut herum liegenden Sachen zusammen zu packen. Der Heide hatte sie bereits ein Stück fortgeschleppt, als plötzlich ein deús ex machina in Gestalt eines Kalbes als Retter nahte. Hinter

uns her kam nämlich ein Mann mit einem rabiaten Bullenkalb, welches bereits einmal unsere Karawane attakirt und auseinander gesprengt hatte. Dieses Thier war, von dem Geschrei wüthend gemacht, dem Räuber mit wuchtigem Anprall in den Rücken gefallen, hatte ihn über den Haufen gerannt und in wilde Flucht geschlagen. Kalb und Räuber waren sodann im Gebüsch verschwunden, hinter ihnen her stürzte aber der jammernde Besitzer des siegreichen Kalbes, mit Pfeil und Bogen in der Hand. Die Gerettete aber packte ihre Kalabassen und Töpfe zusammen. Als wir zurück gingen, kamen unsere Leute mit Wuthgebrüll dahergestürmt, voran der erregte Gemahl der gefährdeten Schönen. Mit Triumphgeschrei und Flintenschwingen wurde sie umringt und der Karawane, die Halt gemacht hatte, zugeführt.

Der Marsch wurde fortgesetzt und schon nach wenigen Minuten passirten wir den grossen, vierzig bis fünfzig Gehöfte zählenden Ort Bāssíllē. Er ist bei den Haussa und Fulla berüchtigt, als eine der acht Zollstationen, — Songo n Garáma h. — auf dem Wege durch das Tschebtschigebirge, an welchem sie von den Heiden gezwungen werden mehrere Tage zu bleiben und hohe Abgaben zu zahlen. Wir wollten jedoch bis zu dem nächsten Ort am Fuss des Gebirges ziehen, um am folgenden Tage einen kürzeren Marsch über dasselbe zu haben. Schon

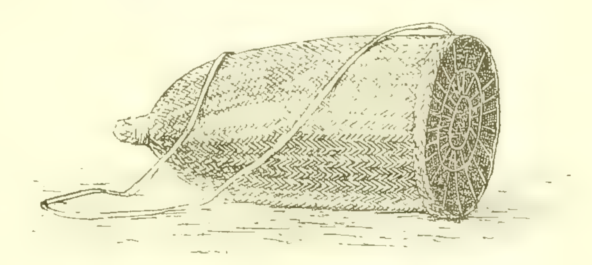


Abb. 172. Aus Gras geflochtener Huhnerkorb, in Gari Maharba.
Nach Skizze.)

hatten wir das Dorf passirt, als einige Leute hinter uns her gelaufen kamen und mich aufforderten, zu halten; denn ich ritt wie immer am Ende der Karawane. Ich schickte sie zu Uechtritz voraus und dieser liess auch auf einer Anhöhe hinter einem Bach, etwa vierhundert Meter von der Stadt entfernt, Halt machen. Aus der Stadt war unterdess eine Schaar von einigen dreissig mit Lanzen, Schilden, Bogen und Pfeilen bewaffneten Leuten nebst einigen Reitern, augenscheinlich zu einem ernsten Palaver, herangekommen. Die nun folgende Scene entwickelte sich so schnell, dass wir gar nicht zu Ueberlegungen und Vorbereitungen kamen. Wir sassen beide unbewaffnet auf Blechkoffern, im Bogen um uns, höchstens einen Meter entfernt, standen die Heiden herum, hinter uns unsere Leute, Gewehr bei Fuss. Der Heidenkönig, in prächtigen blauen Gewändern und hoch zu Ross, führte eine erregte Unterhaltung mit unserem Führer, dem alten Fulla, den er kannte. Er machte ihm bittere Vorwürfe, dass keine Gesandten voraus geschickt seien, dass die Weissen ohne Aufenthalt durchzögen, er wolle ja die Räuber, welche soeben einen Raubversuch gemacht, eigenhändig bestrafen und schloss mit der Forderung, wir sollten hier bleiben. Uechtritz liess ihm die Gründe auseinandersetzen, warum

wir heute noch weitergehen wollten. Während der Debatte, die ganz parlamentarisch verlief, entstand hinter meinem Rücken ein Lärm; ich drehte mich um und sah, wie einige unserer Leute einen Heiden fortstiessen. Ich rief ihnen zu, Ruhe zu halten; ein Reiter trieb darauf seine Landsleute etwas zurück. Nach längerer Debatte erklärte sich der Heidenkönig schliesslich damit zufrieden, dass ein Austausch von Geschenken stattfände, und kehrte mit seinen Kriegern nach der Stadt zurück. Unser Fullaführer, dem bei der ganzen Geschichte sehr wenig wohl zu Muthe war, getraute sich aber nicht allein in die Stadt und deshalb musste ihn der stets unternehmende Bagirmi begleiten. Unterdessen war es bereits gegen zwei Uhr geworden und, da die Leute behaupteten, wir könnten auch von hier aus in einem Tage die Höhe des Gebirges erreichen, so beschlossen wir, hier zu bleiben und schlugen auf dem Platz, auf welchem wir uns gerade befanden, das Lager auf.

Einige Stunden nach uns kamen die Fulbe, welche sich uns gestern hatten anschliessen wollen, mit ihrer Viehheerde herbei. Sie hatten einen Gebirgsweg eingeschlagen, um die grasige Flussebene zu vermeiden. Denn da das Gras zur Salzgewinnung verwendet wird, so legen die Heiden, welche jede Gelegenheit benutzen, um die Durchziehenden zu schröpfen, den Fulbe für etwaiges Abweiden des Grases eine Abgabe von Rindern auf. Als sie die kleine Stadt Dennábba erreicht hatten, waren die Heiden, welche bereits über unsern Durchzug ergrimmt waren, über sie hergefallen. Einige Kalabassen mit Hirsemehl wurden ihnen geraubt und ein Fulla durch einen Messerstich verwundet, aber es gelang ihnen doch, das Vieh zu retten und die Räuber durch Pfeilschüsse zu verjagen.

Bāssillē wird, wie das ganze Tschebtschi-Gebirge, von den Dekka bewohnt, ist aber trotz seiner Grösse keine selbstständige Stadt, sondern eine Vasallenstadt von Gańgssorní. Dieser Ort liegt einige Stunden südlich. Wir sahen ihn am folgenden Tage beim Aufstieg an dem Südende des Thalkessels liegen. Der Lamido von Bāssillē ist ein Usurpator, welcher den rechtmässigen König vom Thron gestossen hat. Er kam am Nachmittag in das Lager, zeigte sich als grosser Renommist und Bettelfritz, war aber sonst in seinem Auftreten wesentlich bescheidener als bei der ersten Begegnung. Seine drei Söhne brachte er behufs Beschenkung mit und für seine Töchter bettelte er um Kupferdraht. Als Uechtritz Milch haben wollte, erklärte er, er habe zwar selbst keine Rinder, werde aber sofort den Fulbe einige Kühe abnehmen. Uechtritz verbat sich dieses, verhinderte auch, dass er jenen drei Rinder als Zoll abforderte mit der Begründung, die Fulbe ständen unter seinem Schutz.

Auffallend war es, dass nacheinander einige Dutzend Gesandte aus benachbarten Dörfern erschienen, jeder mit einem oder zwei mageren Hühnern, sodass Uechtritz sie schliesslich zurückwies.

Am Abend gestand uns Audu, der König sei heute mit seinen Kriegern in der Absicht gekommen, uns zu bekämpfen und das Gepäck zu nehmen. Der Lärm hinter meinem Rücken wäre dadurch entstanden, das ein Heide sich hinter

mich gestellt und mit dem Speer ausgeholt habe, um ihn nur in den Rucken zu stossen; der Araber Garba habe aber mit seinem Karabiner den Speer bei Seite geschlagen und den Heiden fortgestossen. Audu, der den Vorgang gesehen, hatte darauf zum König gesagt, er solle seine Leute zurucktreiben; wenn er kämpfen wolle, müsse er erst mehr Leute holen, von diesen wenigen käme keiner vom Platz, er selbst auch nicht. Zu dieser Drohung kam noch, dass einige der eigenen Leute den Konig an die Niederlage erinnerten, welche die Weissen seinen Landsleuten bei Kwona[3]) beigebracht hätten und welche er sehr wohl kannte. Die Erklärung eines Haussahändlers, der sich gerade in Bassille aufhielt, dass wir es gewesen, die in Bubandjidda gekämpft, bestimmte ihn vollends einzulenken. Uns war letzteres sehr erwünscht, denn wäre es hier zum Kampf gekommen, so hätten wir auf unserm weiteren Wege nur noch verlassene Dörfer gefunden.

In dem Dorf erscholl Abends lauter Sang und Tanz, Trommeln und Pauken. Audu erklärte, der König habe befohlen, ein Fest zu feiern, damit die Weissen sähen, er und sein Volk furchte sich nicht vor ihnen. Die zahlreichen Gesandten, welche aus abgelegenen Gebirgsdörfern mit den mageren Hühnern als Friedensboten gekommen, wären in Wirklichkeit mit den Streitkräften ihrer Dörfer angerückt, um an der zu erwartenden Beute Theil zu nehmen. Da aber aus dem Kampf nichts geworden, hätten sie sich in Bassille nach Möglichkeit Hühner gekauft, um wenigstens beim Austausch der Geschenke zu profitiren und zugleich ihre Neugierde zu befriedigen. Der König von Bassille habe ihnen aber vorgeschwindelt, durch sein muthiges und entschiedenes Auftreten habe er den gefürchteten Weissen derartig imponirt, dass sie den Frieden vorgezogen hätten. Morgen werde er in die umliegenden Dörfer Gesandte schicken und als Belohnung für diese Heldenthat, welche das ganze Country vor Verwüstung bewahrt habe, Abgaben einfordern, in Gestalt von Kleidern, Vieh, Korn und andern Dingen.

So endete der erste Tag, den wir in dem Gebiete der freien Heiden verlebten. Er hatte zur Genüge gelehrt, dass wir uns in neuen Verhältnissen befanden, wo nicht mehr der Fulla herrschte, sondern der bisher unterdrückte Heide seinen Quälgeistern überlegen war und sie nun seinerseits auszupressen suchte. Mit Spannung sahen wir den kommenden Tagen entgegen, auf manche Ueberraschungen durften wir uns gefasst machen. Denn dieser erste Tag, der letzte in Adamaua, das wir morgen verlassen sollten, war nicht gerade unter den friedlichsten Auspicien verlaufen.



XVIII. KAPITEL.

Durch das Tschebtschi-Gebirge.

Ohne Störung verlief die Nacht bis auf einen Sturm, der gegen Morgen mit mächtigen Stössen einsetzte und mein Zelt umwarf. Wir waren schon früh unterwegs. Aus Bassille waren nur einige Marktweiber erschienen, vom König war nichts zu sehen. Der Marsch ging durch den Thalkessel am Rande eines Baches hin, welcher sich in seine eigenen hellgrauen Alluvionen ein Bett gegraben hat. Um halb neun Uhr standen wir vor den östlichen Bergen dieses Kessels und kletterten sodann einen sehr steilen, felsigen Abhang hinauf. Es war ein beschwerlicher Aufstieg, welcher die Träger und vor allem die Esel ausserordentlich anstrengte. Mit mehreren Ruhepausen erreichten wir um zehn Uhr die 300 Meter hohe Passhöhe. Das Gestein war grobkrystallinischer Granit, Gneisse und Amphibolite. Beim Aufstieg hatten wir einen prachtvollen Ueberblick über den Thalkessel und die ihn umrahmenden Berge bis zu dem zackigen H. Gambágani. Zu unseren Füssen lagen die Heidendörfer Gamborí und mehr östlich Gańgssorní, der Hauptort der Ebene. Wir konnten deutlich sehen, wie die Bewohner der ersten Stadt im Kreise zu einer Berathung zusammenhockten, uns beobachteten und schliesslich einen Boten nach Gańgssorni abschickten. Jenseits der Passhöhe eröffnete sich ein ganz anderes Bild. Zu unseren Füssen ein tiefes Thal, zu welchem unser Bergrücken sehr steil abstürzte. Auf der anderen Seite erhob sich, wohl 600 Meter hoch, eine mächtige Bergwand, auf welcher eine horizontale Gesteinsdecke lagerte und aus dieser ragtèn einzelne hellgraue Kegel heraus. Man wurde sofort an die Verhältnisse auf dem Plateau von Ngaumdere erinnert, an dessen Basaltdecke und die Phonolithkegel

Initiale: Marabus



Am Farc.



derselben. Das Thal zu unseren Füssen endete bald südlich, indem ein Verbindungsrücken die Bergkette, auf welcher wir uns befanden, mit dem Hauptgebirge verband. Nach Norden hin setzte es sich jedoch weiter fort und stand mit dem Thalkessel von Bassille und mit anderen Thälern durch eine Pforte in Verbindung, welche einen Blick auf ein Gewirr von Schluchten, Bergrücken und Gipfeln eröffnete. Wir stiegen sodann, an der Bergwand entlang gehend, wohl um 150 Meter zu dem Verbindungsrücken hinab. Derselbe besteht aus grauen, kuglich abgesonderten, jung eruptiven Augit-Andesiten, welche augenscheinlich leichter zerstörbar sind als die Granite und Gneisse und zu ausgedehnten Thalbildungen Anlass gegeben haben. Der Aufstieg zum Hauptgebirgszug betrug von hier aus noch ca. 450 Meter und war ebenfalls sehr steil. Erst um halb ein Uhr standen wir auf der Plateauhöhe und blickten nach SW. bis NW. über eine grasige Hochebene zu hohen Berggipfeln und -rücken. Zwei hellgraue, kahle Kegel, ganz wie die Phonolithberge des Ngaumdereplateaus, ragten aus der Hochebene hervor, deren Gestein in der That, ebenso wie dort, nichts anderes war, als eine schwarze Basaltdecke von 60—70 Meter Mächtigkeit, während die Hauptmasse des Gebirges von Gneissen und Graniten gebildet wird. Nach kurzer Rast setzten wir den Marsch fort und erreichten bald nach ein Uhr das Songo n Tschákbal, einen an einem Bach gelegenen Lagerplatz. Mit dem heutigen Tage hatten wir Adamaua den Rücken zugekehrt und das Gebiet eines neuen Staates, nämlich das von Muri, betreten.

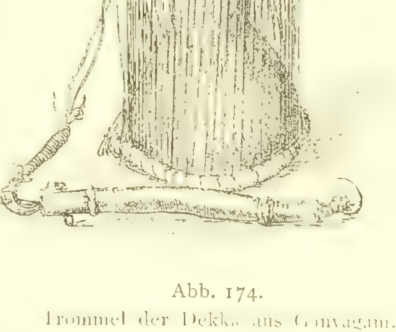


Abb. 174.
Trommel der Dekka aus Gamvagam.
1/[illegible] nat. Gr. M. f. V. Berlin.

Beim Aufstieg zum Plateau hörten wir Trommeln und Musik in den Thälern im SO., an deren Gehängen auch einzelne Bergdörfer sichtbar waren. Wir glaubten schon an Krieg, allein der Führer erklärte, es seien nicht Kriegstrommeln, sondern man veranstalte irgend eine Zauberei, wobei stets Musik gemacht werde. Ein halbes Dutzend Leute, mit Lasten auf dem Kopf, kam in einiger Entfernung hinter uns her, doch verloren wir sie später aus den Augen. Die Vegetation des Plateaus war der des Ngaumdereplateaus sehr ähnlich, nämlich ein Grasland mit vielen blühenden Kräutern. Unter diesen befand sich auch, wie dort, die dem Vieh schädliche Giftpflanze tirrirí h. Von Sträuchern war einer vorherrschend, allerdings nur in der Nähe der Bäche. Derselbe war niedrig, drei bis vier Meter hoch, besass aber ein ausserordentliches Wachsthum in die Breite. Seine Zweige waren dicht mit frischem, grünem Laub von paarig gefiederten Blättchen bedeckt, welches kühlen Schatten

gewährte. Goldgelbe Kätzchen von zwanzig Centimeter Länge hingen in überraschender Fülle von allen Zweigen herab. Doch rührte ihre Farbe nicht von Blüthenblättern, sondern, wie bei unseren Weiden, von langen gelben Staubfäden her. Die Kätzchen standen in strahligen Büscheln am Ende der Zweige. Leider sind die gesammelten Exemplare später verloren gegangen und der Baum lässt sich daher nicht bestimmen.

Abends hatten wir ein Gewitter ohne Regen, in der Nacht war der Himmel klar, aber am Morgen war Alles im Nebel und starker Thau bedeckte Gras und Büsche. Doch bald zerstreute die aufgehende Sonne die lagernden Wolkenmassen. Bei dem herrlichsten, frischen Wetter — es war wie ein schöner Herbsttag im bayrischen Gebirge — brachen wir auf. Der Abstieg sollte so steil sein, dass er für Esel unpassirbar wäre. Daher wurden die Fulbehirten, als Entgelt für den gewährten Schutz, ersucht, die Esellasten auf ihren eigenen Häuptern herabzutragen. Sie thaten es, wenn auch mit Seufzen. Bereits nach wenigen Minuten standen wir am Rande des plötzlich abbrechenden Plateaus. Während die beladenen Träger langsam, einer nach dem andern, den steilen, steinigen Pfad vorsichtig betraten, hatte ich Musse, die wundervolle Gebirgslandschaft, welche in frischem Grün prangte, zu geniessen. Ueber hunderte von langen Bergrücken schweift das Auge zu zackigen Gipfeln, senkrechten Wänden und Thürmen, tiefen Thälern und Schluchten. Besonders fesselte im Südwesten den Blick eine malerische mit senkrechten nackten Wänden abstürzende Granitgruppe, welche wir Herrn Dr. Kayser, Ministerialdirektor des Auswärtigen Amts, zu Ehren, die Kaysergruppe tauften. Wohl um fünfhundert bis sechshundert Meter mochten die höchsten sichtbaren Berggipfel unseren Standpunkt überragen. Riesengebirge und Schwarzwald können am ehesten mit dem Tschebtschigebirge verglichen werden, nur dass letzteres bedeutender ist und, Dank der insolatorischen Verwitterung, schroffere Felspartien von alpinem Charakter aufweist. Es wurde mir hier klar, dass es sich der Hauptsache nach um ein von SSW. nach NNO. streichendes Gebirge handelt, welches am Benuethal als Fumbinagebirge endet und nach S. hin vor Gangomé jäh abbricht. Das Gestein war vorwiegend ein rother Granit mit grossen Orthoklasen.

Interessante Verhältnisse wies die Vegetation auf. Fast noch schärfer als am Ubáka-Plateau war der Unterschied zwischen der Vegetation der Hochfläche und der Bergabhänge und Thäler.

Wenige Schritte von dem Rand der Hochfläche entfernt, erblickte das Auge nichts als abgebrannte Grasflächen mit zerstreuten, blühenden Kräutern, hie und da niedrige Büsche; einige Schritte weiter und zu unsern Füssen dehnten sich weite Bergwälder aus von Doka-, Kniwa- und andern im ganzen mittleren Sudan heimischen Bäumen, welche als dichter Buschwald Gehänge und Thäler bedeckten. Wir befanden uns auf der Grenze zweier Vegetationsgebiete, die so scharf gezogen ist, wie die politische Grenze zwischen zwei Staaten. Der

Weg ging ganz ausserordentlich steil hinab und nur langsam, Schritt für Schritt, mit den Bergstöcken tastend, die Last auf dem Kopf mit der einen Hand haltend, kletterten die Leute vorsichtig hinab. Auf einem der vielen nach SW. gerichteten zahlreichen Ausläufer, welche von dem Hauptkamm des Gebirges ausgehen, führte der Pfad in mehreren Stufen über achthundert Meter in ein Thal hinab, welches, von W. herkommend, bis tief in das Herz des Gebirges reicht, ähnlich dem Höllenthal bei Freiburg im Breisgau. Die letzten Partien des Bergrückens bestanden aus denselben Augit-Andesiten, wie wir sie gestern am Ostabhang des Gebirges gefunden hatten. Bereits um neun Uhr hatten wir nach zweistündigem Abstieg die Thalsohle erreicht. Leider konnten wir heute nicht mehr weitergehen, weil einer unserer Leute, infolge von Sandflöhen, an einem Abscess auf der Fussohle litt und weit zurückgeblieben war. Gewöhnlich ritt er auf einem Esel. Das war bei dem heutigen Gebirgsweg aber nicht möglich gewesen; er musste auf dem Rücken liegend den steilen Abhang herunterrutschen. Weit zurückbleiben durfte er aber nicht, denn bei der Unsicherheit der hiesigen Gegenden bedeutete ein Zurücklassen des Unglücklichen Ueberlieferung in Sklaverei. So schlugen wir denn in der Nähe des Heidendorfes Gandjáni das Lager auf.

Abb. 175. Kriegsflöte der Dekka aus einem Horn mit eisernem Mundstück. Gambin.
1/4 nat. Gr. M. f. V. Berlin.

Die Westseite des Gebirges wird ebenso, wie die Ostseite, von den Dekka bewohnt. Die Gehöfte waren statt mit Mattenzäunen mit Zäunen von Bambus umgeben, welcher an dem nahen Flüsschen üppig wuchs. Senkrechte Pfähle dienten den horizontal liegenden Bambusstämmen als Stütze. Die Kornurnen waren nur einen bis einen Meter und zwanzig Centimeter hoch, sonst aber denen in Adamaua ähnlich, Im Uebrigen fehlte keine der bei Mohamedanern üblichen Einrichtungen.

Erst nach langem Zaudern und voll Angst wagte der Dorfhäuptling in das Lager zu kommen. Von unserm Kommen und den Vorgängen in Bassille hatte er natürlich schon längst gehört. Durch ein Geschenk und Freundschaftsversicherungen wurde er indess beruhigt und versprach, seine Leute mit Lebensmitteln zu schicken. In der That erschienen bald zahlreiche Männer und Frauen mit Kalabassen voll Mehl im Lager, die Männer in mohamedanischer Kleidung. Die Tracht der Dekkafrauen war dieselbe, wie sie von Gambagani beschrieben worden ist. Die meisten waren gut gewachsen, bis auf die starke Krümmung der Wirbelsäule, welche bei allen Heidenvölkern Adamaua's ausgebildet zu sein scheint. Die Gesichter waren freilich echt negerhaft, mit breiten, platten Nasen, dicken wulstigen Lippen und von runder Form.

Das Dorf ist sehr malerisch gelegen. Waldige Bergrücken ziehen sich im Vordergrund hin. Hinter denselben erhebt sich über tausend Meter hoch mit senkrechten, nackten Granitwänden die erwähnte Kaysergruppe, ein Vorsprung des

Gebirgskammes, welche dem Schlern, von Seis aus gesehen, ähnelt. Mächtige Bergwände ziehen sich von dieser Masse nach SW. hin fort.

Unglücklicherweise hatte ich mir, um diesen Trank einmal zu kosten, Durrhabier bestellt. Audu und einige andere Leute fühlten nun die moralische Verpflichtung, auch für sich einen grossen Topf Bier kommen zu lassen. Infolge dessen war ein Theil der Leute am Nachmittag betrunken und machte solchen Lärm, dass Uechtritz energisch einschreiten musste. Da bereits früher ähnliche Skandalaffairen infolge von Trunkenheit vorgekommen waren, z. B. in Ngaumdere und wenige Tage vorher, so setzte Uechtritz, um Wiederholungen zu verhindern, für die folgende Zeit auf Trunkenheit eine schwere Strafe fest. Mit Freude kann ich konstatiren, dass die Drohung allein genügte, um die Leute einzuschüchtern und sie zu verhindern, sich fernerhin zu betrinken; anbetrachts des Negerleichtsinns eine grosse Leistung der Disciplin.

Am Nachmittag fiel etwas Regen, so dass wir das Gepäck in die Zelte nahmen. Bald darauf brauste zwischen drei und vier Uhr, von NNO. kommend, ein gewaltiger Tornado über uns hin, aber auch jetzt fielen nur wenige Regentropfen. Eine Stunde später hatten wir wieder ruhiges, heiteres Wetter. Abends genossen wir das Schauspiel eines nächtlichen Grasbrandes, welcher, von dem heutigen Sturm entfacht, an den gegenüber liegenden Berghängen emporkletterte. Wir konnten die lange Feuerlinie deutlich verfolgen, wie sie hier zurückblieb, dort rasch vorrückte, bald erlosch, bald himmelhoch aufflammte.



Abb. 170. Rasirmesser der Dekkahauen. (nat. Gr. Nach Skizze.)

Durch das breite Thal des Mao Gambakáne führte der Weg nach Westen hin. Die anfangs auftretenden Eruptivgesteine, welche Hügel mit sanften runden Formen bildeten, machten bald dem schroffen Granitgebirge mit steilen, kahlen Thürmen und Wänden Platz, welche stellenweise das Thal sehr einengten. Mehrere Heidendörfer lagen am Wege und auf den Abhängen der Berge. Nach neun Uhr öffnete sich das Thal, der Busch wurde lichter, stellenweise traten Fächerpalmen — Borassus — auf, welche bei ihrer enormen Höhe von dreissig bis vierzig Metern und mit ihren schlanken Stämmen einen wunderbaren Eindruck machten. Bereits um elf Uhr erreichten wir das Dorf Gañgilla, in welchem wir zu bleiben beschlossen. Kurz vorher hatten wir einen Fluss passirt, welcher eine Breite von ca. hundertdreissig Metern und eine Tiefe von fünfzehn Metern besass, jetzt aber fast trocken war. Er kommt aus einem Thal, das sich nach Norden hinzieht und nach Tschebtschi,[1]) dem Hauptort des Gebirges, führen soll. Tschebtschi wird von Haussahändlern trotz der schlechten Behandlung, welche die Heiden ihnen angedeihen lassen, oft besucht, weil daselbst der Kolabaum wachsen soll. Das isolirte Vorkommen dieses sonst nur in den feuchten Küstengegenden gedeihenden Baumes mögen dort vulkanischer, fruchtbarer Boden und reichliche Bewässerung in einem Thalkessel ermöglichen.

Hinter dem Dorf schlugen wir auf einem Platz das Lager auf. Der Dorfhäuptling schickte einen Boten und forderte uns in frechem Tone auf, den Platz zu räumen und auf einem anderen, den er bestimmen werde, zu lagern. Uechtritz gab natürlich eine ablehnende Antwort. Gleich darauf erschien der Bruder des Königs mit Geschenken und bat um Entschuldigung wegen des Betragens seines Bruders. Derselbe kenne die Weissen nicht, er dagegen sei in Kwona gewesen zur Zeit, als die Weissen es zerstörten. Bald nach ihm kam auch der König selbst, ein alter verschmitzter Heide, mit seinem Sohn und bat demüthigst um Vergebung. Damit waren die friedlichen Beziehungen gesichert, doch trat am Nachmittag ein Ereigniss ein, das leicht zu Zwistigkeiten hätte führen können. Ein Heide riss nämlich bei einem Handelsgeschäft einem unserer Haussa, Yakúbu, die Perlen aus der Hand, stach mit dem Messer nach ihm und entfloh. Der Fall wurde dem Dorfkönig vorgelegt, dieser versprach, den Räuber zu fassen, doch geschah nichts, obwohl es ihm ein Leichtes gewesen wäre, den ihm wohl bekannten Dieb zu arretiren. Den afrikanischen Rechtsanschauungen entsprechend, liess Uechtritz nun dem Häuptling erklären, der Raubanfall im Lager wäre keine kleine Sache. Wenn einer unserer Leute einen Dorfbewohner beraubt und mit dem Messer bedroht hätte, würde er, der Häuptling, mit Recht Busse verlangen, und er, Uechtritz, würde den Dieb schwer bestrafen. Umgekehrt müsse er jetzt für die Frevelthat seines Unterthanen einstehen. Entweder würde bis heute Abend der Räuber ausgeliefert oder eine grosse Kalabasse Mehl nebst fünf Hühnern bezahlt. Wir mussten in diesem Falle mit der grössten Energie auf der Sühnung des Vergehens bestehen, damit unsere Leute sahen, dass ihnen der genügende Schutz zu Theil würde. Man kann sich denken, wie sich die Herren, welche bisher gewohnt gewesen, Fremde zu schröpfen und, wie Figura zeigte, selbst mit Gewalt zu berauben, bei unseren Forderungen wanden und quängelten. Der Bruder des Königs, welcher die Verhandlungen führte, lief ein halbes Dutzend Mal hin und her und brachte bald fade Vorwände, bald leere Versprechungen vor. Als der Häuptling sah, dass Alles nichts helfe, schickte er die auferlegte Busse. Audu, der sie in Empfang nahm, überreichte Yakubu das Mehl, die Hühner wollte er dagegen unserm Koch geben. Die Anwesenden blickten mit stummem Staunen drein, als Uechtritz erklärte, die Hühner gehörten ebenfalls dem Bestohlenen. So etwas war ihnen noch nicht vorgekommen; denn ein afrikanischer Fürst pflegt Vergehungen an seinen Unterthanen wohl auch durch Auferlegung von Busse zu sühnen, dieselbe aber dann als Lohn für seine Bemühungen zu behalten. Der Europäer mit seinen Begriffen von Anstand ist den Schwarzen etwas Unbegreifliches. Freilich imponirt er durch Selbstlosigkeit auch dem egoistischen Neger, gewinnt sein Vertrauen und sichert seine moralische Ueberlegenheit.

Bereits nach einstündigem Marsch traten am folgenden Morgen (7. März) die Gebirge nach Norden und Süden zurück. Wir durchquerten eine weite Ebene, welche von zahlreichen Bächen mit schönen Galleriewäldern durchflossen

wird. Um neun Uhr passirten wir einen isolirten, etwa achtzig Meter hohen Hügel, auf welchem ein Heidendorf Gongdzónosa lag. Eine Stunde später standen wir wieder vor einem drei- bis vierhundert Meter hohen Granitplateau. Nach SW. setzte sich dagegen die breite Ebene fort bis zu hohen Plateaubergen, welche den Hintergrund bildeten. Am Rande des erwähnten Granitplateaus führte der Weg nach NW. hin. Bald erhoben sich auch rechts hohe Granitberge, so dass ein Thal von höchstens einem Kilometer Breite entsteht. Es war elf Uhr, als wir den kleinen Heidenort Gambín erreichten, dessen Gehöfte, fünfzehn bis zwanzig an Zahl, sich am Fusse des 200 Meter hohen nördlichen Granitberges hinziehen. Kaum hatte ich mit den Letzten der Karawane das Dorf, welches rechts liegen blieb, passirt, als an der Spitze lautes Geschrei ertönte. Zu gleicher Zeit sah ich Bewaffnete aus dem Dorf nach der Richtung hin aus welcher der Lärm kam, laufen. Im Laufschritt eilten wir vorwärts und erreichten nach wenigen Augenblicken das Gros der Expedition. Uechtritz hatte Halt machen und seine Gewehrleute eine Schützenlinie bilden lassen; dahinter wurde das Gepäck aufgestapelt. Audu, Bornu-Bornu, unser Führer, und ein Heide in weisser Tobe, der Kaigamma des Dorfes, wie es sich herausstellte, standen in lebhafter Unterhaltung einige fünfzig Schritte vor der Front unserer Leute; nach dem Dorf zu hatte sich ein Dutzend Heiden, mit Lederschilden und Speeren bewaffnet, versammelt, welche drohend ihre Waffen schwangen. Rasch liess ich auch meine Leute das Gepäck ablegen und vervollständigte nach den Seiten hin die Deckung desselben.

Folgendes war vorgefallen. Als die Spitze unserer Karawane das Dorf passirt hatte, hatten sich einige Heiden drohend in den Weg gestellt und erklärt, die Karawane dürfe nicht weiter, sondern müsse halten. Bagirmi hatte den ersten ruhig bei Seite geschoben, geschickt den Messerstoss, den sein Gegner führte, parirend. Mit Geschrei waren nun die Heiden in das Dorf zurückgelaufen und hatten das Volk zu den Waffen gerufen. Als sich Bewaffnete vor dem Dorf sammelten, hatte Uechtritz halten lassen und sich kampfbereit gemacht. Doch vergeblich versuchte der Kaigamma seine Landsleute vor unbesonnenen Gewaltthätigkeiten zurückzuhalten, sie waren wie toll geworden. Einige dreissig Mann waren bereits versammelt, neue Bewaffnete kamen dazu und die Kriegstrommeln im Ort wirbelten, um andere Dörfer zu alarmiren. Es war keine Zeit zu verlieren. Uechtritz rief Audu und die andern zurück, der Kaigamma eilte dagegen in mächtigen Sätzen seinem Dorfe zu. Von den Bäumen des lichten Buschwaldes gedeckt, begann der Feind vorzudringen. Eine Salve krachte, eine zweite folgte. Die Wirkung war vollständig; der überraschte Feind, der von Feuergewehren keine Ahnung zu haben schien, zog sich zurück, die Bäume geschickt zur Deckung benutzend. Doch sammelte er sich wieder vor dem Dorfe in mehreren hundert Metern Entfernung von der Schützenlinie. Während Uechtritz gerade Anordnungen traf, um gegen das Dorf vorzugehen, machte mich Ógu, ein langer Igbebe, darauf aufmerksam, dass in dem hohen Grase zur Linken

Feinde herankämen. Ich ging nach der Richtung hin, als plötzlich ein Dutzend Heiden mit geschwungenen Speeren dreissig Schritte von uns entfernt, aus dem Grase hervorstürmten. Den Karabiner fertig machen und an die Backe reissen, war eins; doch bevor ich abdrücken konnte, knallte hinter mir aus Uechtritz' Büchse ein Schuss. Der vorderste der Angreifer brach zusammen; der zweite schwenkte nach rechts ab und war im Begriff hinter einem Baum im hohen

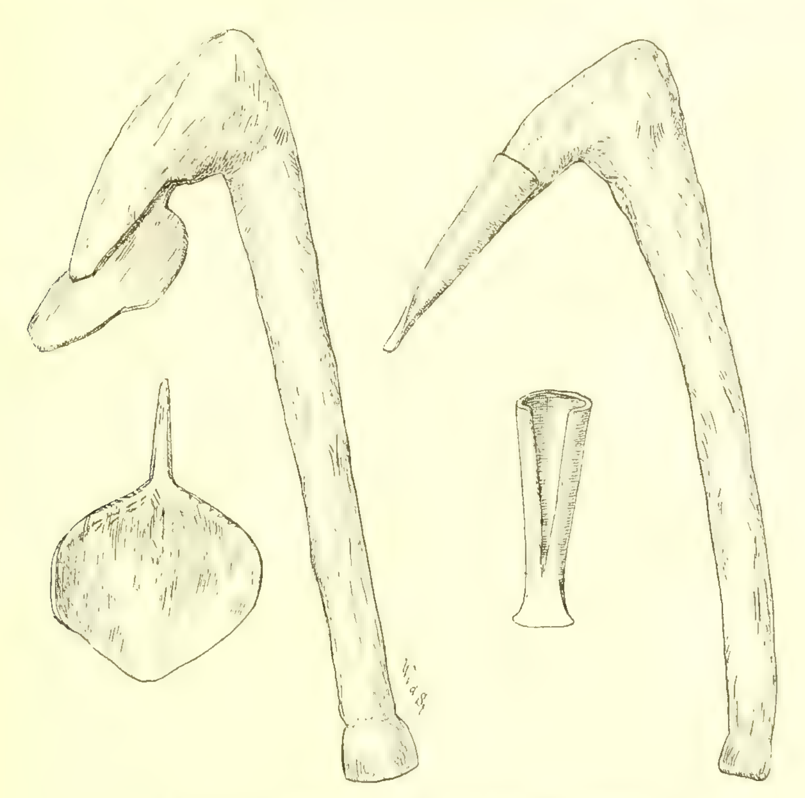


Abb. 177. Feldhacken der Dekka aus Ganyagam.
1/4 nat. Gr. M. f. V. Berlin

Grase zu verschwinden, als ich schoss. Wir fanden ihn nachher im Grase liegen; er war trotz des Schusses durch die Brust noch zwanzig Schritte gelaufen. Die übrigen Feinde nahmen Reissaus. Die ganze Affaire verlief übrigens so schnell, dass ausser uns beiden keiner der überraschten Leute zum Schuss kam. Der Heide, welchen Uechtritz erschossen, war ein Mann von herkulischem Bau, aber einem so viehisch rohem Gesicht, wie wir es bisher noch nicht gesehen. Der Schuss sass ihm mitten in der Stirn und das Gehirn war als weisser Pfropf herausgequollen.

Während ich mit meinen Leuten zur Deckung des Gepäcks zurückblieb, ging Uechtritz mit seiner Abtheilung gegen das Dorf vor und vertrieb mit einigen Schüssen den Feind, der sich eilig auf die Berge zurückzog. Auf dem Kampf-

platz lag ein Todter; mehrere starke Blutspuren liessen sich bis in das Dorf verfolgen. Ein Mann musste eine Verletzung einer grossen Arterie erhalten haben, denn alle drei bis vier Schritte war ein langer Blutspritzer bemerkbar. Trotzdem war es dem Schwerverwundeten noch gelungen, sich in die Berge zu retten. In einem Hause wurde ein zweiter Todter gefunden, einen dritten schoss Uechtritz noch auf der Flucht nieder. Das Dorf wurde nach Lebensmitteln abgesucht, jedoch nur etwas Korn, einige Hühner und Schafe erbeutet; dann wurde es in Brand gesteckt.

Nach genau einer Stunde Aufenthalt verliessen wir die rauchenden Trümmer Gambin's, dessen räuberische und habgierige Bewohner sich das Unglück, das sie getroffen, selbst zuschreiben mussten, und setzten unsern Weg in nordwestlicher Richtung fort. Zahlreiche Bäche mit tiefen Schluchten und dichten Galleriewaldern kreuzten den Weg und machten den Marsch beschwerlich. Es war ein Terrain, wie es uns jetzt am wenigsten angenehm sein konnte, zumal wir uns dem grossen Heidenort Gañyágam näherten, dessen König mit dem der zerstörten Stadt nahe verwandt war. Wir mussten uns also auf einen zweiten Zusammenstoss gefasst machen.

Nach eineinhalbstündigem, langsamen Marsch erreichten wir das zweite Dorf, welches ebenfalls am Fuss des nördlichen Gebirgszuges lag. Es war verlassen; nur ein ansässiger Fulla und eine Fullafrau, welche hier wohnte und deren Mann sich nach Bassille begeben hatte, waren zurückgeblieben; desgleichen ein Elephantenjäger, welcher vor einiger Zeit in das Dorf gekommen und vom Heidenkönig zum Sklaven gemacht worden war. Die Heiden hatten sich auf das Schiessen hin, das sie deutlich hatten hören können, in das Gebirge geflüchtet. Schon längst waren sie von dem Kommen der Weissen benachrichtigt worden und der König hatte gestern noch zu seinem Bruder in der kleinen Stadt einen Boten geschickt, er solle ja die Fremden unbehelligt ziehen lassen. Die Bewohner Gambin's waren nämlich wegen ihrer Raubgier allgemein berüchtigt, sogar unter den Heiden selbst. Als man nun in Gañyagam das Schiessen hörte, war man davon überzeugt, dass man uns doch angegriffen habe, und in der Furcht, es würde ihnen auch an den Kragen gehen, retirirte alles in die Berge. Wir sahen sie deutlich auf denselben herumlaufen und hätten sie gerne zurückgerufen, doch weigerte sich der zurückgebliebene Fulla als Gesandter hinzugehen und der Elephantenjäger, der froh war befreit zu sein, erst recht. Da wir keine Lebensmittel hatten, so wurde das Dorf abgesucht. Dabei wurde leider der östliche Theil der Stadt von unsern plündernden Fulbehirten gegen unsern Befehl in Brand gesteckt. Das Dorf mochte etwa dreissig bis vierzig Gehöfte besitzen, welche nach dem Muster der bisherigen Dörfer mit Zäunen aus Bambusstäben, statt aus Gras, gebaut waren. Die thönernen Kornurnen waren nur mannshoch. Bündel von Maiskolben und Bastkörbe mit Hirse standen in allen Gehöften an hohen Stangen als Fetische angebunden. Den Mittelpunkt des Dorfes bildete das Gehöft des Königs, in dessen Hof hinein ein grosses Sauri führte. Neben dem Eingang

desselben standen rechts eine Bank aus rohen Baumstämmen, links auf Pfahlen Büffel-, Rinder- und Flusspferdschädel. Die Büffel sind in dieser Gegend sehr zahlreich, und zwar ist es die kleine rothe Art. Wir hatten ursprünglich beabsichtigt, hier mit Hülfe der Heiden eine Büffeljagd zu veranstalten; die kriegerischen Ereignisse machten natürlich diesen Plan zu nichte.

In dem königlichen Sauri lagen mehrere mächtige Kesselpauken, Kriegstrommeln, und sanduhrförmige Musiktrommeln. In dem weiten Hof standen mehrere Häuser und Kornurnen. An einer Stelle war der Boden mit Lehm gestampft und zu einer Tenne eingerichtet. Gackernde Hühner und meckernde Ziegen liefen zwischen den Häusern umher und unsere Leute machten eifrig auf sie Jagd. Die Leute fanden nur wenig Lebensmittel, schleppten aber dafür allen möglichen werthlosen Kram mit sich fort.

Da es schon spät geworden war, beschlossen wir, trotz der Nähe des Feindes auf einem grossen Hirsefelde zu übernachten. Während nun Uechtritz das Aufschlagen des Lagers anordnete, ging ich mit etwa zwanzig Leuten in das Dorf zurück, um noch einmal auf die Ziegen und Schafe, welche sich noch in der Nähe desselben auf den Bergen herumtrieben, Jagd zu machen. Denn da wir zwei Tage durch menschenleere Wildniss vor uns hatten, bedurften wir dringend einiger Vorräthe an Lebensmitteln. Es gelang, eine grosse Anzahl der Thiere theils zu schiessen, theils zu fangen. Während der Jagd nun schlichen sich einige Heiden bis auf einige sechzig Schritte unbemerkt an einige unserer Leute heran und plötzlich pfiffen dem verwegenen Bagirmi ein paar Pfeile an Brust und Kopf vorbei. Mein Boy, der in der Nähe war, feuerte in seiner Herzensangst mit meiner Büchse auf die Heiden, welche denn auch davon liefen. Als ich dazu kam, waren sie schon über alle Berge. Mit einer reichen Beute an Hühnern, Schafen und Ziegen kehrte ich um Sonnenuntergang in das Lager zurück. Dasselbe war etwa sechshundert Meter von der Stadt entfernt. Im Süden zog sich in sechzig Meter Entfernung ein Bach mit einem Uferwald hin, im Norden und Westen erhoben sich Ausläufer des Gebirges. Um dem Feinde eine unbemerkte Annäherung möglichst zu erschweren, wurde das Gras im Umkreis des Lagers angesteckt. Bald flammten hier und dort die Feuerstreifen auf und von den Bergen erschollen die lauten Warnungsrufe der feindlichen Posten, welche uns beobachteten.

Es war schon dunkel, als wir uns zum Abendessen hinsetzten, doch wurden wir in dem ruhigen Genuss der erbeuteten Hammelkeule mehrmals gestört. Zuerst erscholl in der Nähe des Lagers, aus dem brennenden Grase, angstvolles Geschrei, als ob einer ermordet würde. Einige Leute schlichen hin und kamen mit einem Sklaven zurück, der im Busch Gras geschnitten hatte und von den kriegerischen Ereignissen keine Ahnung hatte. Der etwas idiotisch veranlagte Jüngling war zwischen zwei Grasfeuer gerathen und hatte in seiner Noth um Hülfe gebrüllt. Kaum sassen wir wieder bei Tisch, als ein Posten Lärm schlug. Drei Männer kamen langsamen Schritts daher, um nach dem Dorf zu gehen. Zwei

von ihnen wurden gefasst und gebunden, der Dritte war bereits voraus und in der Dunkelheit verschwunden. Sie gaben an, sie seien heidnische Händler aus Manárawa und wären Geschäfte halber in dieses Dorf gekommen. Wieder sassen wir bei Tisch und machten uns daran, ein Omelett aus erbeuteten Eiern — nebenbei bemerkt, einen langentbehrten Leckerbissen — zu verzehren, als plötzlich etwas hinter uns auf der Erde raschelte, als ob jemand mit Steinen würfe. Ich drehte mich nach einigen Leuten um, die in der Nähe sassen; plötzlich ging es: pst pst durch die Luft und von allen Seiten erscholl der Ruf: »kibiá! kibiá!« — Pfeile! Pfeile! — Rasch sprangen wir auf, ergriffen die Gewehre, riefen die Leute zusammen und gaben nach der Richtung, aus welcher die Geschosse gekommen waren, einige Schüsse ab. Es war ein ganzer Hagel Pfeile in das Lager geflogen; hier steckten welche in der Erde, dort einer in einem Ballen des Gepäcks, ein anderer in der Schlafmatte, auf der gerade der muthige Gaschimbaki sich behaglich ausgestreckt hatte, kurz zwischen den Lagerfeuern, zwischen den Eseln, Pferden und Rindern, steckten die unheimlichen vergifteten Rohre. Wir besprachen gerade, welche Maassregeln man ergreifen könne, als von Neuem der omineuse Ruf erscholl und dicht neben meinem Fuss ein Pfeil in der Erde sass, dieses Mal aber von der entgegengesetzten Seite herkommend. Der sechzig Meter vorgeschobene Posten hatte nichts bemerkt, war wohl auch selbst vom Feind nicht bemerkt worden. Er wurde zurückgerufen und dann in der bestimmten Richtung gefeuert.

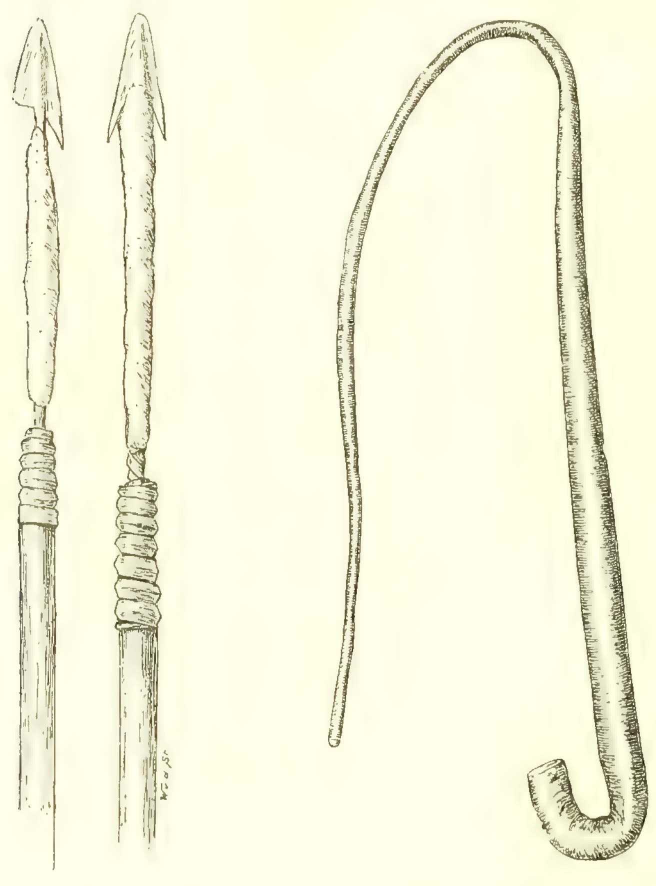


Abb. 178. Speere der Dekka aus Gambin, vergiftet. 1/4 nat. Gr. M. f. V. Berlin

Abb. 179. Flusspferdpeitsche der Dekka aus Ganyagam. 1/6 nat. Gr.

Die Thiere wurden nun in der Mitte des Lagers zusammengetrieben, die Lagerfeuer möglichst klein gemacht, Matten und Kleiderschirme gegen die Pfeile

errichtet. Die Posten bekamen die erbeuteten Lederschilde. Ich selbst zog es vor, die weissen, leuchtenden Kleider, welche ich gerade trug, mit einem weniger auffallenden, graubraunen Anzug zu vertauschen. Um jeden Augenblick bereit zu sein, haben wir Beide abwechselnd gewacht und geschlafen. Zwar kamen noch mehrmals Pfeilschauer und ebenso oft wurde mit Schüssen geantwortet, aber ein ernsthafter Angriff wurde nicht gewagt. Nach Mitternacht hörten alle Beunruhigungen auf; denn die Grasbrände waren unterdessen an den Bergen hinaufgestiegen und hatten eine solche Ausdehnung gewonnen, dass ihr Schein die Nacht taghell erleuchtete und wir auf zweihundert Meter hin alles deutlich erkennen konnten. Sie boten ein herrliches, wenn auch wildes Schauspiel dar, diese in Flammen stehenden Berge, eine passende Scenerie für die abenteuerliche Nacht, welche wir hier verlebten. Trotzdem begrüssten wir den anbrechenden Morgen mit Freude. Ungewöhnlich schnell waren heute Alle fertig und mit den ersten Strahlen der aufgehenden Sonne setzte sich die Karawane in Bewegung.

Es ist wirklich wunderbar, dass bei den Pfeilregen, welche in dieser unerquicklichen Nacht auf unser Lager nieder gegangen sind, Niemand getroffen worden ist. Dicht neben den Schlafenden, in den Schlafmatten, in den Lagerfeuern, zwischen den Pferden, Rindern und Eseln, welche dicht zusammenstanden, fanden wir am Morgen diese unheimlichen Geschosse stecken, welche, selbst bei oberflächlicher Verwundung, innerhalb einer Stunde unter qualvollen Krämpfen zum Tode zu führen pflegen. Keiner der zahlreichen verderbenbringenden Pfeile hatte auch nur den geringsten Schaden angerichtet. Nicht einmal unsere grossen weissen Zelte, die naturgemässe Zielscheibe des Feindes, waren getroffen worden, während rund herum der Boden mit Pfeilen gespickt war. Das Vertrauen unserer eigenen Leute auf unsere »Kriegsmedicin« — mágani n yáki — war seit dieser Nacht grenzenlos. Unser alter Fullaführer kam am frühen Morgen in das Zelt, und sich vor Uechtritz auf die Knie werfend, meinte er, Allah müsse ein grosser Freund der Weissen sein, dass er die zahllosen Pfeile des Feindes unschädlich gemacht habe.

Ueber ungünstiges Terrain, umgestürzte Baumstämme, tiefe Schluchten mit Galleriewäldern und brennende Grasstreifen ging es, am 8. März, anfangs an einem Ausläufer der Granitberge, an deren Fuss Gañyágam liegt, dann über eine wellige Ebene, hin. Beim Durchschreiten eines Galleriewaldes — die Spitze war bereits hindurch — ertönte plötzlich vorn Geschrei. Ich dachte an einen Ueberfall, trieb meine Leute an und sprengte selbst voraus.

Auf der andern Seite des Baches sprangen die Leute wie besessen umher; sie hatten die Lasten abgeworfen und schlugen mit Händen und Füssen um sich. Ich wusste bereits aus höchsteigener Erfahrung, was das zu bedeuten hatte: Bienen. Im nächsten Augenblick fielen auch schon die wüthenden Thiere mich selbst an, rücksichtslos flogen sie in das Gesicht und stachen. Ich ergriff schleunigst die Flucht, um aus dem Bereich der Bestien zu kommen, von einem halben Dutzend der Thiere umschwärmt, mit deren Tode erst die Verfolgung endete.

Nach elf Uhr stiegen wir ein Thal zwischen zwei Granitmassen hinauf und lagerten nach zwölf Uhr an einem Bach, mitten im Busch. Büffelspuren waren wir massenhaft begegnet, besonders in einem sumpfigen Thal. An derselben Stelle hatte unser Führer im vorigen Jahre eine Büffelherde von angeblich zweihundert Stück angetroffen. Der landschaftliche Charakter der Gegend hatte sich seit gestern beträchtlich geändert. Das zusammenhängende Gebirge hatten wir hinter uns, statt dessen befanden wir uns in einem Gebiet, in welchem Granitmassive von zweihundert bis vierhundert Meter Höhe und im Plateaucharakter mit breiten, reich bewässerten Thälern, oder, besser gesagt, streifenförmigen Ebenen abwechselten. Eine gesetzmässige Vertheilung der Massive und Ebenen war nicht erkennbar. Granitgrus, zum Theil in Laterit verwandelt, sowie Gneisse und Granite, die sehr vereinzelt als Grundgestein zum Vorschein kamen, bildeten den Boden der Ebenen.

Ein langer heisser Marsch brachte uns am 9. März nach Máta, dem letzten Heidenort des Tschebtschigebirges. Die drei Gefangenen liess Uechtritz heute früh laufen, zum grossen Schmerz unseres Führers, welcher sie uns gern gegen ein Billiges abgekauft hätte. Zum Zeichen der Demuth warfen sich dieselben auf den Boden und streuten Erde auf Kopf und Schultern, dann liefen sie in langen Sätzen Ganyagam zu. In Máta erfuhren wir, dass zwei der Gefangenen fortgelaufene Sklaven und Verbrecher waren, die in Ganyagam Schutz suchten. Der Europäer mit seinen humanen Anschauungen spielt in den hiesigen Ländern, namentlich in Angelegenheiten der Sklavenfrage, doch gar zu häufig die zweifelhafte Rolle des Don Quixote, der die Galeerensklaven befreit. Unzweifelhaft hielten uns nicht blos die Fulbehirten, sondern auch unsere eigenen Leute für Narren, am meisten allerdings wohl die Befreiten selbst. Uebrigens war die Fullafrau gestern freiwillig in Gañyagam zurückgeblieben, weil sie die Rückkunft ihres Mannes abwarten wollte; der Fulla aus demselben Ort dagegen und der Elephantenjäger waren mitgekommen. Der Erstere scheint ein rechter Biedermann gewesen zu sein; denn er wollte die günstige Gelegenheit sofort benutzen, um den Jäger als seinen Sklaven zu reklamiren, wurde aber abgewiesen, da die Fullafrau die Ungerechtigkeit seiner Forderung bezeugte. Schliesslich befand sich noch unter den Gefangenen ein Mädchen, welches unsere Fulbehirten am Bach in Gañyagam gefangen hatten. Dasselbe erklärte, freiwillig mit den neuen Herrn mitgehen zu wollen, da sie selbst vor einigen Jahren von den Heiden geraubt worden war. Gegen ihren Entschluss hatten wir natürlich nichts einzuwenden, und so blieb sie.

Eine Plage, welche uns schon früher sehr lästig gewesen, hatte in den letzten Tagen übermässig zugenommen, nämlich kleine, zweieinhalb bis drei Millimeter grosse Fliegen mit Fühlhörnern, ähnlich denen der Wespen. Bisher hatten wir sie nur strichweise im Buschwald gefunden, seit einigen Tagen dagegen überall. Mit der grössten Rücksichtslosigkeit fliegen sie direkt in Augen, Nase, Ohren, wo sie Feuchtigkeit finden und lassen sich nicht verjagen, sondern lieber tödten.

Von Südwestafrika her hatte sie Uechtritz noch in Andenken, wo sie ihm beim Anstand auf Löwen oftmals hart zugesetzt hatten. An dem heutigen Tage war die Plage so gross, dass jeder einzelne, ohne Ausnahme, sich mit einem Blätterbüschel bewaffnete, mit welchem er die zudringlichen Thiere verscheuchte.

Um halb drei Uhr erreichten wir das grosse Dorf Mata, welches theils am Fuss, theils auf dem Abhang eines der beschriebenen Granitmassive lag und wohl aus fünfzig bis sechzig Gehöften bestehen mochte. Wir waren natürlich auf den Empfang gespannt. Eine Handvoll Bewaffneter stand am Eingang in das Dorf, als wir einige hundert Meter von demselben entfernt auf einem grossen Stoppelfelde das Lager aufschlugen. Einige Männer kamen sodann in das Lager. Der eine war ein Unterthan des Sultans von Muri, welcher zur Beobachtung der tributpflichtigen Heiden hier eingesetzt war. Er erzählte, gestern hätten Flüchtlinge die Nachricht von dem Kampf und der Zerstörung der beiden Dörfer gebracht und grossen Krieg, den die Weissen brächten, vorausgesagt. Darüber seien die hiesigen Heiden in Angst gerathen, er habe aber erklärt, die Weissen kämpften nur, wenn sie angegriffen würden; dann wäre allerdings auch kein Widerstand gegen sie möglich. Sie sollten ruhig im Dorf bleiben und die Weissen freundlich aufnehmen, dann geschehe ihnen nichts. Trotz seines Zuredens wäre aber die ganze Bevölkerung bis auf einige Männer in ein Dorf auf dem Gebirge geflohen. Er führte sodann eine Gesandtschaft von uns zum Heidenkönig und bereits nach kurzer Zeit erschien dieser selbst im Lager. Er versprach, seine Leute in's Dorf zurückzurufen und mit Lebensmitteln in's Lager zu schicken. Sowohl dieser König, als der aus der Gebirgsstadt, welcher bald darauf zum Besuch kam, erhielt reichliche Geschenke, theils um sie völlig zu beruhigen, theils um den Gegensatz in dem Auftreten der Weissen gegen Freund und Feind schärfer hervortreten zu lassen. Trotzdem verschwand das einmal geweckte Misstrauen nicht wieder; zwar brachten Männer mit ihren Sklaven genügend Lebensmittel in das Lager, doch es erschien auch nicht eine Frau.

Heute zeigte sich die erste schwache Sichel des Mondes am Abendhimmel. Die Leute geriethen über ihren Anblick in Aufregung, standen mit gefalteten Händen verzückt da, murmelten unverständliche Worte und strichen mit der Hand über das Gesicht. Es war Rhamadan. Eigentlich hätten die Leute vierundzwanzig Stunden vorher nichts essen dürfen, aber Reisende sind von solchen religiösen Pflichten entbunden.

Der folgende Tag (10. März) brachte uns aus dem Gebirge in die Ebene des Benuethals hinaus. Um zehn Uhr hörten die zweihundert Meter hohen Granitmassen, welche ein mehrere Kilometer breites Thal eingeschlossen hatten, plötzlich auf und vor uns lag eine weite Ebene, aus welcher nur noch hie und da kleinere vorgeschobene Granithügel aufragten.

Wir übernachteten an einem zehn Meter breiten Fluss und erreichten am 11. März um halb zwei Uhr Nachmittags den ersten Fulbeort Uro Matschíbbo.

Die Erzählungen eines unserer Leute, Audu Akwára, eines Joruba aus Ilorín, welcher früher einmal unter den Heiden gelebt hatte, verkürzten uns den Marsch durch den langweiligen Buschwald.

Audu Akwara war ein interessantes Beispiel jener mohamedanischen Charlatane und Heilkünstler, welche, auf den Aberglauben und die Dummheit der thörichten Arnanen spekulirend, sich als Zauberer unter ihnen niederlassen[2]). Denn, von aller Welt abgeschlossen, sind diese in der That noch thörichter und abergläubischer als die sogenannten Mohamedaner. Ohne eine Ahnung von Schreiben und Lesen zu haben, aber mit Schreibtafel, Leias und Zaubergegenständen ausgerüstet, pilgerte also unser Audu Akwara unter dem Namen Mala Músa zu den Heiden desTschebtschigebirges. In Bassille eröffnete er sein Debüt und besuchte sodann nach einander die verschiedenen Dörfer des Gebirges. In jedem hielt er sich, je nach Zuspruch und Bezahlung, einige Wochen auf.

In Bassille nun führte er sich durch folgenden, unglaublich plumpen Scherz ein. Grossprahlerisch trat er auf und erklärte, er habe so starke Medicin, dass er ein Huhn zehn Tage lang ohne Futter und Wasser am Leben erhalten könne. Grosses Staunen und Ungläubigkeit. Vor den Augen der Menge machte er darauf ein Loch in den Boden, setzte einen Topf mit einem Huhn hinein und bedeckte das Ganze wieder mit Erde, um erst nach zehn Tagen das noch lebende Huhn wieder herauszunehmen. In jeder Nacht grub er aber das Thier wieder aus, gab ihm zu fressen und zu trinken und als die zehn Tage um waren, kam zum Erstaunen des scharfsinnigen Publikums das Huhn lebend zum Vorschein. Dieses Kunststück, welches er später nach Bedarf in anderen Dörfern wiederholte, begründete seinen Ruf als Zauberer und er hatte mit einem Schlage eine grosse und einträgliche »Praxis«. Jedoch begnügte sich unser Held nicht damit, wie die Andern, Zauberformeln und heilkräftige Reliquien auszutheilen, sondern verstand es in genialer Weise, die Sitten und Gebräuche des Volkes seinen Zwecken dienstbar zu machen. Gegen Krankheit, gegen Bezauberung, gegen Unglück auf der Jagd und Verwundung im Kriege, kurz für alle menschlichen Wünsche und Befürchtungen, hatte er Medicin. Wollte z. B. Einer auf die Jagd oder in den Krieg gehen, so frug er sicher vorher bei Mala Musa an, ob die Gottheit ihm auch günstig sei. »Das werde ich untersuchen«, erwiderte würdevoll der Zauberer und bestellte ihn mit Hühnern, Schafen und Bierkrügen nach dem Opferplatz, den jedes Hauswesen in dem Busch in der Nähe des Dorfes hat. Es sind dieses sechs Fuss lange, drei Fuss breite Rechtecke aus platten, in Abständen von einander aufgestellten Steinen. Innerhalb dieses Opferplatzes liess er die gebratenen Hühner und saftigen Hammelkeulen in Körben nebst einem Topf Bier hinstellen und machte dazu einigen Hokuspokus bei Pauken-, Trommel- und Trompetenschall. Wenn die Gottheit dem Unternehmen günstig war, musste sie bis zum folgenden Morgen die Opfergaben gnädigst angenommen und aufgegessen haben. Der fromme Spender des Opfers konnte allerdings sicher sein, dass die Gottheit in der Nacht seine

Gaben huldvollst acceptirte. Reiche Geschenke belohnten die kräftige Fürsprache des Priesters.

Krankheiten vertreiben, kann natürlich jeder Medicinmann; Mala Musa verstand es aber auch, kommende Krankheiten zu bannen. Während einer Unterhaltung mit einem vermögenden, mächtigen Mann pflegte er diesen plötzlich von der Seite anzusehen, mit dem Bemerken: »Nächstens wirst Du schwer krank werden, ich sehe es Deinem Gesicht an. Komm 'nmal her, ich will Dich untersuchen, wenn dieses Holz bei der Berührung mit Dir brennt, wirst Du von Krankheit und Elend heimgesucht werden.« Damit strich er ein Phosphorstreichholz an dessen Kleidung an und dasselbe begann zum Schrecken des Patienten wirklich zu brennen. Befragt, ob es kein Gegenmittel gebe, die Krankheit abzuwenden, bejahte er die Frage, aber, meinte er, es koste viel. Der Geängstigte war zu allem bereit, und schenkte ihm zwei Sklaven. Akwara liess ihn die üblichen Opfer darbringen, veranstaltete Beschwörungen mit Musik und wiederholte zuletzt die Feuerprobe mit einem abgebrannten Zündholz. Dasselbe brannte natürlich nicht. Der Patient war nun glücklich, die Zuschauer begeistert, der Zauberer wurde beschenkt.



Abb. 180. Ein Opferplatz der Dekka bei Gandjam. (Nach Skizze.)

Weitaus den grössten Erfolg erzielte er aber in der Behandlung unfruchtbarer Frauen, welche bei jedem der dortigen Heilkünstler das Gros der Patienten bilden. Akwara gab nicht nur Zaubersprüche und Medicin zu essen, er bewies den Hülfesuchenden sogar, dass das Mittel bereits geholfen und er ihnen die gewünschte Zahl von Kindern verschafft habe. Unter den Laiatäschchen an seinem Arm hatte er nämlich eines, welches beim Drücken quietschende Töne hervorbrachte. Nach dem Genuss der Medicin legte er der betreffenden Frau seine Arme in den Schoos und drückte. »Hörst Du, hörst Du, die Kinder quieken schon!« Je nach der gewünschten Zahl liess er so und so viel Kinder schreien. Der Erfolg war ein durchschlagender, der Gewinn ein entsprechender, Hühner, Schafe, Ziegen, selbst Sklaven, wurden ihm so reichlich geschenkt, dass er einen kleinen Handel nach Yola und Muri betreiben konnte. So schwindelte er sich denn durch die verschiedenen »countries« des Tschebtschigebirges hindurch. Schliesslich gab er das einträgliche, aber gefährliche Geschäft auf und kehrte als wohlhabender Mann nach Yola zurück. Bei der Bevölkerung stand er noch in gutem Andenken. Ueberall wurde Mala Musa mit Ausdrücken der Freude

begrüsst, man trug ihm seine Last und traktirte ihn mit Bier, so dass er so ziemlich an jedem Abend betrunken war.

Die Heidengegenden scheinen von solchen mohamedanischen Charlatanen oft heimgesucht zu werden. In Gandjani besuchte uns z. B. ein Alhadji, welcher sich beim Dorfhäuptling einquartiert hatte, und kurz vor Uro Matschibbo kam uns ein wandernder Hexenmeister entgegen, welcher sich auf dem von uns zurückgelegten Wege zu den Heiden begab. Vor ihm ging ein Junge, der eine grosse hölzerne Schreibtafel trug. Der Meister selbst, in stattlichem Turban und faltiger Tobe, war von oben bis unten mit Ledertäschchen mit Koransprüchen, ledernen Zauberringen und allen möglichen andern Amuletten behängt. Ueber der Schulter hing ihm eine grosse Ledertasche. Stolz, seiner Grösse und Bedeutung sich wohl bewusst, schritt er, ohne die Nazarener eines Blickes zu würdigen, an uns vorbei.

Die Wirkung unseres Gefechts mit den räuberischen Heiden scheint von heilsamem Einfluss gewesen zu sein. Ein fahrender Sokotoprinz, welcher hinter uns her kam, wohl in der Absicht sich uns anzuschliessen, passirte, ohne belästigt zu werden und ohne Abgaben zahlen zu müssen, die bestraften Dörfer. Er erzählte, die Hautfarbe unserer Gesichter hätte den Arnanen, die bisher von der Existenz von Weissen nur Unbestimmtes gehört, Entsetzen eingeflösst. Sie hätten den Prinzen ausgefragt, was das für Wesen wären. Der Fulla sei ja auch hell, aber so weisse Menschen könne es doch unmöglich geben; das seien gewiss Geister. Die schnelle Beendigung des Gefechts, die grosse Zahl von Todten — sie mögen ein halbes Dutzend Leute verloren haben — hatten ihren Glauben an unser gespenstisches Wesen bestärkt. Dazu kam, dass die Berichte über den Kampf ins Ungeheuerliche gingen. In Mata wusste bereits jedes Kind, dass wir fünf Dörfer »gegessen« hätten; die Zahl der Todten aber wäre unendlich.

Wir selbst waren zufrieden, die unsicheren Heidengebiete passirt zu haben und wieder mohamedanisches Gebiet zu betreten. Hier hatten wir keine Feindseligkeiten mehr zu befürchten. In Muri waren die Europäer bisher stets freundlich aufgenommen worden und in zehn bis zwölf Tagen hofften wir, in Ibi eintreffen zu können. Von unserm anfänglichen Ziel waren wir allerdings bedeutend nach Norden abgekommen. Unser trefflicher Führer hatte zwar versprochen, uns nach Bakundi zu bringen; aber als echter Afrikaner log er natürlich; er kannte nur den Weg nach Manarawa, das Ziel seiner eigenen Reise. Zu spät erfuhren wir dieses. In Gañyagam hatten wir uns nach einem neuen Führer umsehen wollen, allein der Kampf vereitelte unsere Pläne; so mussten wir denn den dem Führer bekannten Weg nach Manarawa einschlagen, zu unserm grossen Bedauern, denn der andere Weg, der noch weiterhin durch Gebirgsland geführt hätte, wäre wahrscheinlich interessanter gewesen.



Landschaft bei Uro Mali.





XIX. KAPITEL.

Durch's Benuethal nach Ibi.

Uro Matschibbo ist ein Fulbedorf von einigen dreissig Höfen, welche in einer Lichtung des Buschwaldes lagen. Es gehörte, wie das ganze Benuethal, vom Katsinnafluss bis zum Gebiet der Bassama, zum Königreich Muri. Die Murifrauen, welche im Sudan ihrer Schönheit wegen berühmt sind, haben eine ähnliche Haartracht, wie die Marruanerinnen, auf dem Scheitel einen Wulst, hinten und an den Schläfen einen Zopf, jedoch von bescheideneren Dimensionen und ohne die Hartgummikonsistenz. Meist haben sie freilich ein Kopftuch, mit einem langen Zipfel im Nacken, um. Die Männer tragen mit Vorliebe das Haar in Zöpfen mit eingeflochtenen Perlen, ähnlich wie die Borroro in Adamaua.

Der König, ein pechschwarzer Neger, kam bald mit einigen Hühnern als Geschenk zu unserer Begrüssung in das Lager. Auch brachte er eine grosse Kalabasse voll honú sakí mit. Dieses Getränk ist eine dünne Mehlsuppe, welche, wenn noch heiss, fade und nüchtern schmeckt; nach dem Abkühlen bekommt sie dagegen, wohl infolge eintretender Gährungsprozesse, einen angenehmen säuerlichen Geschmack. Da das Wasser im Benuethal aus Lehmgruben geschöpft wird und von miserabler, oft fauliger Beschaffenheit ist, so genossen wir diesen Trank mit Vorliebe; doch muss man in dem Genuss desselben vorsichtig sein, weil er leicht Diarrhoeen verursacht. Zahlreiche Neugierige kamen in das Lager, darunter ein Mann in französischer Uniform und rothem Tarbusch, einen

krummen Säbel an der Seite. Wir hatten diesen Jüngling bereits in Manarawa bei der Aufhebung der französischen Faktorei gesehen. Ein anderer stolzirte mit einem französischen Karabiner umher, welchen er für geleistete Dienste als Bezahlung erhalten hatte.

Während des neuntägigen Marsches, welchen wir bis Ibi zurücklegten, ging der Weg durch das ebene, einförmige Benuethal hin. Lateritischer Sand, stellenweise anstehender Sandstein, bildete den Boden, ein langweiliger Buschwald die Vegetationsdecke. Nur hier und da verdrängten schlanke Fächerpalmen mit offenen Grasflächen den öden Buschwald. Jenseits des Tarabbaflusses traten auch Rhaphiapalmen in niedrigen Gestrüppen auf. Die grosse Hitze bei bedecktem Himmel und fehlendem Winde, Legionen von Fliegen und fauliges Trinkwasser trugen zur Verschönerung der letzten Tage nicht gerade bei. Die Gegend muss zwar sehr wildreich sein, denn Spuren von Springböcken, Hartebeest, Schimmelantilopen, von Giraffen und Elephanten waren sehr häufig; doch bekamen wir die Thiere selbst nicht zu Gesicht. An Raubthieren mangelte es ebenfalls nicht. In dem Dorf Uro Katschéllagí, unserm heutigen (12. März) Lagerplatz, waren Leoparden so häufig, dass die Frauen Abends nur mit Gefahr zum Wasser gehen konnten. Ebenso sind kurzmähnige Löwen sehr häufig. Doch haben wir nie einen brüllen hören, ebensowenig Hyänen und Schakale bemerkt.

Ein einstündiger Marsch brachte uns am 13. März nach dem grossen Ort Mútum bíu — »Zwei Männer« —, der wohl über fünftausend Einwohner haben mag. Im Gegensatz zu den thönernen Kornurnen Adamaua's wird in Muri das Getreide in grossen geflochtenen Körben aufbewahrt, welche mit einem Deckel versehen sind und auf einem einen halben bis einen Meter hohen Gerüst aus Baumstämmen stehen. Ein mächtiger, gegen vier Meter hoher Korb befand sich mitten in der Stadt. Diese Getreidekörbe ähneln denen aus Bubandjidda und denen am unteren Benue. Schaaren Neugieriger drängten sich auf den Strassen, als wir durch die Stadt zogen. Meist waren es Frauen, denn die waffenfähige Mannschaft befand sich im Lager des Königs von Muri, welcher gegen einige Heidenstämme Krieg führte. Uebrigens besteht die Bevölkerung zum grössten Theil aus Haussa, erst in zweiter Linie aus Fulbe. Trotz der dringenden Einladung des Königs blieben wir nicht dort, sondern setzten den Marsch bis zu der kleinen Stadt Uro Yauro Hammadu fort. Leider herrschte hier, wie bereits am letzten Schlafplatz, Theuerung, weil die Heuschrecken das Getreide aufgefressen hatten. So war denn bei den Leuten Schmalhans Küchenmeister. Der Yarima aus Mútum bíu schickte uns einige Hühner in einer Riesenkalabasse, welche als Hühnerkorb eingerichtet war. Vier Seitenlöcher mit Fensterkreuz und oben ein runder, ausgeschnittener Deckel an einem Strick dienten als Luftlöcher und Thür. Der Ueberbringer war übrigens ein unserm Audu wohlbekannter Nupemann aus Lokodja, welcher den Mizon'schen Schiffen bei ihrer Fahrt nach Muri als Pilot gedient hatte. Obwohl er einen Hof und Familie in Lokodja

hatte, mochte er nicht in seine Heimath zurückkehren, weil ihn die Kompagnie. aus Rache für seine Dienste bei Mizon. gefangen gesetzt hätte.

Der heutige Marsch brachte uns zu der grossen Stadt Yola,[1]) welche ihrer Namensschwester an Grösse kaum nachzustehen scheint. Yola liegt auf einer weiten, freien Fläche, einige Kilometer östlich vom Tarabba - Fluss. Etwa vierhundert Meter vor der Stadt schlugen wir unter einigen Gaoakazien das Lager auf. In der Nähe weidete frei eine dreissig bis vierzig Stück zählende Pferdeheerde; das erste Mal, dass wir diese Thiere frei herumlaufen sahen. Unsere Leute konnten sich hier nach den letzten Hungertagen pflegen. Denn es gab nicht blos Lebensmittel, sondern auch Milch, Eier, Butter und Honig in Ueberfluss, Dank der vorwiegenden Haussabevölkerung. Der König selbst ist ein Haussa. Er kam als Kaufmann in das Land und wurde von dem Yarima von Gássol, einem Sohn des Königs von Muri, hier festgehalten und als König eingesetzt. Gegen Abend erschien er in dem Lager und bat uns, noch einen Tag zu warten, er wolle den Yarima in Gassol benachrichtigen, dass wir hier seien. Denn ohne dessen Erlaubniss dürfe er uns nicht weiterlassen. Natürlich wollte Uechtritz nicht darauf eingehen, sondern erklärte, er werde morgen mit oder ohne Führer weiterziehen. Am späten Abend kam der König noch einmal, jammerte uns ein Klagelied vor, der Yarima werde, falls er die Weissen ohne seine Genehmigung ziehen liesse, die Gelegenheit benutzen und ihm nicht nur alle Präsente, die er von diesen erhalten habe, abnehmen, sondern ihn auch sonst chikaniren. Schliesslich einigte man sich dahin, dass noch an diesem Abend ein Bote nach Gássol, das einige Stunden nördlich am Tarábba liegt, abgehen sollte mit einigen Geschenken von Uechtritz an den Yarima und zugleich der Erklärung des Stadtkönigs, er könne die Fremden nicht aufhalten. Der König, welcher während der Audienz mit seinem zahlreichen Gefolge höchst würdevoll auf der Erde hockte und das Palaver führte, vergass plötzlich alle Würde. Mit einem Angstschrei fuhr er nebst seinem Gefolge in die Höhe, dass die weissen Gewänder im Mondlicht flatterten. Eine Schlange war an Hochdero Beine gekrabbelt und veranlasste ihn zu jäher Flucht. Uechtritz, der von früher her auf den Schlangenfang eingeübt war, ergriff, während ich die Laterne hielt, mit der Rechten das Thier beim Schwanz, zog es mit der andern Hand blitzschnell durch die geschlossene Rechte hindurch, bis er den Kopf der Schlange dicht am Genick gefasst hatte. Es war in der That eine giftige Viper, nebenbei bemerkt, die erste Giftschlange und die dritte Schlange überhaupt, die wir auf der ganzen Reise gesehen haben. Das Publikum sah mit starrem Staunen der merkwürdigen Operation zu. Einstimmig äusserten sie nach der Audienz zu Audu, gewöhnliche Sterbliche könnten ungestraft ein solches Thier, so lange es lebte, nicht anfassen; ja, ja, die Weissen hätten mágani deáua, mágani deáua, und kopfschüttelnd kehrten sie zur Stadt zurück.

Am folgenden Morgen erschien der Stadtkönig mit einem Boten des Yarima, welcher für das Geschenk dankte und uns sagen liess, wenn wir nach

Gassol kämen, wären wir ihm willkommen, wenn wir aber weiter ziehen wollten, könnten wir es thun. Der Stadtkönig selbst hielt heimlich für uns einen Führer bereit, welcher uns hinter Yola erwarten und zum Tarabba führen sollte.

Der Weg ging zuerst nördlich an der ausgedehnten offenen Stadt vorbei, dann durch Buschwald nach Westen hin. Im Süden waren Sandsteintafelberge sichtbar, hinter denen Bakundi liegt und zwischen denen der Tarabbafluss herauskommt. Bald nach zehn Uhr standen wir am Ufer des drei- bis vierhundert Meter breiten Flusses, der noch eine vierzig Meter breite, nur knietiefe Wasserfläche besass und sehr schnell strömte. So machte denn der Uebergang keine Schwierigkeit. Ich ritt heute ein anderes Pferd. Seit dem Uebergang über das Tschebtschigebirge war nämlich mein in Garua gekaufter Hengst, welcher die Reise bis dahin vorzüglich ausgehalten hatte, sichtlich schwächer und schwächer geworden und nur noch mit Mühe vorwärts zu bringen. Das früher so muthige, schöne Thier, zu einem Skelett abgemagert, bot einen jammervollen Anblick dar. Es war vorauszusehen, dass es die nächsten Tage nicht überleben würde und deshalb sahen wir uns in Yola nach einem neuen Pferde um, das wir bis Ibi miethen wollten. In Yola hielt sich nun gerade ein Alhadji auf, ein Muster jener würdigen Mekkapilger, welche ich bereits von Ngaumdere her rühmlichst zu erwähnen Gelegenheit gehabt habe. Es war ein kleines ergrautes Männchen mit rothem Tarbusch und weissem Turban, welchen die Anzahl von Leias an Kopf und Armen bereits genügend als Heiligen dokumentirte. Von Kano gebürtig, hatte er vor einigen Jahren eine Pilgerfahrt nach Mekka angetreten und sich angeblich drei Jahre in der heiligen Stadt Medina aufgehalten, doch war es viel wahrscheinlicher, dass er nie über Kuka oder Logone hinausgekommen war. Trotzdem kehrte er als heiliger Alhadji in seine Heimath zurück, verkaufte heilkräftige Reliquien, wie Holzstücke, Steine, Knochen und anderen Krimskrams vom heiligen Grabe und heilte die Leiden der Menschheit mit Koransprüchen und ähnlicher Medicin. Die dankbarsten Kunden waren natürlich auch bei ihm, wie bei unserem Mala Musa, unfruchtbare Frauen. Umsonst hatte er nicht kurirt, denn die Reise durch Adamaua hatte ihm, ausser einigen Ballen Stoffe und Kleider u. a., ein halbes Dutzend Sklaven und Sklavinnen eingebracht; ferner drei Pferde, von denen zwei zwar hässliche kleine Ponys, das dritte aber ganz brauchbar war. Letzteres miethete ich nach Ibi und gab als Bezahlung meinen Hengst, der sich voraussichtlich bei guter Pflege und Ernährung noch erholt hätte. Statt nun aber dem Thier in Yola noch einige Ruhetage zu gönnen, beschloss er, mit uns zusammen zu reisen. Mit hohem arabischen Bocksattel, prächtigen Satteldecken und buntem Zaumzeug aufgeputzt, schlich nun der arme Gaul, am Zügel geführt und von hinten mit Schlägen angetrieben, hinter der Karawane her.

Um halb zwölf Uhr hatten wir die Ebene des mehrere Kilometer breiten Tarabbathals durchschritten und passirten dann noch einen circa sechzig Meter breiten, hüftentiefen Arm des Tarabba, den Mao Séllo, an dessen flachem

Uferrand die mit Wall und Graben befestigte Stadt Gurió, welche zwei- bis dreitausend Einwohner haben mag, liegt. Auf der Nordostseite derselben schlugen wir auf freiem Felde das Lager auf. Es erschienen nur wenig Verkäufer im Lager, weil die hiesige Gegend von Heuschrecken heimgesucht worden war und die Leute ihre spärlichen Vorräthe zurückhalten mussten. Auch der Stadtkönig, welcher von Gassol abhängig ist, erschien erst spät am Abend mit Geschenken. Wie es sich herausstellte, hatte die Bevölkerung Furcht gehabt, wir würden Krieg bringen, und nach Gassol zum Yarima geschickt.

Die Aengstlichkeit, welche die Bewohner Yola's und Gurio's gezeigt haben, ist im Wesentlichen auf die Streitigkeiten zurückzuführen, welche die Kompagnie mit dem Yarima Schĕschĕ, dem Kronprinzen von Muri und Bruder des Yarima von Gassol, gehabt hat. Angeblich infolge unvernünftiger Maassregeln des damaligen Kommandanten von Ibi, Charley Mac'intosh, brach im Jahre 1890 zwischen der Kompagnie und dem Sultanat Muri ein Krieg aus. Die englischen Stationen im Murigebiet, wie Lau und Manarawa, wurden theils zerstört, theils freiwillig aufgegeben und nur die Militairstation Ibi gehalten. Der Yarima Schesche hatte bei Jíbu, einer Stadt oberhalb Ibi, ein festes Lager bezogen und beunruhigte von hier aus die Umgebung Ibi's. Die Strassen waren damals so unsicher, dass oftmals den Haussahändlern, die nach Ibi gingen, von den Murileuten Nase und Ohren abgeschnitten wurden. Die unerträgliche Situation wurde durch einen nächtlichen Ueberfall, welchen die Garnison von Ibi auf das feindliche Lager machte, beendet. Zwar bezog der geschlagene Prinz bald nach seiner Niederlage wieder die alten Quartiere, doch kam es zum Waffenstillstand. Das gespannte Verhältniss, welches seitdem zwischen Muri und der Kompagnie herrschte, hatte bekanntlich Mizon auszunutzen und den Sultan für Frankreich zu gewinnen gesucht.

Gurio war seit Ngaumdere die erste befestigte Stadt, welche wir auf der Reise angetroffen. Ein zwei Meter tiefer, zum Theil verfallener Graben und eine zwei Meter hohe Mauer aus rothem Lehm mit breiten Zinnen und schmalen Schiessscharten vertheidigt sie genügend gegen jeden feindlichen Angriff. Ebenso wie Yola und Mútum biu wird Gurio vorwiegend von Haussa bewohnt. Die Einwanderung derselben hängt mit Unruhen zusammen, welche vor einiger Zeit in Wássē, einer grossen Stadt des südlichen Bautschi, ausbrachen. Der jetzige König von Wássē hatte sich nämlich durch eine Rebellion zum Herrscher gemacht und der gestürzte König musste mit seinem Anhang, d. h. einem grossen Theil der Bevölkerung, auf das Südufer des Benue fliehen, wo er sich an den Ufern des Tarabba ansiedelte. Der Usurpator dagegen besänftigte den Zorn des Lehnsherrn in Yakoba mit Geschenken und begab sich zu demselben, um sich mit dem Turban krönen zu lassen. Auch jetzt findet immer noch ein starker Zuzug von Haussa statt nach dem Lande zwischen Wukari und dem Tschebtschigebirge an die Stelle der hier einstmals ansässigen Baibai und Djikum.

Am Nachmittage kam mit grossem Getöse ein langer Hochzeitszug aus der Stadt heraus. Auf weissem Zelter sass die weiss gekleidete Braut, neben

ihr ging der geputzte Bräutigam, vor und hinter dem Paar singende und kreischende Weiber. Der Zug ging in das Land hinaus und kehrte erst nach Sonnenuntergang wieder heim. Bis spät in die Nacht hinein verrieth dann noch dumpfer Trommel- und heller Trompetenschall den Fortgang des Hochzeitsfestes.

Anfangs zwischen der Stadtmauer und den ausserhalb liegenden Höfen, dann beständig durch Buschwald, ging es am 16. März in südwestlicher Richtung hin. Der Weg nach Westen wäre wohl näher gewesen, führte indess durch eine drei Tagereisen breite, wasserlose Wildniss, während wir auf unserem Pfade, wenn auch wenig und schlechtes, so doch immerhin Wasser finden konnten. Bald hinter Gurio lag rechts vom Wege ein kleines Waldlager aus Grashütten. Zu spät erfuhr ich, dass dort Salz gewonnen würde. Dasselbe blühe aus dem Boden aus, werde abgekratzt und in poröse Töpfe mit Wasser gethan. Das Wasser filtrire mit dem gelösten Salz hindurch. Aus dem Filtrat werde sodann das Salz durch Eindampfen gewonnen. Ob das Salz wirklich aus dem lateritischen Sandboden, einer ehemaligen Ablagerung des Benue, ausblüht, erscheint mir indess fraglich und ich möchte eher an Verhältnisse glauben, wie sie Vogel aus Bumánda bei Muri beschreibt. Dort wird nämlich das hohe Gras abgebrannt, die Asche vom Boden abgekratzt und durch Filtriren Pflanzensalz gewonnen.[2])

Nach stundenlangem Marsch durch den öden Buschwald schlugen wir gegen ein Uhr im Songo n Labbáre Kabédyo, neben einer Grube mit lehmigem, fauligen Wasser, das Lager auf.

Bald nach dem Abmarsch führte der Weg am nächsten Tage wohl eine Viertelstunde lang auf einer wallartigen Erhöhung hin, welche auf der linken Seite von einem verfallenen Graben begrenzt wurde. Rechts dehnte sich lichter Buschwald aus, überragt von einer mächtigen Gruppe hoher Wollbäume. Hier hatte einst die mächtige Heidenstadt Koróro gestanden, welche von den Kanuri zerstört worden ist. Die Gruppe der Wollbäume deute aber die Stelle an, wo die Heiden ihren Götzen Opfer gebracht hatten.

Unsere Bornuaner kannten ganz genau das Ereigniss, welches zu einer Zeit stattgefunden haben muss, da das Königreich Bornu seine höchste Macht und Blüthe erreicht hatte. Bezüglich der Zeit konnten sie nur angeben, dass die Eroberung lange vor dem Aufblühen der Fulbestaaten stattgefunden habe.[3]) Kororo war einst die Hauptstadt des mächtigen heidnischen Königreiches Korórofa und damit des mächtigen Volkes der Djíkum, das in seiner Blüthezeit bis Kano geherrscht hatte, infolge der Kriege mit den Fulbe aber heruntergekommen ist. Jetzt ist Wukári seine Hauptstadt und diese steht unter der Oberhoheit von Muri. Durch die englische Niederlassung in Ibi dürften die Wünsche Barth's[4]) in Erfüllung gegangen und diesem heidnischen Reich ein wirksamer Schutz gegen die räuberischen Angriffe der Fulbe erwachsen sein. Seit dem Ueberschreiten des Tarabba hatten wir mit der ersten umwallten Stadt (Gurio) das Gebiet der Djikum betreten, während wir zwischen diesem Fluss und dem Tschebtschigebirge das Land der Baibai gekreuzt hatten, deren ehemalige Wohnsitze sich

aus der Gegend von Bakundi bis Djen am Benue erstreckten.[5]) Freilich haben wir von den ursprünglichen Bewohnern nichts mehr bemerkt, sie sind völlig geknechtet und in die Eroberer aufgegangen.

Auch die östlichen Gegenden des Djikumgebiets sind von ihren ehemaligen Bewohnern geräumt und entvölkert. Heute war es schon der zweite Marschtag, der durch die unbewohnte Wildniss führte, die sich zwischen dem Tarabba- und Bantadjiflusse ausdehnt. Uechtritz fühlte sich bereits beim Aufbruch nicht wohl, am zweiten Halt lag er, vom Fieberfrost geschüttelt, im Schatten eines Baumes und war unfähig, weiter zu reiten. Leider zwang der Mangel an Wasser und Proviant zum Weitergehen. Ich liess daher sein Bett zurecht machen und so konnte er, von vier Mann getragen, bequem transportirt werden. Glücklicherweise war der Buschwald ziemlich licht, stellenweise sogar savannenähnlich, indem offene Grasflächen mit riesigen Fächerpalmen und Gruppen von Rhaphiagebüsch in den Buschwald eingeschaltet waren. Seit dem Tarabba war die Raphiapalme, welche im Küstengebiet solch' grosse Verbreitung hat, zum ersten Mal wieder aufgetreten.

In einer solchen Savannenlandschaft lagen die Wasserlöcher des Songo n Keñgwa, d. h. des Katzenwaldlagers, welche wir mit Freuden um halb zwei Uhr begrüssten. Denn der heisse Marsch war für den fieberkranken Uechtritz gewiss qualvoll genug gewesen. Gegen Abend fühlte er sich nach der Ruhe denn auch bedeutend wohler und eine starke Dosis Chinin am nächsten Morgen verhinderte die Wiederholung des Anfalls.

Abends sass ich noch lange in der herrlichen Mondnacht vor meinem Zelte wach. Morgen sollten wir Bantadji erreichen, übermorgen in Ibi zum ersten Mal wieder mit Europäern und europäischer Kultur Bekanntschaft machen. Ich überflog in Gedanken die Zeit, die Erlebnisse seit unserem Aufbruch von Yola, wurde aber in meinen Betrachtungen durch den Alhadji gestört, welcher einige fünfzig Schritte von mir laut zu beten begann. Gespenstisch leuchtete die weisse Gestalt des frommen Mannes zu mir herüber und schauerlich schallte sein »Allah hakkobar« durch die stille Nacht. Bald stand er kerzengerade da, bald verbeugte er sich, bald warf er sich auf die Erde. »Allah hakkobar! Allah hakkobar!« so ging es wohl reichlich eine halbe Stunde lang. Ich dachte an die Beter an den Ecken und auf den Strassen, doch hatte seine Frömmigkeit einen anderen Beweggrund. Mein armer, alter Brauner, der schon den ganzen Nachmittag über mit trüben Augen und ohne zu fressen dagestanden hatte, war an dem Lagerplatz Audu's zusammengebrochen. Audu benachrichtigte den Pilger und dieser erhob bei dem sterbenden Thier ein Wehegeschrei, so schwer könne ihn Allah doch nicht strafen. Er habe gehofft, das Pferd in Kano gegen zwei Sklaven einzutauschen und nun solle es sterben? Dann begann er zu beten und zu beten, bis ihm Audu sagen liess, sein Pferd wäre todt. Vergeblich stocherte der gute Alhadji mit einem Grashalm dem todten Gaul in die Ohren, es regte sich nicht; auch die Versuche, es auf die Füsse zu stellen, waren

erfolglos. Schliesslich fügte sich der fromme Mann seufzend in sein Schicksal, in welchem er eine Strafe Allah's sah. Er schwur jedoch hoch und theuer, sich nie wieder mit Nazarenern in Geschäfte einlassen zu wollen. Aber bereits am folgenden Abend erregte der fromme Pilger den Unwillen seiner eigenen Glaubensgenossen, weil er sich in Bantadji bei einer dort wohnenden Ssariki n mata Burba einquartirte. Leider hörte ich von dem Vorhandensein dieser merkwürdigen Dame zu spät, sonst hätte ich versucht, sie zu Gesicht zu bekommen und womöglich zu photographiren.

Bereits vor sieben Uhr waren wir am 18. März unterwegs. Der Weg führte, wie gewöhnlich, durch Buschwald. Nebenbei sei hier bemerkt, dass mehrmals in den beiden letzten Tagen Pilzbauten von Termiten vorkamen, die wir seit dem Verlassen der Gebirge Adamaua's nicht mehr gesehen hatten. Um neun Uhr öffnete sich der öde Buschwald, der uns bisher umgeben; vor uns lag eine Lichtung mit Feldern, ein halbes Dutzend Häuser stand in ihrer Mitte. »Was ist das?« »Die Stadt Mutum déia« (d. h. ein Mann). Audu erzählte sodann die Gründungsgeschichte dieser »Stadt«. Vor zwei Jahren habe sich ein Haussa aus Bautschi hier niedergelassen, mit seinen Sklaven den Busch gerodet, Häuser gebaut, Felder angelegt und den Beweis geliefert, dass der Boden ergiebig sei. Jetzt trachte er danach, Kolonisten an sich zu ziehen, einige Familien hätten lich auch bereits bei ihm niedergelassen und in kurzer Zeit — Audu meinte in zehn Jahren — werde hier eine Stadt von mehreren tausend Einwohnern stehen, deren König der Gründer des Ortes sei. Ebenso wie Mutum déia, d. h. die von einem Mann gegründete Stadt, sei vor einigen Jahren das jetzt fünf- bis sechstausend Einwohner zählende Mutum bíu, d. h. zwei Männer, von zwei Haussaleuten gegründet worden. Der Sultan von Muri, in dessen Gebiet die neuen Städte liegen, ist natürlich ihr Lehnsherr. So wird allmählich die durch die Vertreibung der Heidenstämme entstandene Wildniss südlich des mittleren Benue durch die fleissigen und unternehmenden Haussa wieder bevölkert und kultivirt.

Um zehn Uhr bogen wir in den ausgetretenen Pfad ein, welcher die wichtige, oft von Weissen begangene Strasse zwischen Bantadji und Bakundi bildet. Seit dem Verlassen des Faro waren wir durchweg auf noch unerforschten Wegen gegangen und hatten nur zwei Mal, westlich von Dalami und am Tarabbafluss, bereits bekannte Routen gekreuzt.

Eine kleine Haussakarawane ging an einem Rastplatz an uns vorbei. Mit Ausrufen höchsten Entzückens erkannten einige unserer Leute die fremden Ankömmlinge, welche aus Ibi kamen. Da gab es ein Händeschütteln, eine Sturmfluth von Ssanu und Lafia, ein Erzählen und Lachen. Besonders schien sich einer unserer Träger, ein gewisser Audu aus Bautschi, köstlich zu amüsiren, denn er fand unter den Fremden Landsleute aus seiner Vaterstadt und sein Gesicht glänzte vor Vergnügen. Augenscheinlich bekam er gute Nachrichten von Hause. Nachher erzählte er, immer noch von dem Wiedersehen freudig erregt,

soeben habe er gehört, sein einziger Bruder wäre während seiner Abwesenheit gestorben, der Alkali habe seinen Hof und seine Sklaven mit Beschlag belegt und versteigert, weil der rechtmässige Besitzer ja mit den Weissen herumzöge und wohl nicht mehr zurückkommen würde. Dieser selbe Audu wurde uns übrigens nebst seiner zwar gelben, aber sehr hässlichen Gemahlin, welche er auf der Reise bei sich hatte, als seltenes Kuriosum ehelicher Treue und Ausdauer genannt. Denn, wie Audu, d. h. Itzig, nachdrücklich betonte, hätte das Ehepaar keine Kinder und, obwohl nun bereits vier Jahre verheirathet, wären sie immer noch gegen einander sehr zärtlich und beabsichtigten auch gar nicht, sich zu trennen.

Auch von Ibi hörten wir Neues, von einer Expedition des »bature soldier« — des weissen Soldaten —, wie die Haussa den Kommandanten der Besatzung nennen, nach Tákum, ferner von der glücklichen Erlegung eines Löwen, der in der Nähe von Ibi in einem Songo mehrfach Leute vom Lagerfeuer geholt. Die Kompagnie habe dem glücklichen Jäger, der das Unthier tödten würde, fünf Sack Salz versprochen und einer hätte sich auch durch List den Preis verdient. Er habe an das Lagerfeuer eine Strohpuppe gelegt, dieselbe mit Tüchern bedeckt, selbst aber auf einem Baum gelauert. Der Löwe wäre in der That in die Falle gegangen und von einem Giftpfeil getroffen worden. Am nächsten Morgen habe man ihn todt im Busch gefunden. Die Erzählung war keine Fabel. Wir haben das Fell des Thieres später selbst in Ibi gesehen und zwar war es ein mähnenloser Löwe. Die Jagdlist unseres Jägers erinnert übrigens an die Fangart der Löwen in Mandara.[6])

Die Haussa, denen wir diese Nachrichten verdankten, hatten in Takum Gorunüsse eingekauft und wollten nun auf dem von uns zurückgelegten Wege nach Muri gehen. Leider hatten sie unterwegs einen vagabondirenden Sokotoprinzen getroffen, der ihnen hilfsbereit die Schwere ihrer Lasten um ein Beträchtliches erleichtert hatte. Bemerkenswertherweise klagten sie nicht sowohl über die Beraubung, als vielmehr über ihr Pech, überhaupt einem fahrenden Sokotoprinzen begegnet zu sein. Die Plünderung verstand sich ja von selbst.[7])

Eine Strecke vor Bantadji war die Gegend von Heuschreckenschwärmen heimgesucht worden. Nicht nur die abgefressene Vegetation, sondern auch der Koth, welcher als drei Millimeter lange, braune Würstchen den Erdboden bedeckte, zeugten von ihrem Besuch. Jetzt waren die Schwärme noch als braune Wolken über den Wiesen des Bantadjiflusses, den wir erreicht hatten, sichtbar.

Um elf Uhr hielten wir einige hundert Meter vor der vielleicht fünftausend Einwohner zählenden Stadt Bantadji, welche, wie alle Djikumstädte, mit Mauer und Graben befestigt ist. Neben vorwiegender Djikumbevölkerung bewohnen auch viele Fulbe und Haussa den Ort; dicht neben dem Lager, das auf der freien Grasfläche lag, die sich nach Süden und Westen der Stadt ausdehnte, weidete eine grosse Rinderheerde nomadisirender Fulbe. Mit den Bewohnern des Ortes entwickelte sich ein lebhafter Handelsverkehr; der Stadtkönig, der unter der Oberhoheit des Yarima Schesche stand, schickte jedoch

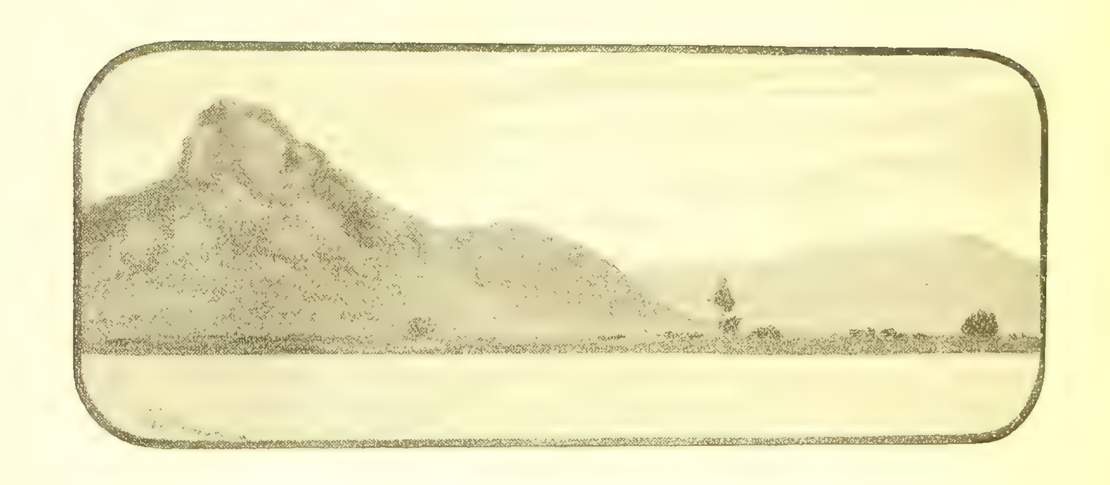
erst am Abend eine Gesandtschaft, deren Mitglieder in geradezu merkwürdiger Fülle mit Leia und Amuletten behängt und umwickelt waren, wohl, um sich gegen eine etwaige Bezauberung zu sichern. Auch zeigten sie sich befangen und verschwanden eiligst nach kurzer Audienz und Ueberreichung der Geschenke. Abends wurde uns der lange entbehrte Genuss frischer Milch zu theil, welche uns eine bildhübsche, junge Fullafrau, mit einem Baby auf dem Rücken, zum Verkauf brachte.

Anfangs ging es am nächsten Morgen an der nordöstlichen Befestigungsmauer Bantadji's hin, dann durch lichten Buschwald mit offenen Flees, in denen Wasserböcke weideten, oder durch die Wiesen, welche sich zu beiden Seiten des Bantadjiflusses ausdehnten. Um elf Uhr standen wir am rechten Ufer des Flusses der Stadt Yáköla gegenüber. Da wir am heutigen Tage Ibi nicht mehr erreichen konnten, so beschlossen wir, hier die Mittagshitze abzuwarten und am Nachmittage bis in die Nacht hinein zu einem Songo nahe Ibi zu marschiren. Unter Schattendächern, welche die Haussakarawanen an diesem beliebten Rastplatz aus belaubten Aesten errichtet haben, lagerten wir, im Sande des Flussbettes liegend, und brachen am Nachmittag vier Uhr mit frischen Kräften auf. Der Uebergang über den zweihundert Meter breiten Fluss, der an der tiefsten Stelle brusttief ist, war nicht ganz ungefährlich. Noch vor wenigen Tagen hatte ein Krokodil einen Mann bei der Passage gefasst und in's Wasser gezogen. Indessen ist in dieser Hinsicht für eine grosse Karawane, die stets Getöse verursacht, wenig zu befürchten. Trotzdem liess der so oft rühmlichst genannte Gaschimbaki aus lauter Angst seine Last in's Wasser fallen. Auch das Leibross des frommen Alhadji strauchelte beim Erklettern des andern Ufers und fiel mit sammt dem Pilgrim und dem Beutel mit Mekkareliquien in das tiefe Wasser. Glücklicherweise waren unsere Leute bei der Hand, um alle drei herauszuziehen. Allahs Hand lastete aber immer noch sichtlich auf dem Schuldigen.

An dem mit Lehmmauer, Pallisaden und Graben befestigten Yáköla, das sechshundert bis achthundert Einwohner haben mag, ging es vorbei und bald befanden wir uns wieder in dem bekannten Buschwalde. Die Sonne ging unter, der Mond trat an seine Stelle. Die Uhr konnte zwar noch abgelesen werden, aber nicht mehr der Kompass. Nur ungefähr konnte ich die Richtung des Weges an dem im Westen vor uns stehenden Sirius bestimmen. Um halb acht passirten wir die Trümmer eines Dorfes, welches für wiederholte Räubereien von der Kompagnie zerstört worden war. Den Häuptling hatte man verhaftet und nach Assaba gebracht, die Bewohner waren nach Yakola geflohen. Noch erhoben sich die Reste der Mauer- und Pallisadenumwallung. Es war bereits nach elf Uhr, als wir das Songo erreichten, wo wir übernachten sollten. Der Benue musste uns ganz nahe sein; denn wir konnten die Feuer der nächtlich fischenden Kanus erkennen und das Schnauben der Flusspferde drang von fern an unser Ohr. Wir waren Alle sehr ermüdet und gingen sofort zur Ruhe.

Trotz des gestrigen Nachtmarsches waren wir am 20. März, dem letzten Marschtage, bereits um sechs Uhr munter. Bevor wir fertig waren, defilirte eine Sklavenkarawane, welche aus Südadamaua kam, an uns vorüber, einige Reiter, ein halbes Dutzend Leute und Frauen zu Fuss und ein Dutzend gefesselter und abgetriebener Kriegssklaven, welche sich über Ibi in die Haussaländer begaben. Vernünftiger Weise mischt sich die Kompagnie, ihrer unzureichenden Macht entsprechend, in die an und für sich gewiss traurigen Sklavereiverhältnisse nicht ein. Der Effekt eines solchen blinden Humanitätsparoxysmus würde in der That nur der sein, einen blutigen Krieg hervorzurufen, unendliche Summen zu vergeuden und der Zivilisirung dieser Länder schier unüberwindliche Hindernisse ohne Spur von irgend einem Nutzen, entgegenzuthürmen.

Uechtritz ritt auf meinem, d. h. des Alhadji Ross, mit Audu allein voraus, ich selbst folgte auf seinem Pferd, das fast völlig erschöpft war, nach, stieg aber bereits nach kurzer Zeit ab, um nicht als veritabler Distanzreiter meinen Einzug in Ibi zu halten. Erst nach vierstündigem Marsch stand ich vor dem Thor der umwallten Stadt, wo mich Audu mit der Nachricht erwartete, Herr Lt. Carr und Mr. Bradschaw, die wir schon von Yola her kannten, wären in Ibi und hätten Uechtritz schon begrüsst. Durch die engen und winkeligen Strassen der Stadt ging es zu dem Oberhause der englischen Station, wo ich in dem geräumigen Hofe die beiden Herren fand. Das Wiedersehen war ein herzliches, der Empfang der denkbar liebenswürdigste. Herr Lt. Carr lud uns ein, bei ihm zu logiren, bis der Steamer »Benue«, der täglich erwartet würde, angekommen wäre. Mit demselben könnte die Expedition hinunterfahren. Unser Gepäck wurde in einem Schuppen untergebracht und die Leute in der Stadt einquartirt. In dem gastlichen Hause unseres liebenswürdigen Wirthes vergassen wir bald die Strapazen der Reise. Es war uns fast, als läge Afrika weit hinter uns. Konnten wir doch hoffen, in wenigen Tagen auf einem komfortablen Dampfer die Küste zu erreichen.



XX. KAPITEL.

Die Rückfahrt nach Akassa.

Dank der liebenswürdigen Aufnahme, welche uns die Herren von der Kompagnie, insbesondere Herr Lieutenant Carr, bereiteten, gestaltete sich unser Aufenthalt in Ibi zu dem denkbar angenehmsten. Wir waren gerade zur richtigen Zeit eingetroffen, denn der Dampfer »Benue« wurde hier täglich mit Sehnsucht erwartet. Bereits seit neun Wochen war man hier ohne Getränke und auch mit Provisionen nur ungenügend ausgerüstet. So mangelhaft ist die Versorgung der Hauptstadt des Benuedistrikts während der Trockenzeit. Wären wir nur einige Tage später gekommen, so hätten wir in Ibi sechs bis acht Wochen warten können, bevor der nächste Dampfer eingetroffen wäre.

»Benue is coming, Sir!« Mit diesem Ausruf höchsten Entzückens erschien am Nachmittag des 21. März das strahlende Vollmondsgesicht Mr. Haiseley's, des kugelrunden kleinen Akkrakochs Herrn Carr's, auf der Bildfläche. Wir eilten auf die Veranda und in der That, eine Rauchwolke über dem Fluss verrieth das Nahen des sehnlichst erwarteten Steamers.

Nach einer Stunde hielt die »Benue« auch wirklich an dem Landungsplatz. Sie war nur mit Reis für die 150 Mann starke Garnison beladen, zur grossen Freude der »soldiers« und zum noch grösseren Schmerze der »commercial men«, zwischen denen in den ganzen Nigerterritorien ein natürlicher Antagonismus besteht. Uebrigens hatte der Dampfer so viel Wasser geschöpft, dass er erst reparirt werden musste und nicht vor zwei Tagen zurückfahren konnte. Glücklicherweise brachte er auch die Provisionen Lieutenant Carr's. So konnten wir den Abend bei einem Glase Bier vergnügt verleben, dem ersten seit dem Verlassen Yola's.

Kopfleiste: Das King-Williams-Gebirge am Niger.

Am 22. März wurden sämmtliche Adamaualeute ausbezahlt, am 23. März Nachmittags die Einschiffung der übrigen Leute und des Gepäcks in's Werk gesetzt.

Die »Benue«, ein circa zwanzig Meter langer, fünf bis sechs Meter breiter Raddampfer mit flachem Boden und einem Tiefgange von dreiviertel Fuss, ist direkt für die Fahrt auf dem Benuë während der Trockenzeit konstruirt und erfüllt seinen Zweck auch vollständig. Die Maschine befindet sich vorn; hinten, über den beiden Rädern, ist ein Hochdeck mit Schattendach für die weissen Passagiere errichtet. Auch der Mittelraum, für die Fracht und die Bemannung bestimmt, ist mit einem Wellblechdach versehen. Da nun der Schiffsraum für unsere Leute, die Schiffsmannschaft und eine Abtheilung Soldaten zusammen nicht ausreichte, so nahm der Dampfer einen breiten Ponton längsseits, in welchem der grösste Theil unserer Leute Platz fand.

Um drei Uhr Nachmittags war Alles an Bord, auch der treffliche Kadi Hastrupp, der wegen umfangreicher Diebstähle von Golombe aus nach Yola zurückgeschickte Lagoshauptmann. Statt ihn, unserer Bitte gemäss, nach Assaba zu schicken, hatte man ihn in der Hulk in Freiheit gesetzt und so trafen wir denn diesen Ehrenmann als freien und wohl angesehenen Mann hier wieder. Er wurde von Neuem verhaftet und nach Lagos mitgenommen. Dank der mittelalterlichen englischen Justiz, welche in England selbst Tollheit, in den Kolonien aber der reine Wahnsinn ist, sollte uns dieser Zeitgenosse noch drei Wochen lang in Lagos mit Prozessen aufhalten.

Am Ufer standen unsere Getreuen aus Adamaua, der schneidige Bagirmi, die Heldenschaar der drei Kanuri, der stets vergnügte Eselssani und die Anderen, alle in den prächtigsten Gewändern, welche sie sich von ihrem Lohn gekauft hatten. Sie winkten uns das letzte Lebewohl zu. Noch ein Händedruck den Herren von der Faktorei, dann ein Pfiff und mit rauschendem Räderschlag dampfte die »Benue« den Fluss hinab, den wir vor acht Monaten hoffnungsvoll hinaufgefahren waren. So manches war freilich anders gekommen, als wir

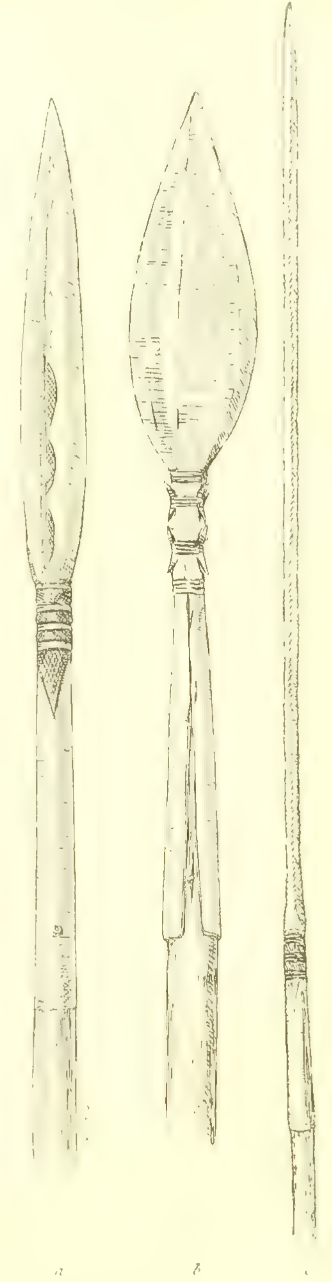


Abb. 183.
Speere der Dukum aus Abinsse.
a 1/4 nat. Gr. b 1/5 nat. Gr.
c [illegible] nat. Gr. M. f. V. Berlin.

gehofft hatten, als man von uns erwartet hatte. Doch konnten wir ruhigen Gewissens sagen, dass wir erreicht, was mit so beschränkten Mitteln, wie uns zur Verfügung gestanden, zu erreichen gewesen war. Das Eindringen in die Heidenländer war an unserer ungenügenden Ausrüstung und Mittellosigkeit gescheitert, die Araberinvasion nach Bagirmi war höhere Schicksalsfügung. Dass die Expedition bei genügender Stärke mehr hätte leisten können, hat Uechtritz durch seinen politischen Erfolg in Ngaumdere bewiesen. Die uns vom Komité zur Verfügung gestellten Mittel waren erschöpft, auf's Ungewisse wollten wir nicht Schulden machen und schlugen deshalb von Ngaumdere aus nicht den noch gänzlich unerforschten Weg zur Küste ein, der die Kosten auf circa 20000 Mark erhöht hätte, sondern begnügten uns, nach Ibi zurückzukehren.

Wir machten es uns mit Lieutenant Carr zusammen, der uns in dienstlichen Angelegenheiten nach Assaba begleitete, auf dem Verdeck bequem, das für drei Personen geräumig genug war. Die Le Maistre'sche Expedition, welche vor einem Jahre ebenfalls mit der »Benue« hinabfuhr, mag sich freilich mit ihren fünf Offizieren, zu denen noch zwei Engländer kamen, weniger komfortable gefühlt haben.

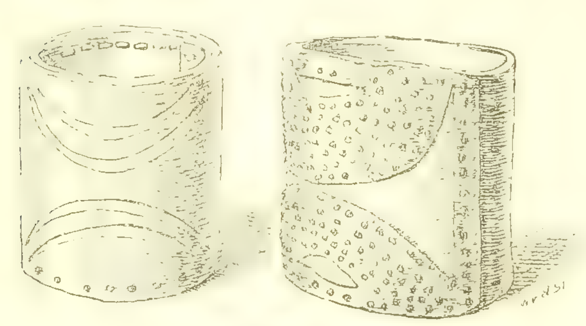


Abb. 184.
Armringe der Dikam aus Baumrinde mit Lederstickerei.
[illegible] M. f. V. Berlin.

Welche Veränderung war seit unserem ersten Besuch in dem Aussehen und dem Charakter des Flusses eingetreten! Während auf der Hinfahrt der majestätische Strom sein breites Bett ausgefullt hatte, sodass der Dampfer dicht am Uferrande liegen konnte, war er jetzt um fünf bis sechs Meter gefallen und man blickte vom Rande des Ufers, an welchen Sandsteinbänke anstanden, auf das in der Tiefe befindliche Schiff hinab. Sandbänke unterbrachen den Spiegel des Flusses und träge rollte die spärliche Wassermasse dahin. Ibi ist der äusserste Punkt, bis zu welchem in der Trockenzeit die flache »Benue«, der einzige Dampfer, welcher überhaupt zu der Zeit den Strom befährt, gelangen kann. In diesem Jahre war derselbe ganz besonders tief gefallen und bereits am ersten Tage, noch im Angesicht der Station Ibi, liefen wir auf. Zwar gelang es nach einigen Anstrengungen flott zu werden, allein die Sonne sank und am Rande einer Sandbank machten wir Halt. Die Leute übernachteten am Strande, wir selbst schlugen unsere Betten auf dem Verdeck auf.

Die nächsten Tage verbrachten wir in einem dolce far niente. Auf bequeme Feldstühle gelagert, genossen wir die weite, farbenreiche Stromlandschaft. Bald ging es an dem hohen bewaldeten Ufer entlang, bald inmitten des oft zwei bis drei Kilometer breiten, sandigen Flussbetts, in welchem sich der Strom in

zahlreiche Arme getheilt hat. Hier fesselte ein gewaltiger Snag, einer jener Bäume, welche im Strombett festgerannt sind und zur Fluthzeit den Schiffen gefährlich werden, den Blick. Grau und kahl streckt der abgestorbene Urwaldriese seine gewaltigen Aeste empor, während seine Wurzeln im Sande begraben sind. Bunte Eisvögel oder schwarze Schlangenhalsvögel haben ihn sich zum Sitz ausersehen, von dem aus sie in die blaue Fluth nach Beute spähen. Von dem Dampfer aufgeschreckt, eilen sie mit schnellem Flügelschlag einem anderen Snag zu. Dort stolzirt gravitätisch eine Schaar Kronenkraniche umher, vermischt mit Reihern, Störchen, Pelikanen, Enten und Gänsen. Zu vielen Hunderten bedecken sie die Sandbank. Zwar sind sie viel zu weit, doch senden wir ihnen einige Schüsse zu und mit entrüstetem Krächzen und Schreien wirbelt die Wolke der aufgeschreckten Thiere empor. Hier jagt eine Herde von Wasserböcken mit graziösen Sprüngen über den Sand hin, dort flüchtet eine Schaar Paviane, die soeben am Fluss getrunken, wieder dem schützenden Uferwalde zu; die Weibchen mit den Jungen voran, die Männchen mit zornigem Bellen ihren Rückzug deckend. Schaaren von Fischen tummeln sich um das Schiff und schnellen sich mit hohem Sprung aus dem Wasser heraus.

Jener graugrüne Baumstamm auf der Bank vorn, ist es wirklich ein Baum oder ein Krokodil? Das wäre ja ein riesiger Bursche! Man späht hinaus, der Krimstecher muss helfen; es ist doch ein Stück Holz. Enttäuscht stellen wir die Büchse wieder bei Seite. Da kommt Leben in den vermeintlichen Stamm, langsam schiebt er sich in's Wasser und verschwindet, bevor wir schussbereit sind. Also doch getäuscht! Bald lernten wir freilich die graugrünen Ungeheuer von gleichfarbigen Baumstämmen unterscheiden, so manchem durchbohrte das tödtliche Blei den harten Schuppenpanzer, doch gelang es den zähen Thieren stets, noch das Wasser zu gewinnen. Nur eins, dem Uechtritz Kugel den Schädel zerschmetterte, blieb regungslos auf dem Platz liegen.

Zuweilen lugte auch, im Uferwalde halb versteckt, ein Dörfchen der Djikum hervor oder schnelle Kanus glitten in der Ferne an uns vorüber; ein Zeichen, dass die Ufer nicht so unbewohnt waren, als sie schienen. So gab es denn auf unserer Fahrt immer viel zu sehen und viel Unterhaltung.

Freilich, so glatt als es scheinen möchte, ging die Fahrt nicht von statten. Plötzlich ein Ruck; schon wieder fest! Der Gegendampf macht das Schiff nicht frei; unsere Leute müssen in's Wasser, es ist ja nur knietief; mit Singen und taktmässigem »Heiho!« schieben sie den Dampfer in das tiefe Fahrwasser zurück. Dieses pflegt eine schmale tiefe Rinne vorzustellen, welche scharf vom flachen Wasser begrenzt wird. Ueber dem tiefen Wasser plätschern tausende von kleinen Wellen, der Spiegel über letzterem ist dagegen glatt. So kann man auf weite Strecken hin, den Verlauf der tiefen Rinne, wofern sie scharf ausgesprochen ist, erkennen. Trotzdem liefen wir fortwährend auf und verloren mit den Versuchen flott zu werden, viel Zeit. Zuweilen war das Fahrwasser aber so schmal, dass der Ponton losgemacht werden musste, damit er und der Dampfer einzeln die schmale

Stelle passirten. Dann dampfte der Steamer voraus und musste später oftmals lange auf den langsam folgenden Ponton warten. So kamen wir denn nur langsam vorwärts und es durfte sehr fraglich erscheinen, ob wir in sechs Tagen Lokodja, in zehn Tagen Akassa würden erreichen können. Abends um sechs Uhr pflegten wir an einer Sandbank zu lagern, mit Sonnenaufgang brachen wir wieder auf. Am Mittag des dritten Tages hatten wir mehrere flache Stellen des Flusses passirt und fuhren nun in tiefem Fahrwasser mit vollem Dampf dahin. Die unangenehmsten Stellen lagen hinter uns, tiefes gutes Fahrwasser sollte nun fast bis zu der Faktorei Abinsse, unserm nächsten Ziele, führen. Behaglich hatten wir uns zu einem Mittagsschläfchen ausgestreckt. Plötzlich gab es einen Stoss, dass das Schiff erzitterte. Die Leute durcheinander in wildem Getümmel. Was giebt es? Mit voller Kraft war das Schiff, ein an und für sich schon altersschwacher Kasten, gegen einen bisher unbekannten Felsen gerannt; durch ein grosses Loch am Bug schoss das Wasser herein. Schnell wurden die nöthigen Befehle ertheilt; Leute und Gepäck auf den Ponton, dieser losgelöst und dann Gegendampf gegeben. Derselbe war stark genug, um das Schiff los zu machen und mit der letzten Kraft erreichten wir gerade noch zur rechten Zeit das Ufer. Langsam wurde der Ponton zum Lande gerudert, ausgeladen, musste sodann noch einmal zurück, um ein Dutzend Leute abzuholen, welche, bis an die Schultern im Wasser, mitten im Strom zurückgeblieben waren, weil sie nicht mehr in dem Ponton Platz gefunden hatten.

Unsere Leute zogen das Schiff mit seinem Vordertheil auf den Strand, damit das Leck untersucht und ausgebessert werden konnte. Die Verletzung war bedeutender, als es anfangs geschienen hatte. Der Bug war auf der rechten Seite eingedrückt und enthielt neben einem kopfgrossen Leck noch mehrere kleine Löcher. Bei der Kopflosigkeit und dem Mangel an Direktion, der unter den schwarzen Ingenieuren herrschte, dauerte es lange Zeit, bevor die Untersuchung des Lecks abgeschlossen und an die Ausbesserung gegangen wurde.

Am Mittag des folgenden Tages (26. März) war noch so wenig gethan worden, dass das Schiff voraussichtlich vor drei Tagen nicht flott werden konnte. Dabei war unsere Lage keineswegs sehr angenehm; denn wir sassen auf einer kahlen Sandbank im Fluss, hatten nur noch für einige Tage Proviant und konnten vor der Station Abinsse auf Erneuerung der Vorräthe nicht rechnen. Zwar erhielten wir aus einigen versteckt am Ufer liegenden Ortschaften Besuche von Djikum, die in ihren kleinen Kanus herangerudert kamen, aber sie brachten nichts zum Verkauf. Es waren, bis auf einen schmutzigen Lappen, nackte, kräftige Gestalten, aber mit breiten hässlichen Gesichtern. In den Ohrläppchen trugen sie kurze Pflöcke aus Bambus oder aus Knochen. Sie waren mit Lanzen, Bogen, Köchern, Pfeilen und jenen eigenthümlichen Spannmessern bewaffnet, deren ringförmiger Griff über die Mittelhand gestreift wird, so dass sich die Klinge an der Aussenseite befindet. Der Griff dient zugleich dazu, der Sehne beim Spannen des Bogens einen Halt zu geben.

Um Mittag kam ein grosses Kanu den Strom hinauf, welches der Kompagnie gehörte und von Abinsse nach Ibi bestimmt war. Unterwegs war es von den Mutschi mit Pfeilen beschossen worden. Dieselben hatten indess Niemand verletzt, sondern nur die Schiffswand getroffen. Uechtritz beschloss nun, um nicht bezüglich der Lebensmittel in Verlegenheit zu kommen, mit dem Ponton hinabzugehen und Herr Lieutenant Carr, der sich uns anschliessen wollte, stellte uns auch das soeben angekommene Kanu zur Verfügung. So wurden denn die Leute und unser Gepäck auf den Ponton und das Kanu vertheilt, wir selbst nahmen in ersterem Platz.

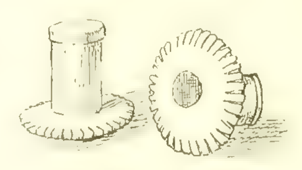


Abb. 185. Ohrpflocke der Djikum aus Knochen. ¼ nat. Gr. M. f. V. Berlin.

Bald schwammen beide Fahrzeuge auf dem Wasser, und leichten Herzens sagten wir dem Steamer Lebewohl, nicht ahnend, dass wir ihn bald sehnlichst zurückwünschen würden. Vom schnellen Ruderschlag getrieben, flog das Kanu unter Audu's Führung den Strom hinab, langsam und schwerfällig folgte der plumpe Ponton nach, mit Paddeln und Stangen nur schwer fortbewegt. Trotzdem kamen wir heute ganz gut vom Fleck und als die Sonne sank, hatten wir ein tüchtiges Stück hinter uns.

Bei einem ausgedehnten Djikumdorfe holten wir das Kanu ein; Audu war hier nämlich gelandet und in lebhaftem Handel um Enten, Hühner und andere Dinge begriffen. Schon von weitem hörten wir sein entrüstetes Allahgeschrei, mit dem er die Angebote seiner Partner kritisirte. Er hatte Uechtritz' Pferd und die Esel gegen einige Stücke Zeug verkauft und verschacherte diese nun, um für unsere Küche Vorräthe einzutauschen. Der König des Djikumdorfes kam in einem Kanu zur Begrüssung heran. Er trug mohamedanische Tracht und hatte einen auffallend langen, dichten Vollbart und semitische Züge.

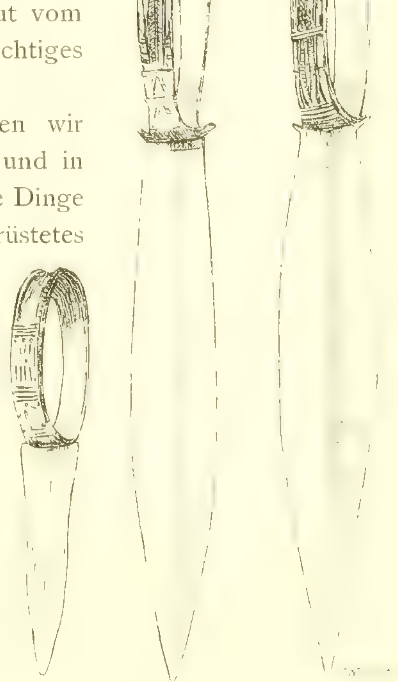


Abb. 186. Spannmesser der Djikum. Abinsse. $^{3}/_{10}$ nat. Gr. M. f. V. Berlin.

Eine halbe Stunde unterhalb des Ortes landeten wir in einer kleinen Bucht und schlugen auf dem breiten sandigen Strand das Lager auf. Auch wir liessen unsere Schlafdecken einfach auf dem Sande ausbreiten. Um Mitternacht erwachte ich; ein fürchterlicher Tornado brauste über uns hin, das ganze Lager war in Aufruhr. Meine Bettdecken waren fortgeblasen und in dem dünnen Schlafanzug lag ich schutzlos da. Blitz auf Blitz zuckte herab, der Donner rollte unaufhörlich, ein eiskalter Regen

prasselte hernieder und der Sturm heulte. Im Nu war der dünne Schlafanzug von nassem Sand, mit dem ich überschüttet wurde, durchtränkt; vergeblich suchte ich wenigstens den Kopf und die blossen Füsse zu schützen. Aufstehen konnte ich auch nicht, sonst wären auch noch die Decken, auf denen ich lag, fortgeweht. Still liegen war das einzig Mögliche, aber ein Genuss war es nicht. So gefroren und geklappert habe ich noch nie in meinem Leben, wie in dieser Schreckensnacht. Eine Stunde lang dauerte der Tornado, dann legte sich rasch Sturm und Gewitter, bis auf einen feinen Sprühregen, der immer noch herunter fiel. Im Lager wurde es wieder lebendig. Halb erstarrt und halb versandet raffte ich mich auf und hielt Umschau, soweit dieselbe bei dem geringen Licht der Lagerfeuer, welche die Leute wieder zu entflammen suchten, möglich war. Meinen Reisegefährten war es besser als mir gegangen; ihnen waren die Decken nicht davon geflogen, und wenn auch durchnässt, so befanden sie sich in bedeutend geschutzterer Situation. Uechtritz, der sich von Kopf bis zu Fuss fest in die Decken eingewickelt hatte, blieb sogar die ganze Nacht hindurch in dieser Verfassung liegen, Herr Lieutenant Carr dagegen arbeitete sich wie ich unter dem Sandhügel, der ihn bedeckte, hervor und rief mit Stentorstimme die Liste seiner getreuen Boys ab: »Barnay! Kunde! Menzow! Haisely!« doch dauerte es einige Zeit, bis das erwartete »Yes, Sir!« erscholl und sich hier und da eine Gestalt unter einem Knäuel Tücher aufrichtete. Auch ich citirte August, den wackeren Knaben, zu meiner Hilfe herbei, der mich aus meinem Koffer mit trockener Wäsche und Kleidern versah. Es war ein unbeschreiblich wohlthätiges Gefühl, als ich wieder in dem warmen Anzug steckte und behufs Beschleunigung des Erwärmungsprozesses durch das Lager zu traben begann. Da sah es allerdings wüst aus. In zum Theil recht tragikomischen Situationen lagen und hockten die armen Burschen umher, aber der Humor des Negers war bereits wieder erwacht und unter gegenseitigem Necken und Scherzen vergassen sie bald Kälte und Nässe. Es war ein Glück, dass der Ponton am Abend besonders fest verankert worden war, sonst hätte der Nordoststurm die Schiffe in den Fluss getrieben, ein Weg, welchen meine Kleider mitsammt dem Chronometer thatsächlich genommen hatten. Die am wenigsten durchgeweichte Decke zum Schutz gegen den Regen über Kopf und Schultern gezogen, verbrachte ich, auf einem Schemel am Lagerfeuer sitzend und mich wärmend, den Rest der Nacht, während die Leute bereits wieder in tiefem Schlaf schnarchten. Es ist falsch, wenn behauptet wird, dass der Neger Kälte schlecht verträgt. Bei so geringer Bekleidung und gewohnt an hohe Temperaturen, ohne Klagen und ohne böse Folgen so kalte Nächte, wie die heutige, und besonders, wie früher, die auf dem Hochplateau von Ngaumdere zu ertragen, ist gerade genug. Der Europäer würde unter gleichen Bedingungen kaum so widerstandsfähig sein.

Bei dem wundervollsten frischesten Frühlingswetter fuhren wir am nächsten Morgen den Strom herab, hielten aber bereits nach einigen Stunden an einer

Sandbank, wo Djikumfischer ihre Hütten aufgeschlagen hatten. Zwei rechteckige geflochtene Grasmatten, wie die beiden Dachflächen eines Hauses zusammengestellt, bildeten die einfache Behausung dieser Leute. Weitmaschige, aus Bast geflochtene Netze, welche eine Länge von hundert und mehr Metern haben mochten, waren an mannshohen, vertikal im Sande steckenden Pfählen zum Trocknen aufgespannt. Ausgehöhlte Kürbiskugeln von Kopfgrösse dienten als Schwimmer, wie in Norwegen grüne Glaskugeln. Auf kniehohen Holzrosten wurden frisch gefangene Fische geräuchert und ganze Haufen dieser schwarzen, übel aussehenden und riechenden, afrikanischen Leckerbissen waren bei den Hütten aufgestapelt. Der häufigste Fisch war ein fusslanges, sehr breites, karpfenähnliches Thier, derselbe, welcher uns durch seine Luftsprünge bereits aufgefallen war. Wir handelten für uns einige frische Fische ein, während unsere Leute die geräucherten vorzogen. Die Fischer, Djikum, waren alle kräftige dunkelbraune Gestalten, bis auf einen schmalen Hüftlappen unbekleidet. Eine Perlenhalskette und die nie fehlenden Ohrpflöcke vervollständigten ihre einfache Toilette. Das Haar war rasirt, manche hatten auch einen breiten Kamm in der Mittellinie stehen lassen. Bogen, Pfeile, Spannmesser, Lanzen bildeten ihre Waffen, doch wollten sie keine verkaufen, da sie mit den räuberischen Mutschi beständig auf Kriegsfuss leben. Wir hatten in der That seit gestern das Gebiet dieses gefürchteten Stammes erreicht.

Abb. 187. Dachspitze eines Hauses in Abinsse. (Nach Skizze.)

Bereits der erste Reisende, der die Mutschi besuchte, Baikie, hat mit ihnen keine freundschaftlichen Beziehungen anzuknüpfen vermocht.[1]) Er schildert sie als wilde, rohe, streitsüchtige Gesellen von abstossendem Aeussern und misstrauischem Wesen. Sie schienen ihm zusammen mit den Baibai die am wenigsten intelligenten und bildungsfähigen Neger des Benuegebiets zu sein. Ursprünglich sollen sie Sklaven gewesen sein, die gegen ihre Herren rebellirten und einen Theil des Akpotolandes besetzt hätten, und jetzt mit allen Nachbarn in Fehde liegen; nur mit den Djikum unterhielten sie freundschaftliche Beziehungen. Mizon zählt sie zu den Bantu, ohne eine Begründung für seine Behauptung zu geben. Wie zu Baikie's Zeit geht es noch heute. Sie haben sich auch den Weissen gegenüber als die tückischsten und wildesten Gesellen gezeigt und mancher Engländer ist bei der Befahrung des Katsinna Allah-Flusses von ihren Pfeilen tödtlich verwundet worden.[2]) Ihr Pfeilgift ist bei allen Nachbarvölkern wegen seiner Stärke berüchtigt und über seine Zusammensetzung vielerlei berichtet worden.[3]) Es soll nach den Mittheilungen Lieutenant Carr's neben Schlangen- und vegetabilischen Giften, vorwiegend aus Leichentheilen von an dem Gift gestorbener Thiere bereitet werden. In mit Steinen ausgepflasterten Gruben wird es aufbewahrt und vor dem Gebrauch umgerührt. Die Mutschi bewohnen die gebirgigen Theile des Landes zu beiden Seiten des Katsinna Allah und die entsprechenden Landstriche auf der Nordseite des Benue. An den Ufer-



Abb. 188. Tanzmaske der Djikum.
$^1/_5$ nat. Gr. Flegelsche Sammlung. M. f. V. Berlin.

rändern wohnen dagegen die Djikum, welche hauptsächlich von Fischfang und Ackerbau leben. Die Mutschi haben nur wenig grössere Dörfer und staatliche Verbände, sondern leben vorwiegend in zerstreuten Ansiedelungen im Busch und auf den Bergen. Die Jagd ist ihre Lieblingsbeschäftigung und mit Fleisch und Fellen betreiben sie mit den Djikum einen lebhaften Handel, um Korn und Fische einzutauschen. Nebenbei leben sie vom Rauben und Plündern. In Trupps von zehn bis dreissig Mann beunruhigen sie die Dörfer der Nachbarvölker, nicht zum wenigsten auch die Ansiedelungen der Djikum an den Benueufern ihres Gebiets. Von dem hohen Ufer aus, verborgen durch das Gras oder den Uferwald, lauern



Abb. 189. Getreidespeicher der Djikum in Abinsse.
$2^1/_2$ m Höhe

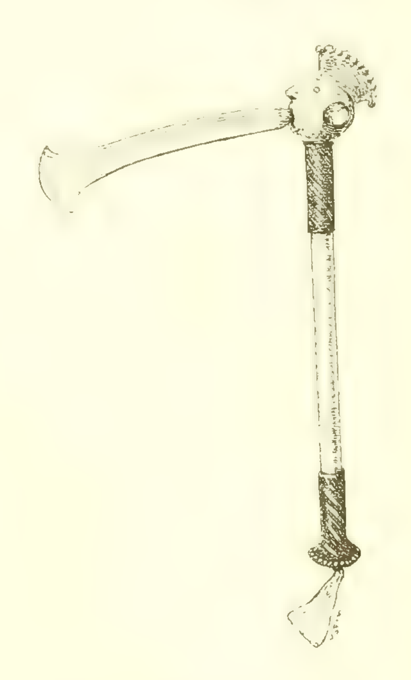


Abb. 190. Mutschiaxt aus Messing.
$^1/_{15}$ nat. Gr.
Flegel'sche Sammlung. M. f. V. Berlin

sie während der Trockenzeit den vorbeifahrenden Schiffen der Kompagnie auf, um sie aus blosser Bosheit mit einigen Pfeilen zu beschiessen. Das tiefe Fahrwasser pflegt auch mit Vorliebe gerade an den steilen unterwaschenen Uferrändern vorbei zu gehen. Nicht ohne Spannung musterten wir daher auf der Weiterfahrt an solchen Stellen den Uferrand, ob nicht einer jener tückischen Gesellen zum Vorschein käme, um uns blitzschnell einige seiner unheimlichen Giftpfeile zuzusenden. War doch unser Kanu, wie erwähnt, bei seiner Hinfahrt von einem solchen Pfeilhagel überschüttet worden.

So fuhren wir denn erwartungsvoll den Fluss hinab, leider langsamer als es uns lieb war. Denn wo das Flussbett schmaler und tiefer wurde, geriethen wir oft genug in so tiefes Wasser, dass die Stangen unserer Bootsleute keinen

Grund mehr fanden. Dann trieb der schwerfallige Ponton entweder langsam stromabwärts, blieb an den ominösen Uferrändern hängen oder wurde gar von dem beständig wehenden Westwind wieder stromaufwärts getrieben. So passirte es uns mehrmals, dass wir eine Zeit lang im tiefen Wasser hülflos herumtrieben, bis wir Grund fanden. Denn die wenigen Paddeln, die uns zur Verfügung standen, waren zur Bewegung des schweren Kastens gänzlich unzureichend. Suchten wir aber das flache Wasser auf, so sassen wir sehr bald fest. Unsere Bootsleute, die den Ponton mit Bambustangen vorwärts schoben, stiessen dann ii. ein zufriedenes »mádala (h.)« — all right — aus, als wäre ihnen ein grosses Glück passirt, und wenn unsere Leute in's Wasser gesprungen waren und das Boot flott gemacht hatten, riefen sie vergnügt: »ssanu! ssanu! ssanu!« ein Lieblingswort der Haussa in allen Lebenslagen. So wechselten wir beständig zwischen »madala« und »ssanu« ab, kamen aber nur langsam vorwärts.

Am Nachmittag wurde die Gegend bergiger, einzelne Hügel und Hügelketten, die uns bereits auf dem Hinweg aufgefallen waren und vielleicht vulkanischen Ursprungs sind, traten bis an den Fluss heran. Wir befanden uns im Herzen des Mutschilandes. Mutschidörfer lagen dicht am Ufer versteckt, aber der sonst so handelslustige Audu vermied mit seinem Kanu vorsichtig ihre Nähe und hielt sich wie wir in der Mitte des Stroms. Gegen Abend sahen wir die ersten Flusspferde; drei schwarze Köpfe tauchten in zweihundert Meter Entfernung auf der blinkenden Wasserfläche auf. Uechtritz und ich griffen zur Büchse; gleichzeitig krachten die Schüsse, eine Kugel schlug zwischen den Köpfen in das Wasser, die andere hatte gesessen. Blitzschnell verschwanden alle drei. Zwar tauchte noch fernerhin hier und da ein Kopf auf, aber ein Versuch, mit dem schwerfalligen Ponton den flinken Thieren zu folgen, missglückte. Die Sonne ging unter und wir mussten auf einem breiten sandigen Uferstreif das Lager aufschlagen. Nachts hörten wir die Thiere mehrmals schnauben, und als wir am Morgen aufbrachen, schwamm ein mächtiger Hippo, ein Männchen, auf der Oberfläche. Die Beute kam unsern Leuten, die mit den Rationen bereits knapp gehalten wurden, gerade recht. Wir hielten, und in dem flachen Wasser begann das Schlachtfest. Von dem Thier war nichts zu sehen, nur ein wilder Menschenknauel, ein wüstes Durcheinander von Armen, Beinen und Stimmen. Ein Jeder schneidet und rafft soviel als er kann, und giebt es seinem hinter ihm stehenden Kommilitonen, der das Fleisch in Sicherheit bringt. In weitem Umkreise röthete sich das Wasser; Schaaren von Milanen schossen durch die Luft, um Abfälle zu erhaschen. Im Handumdrehen war auch ein halbes Dutzend Kanus mit Djikum-Fischern, Männern und Frauen, zur Stelle. Zum grossen Aerger unserer Leute halfen nun die wackeren Heiden beim Schlachten; doch wurde ihnen nur ein beschränkter Antheil an der Beute konzedirt und mehrmals drohten Messeraffairen. Nach zweistündigem Schlachtgetümmel waren von dem Riesenthier nur noch die Knochen übrig und wir stiessen mit Fleischvorräthen schwer beladen ab. Auch den Schädel hatten

wir mitgenommen, denn dem glücklichen Schützen gebührte die Jagdtrophäe, nämlich die mächtigen Zähne. Wer aber hatte getroffen? Die Kugel war hinter dem rechten Auge in die Schläfe gedrungen, hatte den Knochen zersprengt, ihn in das Gehirn getrieben und so den plötzlichen Tod des Thieres herbeigeführt. Die Gestalt der breitgedrückten Kugel aber bewies deutlich, dass es

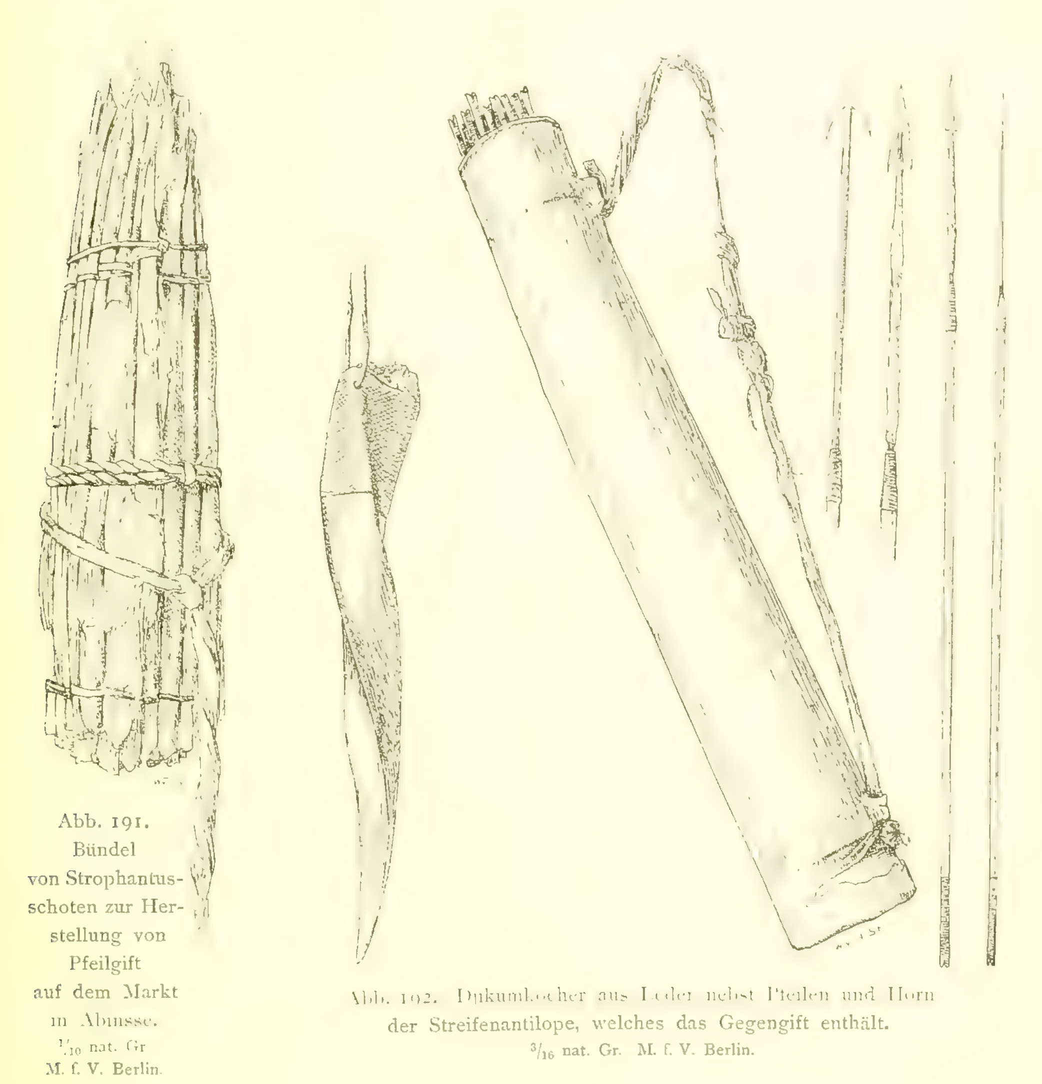


Abb. 191. Bündel von Strophantusschoten zur Herstellung von Pfeilgift auf dem Markt in Abusse. 1/10 nat. Gr. M. f. V. Berlin.

Abb. 192. Dikumköcher aus Leder nebst Pfeilen und Horn der Streifenantilope, welches das Gegengift enthält. 3/16 nat. Gr. M. f. V. Berlin.

meine Explosionskugel gewesen, die eingeschlagen war, während Uechtritz mit einer Vollkugel geschossen hatte.

Nach endlos langweiliger Fahrt, auf welcher wir zwischen Auflaufen und hülflosem Umhertreiben in tiefem Wasser angenehm abwechselten, sahen wir uns bei Sonnenuntergang, nachdem uns der Westwind im Laufe der letzten zwei Stunden um einige hundert Meter zurückgetrieben hatte, gezwungen, auf einer Sandbank, wo wir kaum Holz zur Feuerung fanden, zu übernachten.

Am folgenden Tage (29. Marz) setzten wir die Schneckenfahrt fort. Einige Flusspferde, welche beschossen, und einige Mutschi, die nicht beschossen wurden, bildeten die einzige Abwechselung. Letztere, zwei Männer und drei Frauen, wollten am Ufer Wasser schöpfen, ergriffen aber schon von Weitem die Flucht über den breiten Sandstrand hin, rächten sich indess für die Störung, als sie sich in Sicherheit glaubten, mit einer Fluth von Schimpfreden. Bald darauf erblickten wir am andern Ufer einen Menschenknäuel und zahlreiche Kanus. »That is a market«, erklärte der Pilot. Es war allerdings eine heitere Art »Market«, den wir beim Vorbeifahren hier zu sehen bekamen. Auf der einen Seite standen die wilden Mutschi und brachten Felle und Fleisch zum Verkauf, auf der andern Seite die Djikum mit Fischen und Korn. Es waren aber nur Männer anwesend und ein jeder stand kampfbereit, Bogen und Pfeil in der linken, das Spannmesser an der rechten Hand, vor seinen Schätzen; in jedem Kanu sass, zum Rudern fertig, ein Djikum, denn mit Mord und Todtschlag pflegen hier die Handelsgeschäfte zu enden. Wenn dann der Kriegslärm

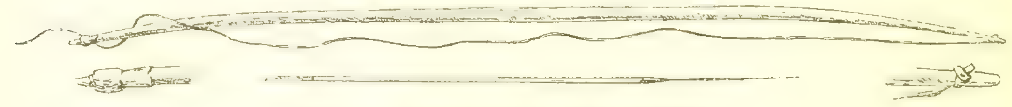


Abb. 103. Bogen der Djikum aus Abinsse.
$^1/_{10}$ nat. Gr. M. f. V. Berlin.

ertönt, springt der Mutschi in's Gebüsch, der Djikum retirirt in sein Kanu, Pfeile und Schimpfreden fliegen hin und her; mit dem Verlust von einigen Todten auf jeder Seite kehrt jede Partei befriedigt nach Hause zurück. Trotz dieser angenehmen Zustände konnte unser unternehmender Itzig nicht umhin, beim »Market« zu landen und nur ungern folgte er Uechtritz' Befehl, weiter zu fahren. Eine Stunde später erblickten wir auf ragendem Uferrand die weissen Wellblechhäuser der Station Abinsse. Aber noch vergingen zwei Stunden, bevor wir vor der Stadt landen konnten, wo eine Abtheilung Soldaten und der schwarze Klerk, der die Station verwaltet, Herrn Lieutenant Carr, als Kommandanten des Benuedistrikts, die vorschriftsmässigen Salute brachte.

Abinsse, ein Ort von vielleicht 800 Einwohnern, liegt an der westlichen Seite des Deltas, welches der Tarabbafluss bei seiner Einmündung in den Benue bildet. Ursprünglich von Igbirra gegründet,[4]) wird er jetzt vorwiegend von Djikum bewohnt und bildet eine ethnographische Insel in dem Herzen des Mutschilandes. Die Beziehungen zu diesen wilden, räuberischen Nachbarn sind sehr wechselnde. Momentan herrschte gerade Krieg. Zwar genügte die Garnison, die Stadt, deren Häuser sich dicht um die Wellblechhäuser der Station drängten, zu schützen; allein aller Verkehr mit dem Lande war aufgehoben, seit Wochen hatten die Orte keine Zufuhr von der Landseite bekommen und damit lagen natürlich auch die Handelsgeschäfte der Faktorei, welche fast ausschliesslich in Sesam bestehen, darnieder. Vor einer Woche hatten sogar die Mutschi, unter

dem Vorwande, Friedensverhandlungen anzuknüpfen, einen Ueberfall auf den Klerk, der zu ihnen heraus ging, gemacht, waren aber durch die Kugeln der militärischen Bedeckung verjagt worden. Jetzt dauerte der Kriegszustand noch fort. Am folgenden Tage kam der König von Abinsse mit seinen Rathsherrn zu Herrn Carr, um das Mutschipalaver zu besprechen. Er, wie seine Begleiter waren alle grosse, kräftige Leute mit energischen Gesichtern. Es muss ein wehrhaftes Volk sein, diese Djikum, sonst hätten sie sich nicht so zähe im Mutschilande behaupten können.

Auf dem Gang zur Faktorei passirten wir die Stadt. Die Dächer der Häuser hatten eine eigenthümliche Form, nämlich einen kleinen Aufsatz aus Gras, unter welchem vier Holzstöcke herausragen, welche dem Stangengerüst des Daches angehören müssen. Wie überall bei den Djikum und im ganzen unteren Benuegebiet bestehen die Getreidespeicher aus geflochtenen Körben, welche auf einem Holzgestell mit vier langen, krummen Beinen stehen. Dicht um die Faktorei gedrängt zusammenstehend, gewähren sie einen höchst eigenthümlichen Anblick. Die Station selbst besteht aus einem Wellblechschuppen und einer Gruppe Häuser für den Klerk und die Garnison.

Wir hatten kaum die Station erreicht und es uns in dem Hause des Klerk bequem gemacht, als die frohe Kunde von dem Nahen der »Benue« zu uns drang. Alle begrüssten den Dampfer mit Freude, denn wir hatten die Schneckenfahrt auf dem Ponton nachgerade satt bekommen, ich besonders, weil mir die Tornadonacht einen Malariaanfall eingebracht hatte und ich seit zwei Tagen krank war. Völlige Appetitlosigkeit, Schwäche und Unwohlsein, verbunden mit quälenden Leberschmerzen, die beim Sitzen unerträglich wurden, hatten mir die Fahrt in dem engen Kasten gänzlieh verleidet. Die wackeren Ingenieure waren am gestrigen Tage mit dem Stopfen des Lecks fertig geworden und von keinem Ponton behindert, hatte der Dampfer die Strecke nach Abinsse in einem Tage zurücklegen können.

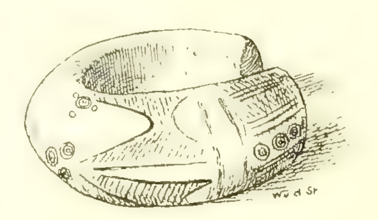


Abb. 104. Messingener Armring der Djikum. Abinsse. ½ nat. Gr. M. f. V. Berlin.

Als wir am nächsten Morgen (30. März) zum Strande kamen, fanden wir Audu im Begriff, ethnographische Gegenstände, wie Spannmesser, Bogen, Köcher mit Pfeilen, Armringe, Ohrpflöcke und andere Sachen einzukaufen. Wie ein Feldherr sass er da, inmitten einer Schaar Verkaufslustiger. Er war ganz in seinem Element; handelte mit drei, vier Leuten gleichzeitig, beobachtete hier, dass Niemand eine von seinen messingenen Wanduhrketten stahl, riss dort einem unsicheren Kantonisten das angebotene Stück Zeug wieder aus der Hand und schloss in demselben Moment mit einem Dritten einen vortheilhaften Kauf ab. Als wir uns Mittags an Bord begaben, folgte ihm eine Menschenwolke zum Schiffe nach, Jeder hatte noch etwas anzubieten: Audu hier, Audu da. Er

musste die Zudringlichen abwehren, wie lästige Fliegen, aber eine stattliche Sammlung von Mutschi- und Djikumsachen war in unseren Besitz gekommen.

Es war ein wonniges Gefühl, sich wieder auf den bequemen Feldstühlen ausstrecken und mit ungewohnter Geschwindigkeit den Fluss hinabgleiten zu können. Bald hinter Abinsse bezeichnete uns ein schwarzer Menschenknäuel am Ufer die Stelle, wo man ein Flusspferd schlachtete. Vielleicht war es dasjenige, welches gestern eine unserer Kugeln weiter stromaufwärts schwer verwundet hatte. Dann ging es in anmuthiger Fahrt zwischen den Ufern hin, an

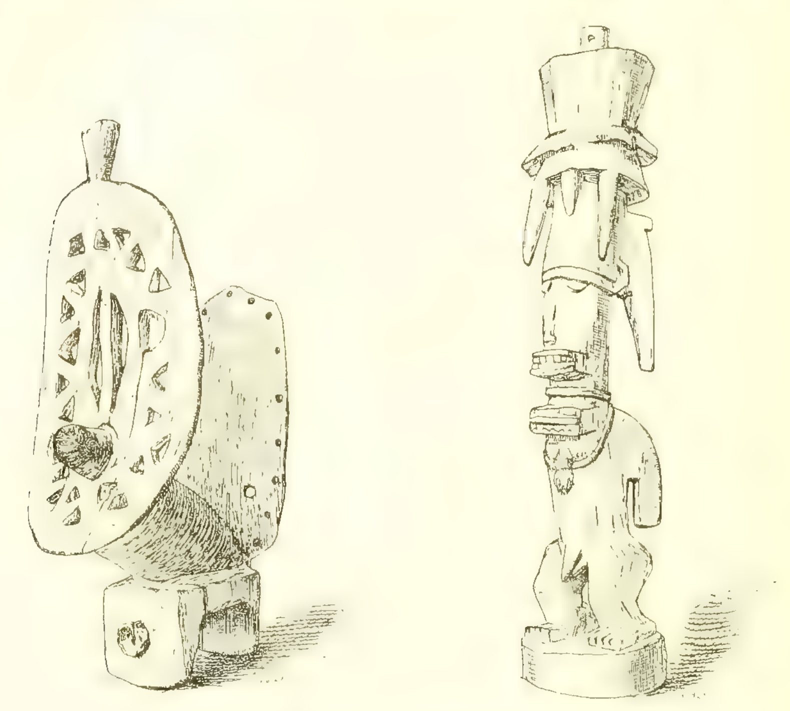


Abb. 195. Hölzerne Götzen der Djikum.
1/6 nat. Gr. Flegelsche Sammlung. M. f. V. Berlin

welchen hie und da die mit Gräben und Mauern wohl befestigten Dörfer der Arago und Doma liegen. Am Abend des folgenden Tages (31. März) lagerten wir eine halbe Stunde vor Loko auf einer anmuthigen kleinen Insel, auf welcher sich eine malerische Gruppe von Wollbäumen und Oelpalmen erhob. Der letztere Baum war seit Abinsse häufig geworden; nach Osten scheint er nicht über den Katsinna hinauszugehen.

Seit dem Verlassen des Gebietes der Djikum und Mutschi waren neue Apparate zum Fischfang im Gebrauch, nämlich kubische Geflechte von Mannshöhe, die zum Theil aus dem Wasser herrausragen und oben offen sind. Ein Köder lockt die Fische an und durch einen wahrscheinlich reusenartigen Eingang können die Thiere hineingelangen. Ganz ähnliche Apparate sind in der Lagune von Lagos beim Krebsfang im Gebrauch.

1. April. Bald nach dem Aufbruch passirten wir Loko mit seinem gewaltigen Wollbaum, welcher sich neben den Ruinen der seit drei Jahren verlassenen englischen Faktorei befindet. Seit gestern wimmelte der Fluss förmlich von Krokodilen, welche sich zahlreich, besonders am frühen Morgen, auf den Sandbänken sonnten. Uechtritz hatte gerade eine der gefrässigen Bestien mit einem wohlgezielten Schuss erlegt, sodass es regungslos auf der Sandbank liegen blieb, als sich ein Paar grosser Kanus dem Dampfer näherten. Sie hatten ein englisches Militärkommando von neun Mann an Bord, welches einem Mekkapilger zur Bedeckung nach Yola mitgegeben worden war. Der Pilgrim mochte eine vornehme Person, vielleicht gar ein verkappter politischer Gesandter sein, der mit den Arabern in Kuka in Verbindung zu bringen war. Jedenfalls war er ein sehr hellfarbiger Mann mit Vollbart und arabischen Gesichtszügen. Auf den Wangen trug er einige Schnittnarben.

Mittags erreichten wir die Station Amagede, wo wir auf der Hinfahrt bereits gehalten hatten. Am Ufer bewillkommnete uns der Kommandant, Herr Lieutenant A., der erst vor Kurzem aus Europa angekommen war und uns in liebenswürdigster Weise in sein Haus einlud. Leider war ich heute ein recht undankbarer Gast; denn seit Abinsse hatte sich mein Unwohlsein verschlimmert; Nachmittags waren täglich Fieberanfälle eingetreten, gegen welche Chinin bisher nicht gewirkt hatte. Heute war der Anfall besonders heftig und so musste denn Uechtritz allein dem freundlichen Gastgeber Gesellschaft leisten.

Am nächsten Morgen fuhren wir bereits früh ab. Bis auf einen Tornadoschreck war die Nacht leidlich gewesen; ich fühlte mich wohler, und da ich das Einsetzen des gestrigen Fieberanfalls genau hatte bestimmen können, nahm ich rechtzeitig nacheinander drei Gramm Chinin. Der Erfolg war glänzend. Das Fieber blieb aus und als bestes Zeichen der Besserung kehrte mein Appetit wieder. Zum ersten Mal seit sieben Tagen konnte ich etwas Festes, nicht blos Reissuppe geniessen. An den folgenden Tagen nahm ich noch Chinin in absteigender Dosis und blieb auch in der That fieberfrei. Als wir am 3. April Mittags Lokodja erreichten, war ich völlig wiederhergestellt.

In Lokodja fanden wir zwar unsern Landsmann, Herrn Zweifel, nicht vor — er war mit Mr. Wallace auf einer Reise nach Sokoto begriffen — wohl aber bereiteten uns die Offiziere der Garnison, Herr Kapitain Wilding und Jones, die liebenswürdigste Aufnahme. Unsere Getreuen von Lokodja wurden bereits am folgenden Tage theils in Waaren, theils in Salz ausgezahlt. Von letzterem nahmen manche auffallend grosse Quantitäten, mein Boy z. B. nicht weniger als fünf Centnersäcke. Vermuthlich hat sich der fünfzehnjährige Junge mit diesen materiellen Schätzen in seinem heimathlichen Country Ida als Grosskaufmann niedergelassen, wie ihm wohl auch in geistiger Beziehung die Schätze der Weisheit, welche er auf der Reise gesammelt, unter seinen Landsleuten mindestens die geistige Ueberlegenheit eines deutschen Privatdozenten über seine Mitbürger gesichert haben werden. An dem dafür nothwendigen Redewerkzeug mangelte es ihm gerade auch nicht,

In Lokodja machten wir eine sehr interessante Bekanntschaft, nämlich von Mr. Fredrik Fowell Buxton Abigeh. Trotz dieses langen englischen Namens ist Abigeh ursprünglich ein einfacher Margisklave. Er wurde als Kind von Dr. Overweg freigekauft und nach dessen Tode von Barth als Diener angenommen. Mit diesem machte er den berühmten Zug nach Timbuktu mit, begleitete seinen Herrn nach Europa, zusammen mit dessen andern Diener Dórugu. In England wurden beide ausgebildet, studirten Theologie und gingen als Missionare nach Lokodja. Dort trennten sie sich, Abigeh blieb in Nupe, Dorugu ging nach den Haussaländern. Einige Monate später hatten sie das christliche Gewand mit dem mohamedanischen und das Christenthum mit dem Islam vertauscht und zwar aus dem einfachen Grunde, weil sie sich nicht mit einer Frau begnügen wollten. Jetzt lebt Abigeh als Kaufmann in Lokodja; er ist passionirter Jäger und fühlt sich anscheinend sehr wohl.

Unter freundlichem Händedruck für die gastfreie Bewirthung dankend, nahmen wir Mittags, den 5. April von den englischen Offizieren Abschied. Auch unser vielgeliebter Itzig war noch einmal am Landungsplatz erschienen, um uns das letzte Lebewohl zuzuwinken, leider stark angeheitert, wie er denn seit unserer Ankunft in Lokodja überhaupt nicht mehr nüchtern gewesen war. Er benutzte noch die letzte Abschiedsrührung, um mir meine »Buschkleider« auszuführen und Tom unter dem Vorwand, wir hätten sie ihm geschenkt, unsere Messer und Gabeln abzuschwindeln. Im nüchternen Zustand eine ungemein brauchbare Kraft, war er, wenn betrunken, lüderlich und unzuverlässig. Vermuthlich wird er in kurzer Zeit den Gewinn der Reise verjubelt haben und wieder, wie bei unserer ersten Begegnung, in dem blauen Bierfrack mit den goldenen Knöpfen und den geflickten kurzen Hosen herumlaufen, statt, wie bei unserem Abschied als vornehmer, reicher Mann in würdevoller Tobe, von einer Schaar Klienten umgeben, durch Lokodja's Strassen zu stolziren.

Am Vormittag des 6. April passirten wir Ida, wo wir Mizon's »Mallamine« verankert fanden, an welcher jetzt die Kompagnieflagge wehte. Abends erreichten wir Assaba, wo wir, von Herrn Kapitain Moloney, dem militärischen Kommandanten der Nigerterritorien, freundschaftlichst aufgenommen wurden.

Eigentlich hätte die Garnison heute, den 7. April, gegen ein rebellisches Dorf zu Felde ziehen sollen, indessen wurde aus Anlass unseres Besuches der Krieg vorläufig suspendirt. Mittags begleiteten uns die Herren Moloney und Carr noch bis Abutschi, wo wir die Kaffeeplantagen besichtigten; dann nahmen wir von ihnen herzlichsten Abschied und dampften den Strom abwärts. Erst am Mittage des 10. April erreichten wir Akassa. Die Maschine des Dampfers war so altersschwach, dass sie gegen die soeben eindringende Fluth nicht ankämpfen konnte. Vergeblich wurde sie mehrfach reparirt. Eine halbe Stunde vor dem Ziel, angesichts der weissen Häuser des Ortes, die freundlich zu uns herüberlächelten, bekam der Kessel einen Sprung; das kochende Wasser schoss heraus, die Bedienung retirirte nach oben. Zu gleicher Zeit machte der Dampfer,

von der Fluth gefasst, solche Bewegungen, dass das Sonnendach des Verdecks in bedenkliche Schwankungen gerieth. Der Kapitain kommandirte die noch verfügbare Mannschaft dazu ab, die schwankenden Träger des Daches zu halten. So schaukelten wir eine Stunde lang umher, bis das heisse Wasser ausgelaufen, der Kessel abgekühlt, der Riss mit Lappen und Werg gestopft und die Maschine von neuem gefüllt und geheizt worden war. Langsam kamen wir dann wirklich vorwärts, erreichten aber den Hafen nur mit Mühe und Noth. Der Hafenkapitain begrüsste uns mit seinem Hektor, wie bei unserer ersten Ankunft, wieder als Erster. Auch von den anderen Herren, welche wir bei unserem ersten Aufenthalt kennen gelernt hatten, fanden wir die meisten wieder, ferner den General-Agenten Mr. Flint. Mit dem nächsten Dampfer, der eintraf, verliessen wir das gastliche Akassa und erreichten in drei Tagen Lagos. Die Zeit des dreiwöchentlichen Aufenthaltes, welche wir bei dem deutschen Konsul, Herrn Ahrens, verlebten, dem Vertreter der Firma Witt & Büsch, welcher gerade die Stelle des in Europa weilenden Herrn E. Schmidt vertrat, gehört zu den schönsten Erinnerungen unserer Reise, abgesehen von dem grossen Interesse, welches der Aufenthalt in einer so bedeutenden und verkehrsreichen Stadt wie Lagos hat. Das Haus der Firma, welches nach einem genialen Plan Herrn Schmidt's erbaut worden, ist, wenn nicht das schönste, so doch zweifellos das gesündeste und kühlste Wohnhaus der ganzen Westküste. Aeusserlich von gewöhnlicher europäischer Bauart — es hat keine Veranda — gewährt es doch infolge der Lage seiner Fenster, Korridore und Zimmer den luftigsten und kühlsten Aufenthalt; das ganze Haus ist eigentlich eine Veranda mit geschlossenen Wänden.

Mit einem Dampfer der Firma Witt & Büsch verliessen wir am 15. Mai Lagos und betraten nach dreiundzwanzigtägiger, schneller Fahrt in Hamburg wieder heimathlichen Boden. Am 8. Juni trafen wir nach fast einjähriger Abwesenheit wieder in Berlin ein.



II. THEIL.

DER CENTRAL-SUDAN.



Das Lam-Gebirge, von Mattafall aus gesehen.

Geographie und Geologie.

Adamaua ist ein politischer, kein geographischer Begriff und umfasst verschiedene geographische Gebiete, wie auch so manche andere Staaten. Und zwar hat man unter Adamaua das Sultanat Yola mit allen seinen Vasallenstaaten und den von diesen abhängigen Territorien zu verstehen. Dieses schliesst also das grosse Gebiet von Ngilla am Sannaga im SW., von Gasa in SO. bis herauf nach Bornu und den Tsadseeländern ein. Seine Grenzen sind nur zum Theil sicher bekannt und ihr allgemeiner Verlauf aus der Uebersichtskarte 1 zu ersehen.

In geographischer Hinsicht zerfällt Adamaua in zwei Theile, einerseits in Süd- und andererseits in Mittel- und Nord-Adamaua. Süd-Adamaua, d. h. das Land auf der Höhe des südafrikanischen Plateaus, das sich von dem nördlichen Abfall desselben nach Süden hin erstreckt, gehört zu Südafrika, das mittlere Adamaua dagegen, d. h. das Gebiet zwischen dem Plateaurand und dem Nordrand des Ssari- und Yola-Massives nebst Bubandjidda, ferner Nord-Adamaua gehören dem centralen Sudan an. Diese Gebiete haben nun gerade zum übrigen mittleren Sudan, besonders auch in kulturhistorischer Hinsicht, so innige Beziehungen, dass eine kurze Betrachtung desselben zum Verständniss der geographischen, wie kulturhistorischen Verhältnisse jener unumgänglich nothwendig ist.

Sudan bedeutet auf arabisch das Land der Schwarzen, im Gegensatz zu Nordafrika mit seiner weissen Bevölkerung. Der Name hat sich jetzt in der Geographie eingebürgert und man versteht unter ihm die tropischen Länder am Südrande der Sahara. Seine Grenzen nach Süden sind jedoch noch nirgends festgelegt. In westöstlicher Richtung theilt ihn Barth in den West-, Central-

und Ostsudan ein,[1]) wobei er den Niger und den Ostrand des Scharibeckens als Grenzen annimmt. Die so abgetrennten Gebiete unterscheiden sich in so mannichfacher Hinsicht von einander, dass eine solche Trennung durchaus berechtigt ist.

Dem centralen Sudan darf man, wenn man im Wesentlichen geographischen und klimatologischen Prinzipien folgt, daneben aber auch die kulturhistorischen Verhältnisse berücksichtigt, ungefähr folgende Grenzen geben. Er beginnt im Norden am Rande der Wüste, und zwar zwischen Aïr und Damergú, mit einem steilen, westöstlich streichenden Plateaurande,[2]) nördlich von Kuka mit dem Brunnen Belgaschifari,[3]) anscheinend ohne Terrainmarke. Beide Punkte liegen etwa 15° 30′ n. Br. Etwas südlicher beginnt der Hackbau, im Norden der Haussaländer in der Provinz Damergu[4]) also mit dem 15. Breitengrade. Die Stellung von Kanem ist bereits zweifelhaft. Kulturhistorisch gehört es zu Bornu, geographisch mehr zum Osten. Ebenso nimmt der Rest des Tsadsee- und das Scharibecken eine Uebergangsstellung ein. Vielleicht ist es am praktischsten vorläufig folgende Linien als Ostgrenze des mittleren Sudan anzunehmen. Von der NW. - Ecke des Tsadsees zur Mündung des Schari, dann anfangs diesem, später dem Logonfluss und dem Tuburisumpf entlang nach Süden durch die Lakkaländer bis zu dem wahrscheinlich weit nach Osten streichenden Abfall des südafrikanischen Plateaus. Barth rechnet das ganze Scharibecken noch zum Centralsudan, doch besitzt dasselbe sehr viele Anklänge an den Ostsudan und dürfte daher besser jenem zuzurechnen sein. Die Südgrenze läuft auf dem Plateaurand entlang nach Westen. Wahrscheinlich setzt sich das Plateau als langer Zipfel bis zum Niger hin fort, wo es als King Williams-Gebirge endet. Die Wasserscheide zwischen Benue und Küste dürfte also am besten als Südgrenze angenommen werden, desgleichen westlich vom Niger die zwischen diesem Fluss und der Küste. Die Westgrenze verläuft von N. nach S. längs dem Niger bis Bussa und dann nach S. weiter bis zum Schnitt mit der Südgrenze, d. h. der Wasserscheide zwischen Küste und Niger. Das so begrenzte Gebiet besitzt so zahlreiche gemeinsame Eigenthümlichkeiten, dass man es als ein Ganzes unter dem Namen Centralsudan zusammenfassen darf.

In orographischer Hinsicht zerfällt das Gebiet in sechs Theile von sehr verschiedener Grösse.

1) Die Haussamulde.
2) Das centralsudanische Hochland.
3) Die Benüemulde.
4) Das Küstengebirge.
5) Das Schollenland von Adamaua.
6) Das westliche Tsadsee- und Scharibecken.

Die Haussamulde umfasst das Gebiet zwischen den Gebirgen der Sahara, d. h. dem Alpenland Asben, und dem Gebirgsland von Bautschi nebst dessen westlicher Fortsetzung. Sie hat eine wechselnde Meereshöhe von 150—450 m

und stellt eine in W.-O.-Richtung streichende Landsenke vor, welche nach Osten in das Tsadseebecken übergeht. Die Ausdehnung nach Westen über den Niger hinaus ist nicht bekannt. In den Bornuprovinzen Munio und Sinder unterbrechen einige Gebirgsstöcke die Ebene. Das centralsudanische Hochland besteht aus den Gebirgen von Bautschi und deren westlicher Fortsetzung. Ersteres ist nach Rohlfs[5]) ein nach allen Seiten abfallendes Gebirgsland, dessen Massive über 2000 m Meereshöhe erreichen und welches sich nach W. als langes Plateau fortsetzt. Auf dem Wege zwischen Keffi und Saria erreichte Staudinger als höchste Passhöhe 780 m[6]) und der Kamm mag zwischen 600—1000 m Meereshöhe wechseln.[7]) Nach Norden und Westen zu, soll es sich allmählich senken. Saria liegt noch 620 m hoch, Kaura nur noch 320 m. Sokoto 270 m, Gandu 170 m. Nach Süden zu fällt das Plateau steil ab, bei Panda um 250 m.[8]) Nach Rohlfs[9]) fällt die Hochebene zu einer Stufe ab, welche sich bis zum Benue fortsetzt. Die erste dürfte mit der oben genannten zusammenfallen, die zweite dagegen das Gebiet zwischen Panda und dem Ufer des eigentlichen Benuethals einnehmen und bereits zur Benuemulde gehören. Sie setzt sich auf der Südseite des Benuethals weiter fort. Letzteres ist also in diese Stufe eingegraben. Die Benuemulde streicht, wie die Haussamulde, von W. nach O. und reicht von der Niger-Benuemündung bis Manarawa. Dort geht das Benuethal in das Schollenland von Adamaua über und schlägt eine nordnordöstliche Richtung ein. Es stellt eine breite Mulde zwischen dem mittelsudanischen Hochlande und dem Küstengebirge vor. Wahrscheinlich besitzt das Küstengebirge einen, jenem analogen Bau, d. h. besteht aus einem centralen Plateau, das terrassenförmig nach der Benuemulde und der Küste hinabfällt. Das Küstengebirge setzt sich nach Westen über den Niger hin fort und durchschneidet die Yorubaländer. Der Niger durchbricht es in engem Thal. Die östlichen Berge sind plateauförmig und heissen King Williams-Gebirge, die westlichen bilden ein 4—500 m hohes Hügelland.

Bezüglich der geologischen Beschaffenheit dieser Gegenden haben wir nur einige Notizen über anstehende Gesteine. Das Bergland von Asben besteht aus Granit, darüber liegen Sandsteine; ferner tritt Basalt auf.[10]) Einmal findet sich auf der Karte die Notiz: Sandstein von Trachyt überlagert.[11]) Weiter im Süden, also in tieferem Niveau herrscht Sandstein vor, doch ist in der Umgebung der Stadt Asben in Wasserrissen noch der liegende Granit aufgeschlossen.[12]) In 17° 20′ n. Br. überschritt Barth die Grenze zwischen Granit und Sandstein, von welchen letzterer aufhörte.[13]) In den tiefsten Theilen der Mulde, bei Katsinna,[14]) bei Maschena,[15]) bei Kaura[16]) werden Granit und Gneiss erwähnt. Dagegen liegt das 680 m hohe Saria wieder auf einem Sandsteinplateau.[17]) Das Bergland von Sinder besteht aus Granit, auf welchem roher Sandstein liegt.[18])

Das Bergland von Bautschi und seine westliche Fortsetzung besteht aus Granit,[18a]) die Stufe, mit der es nach S. abfällt aus Sandstein. Rohlfs fand noch auf dem Plateau,[19]) sowie nach dem Abstieg[20]) Sandstein, auch Kalk anstehend, Staudinger dagegen auf dem Wege bis Panda, wo der Aufstieg stattfand, nur

krystallinische Gesteine,[21]) sah aber südlich von Anassarawa in der Ferne Sandsteinplateaus.[22])

Das Küstengebirge besteht am Niger aus Gneissen,[23]) welche westlich des Stromes ein Hügelland bilden, auf der Ostseite aber vom Sandstein überlagert sind. Im Süden sinkt das Gebirge in Sandsteinschollen nach dem Delta hin ab, im Norden breitet sich dagegen eine horizontale Sandsteintafel aus, in welche der Niger einen schmalen Cañon gegraben hat.

In der Benuemulde findet man überall Sandstein, welcher am Unterlauf oft mit einer 10—15 m hohen Stufe bis an den Fluss herantritt. Im Süden begrenzt eine lange einförmige Linie, der Abfall des Küstengebirges, den Horizont. Im Mutschilande unterbrechen die Oede der Flusslandschaft nur einmal ein Dutzend bis 100 m hoher Hügel, welche aus schwarzem, gebanktem, vielleicht krystallinischem Gestein bestehen. Oestlich von Manarawa geht die Benuemulde in das Schollenland von Adamaua über.

Nach Osten hin vereinigt sich das Küstengebirge anscheinend mit dem südafrikanischen Plateau. Dasselbe besitzt da, wo Zintgraff es überschritten hat, eine Breite von etwa 6° 20′ bis 7° n. Br., also ca. 10 geographische Meilen. Unter dem 7.° stieg er um 400 m in das Thal ab.[24]) Während der Verlauf seines Südrandes noch so gut wie unbekannt ist, selbst in der Gegend von Ngilla, scheint der Nordrand von Takum aus in Wesentlichem in östlicher Richtung zu streichen, ohne dass er jedoch als scharfer Wall auf den Flegel'schen Karten hervortritt. Bei Besprechung des Tschebtschigebirges komme ich auf diese Gegend noch einmal zurück.

Auf dem Wege von Gáschaka (360 m) nach Banyo (1020 m) stieg Flegel das Thal des Mao Gangang allmählich hinauf, bis 630 m, um dann rasch den 960 m hohen Pass von Djauro Gótil und damit die Hochebene zu ersteigen.[25]) Diese selbst setzt sich nach Norden hin, der Flegel'schen Karte nach zu urtheilen, in einer Höhe von 1300—1600 m bis in die Nähe von Gaschaka fort. Nördlich von Banyo liegen zwei gewaltige Bergmassen, der Djauro Gotil und der Gendéro. Soweit man aus der Flegel'schen Karte und der v. Stetten'schen Beschreibung urtheilen kann, scheinen beide dem Plateau aufgesetzte Bergketten zu sein. Denn von Banyo herkommend, musste v. Stetten auf steilem Pfad zuerst den Djauro Gotil, dann den Gendero ersteigen, um dann plötzlich 1300 m in das Thal des Mao Déo abzusteigen.[26]) Vielleicht besitzt der Gendero einen Bau, welcher der nördlich von Ngaumdere durch den Bruch von Bubáyata entstandenen Stufe[26a]) analog ist, während der Djauro Gotil eine Granitkette ist, wie die Gebirge bei Ngaumdere. Von Gendero soll sich das Plateau als steile Mauer zum Hossere Ubaka und dessen Vorsprung, dem Hossere Karna, hinziehen, wo er noch ca. 1200—1300 m hoch ist. Den geologischen Verhältnissen nach zu urtheilen, dürfte sich das Plateau noch weit nach Osten hin fortsetzen. Es scheint also im Gendero und Djauro Gotil seine höchste Höhe zu erreichen und sich nach Osten (Ubaka 1300 m) und Westen (Bali ca. 1400 m, King Williamsgebirge 250 m) zu senken.

Doch wir sind hier bereits in dem Schollenland Adamaua's angekommen. Dieses umfasst das mittlere und nördliche Adamaua, während das südliche ganz dem Hochplateau angehört. Die Westgrenze des Schollenlandes wird bestimmt durch das Tschebtschi- und Mandaragebirge, welche beide nach NNO. streichende Gebirgswälle von etwa 2000 m Höhe vorstellen. Wahrscheinlich haben aber die Gebirge von Muri und Tángale einen analogen Bau und müssten dann mitsammt dem Benuethal oberhalb Manarawa zum Schollenlande gezählt werden, ebenso wie die Senke zwischen Bautschi und dem Mandaragebirge. Dieses und das Tschebtschigebirge liegen nicht in derselben Linie, sondern das letztere Gebirge ist östlicher gelegen. Zwischen beiden befindet sich die Senke des Benuethales. Das Land östlich von diesen beiden Gebirgswällen ist ausserordentlich komplicirt gebaut und besteht theils aus isolirten, bis zu 2000 m hohen Bergmassiven, wie dem Massiv des Alantíka und des Ssari, und den Bergen von Bubandjidda, theils aus welligen und von Bergketten durchgezogenen weiten Ebenen. Aber erst später, an der Hand der geologischen Beschreibung der Gegend, sei eine Darstellung dieses Schollenlandes versucht. Zwischen dem Tschebtschigebirge und dem südlichen Plateau liegt eine Senke, durch welche die Hauptwege von Kontscha nach Gaschaka führen. Die beiden benutzten Passhöhen sind, nach Flegel 580 m und 640 m hoch, die zwischen Gaschaka und Bakundi 450 m und 530 m.[27]) Die Höhe der Berge dürfte nach Flegel's Karte zwischen 600 und 900 m (abs. H.) schwanken. Irgend ein System lässt sich jedoch in dem Gewirr von Bergen und Flüssen nicht erkennen.

Der letzte orographische Bezirk, welcher aber nur noch in seinem westlichsten Theil in unser Gebiet fällt, ist die Ebene des Tsadsee- und Scharibeckens. Sie hängt westlich des Tsadsees mit der Haussamulde zusammen und hat eine Meereshöhe von ca. 250—300 m.

Die hydrographischen Verhältnisse schliessen sich im allgemeinen an die orographischen an. Zwei Ströme bilden im wesentlichen die Ost- und Westgrenze des centralen Sudan und stellen zugleich die beiden Hauptflussgebiete der Gegend vor, der Niger und der Logone-Schari mit dem Tsade. Während aber der Niger das westöstlich streichende Gebirge, d. h. die westliche Fortsetzung des Berglandes von Bautschi und das Küstengebirge durchbricht, fliessen die beiden anderen Flüsse in dem wahrscheinlich durch tektonische Linien vorgezeichneten Scharibecken. In der nördlichen Mulde des Centralsudan fliessen zwei Flüsse, der Gülbin und der Komadugu Joobe, ersterer zum Niger, letzterer zum Tsade. Die südliche Mulde wird dagegen der ganzen Länge nach vom Benue durchflossen. Dieser Strom entwässert sogar das Schollenland Adamaua's und sein grösster Nebenfluss, der Mao Kebbi, steht vielleicht mit dem Logongebiet in Verbindung. Von dem centralsudanischen Hochland fliesst nach Westen der Kaduna zum Niger, nach Osten der Gongola zum Benue. Das Küstengebirge oder vielmehr bereits der westliche Theil des südafrikanischen Plateaus sendet diesem Fluss den Katsinna Allah zu und der Tarabba kommt

aus der Senke zwischen dem Tschebtschi-Gebirge und dem südafrikanischen Plateau. Im Schollenland sind die wichtigsten Nebenflüsse von Süden der Faro, von Norden der Mao Dassin und Til, von Osten der Mao Kebbi, dessen Arm Bela Lere angeblich aus dem Tuburisee kommen soll.

In geologischer Hinsicht wird man vermuthlich in dem Centralsudan die orographische Gliederung beibehalten können, indem diese auf geologische, speziell tektonische Ursachen wird zurückgeführt werden können. Leider sind unsere Kenntnisse von dem geologischen Bau des Landes noch so unvollkommen, dass vorläufig über den grössten Theil des Gebietes nichts Bestimmtes ausgesagt werden kann, so z. B. über den Südrand der Sahara und die Haussamulde. Bezüglich des Rückens von Bautschi, der Benuemulde und des Küstengebirges haben wir einige Anhaltspunkte; etwas besser noch sind wir über das Schollenland von Adamaua und das südafrikanische Hochplateau informirt und mit diesem möge daher auch in der Darstellung beginnen.

Das südafrikanische Plateau besteht seiner Hauptmasse nach aus Gneissen und Lagergraniten, welche unter einander schnell wechseln und in bunter Aufeinanderfolge das Gebirge in einer Mächtigkeit von 600 m zusammensetzen. Die Schichten fallen im Winkel von ca. 45^0 nach Süden, also in den Berg, ein. Auf der Plateauhöhe liegt eine Decke von Nephelinbasalt, welche am Nordrand nur 10—20 m mächtig ist. Weiter südlich dagegen, wo eine Verwerfung eine 150 m hohe Terrainstufe erzeugt, besteht der ganze, west-östlich streichende, 150 m hohe Abhang aus Basalt. Entsprechend seinem Auftreten präsentirt sich dieser auch unter dem Mikroskop als Deckenbasalt.[28]) Nur eine aus der Decke herausragende Klippe, welche auf der Plateauhöhe am Wege ansteht, ist seiner mikroskopischen Beschaffenheit nach als ein Gang, vielleicht als der Stiel einer abgetragenen Kuppe aufzufassen.[29])

Auf der Decke sitzen ferner kahle, bis 100 m hohe Kuppen, welche aus einem hellgrauen Phonolith[30]) bestehen. Sie finden sich theils isolirt, theils in Gruppen und Ketten an dem erwähnten Abhang. Die westlichste Gruppe wird Hossere Bubáyata genannt. Nach dieser, dem erwähnten Bruchrand aufsitzenden Gruppe mag die Verwerfung »Bruchrand von Bubayata« getauft werden.[30a])

In die Basaltdecke ist der See von Gendenyato eingesenkt, der vielleicht ein Maar vorstellt. Der Basalt reicht bis nahe an Ngaumdere heran,[30b]) wo eruptiver Granit auftritt, welcher das Gebirge von Beka und Ngaumdere zusammensetzt. Wahrscheinlich werden Granit und Basalt durch einen westöstlich streichenden Bruch, also parallel der Richtung der Granitketten, begrenzt. Von dem von Mizon[31]) erwähnten Vulkan und Kratersee haben wir nichts bemerkt. Südlich vom Ngaumdere-Gebirge dehnt sich, soweit der Blick reicht, ein welliges, hügliges Land aus. Ueber die Natur des H. Horra ist nichts bekannt, ebensowenig über die im SO. sichtbaren Höhenzüge.

Das mittlere Adamaua wird im Süden von dem südafrikanischen Plateau begrenzt, seine Westgrenze bildet das Tschebtschi-Gebirge. Dieses stellt einen

langen Wall[32]) vor, welcher im Norden am Benue als Fumbina-Gebirge beginnt und nach SSW. streichend als Gangome-Gebirge endet. Flegel ist auf dem Wege von Kontscha nach Gangome, wie seine kartographischen Aufnahmen erkennen lassen, am Südrand des Gebirges marschirt, und zwar im Thal des Tarabba hin. Zwischen dem Tschebtschi-Gebirge und dem südafrikanischen Plateau erhebt sich ein Bergland, welches beide, besonders direkt westlich von Kontscha, verbindet. Dasselbe kann vorläufig nicht näher charakterisirt werden, scheint aber beträchtlich niedriger zu sein. Daher führen auch die Strassen zwischen Kontscha und Gaschaka-Bakundi durch dieses Gebiet. Das Tschebtschigebirge besteht aus einem 1300—2000 m hohen Wall von Lagergraniten und Gneissen. Auf der Höhe liegt eine bei Tschakbal ca. 40 m mächtige Basaltdecke und auf diese sind, gerade wie bei Ngaumdere, hellgraue, nackte Felskegel aufgesetzt, welche in dubio, wie jene, aus Phonolith bestehen dürften. Zu beiden Seiten des Walles treten andere, junge Eruptivgesteine auf, und zwar Augit-Andesite.[33]) Wir haben sie beim Aufstieg auf der Ostseite des Walles gefunden und desgleichen auf dem Westabhang und westlich vom Gandjani.

Der Hauptwall hat eine Breite von ca. 10—12 km, er wird auf beiden Seiten von niedrigeren Bergen eingefasst, welche ebenfalls aus Granit bestehen und im wesentlichen Plateauform zu haben scheinen. Der östliche hat nur eine geringe Breite von vielleicht 8—10 km, der westliche dagegen beginnt bei Gangilla und endet erst mit dem Gebirge westlich von Mata. Er besteht aus Granit-Plateaus, welche durch breite Thäler von einander getrennt sind. Der Boden dieser Thäler besteht zum Theil aus Gneissen. Nach dem Verlassen des Gebirges ist das Gestein auch fernerhin Gneiss und Granit, welcher in Form von Buckeln und Rücken aufragt. Erst wenige Stunden vor Uro Matschibbo beginnt Sandstein aufzutreten.

Basaltstücke, welche östlich von Bassille am Wege vorkamen und unmöglich vom Hauptwall stammen konnten, deuten darauf hin, dass auch diese Seitenstufe zum Theil noch mit Basalt bedeckt ist. Das Gebirge scheint nach Osten einzelne Ausläufer vorzuschieben, wie z. B. die beiden Ketten des Hossere Gambagani. Einen solchen mächtigen Ausläufer von 1300—1400 m bildet vielleicht auch der von Flegel gesehene Dutschi-Iterre, welcher nördlich des Passes Kontscha-Gangome liegt.[34])

Das Nordende des Tschebtschigebirges stellt einen breiten Wall von circa 800 m Höhe vor, der seinem Habitus nach zu schliessen aus krystallinischen Gesteinen besteht. Den Ostabhang des Walles bilden Sandsteinmassen, welche zu steilen Tafelbergen, ähnlich denen der sächsischen Schweiz, ausgewaschen sind.[35]) Auf die Beziehungen dieses Gebirges zum Benuethal werde ich noch zurückkommen.

Die Thalbildung im Tschebtschigebirge ist sehr energisch gewesen. Nicht nur die seitlichen Stufen, sondern auch der Hauptwall werden von zahlreichen

Querthälern durchfurcht, welche zum Theil, wie z. B. das Thal des Mao Gambakáne, bis tief in das Rückgrat des Gebirges einschneiden.

In dem Verbindungsgebiet zwischen dem Tschebtschigebirge und dem Rande des südafrikanischen Plateaus scheint der Mao Butolo, ein Nebenfluss des Tarabba, der Flegel'schen Karte nach zu urtheilen, das Gebirge thatsächlich bereits durchschnitten zu haben.

Oestlich vom Tschebtschigebirge dehnt sich eine Ebene aus, welche ein dreihundertfünfzig bis vierhundert Meter hohes Plateau vorstellt, das aus Gneiss und Granit besteht, das Plateau von Dalami. Dasselbe geht nach Osten in das Massiv des Alantika über, welches eine, z. Th. noch nicht genügend bekannte Form besitzt, aber im wesentlichen ein Parallelogramm vorzustellen scheint, dessen westliche Seite fehlt. Es beginnt östlich der Strasse Dalami — Yola als breites, plateauartiges Gebirgsland, zieht in westöstlicher Richtung, die südliche Begrenzung des Benuethals bildend, bis zum Farothal, wo es als Karin-Gebirge endet.[36]) Von diesem aus wendet es sich nach SSW. und streicht als lange Mauer bis Tschamba, wo es wieder nach Westen umbiegt und mit treppenförmiger Begrenzung als H. Kollá, Kossá, Laro und Tschapeú den Rand des Mao Deothals bildet.

Wie sich das H. Tschapeu mit dem Dutschi n Iterre verbindet, ist unbekannt.

Bei Yola ist der Nordrand des Alantika-Massivs 800—1100 m hoch, steigt östlich aber bis über 1300 m Meereshöhe an. Den Alantika selbst schätzt Flegel auf 1800 m abs. Höhe, die Gebirge bei Tschamba haben ca. 1500 m abs. Höhe. Nach Westen zu senkt sich der Gebirgsrand und besteht westlich des Mao Mali aus einzelnen, dem relativ ca. 250 m hohen Plateaurand aufgesetzten Bergrücken. Wahrscheinlich besteht auch der Ostrand im wesentlichen aus einem Plateau mit einzelnen, aufgesetzten Erhebungen, aus Flegel's Angabe über die Berghöhe, die zwischen 450, 600, 900 und 1500 m rel. Höhe schwanken, zu schliessen. Die offene Seite des Vierecks wird von einer ansteigenden Ebene erfüllt, aus welcher, von Dalami gesehen, fern im Osten, ein langer Rücken aufragt, der vielleicht bereits den westlichen Abfall der Ostseite vorstellte. Das Gebirge bestand da, wo ich es kennen lernte, aus einem sehr grobkrystallinischen Granit mit grossen weissen Orthoklasen, welcher, der mikroskopischen Untersuchung nach, als Lagergranit aufzufassen ist.[37]) Wahrscheinlich besteht auch das übrige Gebirge zum grössten Theil aus demselben Gestein.

Zwischen dem Massiv des Alantika und des Ssari ist das breite Farothal eingesenkt. Der Boden desselben besteht, soweit bekannt, aus Gneissen und Graniten. Der Westrand des Ssarimassivs ist so gut wie unbekannt. Die Gebirgsmauer biegt von der SW.-Ecke nach NNO. um, liess sich aber wegen des dichten Höhenrauchs in der Athmosphäre nicht weiter verfolgen. Von Lamorde Yongom aus hat Flegel im Osten Berge gesehen, — die Nuriberge —, welche vielleicht zu dem Westrand gehören. Der Südrand verläuft in westöstlicher

Richtung und zerfällt in drei Theile, welche durch nach NNO. verlaufende Thäler von einander getrennt sind und stufenförmig nach Süden vorrücken, das Flegel-, Bantadji- und Tana-Gebirge. Das H. Bantadji und, weil von gleichem Habitus, wohl auch die beiden anderen, bestehen aus grobkrystallinischem, wahrscheinlich archaischem Granit. Die Höhe nimmt nach Osten ab — Flegelgebirge 15—1600 m, H. Bantadji 1200 m, H. Tana 800—1000 m rel. Höhe. — Der Ostrand des Ssari-Massivs hat einen im wesentlichen, nach NO. verlaufenden, aber unregelmässigen Umriss, indem sich einzelne Ausläufer nach Osten verschieben, wie das H. Hallam und H. Bakallam, H. Ssagdje, H. Doga und Alhadjin Galibu. Das Ganze präsentirt sich als ein Plateau, in dessen Centrum die mächtige Kuppe des H. Ssari steht. Dieselbe mag bis 2000 m rel. Höhe[38]) besitzen, sonst dürfte der Ostrand und seine Ausläufer nur gegen 1000—1200 m hoch sein.

Das H. Alhadjin Galibu besteht aus einem rothen, wahrscheinlich eruptiven Granit, vielleicht auch das H. Doga und ist von dem eigentlichen Ssari-Massiv durch eine bis auf ca. 200 m (rel.) herabgehende Einsattelung getrennt. Die Dogakette scheint dagegen inniger mit jenem zusammen zu hängen. Die lange Kette des Ssagdjegebirges besteht aus Schiefern, und zwar Glimmerschiefern und Phylliten, welche in der Richtung 68^{0} streichen. Sie geht mit einer anscheinend nicht unerheblichen Senkung in das Ssarimassiv über. Die Bucht zwischen ihm und dem Galibugebirge besteht z. Th. aus Gneiss, z. Th. aus Thon- und Grünschiefern.

An das Ssagdjegebirge schliesst sich nach SO. ein Plateau an, das Plateau von Kórrowal. Dasselbe stellt eine von Norden nach Süden sich senkende Platte vor, welche mit ihrem Nordrande als 250 m hoher, westöstlich streichender Abhang die Bucht von Ssagdje begrenzt und nach NW. hin mit dem Ssagdjegebirge durch ein Hügelland verbunden ist. Dieser Nordrand heisst H. Ssagdje kaṅkanni, d. h. das kleine Ssagdjegebirge. Der Westrand wird von dem Thal des Mao Tapare gebildet, welches das Korrowalplateau von dem Ssarimassiv trennt. Der Ostrand verläuft anscheinend von NNO.—SSW. und nimmt von N. nach S. an Höhe ab. Im Süden geht das Plateau mit nur 20—30 m hohem, sanften Abfall in das Farobecken über.

Das Kórrowalplateau besteht aus Gneissen und Lagergraniten, auf denen im nördlichen Theil einzelne platte Berge lagern, welche 10—60 m hoch sind und aus kopfgrossen, schlackigen Eisenkonkretionen und Laterit bestehen. In einem derselben fanden sich Stücke von tiefliegendem Deckenbasalt, und zwar Nephelinbasalt.[39]) Damit ist die Natur dieser Berge, dass es nämlich Reste einer ursprünglichen Basaltdecke sind, wahrscheinlich gemacht. Der lange »Sarg« des 60 m hohen H. Korrowal ist selbst nichts als ein solcher Ueberrest. Wahrscheinlich ist auch die Decke aus schlackigen Eisenkonkretionen, welche den südlichen Theil des Plateaus bedeckt, als Ueberrest einer Basaltschicht aufzufassen.

Das Farobecken stellt im wesentlichen eine 270—400 m hohe Ebene vor, welche sich zwischen dem südafrikanischen Plateau und dem Ssari-

Alantikamassiv ausbreitet und von dem Faro und dessen Nebenflüssen durchströmt wird.

Seine Nordgrenze fallt mit der Südgrenze der genannten Massive zusammen. Die Westgrenze ist noch nicht bekannt, wird aber wahrscheinlich von einem Gebirgszug zwischen dem H. Iterre und Tschapeú gebildet. Auf der Südseite wird das Farobecken von dem Rande des südafrikanischen Plateaus begrenzt. Derselbe liegt südlich von Kontscha unter 7° 30′ nördl. Breite. Im Osten bildet die vorgeschobene Bastion des H. Karna den Rand. Der zwischen beiden Punkten gelegene Plateaurand ist noch nicht erforscht, nach den bestimmten Angaben der Eingeborenen jedoch vorhanden. Zwischen dem H. Karna und dem Plateau von Korrowal füllt der Bergstock des H. Baschélbe und der lange Rücken des H. Durru den Raum nur unvollkommen aus und beide lassen so drei bequeme Pässe entstehen, welche aus dem Farobecken in das des oberen Benue führen. In der Faroebene erheben sich wahrscheinlich noch einzelne isolirte Hügel, ähnlich denen, welche sich, an die NW.-Ecke des H. Karna anschliessend, nach NW. erstrecken oder den im Mao Deothal aufragenden vereinzelten Bergen.

Betreffs des geologischen Baues des Farobeckens sind nur die Ränder theilweise bekannt. Das H. Baschelbe besteht aus grauem Granit,[39a]) der möglicherweise eruptiv ist; das H. Durru aus rothem eruptiven Granit, der einen langen, von Westen nach Osten streichenden Wall bildet. Die wellige Ebene zwischen beiden besteht dagegen aus Gneissen und Lagergraniten. Die Ebene zwischen dem H. Durru und Karna, sowie diesem und dem H. Ubåka, also die Karnabucht, wie sie getauft werden soll, wird von denselben Gesteinen gebildet, allein hier treten besondere Modifikationen des Gneiss, nämlich glimmerfreie Quarz-Feldspathgemenge sehr zahlreich und massig auf. Ihrer grossen Ausdehnung wegen verdienen sie einen besonderen Namen und zwar sollen sie nach Giddir, der ersten Lokalität, wo wir sie fanden, Gidderit heissen.[40]) Der Nordrand des Farobeckens ist petrographisch sehr bunt zusammengesetzt und auch die orographischen Verhältnisse nicht ganz einfach.

Am Fuss der Granitmassive liegt eine Ebene, welche 2 — 3 km breit ist und im Süden von 50—100 m hohen Hügeln begrenzt wird. An der SW.-Ecke des H. Tana, des H. Bantadji und des Flegel-Gebirges kommen von Süden her Bergketten, welche alle nach NNO. streichen und an die Granitmassive herantreten, wie der H. Bokko karami, H. Yegúrna und andere.

Die Flüsse, welche von dem Gebirge kommen, laufen theils den NNO. streichenden Ketten parallel, theils durchbrechen sie, wie z. B. besonders südlich vom H. Tana, das vorlagernde Hügelland. Demnach müssen die orographischen Verhältnisse einst andere als heute gewesen sein.

Die Gesteine des Vorlandes sind ausserordentlich mannichfaltig. Die Gneisse und Granite treten stellenweise zurück, Amphibolite, Phyllite, Thonschiefer, Grünschiefer stehen im Vordergrund und setzen sowohl die Ebenen als die Bergzüge zusammen. So besteht z. B. die Yegúrnakette aus dichtem Amphi-

bolit,[41]) die Bergzüge östlich von Bantadji aus quarzreichen Phylliten und Grünschiefern.[42]) Diese Gesteine werden nun von zahlreichen Gängen von Feldspath-Porphyrit[43]) und Diabas-Porphyrit[44]) durchzogen, deren Streichen bei den mangelhaften Aufschlüssen nicht zu beobachten war. Sie sind besonders in der Ecke südlich des Flegel-Gebirges häufig. Auch Gänge von Quarzporphyr[44a]) kommen vor.

Ueber den nördlichen Theil des Ssari-Massivs wissen wir nichts. Aus Flegel's Aufnahmen, welche aber, entsprechend den ungünstigen Bedingungen, unter denen er reiste, nur wenig brauchbar sind, kann man sich kein Bild machen. Er zeichnet am Nordrand ein anscheinend kettenförmiges H. Borungu und einen Gebirgsrand südlich seiner Reiseroute. Der Höhenzug nördlich derselben besteht zweifellos aus Sandstein, wie die Plateauform der von unserem Wege aus beobachteten Berge ergab. Auf dem Wege nach Gumna traten, abgesehen von eingen Inseln krystallinischen Gesteins, in der Sandsteinregion die archaischen Gesteine von dem Songo n Kaia ab definitiv auf und zwar waren es Gneisse, Granite und Amphibolite. Das H. Gumna selbst, ein 200—300 m hoher, westöstlich streichender Zug, besteht aus grauem, höchstwahrscheinlich eruptivem Granit, das Land zwischen Gumna und Alhadjin Galibu wiederum aus Gneissen, Graniten und Amphiboliten. Die Berge, welche Flegel auf seiner Karte zeichnet, waren zwischen den H. Alhadjin und Gumna bei der rauchigen Luft nicht sichtbar, treten aber ohne Zweifel nicht nahe dem Wege auf.

Das Land östlich des Ssari-Massivs, des Korrowalplateaus, des H. Baschelbe, Durru und Karna ist, soweit es zu beobachten war, eine weite Ebene, welche von dem Oberlauf des Benue durchflossen wird. Dieselbe wird nach Norden hin durch die Gebirge von Bubandjidda abgeschlossen. Diese bestehen aus einer Reihe von in westöstlicher Richtung auf einander folgenden Gebirgen, welche im Allgemeinen im Westen höher sind und nach Osten sich zu senken scheinen. Ihrer Lage zu einander nach zu urtheilen, welche durch Peilungen ermittelt wurde, bilden sie nicht sowohl breite Schollen, als vielmehr lange Züge. Ihre geologische Beschaffenheit ist nicht bekannt; nur kann man aus den Sanden des Benue und der Bäche, welche aus ihrem Gebiet kommen, erkennen, dass sie aus krystallinischen Gesteinen bestehen.

Ueber das Land zwischen den Bubandjiddabergen und dem südafrikanischen Plateau ist nichts Bestimmtes bekannt. Auf dem Wege von Rei Buba nach Ngaumdere sollen folgende Gebirge liegen: Hossere Ssegé, Burí und Ssálube. Letzteres, ein »Hossere manga, manga,« d. h. ein »grosses, gewaltiges Gebirge,« ist wahrscheinlich mit dem Plateaurand identisch, der auch die Grenze beider Staaten bildet.

Damit wäre das Gebiet des mittleren Adamaua abgeschlossen. Nord-Adamaua zerfällt in vier Bezirke, das Mandaragebirge, den westlichen Theil des Scharibeckens, das Gneissland am Mao Kebbi und das Benuethal zwischen Yola und Garua.

Das Mandaragebirge stellt einen Gebirgszug vor, welcher von NNO. nach SSW. streicht. Er fällt genau zwischen die Route Barth's und die unsrige. Betreten haben wir das Gebirge nicht. Von Weitem gesehen, präsentirte es sich in seinem südlichen Theil, dem H. Libé, als ein langer Wall mit zum Theil plattem Gipfel. Zahlreiche niedrigere Vorberge, welche stellenweise bereits isolirt in der Ebene liegen, bilden die östliche Flanke des Gebirges. Weiter nördlich tritt der Hauptwall zurück, nur die Vorberge sind noch sichtbar, wie das H. Musugoi, Madama, Kollá, Lulu, Siddim und die Berge im Sultanat Márrua. Das H. Márrua selbst bildet eine aus Diabastuff und wohl krystallischen Schiefern zusammengesetzte Kette, deren Fortsetzung das H. Makkabái ist. Bei Marrua waren im Hintergrund des Thales des Mao Kaliau sehr bedeutende Berge von 800—1000 m Höhe sichtbar. Barth, welcher auf der Westseite des Mandara-Gebirges hinzog, hatte etwa vom 11°—10° 30′ n. Br. eine geschlossene Bergkette, Namens Magár,[45]) von 2500—3000 Fuss links neben sich. Von Issege aus erblickte er im SSO. drei hohe, anscheinend isolirte Gipfel, den Kamálle, Métschika und Mendif. Ob der von ihm Mendif genannte Berg wirklich der Mendif ist, davon soll später die Rede sein. Seine Skizze, wie Beschreibung dieses Berges zeigt, dass er zwei Gipfel hat, einen mit platter Decke und einen mit spitzem Kegel. Der Kegel ist hellgrau, angeblich vom Guano gefärbt. Seine relative Höhe soll etwa 4000 Fuss, die absolute 5000 Fuss betragen. Der Kamalle hat eine noch eigenthümlichere Gestalt. Er ragte hinter dem vorliegenden Magár-Gebirge auf und seine Spitze stieg wie eine säulenartige Masse von einem steilen Kegel auf, dem Anscheine nach gleichfalls von graulicher Farbe. Zwischen ihm und dem Mendif waren mehrere Kegel in grösserer Entfernung sichtbar.

Vergleicht man diese Beschreibung mit der Karte, so sieht man, dass diese falsch sein muss. Denn beide passen absolut nicht zusammen. Barth hat die Berge von Issege aus einmal mit dem Fernrohr beobachtet und dann nicht wieder gesehen. Nach Schätzung also, nicht nach Peilung, wahrscheinlich erst später aus der Erinnerung wurden sie in die Karte eingezeichnet. Den Eindruck, welchen ich selbst aus Barth's Notiz gewonnen habe, ist der, dass die höchsten von ihm gesehenen Berge einem Hauptkamm des Gebirges angehören, der Dank eines Thaleinschnitts oder einer Senkung der Vorberge gerade von Issege aus sichtbar war. Der platte Gipfel und der graue Kegel erinnern zu stark an die Basaltdecke und die Phonolithkegel des Tschebtschi-Gebirges, als dass nicht die Vermuthung auftauchte, es handle sich um dieselben Gebilde und beide Gebirge hätten einen ähnlichen Bau.

Die von Barth Kiria, Fingting, Ba, Yaua, Dedéssa genannten Bergzüge, von denen der Ba ca. 6000 Fuss haben soll, stellen höchst wahrscheinlich den Westabfall unseres H. Libé vor, dessen hohe Gipfel wir von Giddir aus deutlich haben beobachten können. Sie sowohl, wie die übrigen näher an seiner Route gelegenen Bergketten, gleichen, seinen Skizzen nach zu urtheilen, durchaus den

isolirten Bergzügen, welche auch auf der Ostseite das Gebirge begleiten. Die meisten derselben, wenn nicht alle, dürften aus Granit bestehen. Barth selbst führt mehrmals dieses Gestein an. Mit der westöstlich streichenden Holmakette und dem Korullugebirge scheint der Granit aufzuhören und Sandstein die Berge zusammen zu setzen; wenigstens erwähnt Barth seit Korullu nirgends mehr Granit. Ich selbst habe das Gebiet nördlich Demssa vom Saratse aus überblicken können und konstatirt, dass es ein in einzelne Berge, von welchen die meisten die charakteristische Plateauform des Sandsteins besitzen, aufgelöstes Bergland ist, welches sich eng an das Tengelinplateau anschliesst. In weiter Ferne bildete den Hintergrund eine lange, geschlossene Kette von durchaus anderer Form, als sie der Sandstein zu besitzen pflegt, wie sie vielmehr den Granitketten eigen ist. Sie dürfte mit der Holmakette identisch sein. Ferner kann man in Ssoráuiel balaraba von dem Trachytwall aus, zwischen dem H. Borroro und Borí, ein ausgedehntes Sandsteinplateau erblicken. Seine Lage liess sich leider durch weitere Peilungen nicht festlegen, es muss aber, der Richtung und Entfernung nach zu urtheilen, östlich von Ssarau berebere liegen.

Das Hossere Bori, ein vielzackiger, seinem zerrissenen Kamm nach zu urtheilen, aus Granit bestehender und westöstlich streichender Bergzug schliesst das Mandaragebirge im Süden ab.

Der westliche Theil des Scharibeckens greift noch in das nördliche Adamaua über. Sein Boden besteht in der Gegend von Marrua aus alluvialen Ablagerungen, welche anscheinend von den aus dem Gebirge kommenden Flüssen stammen. In der Regenzeit dürften grössere Partien der Ebene überschwemmt sein. Auf weite Strecken hin besteht der Boden aus rundlichen, bis faustgrossen Kalkgeröllen, welche sich als Konkretionen in den ursprünglichen, sandigen Flussablagerungen gebildet haben und später, nach Fortwaschen der lockeren, sandigen Partien, liegen geblieben sind. Der Untergrund besteht jedenfalls aus krystallinischen Gesteinen, welche an einzelnen Stellen hervorragen. Ein solcher Punkt ist z. B. der Mendif, ein isolirter, kühn geformter Zuckerhut, der seiner Form nach zu urtheilen aus Granit besteht. Seine relative Höhe dürfte 500 m, also seine Meereshöhe 900 m nicht überschreiten, wahrscheinlich sogar geringer sein.

Die Erforschungsgeschichte des Mendif ist eine sehr merkwürdige. Denham, der erste Reisende im Mandaragebirge, brachte die Nachricht von dem hohen Mendifpeak nach Europa. Er beschreibt und zeichnet ihn als einen spitzen Doppelkegel, der über andere Plateauberge ragt.[46]) Der von Denham gesehene Berg stimmt, soweit man aus seiner ebenso primitiven, wie unrichtigen Karte entnehmen kann, mit dem von Barth gesehenen Mendif überein. Denham dürfte jedoch auf der Ostseite des Bergzuges gereist sein. Rohlfs ist der dritte Reisende, welcher den Mendif sah, und zwar von einem Berg südlich von Mora aus. Seine Karte verlegt ihn ungefähr an die Stelle, wo er auch auf unserer Karte zu liegen kommt, also in die Ebene an der Ostseite des Ge-

birges, aber mit einer Höhe von ca. 2000 m. Unser Mendif ist von Mora anscheinend gegen 10 geogr. Meilen entfernt, ferner liegt das Gebirge dazwischen, kurz es erscheint kaum glaublich, dass man von dort aus unsern Mendif sehen könnte. Die Uebereinstimmung der Lage ist also sehr merkwürdig. Der uns als Mendif bezeichnete Berg bildet einen sehr steilen Zuckerhut, der durchaus die Gestalt hat wie die rechte Spitze auf der Barth'schen Skizze. Daraus erklärt sich wohl die Verwirrung, welche besteht, indem die Eingeborenen selbst die Berge verwechselt haben. Das Dorf Mendif liegt zweifellos am Fuss unseres Mendif, wo Rohlfs auch es zeichnet, und zwar ist es die letzte Station auf dem Wege von Adumre über Lere nach Marrua.

Bei Songoia treten bereits Granitbuckel zu Tage, jenseits des Mao Luti herrscht das anstehende Gestein wieder gänzlich und man kann dort das Gneissland des Mao Kebbi beginnen lassen.

Dieses Gebiet erstreckt sich am Ostfuss des Mandaragebirges nach Süden bis zum Benue zwischen Laddo und Mallumfe. Nach Osten setzt es sich, den geologischen Notizen der Le Maistre'schen Expedition nach zu urtheilen, bis nach Lakka fort.[47]) Das von uns durchreiste Gneissgebiet zerfällt in eine nördliche und eine südliche Region, deren Grenze der Mao Kebbi bildet. Die südliche kleinere besteht vorwiegend aus schuppigen Gneissen, wie sie auch in Europa als höhere Glieder der Gneissformation vorkommen. Granite und Amphibolite treten zurück. Der schuppige Gneiss, Adumregneiss, wird von zahllosen Quarzitgängen durchschwärmt, welche infolge der Verwitterung als eluviale Kiesel die Oberfläche des Landes bedecken. Auch lange, herausgewitterte Quarzitrücken, wie z. B. das H. Katatschía, kommen vor. In dem Gebiete des Adumregneiss finden wir zwei lange, westöstlich streichende Bergketten, das H. Gore und Laddo-Dokare. Beide bestehen aus eruptivem Granit. Sonst fand sich nahe dem Dorf südlich Béssu Quarzporphyr, dessen Lagerung nicht zu beobachten war. Zwischen Mallumfe und Gamssargu fanden wir einige mächtige Blöcke von dichtem Granatfels.[48])

Die nördliche Gneissregion besteht vorwiegend aus flasrigen Gneissen, welche oft in Gneissgranit und Lagergranit, in Granulit- oder Amphibolitgneiss[49]) übergehen. Eine besondere Modifikation desselben ist der bereits erwähnte Gidderit, ein Quarzfeldspathgemenge ohne Glimmer. Amphibolite sind sehr häufig. Südlich von Giddir kommt auch eine porphyrische Hälleflinta[50]) in mehrere Meter starken Bänken häufig vor. Die nördliche Region ist nun durch eine Reihe von Eruptivgesteinen ausgezeichnet, welche sie durchschwärmen. Einmal sind es Granite. Dieselben bilden Bergketten, welche durch ihre kühnen, schroffen Formen auffallen und z. Th. eine bedeutende relative Höhe von 500 und mehr Metern erreichen. Die kartographische Aufnahme ergiebt, dass sie ihrer Streichrichtung nach in zwei Systeme zerfallen. Die einen haben eine westöstliche Richtung, die anderen eine nordnordöstliche. Zu ersteren gehört das Hossere Kabeschi, Borroro, Lombel, Heri, Golum und Lulu, zu letzteren das H. Lombollo,

Basima, Lam, Gule (Granit?) und die Mehrzahl der die Ostseite des Mandaragebirges begleitenden, wohl ebenfalls aus Granit bestehenden Bergzüge, wie Musugoi, Maddama, Kolla, Siddim u. a. Die Berge bei Giddir bestehen aus einer westöstlich streichenden Kette von Glimmersyenit, welche wohl nur eine lokale Modifikation des Granits ist.[51])

Das zweitwichtigste Eruptivgestein ist der Quarzporphyr.[52]) Während aber der Granit mächtige Bergketten bildet, tritt jener in höchstens 30—40 m hohen, langen, schmalen Wällen auf. Von dem in Golombe liegenden Bergrücken aus schweift der Blick nach Norden über eine Ebene zu den Gebirgen des Hossere Kabeschi bis Lombel und aus der Ebene ragen zahlreiche, langgestreckte Wälle aus Quarzporphyr.[52a]) Es ist besonders das Gebiet zwischen Badde und Giddir, welches an diesen Porphyrzügen reich ist. Auch bei diesen kann man — einige Ausnahmen, z. B. den Zug bei Badde abgesehen — zwei Streichrichtungen erkennen, eine von W.—O. und eine von SSW.—NNO. Beide kommen zusammen vor, jedoch nie so, dass sich die Gänge kreuzten; auch überwiegt letztere durchaus.

Zusammen mit dem Quarzporphyr, aber von nur geringer Mächtigkeit, treten Gänge von Kersantit[53]) und Porphyrit[54]) auf. Ein vereinzeltes Vorkommen von Diabas[55]) bei Dañgar schliesst die Reihe der alten Eruptivgesteine. Erwähnt sei nur noch, dass das H. Katschau, seinen sanften Formen und den Geröllen des Mao Kebbi nach zu schliessen, aus krystallinischen Schiefern und Diabasen[56]) bestehen könnte.

Von jungen Eruptivgesteinen kommt an zwei Stellen Trachyt[57]) vor und zwar beide Male in gleicher Lagerung. Das eine Vorkommen ist südlich des H. Borroro und Lombel, das zweite südlich des H. Heri und seiner Verlängerung nach W. Am Südfuss beider Bergketten finden sich nämlich westöstlich streichende Mulden von Sedimentärgesteinen, und zwar von gelben Sandsteinen mit kopfgrossen Granitgeröllen,[58]) von Steinmergeln mit unbestimmbaren Brachiopoden[59]) und darüber von graugrünen Thonschiefern. Die Mulden sind zwischen die Granitketten, resp. Gneissmassen, eingeklemmt. Am Nordrande einer jeden Mulde ragen nun zwei Wälle von 8—10 m Höhe heraus, von denen der nördlichere aus grobkörnigem rothen Sandstein, der südlichere aus Trachyt besteht. Der rothe Sandstein dürfte die Unterlage der anderen Sedimentärgesteine vorstellen. Der Trachyt bei Sorauiel balaraba hat übrigens die Schieferthone in kohlschwarzen Kieselschiefer[60]) verwandelt. Augenscheinlich sind die Mulden in die Tiefe gesunkene Schollen, an deren Nordrändern die Trachyteruption erfolgte. Das Alter der Verwerfungen ist wohl frühestens in das Tertiär zu verlegen.

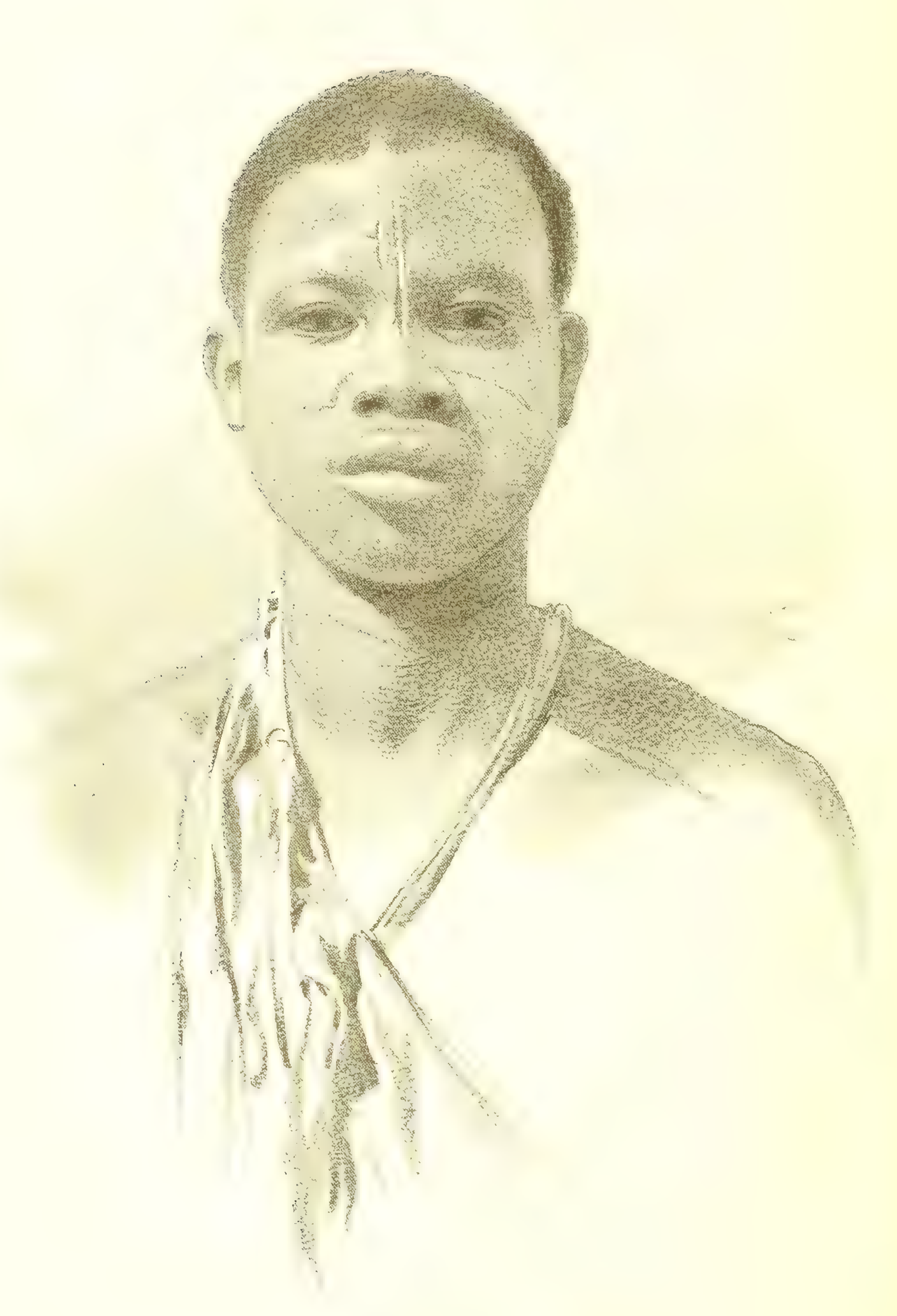
Das letzte Gebiet, welches zu besprechen noch übrig bleibt, ist das Benuethal zwischen Yola und Garua. Es stellt im wesentlichen eine Sandsteinmulde zwischen krystallinischen Gesteinen vor. Der Benuesandstein, wie er heissen soll, ist bald hellgrau, bald roth, bald fein- bald grobkörnig, aber stets ver-

steinerungsleer. Bezüglich seines Alters hat man nur den Anhaltspunkt, dass er nirgends von Quarzporphyr durchbrochen wird, auch da, wo infolge einer Verwerfung, wenn auch durch ein Thal getrennt, Sandstein und Gneissland mit Porphyren in gleichem Niveau liegen, wie östlich des H. Tengelin. Dagegen wird er von Basalt durchsetzt. Sandstein steht bei Yola an, bildet den Berg bei Kassa und die nach NNO. streichende Falte des Bagele-Gebirges. Sandstein bildet den Boden des Thals zwischen Barndaki und Garua. Das H. Duli, Hedjematari, Bogole, das Tengelinplateau sind ebenfalls Sandsteinberge, und ihren Formen nach zu urtheilen, besteht auch das Gebirge, welches westlich vom Tengelinplateau und nördlich Demssa bis zum Thal des Mao Dassin hinzieht, aus demselben Gestein. Auf der Sudseite des Benue steht Sandstein bis Bokki hin an und wird nur vereinzelt zwischen Bokki und Kauyang, z. B. bei Uro Feiand, von Granit und Gneiss verdrängt. Der Gebirgszug östlich von Konä besteht aus typischen Plateaubergen und von Kassa aus war ein langgestrecktes, nach Norden abfallendes Plateau am Nordrand des Alantikamassivs sichtbar. Man hat zwei Stufen im Sandstein zu unterscheiden, einmal die flachen Wellen und Hügel des eigentlichen Benuethals, wie sie z. B. zwischen Garua und Barndaki auftreten und den Boden von Yola bilden, und die 3—600 m hohen Sandsteinberge, welche vor allem den Nordrand des eigentlichen Benuethals bilden. Diese Berge senken sich, wie man es am Tengelinplateau deutlich beobachten konnte, von N. nach S.[61]) Umgekehrt fallen die Sandsteinmassen am Südrand, wie es von Kassa aus deutlich zu erkennen war, von S. nach N., also ebenfalls in das Thal ein. Die nach NNO. streichende Falte des Bagele-Gebirges schliesst das Benuethal bei Yola ab.

Im Benuethal finden sich zwei vulkanische Berge. Der eine ist der Maduguberg, südlich von Bulkuttu, der andere der Saratse. Ersterer ist eine aus den Alluvionen des Benue aufsteigende, ca. 30 m hohe Kuppe aus Nephelinbasalt[62]) und unzweifelhaft jünger als der Sandstein des Bagele-Gebirges. Der Saratse besteht aus Eläolith-Syenit,[63]) also aus einem eigentlich vortertiären Gestein. Durch ein sumpfiges Thal von dem Sandstein getrennt, erhebt sich seine Nordwand steil und unvermittelt. Die petrographische Beschaffenheit der flachen Höhen, welche sich östlich an ihn anschliessen, ist nicht bekannt. Anbetracht seiner isolirten Lage mitten im Benuethal neben Sandsteinschollen und weil sich sonst in den archaischen Gebieten Adamaua's nirgends auch nur ähnliche Gesteine finden, möchte ich mit einiger Bestimmtheit dem vorliegenden Eläolith-Syenit dasselbe Alter wie dem Nephelinbasalt, also tertiäres, zuschreiben.

Vielleicht ebenfalls vulkanischen Ursprungs ist die Gruppe des H. Bangli, welche sich zwischen unverkennbaren Sandsteinschollen erhebt, desgleichen die runde Kuppe des H. Kemni, welche, wie die des Maduguberges, unvermittelt aus dem Benuethal aufsteigt.

Das Bett des Benue ist oberhalb und unterhalb Garua verschieden gestaltet. Unterhalb des Passes, zwischen dem H. Tengelin und Bagele, fasst den Strom



Vorderansicht.

Der Träger Mamadu, Heide vom Stamm der Olí in Bautschi.



Seitenansicht.

Der Träger Mamadu, Heide vom Stamm der Oli in Bautschi.



eine aus hellgrauem Lehm gebildete Ablagerung ein, welche sich bei Yola und Garua, auf dem Wege von Gross- nach Klein-Barndaki und zwischen Diginnu und Bulkuttu direkt an den anstehenden Sandstein anlehnt. Anders oberhalb des Passes. Dort fliesst sowohl der Benue, ebenso wie der Mao Kebbi, zwar auch in einem breiten, von hellgrauen Alluvionen ausgefüllten Thal, dasselbe ist jedoch in eine 10—20 m mächtige Schotterablagerung eingeschnitten. Diese Schotterlager füllen den ganzen Raum zwischen dem H. Bögöle und Djäbake aus, wahrscheinlich auch den zwischen H. Duli und Laddo, sicher den zwischen dem H. Laddo, Dokare und dem Gneissland einer- und den Bergen von Bubandjidda andererseits. Die Gerölle bestehen zumeist aus Quarzit, daneben aus Graniten, Gneissen, bei Uro Beridji auch aus Grauwacken. Es macht den Eindruck, als hätte sich einst vor dem Riegel des H. Tengelin-Duli ein See aufgestaut und als wären in diesem die Schotter abgelagert worden. Bemerkenswerth ist, dass heutzutage weder der Benue, noch der Mao Kebbi Gerölle mit sich führt, sondern höchstens groben Kies. Die Terrainverhältnisse müssen damals also durchaus andere gewesen sein. Auf der Strecke zwischen Goa haussari und Bokki passirten wir gleichfalls ausgedehnte Schotterlager, welche mit denen am Benue anscheinend zusammenhängen, aber ca. 50 m höher liegen dürften.

Der Bau des Benuethal unterhalb Yola ist noch weniger bekannt als der oberhalb dieser Stadt. Soviel ist aber sicher, dass der Benue bis zu seiner Mündung in einer Sandsteinmulde fliesst, welche zwischen krystallinischen Gebirgen liegt. Der Nordabfall des Tschebtschi-Gebirges präsentirt sich vom Benue aus gesehen als eine breite Masse von 800 m Höhe, welche, wie das Gebirge weiter südlich, aus Granit bestehen dürfte. Sandsteinberge schliessen sich in seinem nordöstlichsten Theil an ihn an. Zwischen ihnen und dem Alantikamassiv bei Yola liegt eine Ebene, aus welcher vereinzelte Gesteinsschollen aufragen. Die Gebirge nördlich von Muri und Djen scheinen vom Fluss aus gesehen aus zwei Ketten zu bestehen.[64]) Die südlichere derselben fällt nach N. sehr steil, nach S. weniger steil (20—25°) ab und besteht aus gebanktem Gestein, vielleicht Gneissen oder Schiefern. Sie ist 6—800 m hoch. Die nördliche ist bedeutend höher, 1000—1300 m, und fällt nach S. fast senkrecht ab. Es ist möglich, dass sie den Absturz eines Plateaus vorstellt. Bei Djen nun machen beide Ketten einen nach Süden vorgeschobenen Bogen, welcher auch auf der Flegel'schen Karte deutlich hervortritt. Es scheint sich also um eine Verschiebung in der horizontalen Ebene zu handeln. Auf der Ostseite lagern sich Sandsteine auf, welche das sich senkende Grundgestein ersetzen und so die Höhe des Kammes auf dem früheren Niveau halten. In welchem Verhältniss aber eigentlich der Sandstein zu den beiden Ketten steht, ob er sich nur auf die südlichere oder auf beide auflagert, blieb unklar. Eine Verwerfung scheint ihn nicht von jenem zu trennen, vielmehr eine wirkliche Auflagerung stattzufinden oder eine Ueberschiebung?

Plötzlich bricht der Sandstein jäh ab und eine Reihe von Sandsteinschollen, welche nach Osten einfallen, wie z. B. die Wrightberge, erhebt sich noch aus der Ebene zwischen dem Tangale und Bagele-Gebirge, ähnlich wie zwischen dem Alantikamassiv und dem Fumbina- oder Tschebtschigebirge. Leider habe ich von dieser höchst interessanten Gegend, wie überhaupt auf der Reise bis Yola, keine eigenen Kartenaufnahmen gemacht. Die Flegel'schen Terrainzeichnungen, besonders vom Fumbinagebirge, sind sehr ungenau und z. Th. falsch.

Zwischen den Tangalebergen und dem Nordabfall des H. Fumbina liegen mitten in der Ebene des Benuethals mehrere nach N. einfallende Sandsteinschollen, Vor allem verdienen aber zwei Berge Aufmerksamkeit, der Mt. Elisabeth und Gabriel, welche sich dicht am Fluss aus dessen Alluvionen erheben. Es sind drehrunde, grasbewachsene Kuppen, wie der Maduguberg, und zweifelsohne bestehen auch sie aus Basalt.

Vom Tschebtschigebirge losgelöst, aber von derselben Streichrichtung (NNO.) erhebt sich weiter westlich das H. Kwona, ein seinem Habitus nach zu urtheilen, aus Granit bestehender, 4—500 m hoher Zug. Am Flusse selbst ist, wo immer zu beobachten, bis Lokodja herab, Sandstein das anstehende Gestein. Sudlich Uro Matschibbo haben wir seine Grenze zu den Graniten und Gneissen des Tschebtschigebirges feststellen können. Ohne scharfe Grenze geht sodann der zum Schollenland gehörige Theil des Benuethals in die Benuemulde über.

Damit wären unsere Kenntnisse von der Geologie und Tektonik des Mittleren Sudan erschöpft.

Die Gesteine, welche wir in Adamaua finden, gruppiren sich dem Alter nach folgendermaassen.

Die klastischen Gesteine bestehen aus:

1. Gliedern der archaischen Formation, wie Gneissen, Lagergraniten, Granuliten, Amphiboliten, Glimmerschiefern (nur einmal im H. Ssagdje) Grün- und Chloritschiefern. und Phylliten.
2. Sandsteinen von höchstens spät karbonischem Alter.
3. Sandsteinen, Steinmergeln und Schieferthonen mit unbestimmbaren Brachiopoden, wahrscheinlich jünger als 2., aber wohl kaum jünger als Trias.

Die Eruptivgesteine bestehen aus:

1. Eruptiven Graniten und Syeniten.
2. Quarzporphyr, Diabasen, Kersantiten und Porphyriten.
3. Basalten, Phonolithen, Trachyten, Andesiten, Eläolith-Syenit.

Tektonik und Verwitterung nebst Erosion schaffen, abgesehen vom Vulkanismus, die Oberflächengestaltung eines Landes. Oft ist es ausserordentlich schwer, das Werk beider auseinander zu halten. Ein Steilrand kann sowohl auf diese wie auf jene Ursachen zurückgeführt werden und es bedarf stets eingehender Untersuchung, um in jedem einzelnen Falle die Frage, welche von beiden Kräften gewirkt habe oder wesentlicher gewesen, klar beantworten zu können. In den Tropen arbeitet die Verwitterung besonders energisch und die

Untersuchung auf einer Reise, wie die unserige war, konnte nur sehr oberflächlich sein. Deshalb ist ein vorsichtiges Urtheil bei dieser schwierigen Frage dringend geboten. Einige wichtige Punkte lassen sich jedoch mit einiger Sicherheit jetzt bereits feststellen.[64a])

Während der geologischen Beschreibung mussten beständig zwei Richtungen der Gebirge hervorgehoben werden und zwar die von W. nach O. und die von SSW.—NNO. oder genauer die Kompassrichtung 105—100° und 45—50°. Entsprechend der Deklination treten diese Richtungen auf der Karte als 85—90° und 30—35° auf. Im Allgemeinen schwankt übrigens die westöstliche Richtung stärker als die nordnordöstliche. Die Konstruktion der Karte hat nun ergeben, dass eine beträchtlich grössere Anzahl von Bergzügen und Thälern, als bereits während der Reise festgestellt werden konnte, dem einen oder andern der beiden Systeme angehören, und zwar oft mit fast lächerlicher Genauigkeit. So bildete z. B. bisher das Farothal und die Ostmauer des Alantika auf der Flegel'schen Karte eine bemerkenswerthe Ausnahme in dem orographischen Bilde, indem beide direkt von N. nach S. verliefen. Die Konstruktion unseres Reiseweges hat nun zu unserer grossen Ueberraschung gezeigt, dass das Thal nicht diese Richtung hat, sondern thatsächlich in der Richtung 35° verläuft.

Diese Richtung, sowie die W-O.-Linie bestimmen in der That die orographischen Verhältnisse in Adamaua.

Verlängert man die Linie J. Annobom—St. Thomas—Isla de Principe—Fernando Po—Kamerunberg in das Innere des Kontinents, so fällt dieselbe mit der Achse des Tschebtschigebirges zusammen und wo sie das Benuethal trifft, liegen die vulkanischen Hügel Mt. Gabriel und Elisabeth. Diese tektonische Richtung mag die Kamerun-Linie heissen. Das Tschebtschigebirge dürfte übrigens einen Horst mit abgesunkenen Flügeln von verschiedener Breite vorstellen, auf welchen noch Reste einer Basaltdecke vorzukommen scheinen.

In der Kamerunlinie streicht ferner der Ostrand des Alantikamassivs. Verlängert man diese Linie nach N., so fällt sie genau mit dem Ostabhang des Mandaragebirges zusammen. Alantika- und Mandaragebirge gehören also zu demselben System. Genauere Aufnahmen werden vielleicht auch ergeben, dass der Abbruch der Tangaleberge auf der Ostseite in der Richtung der Kamerunlinie erfolgt und nach Süden verlängert mit dem Abfall der Sandsteinberge des Fumbinagebirges zusammenfällt. Die Falte des Bagelegebirges liegt unzweifelhaft ebenfalls in der Richtung der Kamerunlinie. Auf die 30°—35°-Richtung so mancher Bergzüge, z. B. des Basima, Lombollo, Lam, welche höchst wahrscheinlich aus eruptivem Granit bestehen, sei nochmals aufmerksam gemacht. Auch das H. Kwona und die eigentlichen Muriberge, demnach auch das Benuethal zwischen diesen und dem Tschebtschigebirge, haben die gleiche Richtung. Ebenso verläuft auch die Grenze zwischen dem Sandsteingebiet (H. Tengelin) und dem Gneissgebiet des Mao Kebbi parallel der Kamerunlinie. In dem breiten Thal zwischen beiden streicht in gleicher Richtung das H. Gule. Ferner erinnere ich

an die zahllosen Porphyrzüge des Gneissgebiets, welche mit erstaunlicher Uebereinstimmung und mathematischer Genauigkeit, oft dicht aufeinander folgend, in der Richtung 35° streichen.

Die W.—O.-Richtung ist ebenso stark ausgeprägt wie die vorige. Sie mag, da sie für die Ausbildung des grössten Theils des Benuethals maassgebend gewesen ist, die Benuelinie heissen. Um von Süden anzufangen, so streicht der Rand des südafrikanischen Plateaus nach ihr, desgleichen der Bruch von Bubayata und das H. Beka und Ngaumdere. Der Gendero und Djauro Gotil scheinen, falls ich die v. Stetten'schen Angaben richtig auffasse, im Wesentlichen in dieser Richtung streichende Bergketten auf dem Plateau zu sein, also Analoga für die Stufe bei Bubayata und das Granitgebirge bei Ngaumdere vorzustellen. Wieviel von dem heutigen Plateaurand der Erosion zugeschrieben werden muss, ist zweifelhaft. Stattgefunden haben aber tektonische Bewegungen. Beweis dafür sind die Basaltdecken auf dem niedrigen Korrowalplateau und vielleicht sogar in der Ebene zwischen H. Durru und Karna und in der Karnabucht, wo ebenfalls aufgesetzte Hügel aus schlackigen Eisenkonkretionen als letzte Reste des verwitterten Basalts vorkommen.

Der Sudrand des Ssari- und der Nord- und Südrand des Alantikamassivs verlaufen ebenfalls von W. nach O. und sind unzweifelhaft durch Abbrüche hervorgerufen. Denn Phyllite, Grünschiefer, Gneisse, Amphibolite nebst Porphyriten streichen mit der Richtung 35° bis nahe an die Granitmauer der Massive, um dann plötzlich zu enden. Auf der Nordseite des Alantika stösst aber der Sandstein an die W.—O.-Mauer des Massives. Mit westöstlichem Streichen bricht das Tschebtschigebirge sowohl im Süden bei Gangomé, als im Norden im Benuethal ab, und westöstlich streicht auch das Tangalegebirge. Das Mandaragebirge endet gleichfalls mit dem von W. nach O. verlaufenden H. Bori, Auf die zahlreichen W.—O. streichenden Ketten von meist eruptivem Granit, wie z. B. H. Alhadjin, Durru, Gore, Laddo, Dokare, die Berge von Bubandjidda, H. Kabeschi, Borroro, Lombel, Heri, Lulu u. a., ist zum Theil bereits aufmerksam gemacht worden, Desgleichen erinnere ich an den Verlauf der sedimentären Mulden nördlich und südlich von Uro Borroro und der beiden Trachytwälle.

Der Rand der Sandsteinplateaus, welche das Benuethal zwischen Yola und Garua im Norden begrenzen verläuft gleichfalls parallel der Benuelinie und dieselbe Richtung hat, wie aus Barth's Karte deutlich hervorgeht, das wahrscheinlich, wie oben erwähnt, aus krystallinischem Gestein — Granit steht z. B. noch in seiner Nähe an — bestehende H. Holma. Das Benuethal zwischen Garua und Yola oder vielmehr darüber hinaus stellt also eine im Norden und Süden von W.-O. streichenden Rändern begrenzte Scholle vor, welche in die Tiefe gesunken ist, ob mit Staffeln ist vorläufig nicht nachweisbar, da die vorhandenen Sandsteinstufen auch auf Erosion zurückgeführt werden können. Zwischen dem Fumbina und Tangalegebirge, sowie zwischen diesem und dem Bagelegebirge ist die Scholle allerdings zertrümmert.

Zwischen dem Muri- und Tschebtschi-Gebirge streicht die Sandsteinscholle des Benuethales in der Richtung der Kamerunlinie und bemerkenswertherweise fehlen hier alle Sandsteinstufen. Sandstein bildet vielmehr, ohne hervorzutreten, die Ufer des Flusses. Weiter westlich, wo die Richtung des Thales wieder eine O.—W. wird, treten auch die Stufen wieder auf, z. B. als ausgedehnte Plateaus nördlich von Bakundi.

Wenn man aus den Beobachtungen, welche man am Niger machen kann, eine Vermuthung aussprechen darf, so scheint das Küstengebirge einen Horst zu bilden, desgleichen das Plateau von Bautschi, dass nach Vogel und Rohlfs aus Granit und Gneiss[65]) besteht. Zwischen beiden Gebirgen ist die Sandsteinscholle des Benuethales eingesenkt.

Auf einen Punkt sei noch hingewiesen, nämlich auf das Zusammenwirken beider tektonischer Richtungen. Betrachtet man nämlich den Nord- und Südrand des Alantika, sowie den Südrand des Ssari, so zeigt derselbe einen eigenthümlichen treppenförmigen Verlauf und zwar entsprechend der Richtung der beiden tektonischen Linien. Es macht fast den Eindruck, als ob eine treppenförmige Dislokation oder gar Verschiebung einzelner Rindenstücke in horizontaler Richtung erfolgt wäre. Auch die Bastion des H. Karna und der Bogen der Tangaleberge bei Djen wird einst auf solche Verschiebung hin zu untersuchen sein. Dass auch seitliche Schübe vorgekommen, beweist die Falte des Bagelegebirges.

Sehr komplizirte tektonische Verhältnisse scheinen auch in dem Gebiet zwischen dem Tschebtschigebirge und dem südafrikanischen Plateau zu bestehen, doch lässt sich vorläufig über jene Gegend nichts Bestimmtes aussagen.

Soweit bis jetzt erkennbar, lässt sich die geologische Geschichte Adamaua's in 5 Perioden theilen.

1) Die archaische Periode, in welcher sich die krystallinischen Gesteine, wie Gneisse, Lagergranite, Amphibolite, Glimmerschiefer, Phyllite und Grünschiefer bildeten.

2) Die Periode der Graniteruptionen. Zu diesen unzweifelhaft eruptiven Ganggraniten gehört vor allen der des H. Borroro, Lombel, Heri, Giddir, Laddo und Dokare, Galibu, Ngaumdere und Beka, wahrscheinlich auch das H. Kabeschi, Bori, Lam, Golum, Gore und Gumna. Das H. Basima besteht wohl unzweifelhaft ebenfalls aus eruptivem Granit; denn alle aus ihm kommenden Bäche führen vorwiegend Rollstücke solchen Gesteins. Die Granite der grossen Massive, wie Alantika, Ssari, Karna und des Tschebtschigebirges dürften dagegen nicht eruptiv sein. Einzelne, wie z. B. der des H. Karna [66]) und Yelu [67]) sind sogar unzweifelhafte Lagergranite.

Die Ganggranite bilden also im wesentlichen die langen Bergketten im Gneissland des Mao Kebbi. Die Mehrzahl derselben gehört zum Benuesystem, nur zwei, H. Basima und Lam, welche wahrscheinlich gleichfalls aus Ganggraniten bestehen, streichen nach NNO. Beide tektonische Richtungen haben also anscheinend damals bereits bestanden, und zwar war das Benuesystem vorherrschend.

3) Die Periode der Quarzporphyr-, Porphyrit-, Kersantit- und Diabaseruptionen. Ueber sedimentäre Ablagerungen in der Zeit zwischen 2. und 3. ist nichts bekannt. Die Eruptionen der 3ten Epoche erfolgten in beiden tektonischen Richtungen, und zwar vorwiegend in der des Kamerun-Systems. Ihr Hauptverbreitungsgebiet ist ebenfalls das Gneissland am Mao Kebbi und ferner der nördliche Theil des Farobeckens. Wenn man die durch Erfahrung in Europa und Amerika begründete Ansicht, dass jene Gesteine meist jung paläozoisch sind, auf unser Gebiet anwenden darf, so müsste man die 3te Periode ungefähr in das jüngere Karbon oder die Dyas verlegen.

4) Bildung des Benuesandsteins. Die Entstehung desselben scheint in die Zeit nach der dritten Periode zu fallen, wenigstens finden wir, wie bereits erwähnt, nirgends den Sandstein von Gängen von Quarzporphyr u. s. w. durchsetzt; auch da, wo beide in Folge von Verwerfungen in gleichem Niveau liegen. Er dürfte daher späthdyassisch oder triassisch sein. Noch jünger, vielleicht dem Benue-Sandstein direkt aufgelagert, scheinen die Sedimentablagerungen der Mulde von Bulo und Sorauiel zu sein. Entsprechend seiner ausserordentlich diskordanten und auf kurze Strecken hin wechselnden Struktur dürfte der Sandstein im wesentlichen eine Flussablagerung vorstellen, und zwar in sehr breiten sandigen Betten bei alternirendem Wasserstand. Das Studium der heutzutage im Benuebett gebildeten Ablagerungen ergiebt, dass sich in dem sandigen, oft eine deutsche Meile breiten Bett dieses Flusses Sedimente von ganz ähnlicher Struktur bilden, wie sie der Benuesandstein und bei uns zu Hause der Buntsandstein u. a. aufweisen. Kombinirte Wirkung von Wind und Wasser bedingen dieselbe. In der Trockenzeit fliesst das Wasser in einzelnen Armen und in diesen selbst liegen Fluthrinnen mit beträchtlich schnellerer Strömung. Alle Bedingungen zur Entstehung unregelmässiger Sandlager sind gegeben. An den oft mehrere Meter hohen Ufern der Sandbänke lagert sich der Sand, theils dem Winde, theils der Schwere folgend, allseitig in schrägen, nach dem Wasser hin geneigten Schichten ab. In dem breiten sandigen Bett selbst kann der Wind dünenähnliche Ablagerungen schaffen. In den abgesperrten, ausgetrockneten Teichen und Altwassern dagegen schlägt sich feiner Schlick nieder, wie er zwischen den Sandschichten des Buntsandsteins so häufig ist. Tausende und Tausende von Wasservögeln und anderen Thieren, die zur Tränke kommen, benutzen gerade diese Reservoire und ihre Fusstapfen drücken sich zu Millionen in den Schlamm ein. Beim Austrocknen weht sofort der Wind Sandschichten über den freigelegten Schlickboden und diese beschützen die Füssabdrücke, ebenso wie die Trockensprünge, vor der nächsten Fluth und konserviren sie so. Nach Millionen von Jahren liegen dann die mit Sand ausgefüllten, in eine dünne Schlammschicht eingepressten Spuren auf der Unterseite der Sandsteinbänke, wie sie bei Jena, Hildburghausen und an anderen Orten im Buntsandstein etc. gefunden worden sind.

Der Benuesandstein scheint unter denselben Bedingungen gebildet zu sein, unter denen sich heutzutage in seinem Bett die Sande ablagern. Es knüpft sich

hieran die interessante Frage nach der Entstehung des Benuethals. Auf tektonische Ursachen, d. h. Einbruch einer Scholle, dürfte es wohl zurückzuführen sein, allein wann erfolgte derselbe, vor oder nach der Bildung des Sandsteins? Beide Möglichkeiten bestehen. Ausserhalb des Benuethals findet man nirgends Sandstein. Die Massive des Alantika und Ssari, des Tschebtschi- und Mandara-Gebirges, sowie des Hochplateaus von Ngaumdere sind frei von Sandstein, zum mindesten von grösseren Massen, welche durch ihre Formen sofort auffallen würden. Auch die Bäche aus diesen Gebirgen führen niemals Gerölle von Sandstein. Demnach bestehen zwei Möglichkeiten. Entweder hat sich der Benuesandstein in einem durch tektonische Ursachen zur Zeit der 3ten Epoche gebildeten Thal, das also in grossen Zügen mit dem heutigen Benuethal bereits übereingestimmt hätte, als Flussbildung abgelagert, oder es ist in einer nach seiner Bildung und vor den Basalteruptionen liegenden Zeit als Scholle in die Tiefe gesunken und so, eingeklemmt zwischen archaische Gesteine, erhalten geblieben, während die auf den Höhen liegen gebliebenen Sandsteinlager der Erosion zum Opfer fielen und nicht mehr vorhanden waren, als die Basalteruptionen erfolgten. Erst genaue Untersuchungen können diese Frage beantworten.

5) Periode der jung-eruptiven Gesteine. Analog den Verhältnissen in den übrigen Kontinenten dürfen wir wohl die Zeit dieser Eruptionen in das Tertiär verlegen. Den zu dieser Zeit eingetretenen tektonischen Bewegungen verdankt Adamaua im wesentlichen seine heutige Gestalt. Eine mächtige Basaltdecke lagerte sich auf dem Hochplateau von Ngaumdere ab, welche sich damals weit nach Norden ausdehnte. Darauf deutet die Decke auf dem Tschebtschi-Gebirge, sowie die Deckenreste im Farobecken und auf dem Korrowalplateau hin.

Den alten Richtungen getreu, erfolgten auch in der Tertiärzeit die Absenkungen nach dem Kamerun- und Benuesystem. Das südafrikanische Plateau, das Tschebtschi-Gebirge und die Massive des Alantika und Ssari blieben stehen, das Farobecken, das Thal zwischen Tschebtschigebirge und Alantika und vermuthlich auch das Farothal sanken als Schollen ab. Eruptionen von Andesit und Phonolith begleiteten das Absinken der Flügel an dem Mittelwall des Tschebtschigebirges, Phonolitheruptionen folgten dem Bruch von Bubayata, nördlich von Ngaumdere.

Wo die in der Kamerunlinie streichenden Brüche das alte Benuethal trafen, kam es ebenfalls zu Eruptionen. Die Kuppen des Mt. Gabriel und Elisabeth liegen da, wo das Tschebtschigebirge, also die Verlängerung der eigentlichen St. Thomas—Kamerunlinie, das Benuethal schneidet. Der Saratse liegt in der Verlängerung des Ostabhangs des Alantika, Wahrscheinlich erfolgten auch im Benuethal selbst während dieser Zeit neue Bewegungen, welche dem Thal im wesentlichen die heutige Gestalt gaben. In diese Zeit fällt wohl auch die Bildung der bereits erwähnten Falte des Bagelegebirges, sowie vermuthlich der Bruch zwischen dem H. Tengelin und dem östlichen Gneissland des Mao Kebbi; denn

die aus dem Thal zwischen beiden Gebieten kommenden Flusse fuhren vereinzelte Basalt- und Trachytgerölle. Vielleicht ist das H. Gule selbst ein Wall junggeruptiven Gesteins.

Das Mandaragebirge ist vielleicht, ebenso wie das Tschebtschigebirge, ein Horst von ähnlichem Bau, wie dieses, doch fehlen dafür noch genügende Beweise.

Unzweifelhaft in das Tertiär fällt auch die Entstehung der Sedimentärmulde von Bulo und Sorauiel mit den Trachytwällen an ihren Nordrändern. Sie stellen augenscheinlich abgesunkene Schollen vor.

Es ergiebt sich also die interessante Thatsache, dass sich in Adamaua seit den ältesten Zeiten dieselben tektonischen Richtungen immer wieder geltend gemacht haben, wenn auch die Eruptionen, damit also wohl auch die Bewegungen der Erdrinde, bald in der einen, bald in der anderen stärker waren.

Wie bereits bemerkt, spielt die Verwitterung bei der Ausgestaltung des Terrains eine wichtige Rolle und es ist in einem gegebenen Falle oft schwer zu entscheiden, ob sie oder tektonische Ursachen im wesentlichen die Oberflächenformen geschaffen haben. Mit geholfen hat die Verwitterung in jedem Fall und oft genug die bestehenden tektonischen Verhältnisse durch ihre Thätigkeit zum Vorschein gebracht, wie die Aetzfiguren auf der Fläche eines Krystalls dessen System verrathen.

Die Verwitterung ist abhängig einmal von der chemischen und physikalischen Beschaffenheit der Gesteine, sodann von dem Klima des Landes. Sie ist verschieden in den Wüsten und Eisregionen, in den feuchten Tropen und gemässigten Zonen. Das Klima Adamaua's ist durch eine scharf ausgebildete Trocken- und Regenzeit charakterisirt. In der ersteren wirkt allein die physikalische Verwitterung, in der letzteren besonders die chemische, sowie die Erosion durch das spülende Wasser.

Die physikalische Verwitterung betrifft vorwiegend die grobkrystallinischen Gesteine und ist am besten an Graniten und Syeniten zu beobachten. Diese Gesteine bestehen aus grossen Krystallen von Quarz, Feldspath und Glimmer resp. Hornblende, welche eine verschiedene Härte und, entsprechend der verschiedenen Farbe, auch eine sehr verschiedene Erwärmungsfähigkeit besitzen. Infolge dessen entsteht durch die starke Erwärmung bei Tage und die starke Abkühlung in der Nacht — die heisse Morgensonne nach den kühlen Nächten ist am wirksamsten — eine Lockerung des Mineralgefüges. Die Krystalle selbst zerplatzen in eckige Stücke und das Gestein zerfällt schliesslich in einen grobkörnigen, aus eckigen Mineralstücken des Muttergesteins bestehenden Grus. Ferner treten infolge der Insolation Spannungen zwischen der erwärmten Oberfläche und dem kalten Innern des Gesteins auf, welche zum Zerspringen grosser Gesteinsmassen führen.

Bezüglich der Grösse des Effekts lassen sich verschiedene Typen unterscheiden.

Einmal erhalten die nackten, aufragenden Felsklippen kolossale Sprünge, welche oft als klaffendn Spalten die schmalen Felsmauern und -thürme durchsetzen. Sie verlaufen vorwiegend von N. nach S., entsprechend der energischen Wirkung der Morgensonne. In der Umgebung von Laddo, besonders an den Paviansfelsen, waren diese Spalten im Granit ausserordentlich schön zu studiren. Durch diese Spaltenbildung wird das Gestein in gewaltige Blöcke aufgelöst, welche herabrollen und die Gehänge bedecken. Die Blöcke nun erleiden ihrerseits durch die fernere Wirkung der Temperaturschwankungen neue Umwandlungen, indem im Anschluss an strukturelle Eigenthümlichkeiten des Gesteins die oberflächlichen Schichten als fingerdicke Schalen abspringen. Runde Blöcke sind das Resultat dieses Vorgangs. Diese Blöcke können aber ihrerseits wiederum in toto zerspringen und jedes einzelne Stück von neuem in runde Blöcke verwandelt werden. In dieser Weise geht die Zerkleinerung der Felsen vor sich.

Die beschriebene Art der physikalischen Verwitterung betrifft vorwiegend die eruptiven Granite und den Syenit von Giddir, welche als lange Ketten aus dem Gneislande herausgewittert sind. Sie stellen zersprungene und zerborstene Felsmassen von zum Theil bedeutender Höhe (Hossere Heri 5—600 m) vor. Thürme, Zacken, zu cyklopischen Mauern über einander gethürmte Blöcke bilden die Gipfel und Grate, gewaltige Blockhalden, bedecken die Abhänge, auf welchen ein spärlicher Buschwald wächst. Der Granitgrus, der fast ausschliesslich aus zersprungenen Feldspathcrystallen besteht, lagert sich dagegen als ein flacher, breiter Kegel mantelförmig um die Gebirge und Felsburgen ab und liefert einen unfruchtbaren, öden, vegetationsarmen Boden.

An den Lagergraniten, welche mit Gneiss zusammen das nördliche und Theile des mittleren Adamaua bilden, beobachtet man häufig flache, breite Buckel, von einigen wenigen bis 20 m Höhe und einem Durchmesser von 50 bis 200 m. Es sind glatte Buckel aus völlig frischem, grauem Granit, und auf den glatten Flächen liegen oft genug noch Reste von Schalen, welche eine Dicke von 20—50 cm haben. Ja, auf diesen Schalen finden sich nicht selten noch Stücke einer zweiten Schale. (Abb. 166 u. 167.)

An den wahrscheinlich ebenfalls aus Lagergraniten bestehenden Massiven des Alantika, Ssari und des Tschebtschigebirges treten gewaltige, glatte, schwarze Wände auf, welche sich fast senkrecht mit leicht gewölbter Oberfläche erheben und ebenfalls noch mit Schalenresten bedeckt sein können. So endet, um einige Beispiele anzuführen, das H. Kolla nach Norden hin mit einer 150—200 m hohen Wand, deren eine Hälfte noch mit einer 2—3 m dicken Schale belegt ist. Ebenso befindet sich am Südabhang des Alantikamassivs, Uro Mali gegenüber, in der Mitte des etwa 1200 m hohen Abhangs eine mindestens 200 m hohe, steile, schwarze Wand. Blockhalden bedecken übrigens auch an diesen Granitgebirgen die Gehänge und Feldspathgrus umlagert auch ihren Fuss.

An den fein krystallinischen Gesteinen, wie z. B. Quarzporphyren, Kersantiten, Hälleflinta und Granulitgneissen, tritt die physikalische Verwitterung nur in ge-

ringem Grade auf und führt zum Zerspringen in eckige Bruchstücke. Lockerung des Mineralgefüges liess sich nie beobachten. Die Sonnenbestrahlung bewirkt bei ihnen höchstens ein Abspringen der später zu erwähnenden Lateritkrusten. Die geschichteten Gesteine, wie Gneisse, Phyllite u. s. w., erleiden dagegen eine so energische chemische Verwitterung, dass sie nirgends in grösseren Felsmassen aufragen, also auch garnicht von der Insolation beeinflusst werden können.

Die chemische Verwitterung erfolgt während der Regenzeit, in welcher allein die hierzu nothwendige Feuchtigkeit vorhanden ist.

In der Umgebung von Kassa kam an Sandsteinfelsen eine eigenthümliche Art der Verwitterung vor, nämlich Lochbildungen, welche bereits beschrieben und abgebildet worden sind. Sie finden sich an den senkrechten Wänden der Blöcke und haben eine längliche Gestalt. Sie gehen ohne Rücksicht auf die diskordante Schichtung der Bänke an diesen von oben nach unten herab, ja durchsetzen oft genug mehrere Bänke. Meist sind sie allerdings in einer Bank besonders häufig. Das Gestein ist völlig frisch. Sandgebläse, wie in der Wüste, giebt es dort nicht, ebensowenig ist der aus gleichmässigem Material gebildete Sandstein einer starken Insolationswirkung unterlegen. Dagegen beweist der Umstand, dass die bisherigen Wände alle auf der von N. über O. nach S. gehenden Seite, besonders der NO.-Seite liegen, dass die herabprasselnden Tropenregen, im Verein mit den furchtbaren Orkanen, jene Bildungen an den weichen Sandsteinwänden geschaffen haben. Lateritische Krusten fehlen diesen senkrechten Wänden gänzlich, weil alles Wasser abläuft, und nur am Boden der Löcher, wo das Regenwasser stehen bleiben kann, deutet eine gelbliche Verfärbung zuweilen geringe chemische Zersetzung an.

In chemischer Beziehung hat man eine Verwitterung an der Luft und in der Tiefe zu unterscheiden. Erstere erzeugt die lateritischen Krusten oder Rinden, welche die Oberflächen der Gesteine überziehen, letztere liefert dagegen den durch akkumulative Verwitterung entstandenen Lehm.

Die lateritischen Krusten sind dunkle, eisenreiche Flächen, welche manche Gesteine überziehen. Ihre Dicke beträgt Bruchtheile eines Millimeters bis 2—3 Centimeter. Je dichter ein Gestein, z. B. Basalt und Phonolith, um so dünner, je grobkörniger und durchlässiger jenes ist, z. B. Sandstein, um so dicker ist die Rinde. Das Eisen ist als Oxyd und Hydroxyd zwischen die Bestandtheile des Gesteins eingelagert, und zwar, um so dichter, je näher der Oberfläche. Diese Rinden finden sich auch in grossem Umfang an den Gesteinen der Wüste und man hat ihnen den Namen »Schutzrinden« gegeben, weil sie das Gestein vor weiterer Verwitterung schützen sollen.[68]) In einzelnen Fällen z. B. bei Sandsteinen ist das auch der Fall, indem, Dank der härteren Oberflächenschicht, welche ihre Unterlage schützt, durch die Erosion flache Pilze herauswittern. In der Mehrzahl der Fälle kommt es jedoch nicht zu einem Schutz, weil sich in Folge der Insolation die dunkle Rinde sehr schnell erwärmt und ein Abplatzen derselben eintritt.

Bezüglich der Entstehung der lateritischen Krusten hat man sich folgendes Bild zu machen. In Adamaua erfolgen die Niederschläge im Anschluss an heftige Gewitterstürme. Dieselben ziehen mit grosser Geschwindigkeit über eine Gegend hin und der Regen dauert auf einem Punkte selten länger als einige Stunden. Landregen schliessen sich selten an sie an, vielmehr brennt bald nach dem Regen die Sonne wieder auf das Gestein.

Die Feuchtigkeit ist unterdessen in den Fels eingedrungen, in porösen schneller und tiefer, in dichten langsamer und oberflächlicher. Das Regenwasser übt entsprechend der hohen Temperatur, welche stets herrscht und selten unter 20^0, meist über 30^0 ist, ferner in Folge seines hohen Gehalts an Kohlensäure, Ammoniak, Ozon, Salpeter- und Salpetrigersäure, an welchen die tropischen Gewitterregen reich sind, eine energische chemische Wirkung aus. Dieselbe erstreckt sich nicht zum wenigsten auf die im Gestein befindlichen Eisenverbindungen. Der dem Regen folgende Sonnenbrand bewirkt eine schnelle Verdunstung der Feuchtigkeit auf der Oberfläche der Gesteine und in Folge dessen wird das in das Gestein eingedrungene Wasser mitsammt den gelösten Salzen, Dank der Kapillarität, wieder an die Oberfläche gesogen, um dort beim Verdunsten des Wassers die gelösten Eisensalze abzulagern. Mit dieser Vorstellung stimmt einmal überein, dass die Krusten um so dicker sind, je poröser das Gestein ist und zweitens vor allem der mikroskopische Befund. Die Krusten bestehen nämlich aus Eisenverbindungen, vorwiegend Brauneisenstein, welche zwischen die Bestandtheile des Gesteins eingelagert sind und von der Oberfläche nach dem Innern zu an Menge und Dichtigkeit abnehmen. Das Gestein selbst, welches lateritische Krusten bildet, enthält stets zahlreiche mikroskopische Partikel von Eisenerzen, wie Eisenglanz, Magnetit, Titanit, Schwefelkies u. s. w. Der Unterschied zwischen dem makroskopisch hellen, zuweilen, wie beim Gidderit und den Quarziten, schneeweissen Aussehen des Gesteins und seinem Reichthum an mikroskopischen Eisenerzen ist erstaunlich, erklärt aber genügend die auffallenden schwarzen und dunkelbraunrothen Rinden der genannten weissen Gesteine, z. B. der eluvialen Quarzite des Adumregneiss.

Ueber das Schicksal der Krusten habe ich bereits gesprochen. Das Abplatzen derselben erfolgt übrigens um so schneller, je dünner die Rinde ist und je schärfer sie gegen das unveränderte Gestein abgesetzt ist. Dicke Krusten pflegen allmählich in das Gestein überzugehen und springen deshalb schwerer in toto ab. Sie zerfallen gewöhnlich in einen aus Brauneisenstein bestehenden Grus, welcher von dem Regen fortgespült wird und einen wichtigen Bestandtheil in den Sanden der Flüsse bildet. In dem Sandsteingebiet bedecken hand- bis tellergrosse abgesprungene Platten die Abhänge der Höhen und haben zuweilen zur Ausbildung von Terrainwellen Anlass gegeben, wie z. B. in dem Gebiet zwischen Garua und Bokki.

Prinzipiell verschieden von den lateritischen Krusten sind die Manganüberzüge, welche sich stellenweise an den Felsen in Flussbetten finden. Wo nämlich stehendes Wasser allmählich verdunstet, scheidet sich Mangan aus und

überzieht die Felsflachen, und zwar ist, entsprechend der horizontalen Oberfläche des Wassers, auch der obere Rand des Ueberzuges horizontal. Algen mögen durch ihren Lebensprozess das Mangan zur Ausscheidung bringen. Jedenfalls stellt dasselbe wirkliche Auflagerungen auf das Gestein, nicht Einlagerungen in dasselbe vor, wie die lateritischen Krusten.

Wo eine Erdschicht mit Vegetationsdecke das Gestein verhüllt, sowie in der Tiefe desselben, tritt die Umwandelung des Gesteines in Lehm ein. Denn hier wird das eingedrungene Regenwasser nicht mehr durch die Verdunstung entfernt, sondern verbleibt in dem Gestein, und kann so mit Hülfe der gelösten Säuren eine energische Umgestaltung desselben herbeiführen. Bekanntlich besteht die Verwitterung der krystallinischen Silikatgesteine, um welche es sich in Adamaua fast ausschliesslich handelt, im wesentlichen darin, das die Alkalien und alkalischen Erden, ferner das Eisen als kohlensaure Salze entfernt werden, während Thonerde, Kieselsäure, sowie ein Theil des Eisens zurückbleiben und einen mehr oder weniger sandigen, thonigen und eisenschüssigen Lehm bilden. In unseren Klimaten hat derselbe eine gelbe bis gelbbraune Farbe, in den Tropen dagegen eine rothe, weil die Eisensalze als Oxyde und Hydroxyde, nicht wie bei uns blos als Oxydulhydrat und Hydroxyd, und zwar in geringer Menge, vorhanden sind. Er hat der Farbe wegen den Namen Laterit erhalten. Der Laterit soll für die Tropenzone charakteristisch sein und nur in derselben vorkommen; alle Gesteine sollen in ihn verwandelt werden.

Ohne auf die Litteratur einzugehen, was einer Specialarbeit vorbehalten bleiben soll, seien hier die auf der Reise über Lateritbildung[69]) gemachten Beobachtungen wiedergegeben.

Zuweilen kann man an Einschnitten die anhäufende Umwandlung des Gesteins im Laterit verfolgen. Es verfarbt sich, indem es sich röthet, die eventuell sichtbaren Feldspathe werden mürbe und verwandeln sich in Kaolin. Das ursprünglich frische Gestein geht so allmählich von unten nach oben in einen rothen, eisenschüssigen Lehm über, in welchem aber infolge von Quarzschnüren und Gängen die ursprüngliche Struktur bewahrt bleiben kann. Auch ganze Stücke weniger zersetzten Gesteins finden sich in dem Lehm. Weiter oben herrscht dann aber reiner Laterit und von festen Partikeln treten in dem obersten Niveau schlackige und zellige Konkretionen von Eisenhydroxyden auf. Dieselben bilden nicht selten eine zusammenhängende Schicht, welche zuweilen auf mehrere hundert Quadratmeter hin als vegetationslose Oberflächen zu Tage treten. Die Entstehung dieser Konkretionen an der Oberfläche dürfte im Prinzip auf dieselben Vorgänge zurückzuführen sein, welchen die lateritischen Krusten ihre Entstehung verdanken, nämlich auf Verdunstung des Wassers der oberflächlichen Schichten infolge des nach den Regengüssen auftretenden Sonnenbrandes, sowie unter Mitwirkung der Krystallisationsattraktion.

Die Mächtigkeit des Laterits war nur stellenweise mit Sicherheit festzustellen. Auf dem Hochplateau von Ngaumdere war der Basalt bis zu einer

Tiefe von mindestens 8 m — soviel war an der Gottesbrücke direkt aufgeschlossen — in einen brennend rothen, sehr porösen Lehm umgewandelt, welcher in den oberen Theilen die zelligen Eisenkonkretionen enthielt. Derselbe ist für Wasser sehr durchlässig und deshalb findet man in diesem Gebiet nicht selten Spuren von subterraner Erosion, d. h. das am Fuss der Lateritschicht vorquellende Wasser reisst Erde mit sich und bewirkt so, durch Nachstürzen der überhängenden Schichten eine von unten nach oben steigende Schluchtenbildung. Auch trichterförmige Dollinen kommen vor, entstanden durch Bildung von unterirdischen Hohlräumen im Verlauf der Wasserader. Die Bauten der Erdferkel mögen zu der Entstehung derselben den ersten Anstoss geben

In dem Gneissland schien der Laterit nirgends mehr als einige Meter Mächtigkeit zu haben und war bald mehr sandig,. bald mehr lehmig, entsprechend der Zusammensetzung des Muttergesteins. Jedenfalls waren Bauten von Erdferkeln, welche nur in sehr mächtigen Erdschichten vorkommen, nur in zwei Gebieten zu finden. Einmal auf dem Ngaumdereplateau, zweitens in den Alluvionen des Benuethals.

Bevor wir die Frage in's Auge fassen, warum sich in den Tropen Laterit bildet, wollen wir untersuchen, ob derselbe wirklich so allgemein verbreitet ist, oder ob es auch Gesteine giebt, welche keinen Laterit bilden. Den ersten Laterit beobachtete ich in Assaba, wo Sandstein am Niger ansteht, die Flusssedimente waren niemals lateritisch. In Kassa und Garua konnte ich die Studien über Lateritbildung an den Sandsteinen fortsetzen, konstatirte aber bald, dass manche graue Sandsteine nur sehr geringe lateritische Verfärbung erleiden, auch kaum lateritische Krusten bilden.

Als wir das Gebiet des Adumregneiss betraten, waren wir erstaunt, zu finden, dass er sich nicht in rothen, sondern in gelbgrauen Lehm verwandelt, auch bei akkumulativer Verwitterung. Sehen wir von einer Stelle zwischen Bĕssu und Laddo ab, wo rother Quarzporphyr ansteht, und einer zweiten bei Gamssargu, wo das Muttergestein nicht bekannt ist, so haben wir auf dem ganzen Wege vom 5. November bis zum 15. Dezember, wo wir in Djoma eintrafen, keinen Lateritboden zu Gesicht bekommen. Das Gneissgebiet nördlich vom Mao Kebbi besass wohl einen dunkelbrauen, eisenschüssigen Lehm, aber keinen rothen Laterit.

Diese Beispiele genügen um zu zeigen, dass die Lateritbildung in Adamaua nicht allgemein verbreitet ist, sondern vom Gestein abhängt.

Vorzüglichen Laterit bilden in erster Linie die Deckenbasalte, die Grünschiefer und Phyllite, ferner die Amphibolite, manche rothe Gneisse und Granite, Quarzporphyre und manche Sandsteine. Auch von den eruptiven Graniten, welche an der Oberfläche eine energische, physikalische Verwitterung erleiden, verwandeln sich manche, wenn nicht alle, in der Tiefe in Laterit. In dem H. Ngaumdere war dieser Vorgang mehrmals zu beobachten. Keinen Laterit bilden dagegen die schuppigen Adumregneisse, sowie viele andere Gneisse und

Lagergranite. Lateritbildende und nichtbildende Gesteine kommen in dem krystallinischen Gebiet zusammen vor. Steigt man das Ngaumdereplateau z. B. hinauf, so fallt es auf, wie ausserordentlich schnell rother nnd gelber Lehmboden mit einander wechseln. Letzterer herrscht vor, während ersterer meist nur mehrere Meter breite Streifen in jenem bildet. Auch in dem ebenen Gneissland ist der ausserordentlich schnelle Wechsel in der Farbe der Lehmdecke häufig zu beobachten und ist stets an einem Gesteinswechsel gebunden.

Die Ursachen der Lateritbildung dürften verschiedenartig sein. Einmal muss das Klima unzweifelhaft eine grosse Rolle spielen. Die hohe Temperatur begünstigt die chemischen Umsetzungen, die in den tropischen Gewitterregen enthaltenen sauerstoffreichen Säuren werden ohne Zweifel dazu beitragen, den Sauerstoffgehalt der gelösten Eisenverbindungen zu erhöhen und die Entstehung von Oxydverbindungen begünstigen; denn darin besteht ja eben der Unterschied gegen unsere Verwitterungsböden, welche Oxydulverbindungen und höchstens etwas Eisenhydroxyd enthalten. Als dritten wichtigen klimatischen Faktor muss man die Trockenzeit anführen. Gerade so, wie bei der Bildung der lateritischen Krusten die auf die Durchfeuchtung folgende Verdunstung und damit Ausscheidung der Eisenverbindungen bei der Entstehung jener eine entscheidende Rolle spielen, so muss auch in der Trockenzeit die völlige Austrocknung des Bodens bis in grosse Tiefen infolge der dadurch erfolgenden Ausscheidung der gelösten Salze ein wichtiges Moment bei der Lateritbildung sein. Denn das Eisen fällt dann als fernerhin unlösliches Oxyd und Hydroxyd aus, falls nicht später zu besprechende Reduktionen eintreten. Die klimatischen Momente begünstigen also die Entstehung von Oxydverbindungen, sie können aber nur zur Wirkung kommen da, wo das Wasser ungestört in die Tiefe dringen kann, also unter dem Schutz einer Erdschicht oder Vegetationsdecke. Dabei genügt aber eine einfache Grasdecke. Grasflächen sind sogar wegen der energischeren Austrocknung des Bodens während der trockenen Perioden vielleicht für die Lateritbildung günstiger, als Waldbedeckung. Daher die brillante Lateritdecke auf den Basaltplateaus in Afrika, wie in Indien auf dem Trap. Als letztes, für die Lateritbildung entscheidendes Moment ist der Eisengehalt des Gesteins. Je eisenreicher das Gestein, um so lebhafter pflegt der Verwitterungsboden gefärbt zu sein. Nach obigen Ausführungen hat man demnach die Frage, was Laterit ist, etwa so zu formuliren. Laterit ist jedes Verwitterungsprodukt, in welchem durch den Verwitterungsprozess das im Gestein enthaltene Eisen in Oxydverbindungen verwandelt und angehäuft wird. Die Anreicherung des Eisens kann sehr bedeutend sein und zur Entstehung schlackiger und zelliger Konkretionen führen. Dieser Definition nach sind also die Krusten ein zur Lateritbildung zu rechnender Prozess.

Ausser den genannten positiven Momenten, welche die Lateritbildung begünstigen, und auf Gesteinsbeschaffenheit und klimatische Faktoren zurückzuführen sind, giebt es noch einige negative Gründe, nämlich das Fehlen

reduzirender Substanzen. Im Urwald fehlt eine Humusdecke und zwar deshalb, weil unter dem Einfluss der feuchten Luft und der hohen Temperatur die Spaltpilze eine so energische Zersetzung der Vegetabilien bewirken, dass es nicht zur Humusbildung kommt, dieselben vielmehr sofort in gasförmige Substanzen übergeführt werden.

Nun sind es aber gerade die humosen Substanzen, welche durch energische Reduktionswirkung im Stande sind, die Eisenoxydverbindungen in Oxydule überzuführen. Fehlen sie, so giebt es, wie wir sehen werden, nur noch ein Mittel, die Oxyde zu reduziren.

In den trockenen Savannengebieten Afrikas giebt es nun noch andere Momente, welche die Bildung von Humus verhindern. Das eine sind die Grasbrände, das andere die Termiten.

Durch die in jeder Trockenzeit erfolgenden Grasbrände, welche in Adamaua über 90 % des gesammten Landes hinweggehen mögen, werden enorme Mengen vegetabilischer Substanz verbrannt und der Humusbildung entzogen. Nur an den feuchten Stellen, wo sich die Vegetation frisch erhält, können die Brände nicht zur Wirkung kommen Von der Vegetation des Bodens wird durch die Brände vielleicht 70 % vernichtet. Was die Brände übrig lassen, und vor allem alles abgefallene Laub, ja selbst an den lebenden Bäumen die Rinde, wird von den unersättlichen Termiten aufgefressen. Vor allem sind es die sogen. Hülltermiten, welche in diesem Sinne wirken. Bei Bereisung von Ngaumdere wurde ihrer eingehend Erwähnung gethan.[70]) Die Menge der von ihnen vertilgten vegetabilischen Substanz ist eine sehr bedeutende. Ist doch in manchen Wäldern Baum für Baum mit einer Lehmrinde umhüllt, unter welcher die Baumrinde fehlt, und alle Zweige und Blätter am Boden sind gleichfalls mit einer Lehmhülle versehen und aufgefressen worden.

Aus diesen Gründen fehlt es dem Lateritboden durchweg an Humus; denn seine stellenweise dunkle Färbung rührt nicht von Humus, sondern von Asche her. Ein Blick auf die rothen Termitenhügel genügt, dieses zu zeigen. Diese sind überhaupt für den Reisenden unschätzbar, weil sie den aus der Tiefe geholten Boden am reinsten zeigen.

Wo der Boden wirklich Humus enthält, wie auf manchen Feldern, ist das Eisen in der oberflächlichen Ackerschicht stets merklich reduzirt; nach der Tiefe hin gewinnt dann der Boden wieder die rothe Farbe. Auf den Feldern bei Kassa konnte ich beim Nachgraben diese Verhältnisse deutlich beobachten.

Welches Schicksal hat nun der durch Verwitterung entstandene Laterit? Zum Theil wird er liegen bleiben, zum Theil wird er jedoch auch von dem Regen fortgeschwemmt und auf sekundärer Lagerstätte abgelagert. Sobald nun Laterit vom Wasser transportirt wird, wo er also mit fortgeschwemmten vegetabilischen Substanzen in Berührung kommt, wird er reduzirt. In ganz Adamaua giebt es keinen Laterit auf sekundärer Lagerstätte. Nur die Ablagerungen der Bäche auf dem Hochplateau von Ngaumdere selbst waren bei

ihrer gelbrothen Farbe noch als Laterit zu bezeichnen, im Verhaltniss zum knallrothen primaren Laterit aber bereits wesentlich reduzirt.

Bei längerem Transport werden die Sedimente in einen aschgrauen Lehm verwandelt, wie er die Ablagerungen des Benue, Mao Kebbi und aller Flüsse und Bäche von einiger Bedeutung bildet. Wo in der Regenzeit Sümpfe entstehen, wird der Laterit sofort in grauen Lehm reduzirt und wie Inseln können solche kleine, graue Sumpfablagerungen mitten im Lateritgebiet liegen. Selbst die nachträgliche Thätigkeit der Termiten, welche mit dem Beginn der Trockenzeit den Rest der vegetabilischen Substanz auffressen, kann an der eingetretenen Reduktion nichts mehr ändern. Frappant waren die Verhältnisse am See von Gendenyató. Hier der feuerrothe Lateritboden und einen Schritt weiter der schwarze Humusboden des ausgetrockneten Sumpfes. An der Oberfläche desselben war der Boden noch mit einer feinen Schicht gelbrothen Eisenoxyds überzogen, im Innern der Ablagerung war dagegen alles schwarz.

Alte Sedimentablagerungen können anscheinend wiederum relaterisirt werden, wenn sie aus dem Ueberschwemmungsgebiet der Flüsse hinausrücken. Wir sind z. B. auf unserem Marsch durch Muri tagelang über lateritischen Sand hingezogen, der ohne Zweifel eine alte Benueablagerung vorstellte, während die Sande des heutigen Benuebettes niemals lateritisch sind.

Reduktion durch modernde Vegetabilien ist aber nicht der einzige die Lateritbildung verhindernde Faktor. Wie vielmehr die Termiten indirekt eine die Lateritbildung fördernde Rolle spielen, so sind umgekehrt andere Thiere direkte Gegner desselben Prozesses, nämlich die Regenwürmer. Bereits im Reisebericht wurde auf das Auftreten enormer Mengen von Regenwürmern in manchen Erdsorten und auf die Regenwurmfelder hingewiesen. In solchen Mengen leben sie niemals im Lateritboden, vielmehr finden sie sich, wie erwähnt, einmal in den hellgrauen Lehmablagerungen der Flüsse, welche in der Regenzeit wohl durchfeuchtet, aber nicht mehr direkt vom Wasser überfluthet werden, und zweitens in den durch Zersetzung gewisser Gneissarten gebildeten graubraunen Lehmen, wie sie sich besonders an der Südseite des Ssari- und Alantikamassivs, sowie im nördlichen Gneissgebiet des Mao Kebbi finden. Die Regenwürmer bilden an der Oberfläche 10 bis 20 cm hohe Haufen und Saulen aus Exkrementen, welche sie uber ihren Röhren anhäufen. Die Exkremente bestehen aus mit organischen Säften vermischter Erde, welche an der Luft rasch hart wird. Durch das Anhäufen der Exkremente erreichen die Würmer zweierlei. Einmal entfernen sie die Erde, welche sie behufs Verdauung der in derselben befindlichen organischen Substanzen verschlucken, aus ihren Röhren und zweitens schützen sie letztere vor den gewaltigen tropischen Regengüssen. Unsere Regenwürmer begnügen sich bekanntlich damit, die Eingänge der Röhren mit Blattern zu verstopfen.

Bei der Verhinderung der Lateritbildung ist ihre Rolle eine zweifache. Einmal ziehen sie die Blatter in grosser Menge in ihre Röhren, theils um sie zu verzehren, theils um diese damit auszukleiden. Dadurch wird eine Humusbildung

in der feuchten Erde und damit Reduktion der entstehenden Eisenoxyde ermöglicht. Wahrscheinlich werden alle diese Pflanzenstoffe auch den gefrässigen Termiten entzogen und gelangen zur Humusbildung.

Viel wichtiger ist aber der zweite Punkt. Es ist bekannt, dass die Regenwürmer die Erde verschlucken, theils um ihre Röhren zu bohren, theils um die humosen Substanzen in derselben zu verdauen. Nach Darwin's Untersuchungen passirt so im Laufe einiger Jahre die gesammte Ackererde den Darm dieser Thiere und deshalb sind sie als Bildner der Ackerkrume für den Ackerbau von der allergrössten Bedeutung. Nun hat aber Darwin auch nachgewiesen, dass die Eisenoxyde im Darm der Würmer gelöst werden, und zwar durch den sauren Darminhalt. Wenn die Eisenoxyde durch die reduzirenden, organischen Säuren in Oxydule verwandelt sind, werden sie durch den aus Drüsen abgesonderten Kalk in Karbonate verwandelt und so ausgeschieden. Darwin konnte nachweisen, dass im rothen Sand das Eisenoxyd, welches die Quarzkörner überzog, in den Exkrementen aufgelöst war.[71])

Dementsprechend müssen die Regenwürmer durch beständige Auflösung der Eisenoxyde die Lateritbildung verhindern, auch direkt im Stande sein, Laterit durch Reduktion in graubraunen Lehm umzuwandeln.

Mit diesen Schlüssen passen die Thatsachen; denn Regenwürmer kommen in grossen Mengen im Laterit nicht vor. In den hellgrauen Alluvionen erfolgt die Reduktion bereits während des Transports durch verwesende vegetabilische Stoffe, aber in den graubraunen, oft sehr dunklen Lehmen der genannten krystallinischen Gebiete dürften die Regenwürmer in der That die Ursache sein, dass es nicht zur Lateritbildung kommt, sondern nur ein brauner Lehm entsteht. Denn an und für sich sind die betreffenden Gesteine reich genug an Eisen, um Laterit zu bilden.

Bei anderen, nicht Laterit bildenden Graniten und Gneissen, wo die Würmer fehlen, z. B. am südafrikanischen Plateau, ist die Erscheinung noch nicht zu erklären.

Das Verhalten des Adumre-Gneisses hängt vielleicht mit Folgendem zusammen. Dieses Gestein wird von einer Unmenge von Quarzitgängen und Schnüren durchsetzt, welche z. Th. als 50, ja 100 m hohe Wälle herausgewittert sind, gewöhnlich aber zu Milliarden als Gerölle die Oberfläche des Landes bedecken. Diese sind nun massenhaft mit Eisenerzen imprägnirt, welche anscheinend dem Muttergestein entzogen worden sind. Dieses dürfte also sehr eisenarm sein. Leider liegen keine so frischen Gesteinsproben vor, dass man vergleichende Analysen machen könnte. Der aus jenem Gneiss entstehende Lehm ist jedenfalls sehr eisenarm und von grauer bis gelblichgrauer Farbe, dabei sehr sandig.

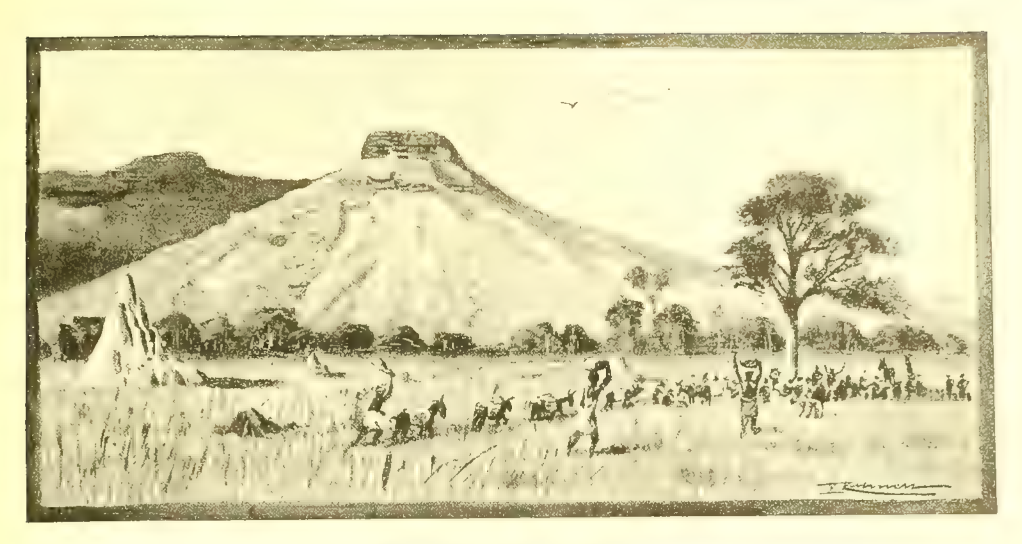
Der Gesammteffekt der verschiedenen Arten der Verwitterung ist ein sehr bedeutender. Er lässt sich am deutlichsten im Gneissgebiet erkennen, dessen geschichtete Gesteine sehr viel schneller abgetragen werden als die kompakten,

massigen. So wittern nicht blos einzelne härtere Bänke in den aufgerichteten Schichtensystemen als mannshohe Mauern heraus, sondern auch die Einlagerungen und Gänge, wie Granulitgneisse, Hälleflinta, Gidderit, Kersantit und Quarzporphyr, erheben sich jetzt als lange Wälle und Züge, letzteres Gestein bis zu 50 m Höhe. Selbst von den gewaltigen, langen Granitketten dürfte ein grosser Theil ehemals mitten in dem sie umlagernden Gneisslande gesteckt haben. Die Granitmassive des Alantika-, Ssari-, Tschebtschigebirges und des Ngaumdereplateaus dürften, wenn wohl auch ursprünglich durch Verwerfung von dem sie heute begrenzenden Gestein getrennt, erst infolge der schnelleren Zerstörung des letzteren als so markante Gebirgsmassen herausmodellirt worden sein, welche sie heutzutage vorstellen.

An den herausgewitterten, massigen Gesteinen hat dann die Insolation während der Trockenheit durch Zersprengen der Felsen, durch Block- und Schalenbildung das Zerstörungswerk fortsetzen können.

Der Basalt, speziell der Deckenbasalt, ist einer ausserordentlich energischen Zersetzung unterlegen. Auf dem Hochplateau ist er in eine mindestens 8 m mächtige Lateritschicht verwandelt, welche in den oberflächlichen Schichten dicke Lager von schlackigen Eisenkonkretionen enthält. Die Basaltreste des Korrowalplateaus sind zum grössten Theil in Laterit und Konkretionen verwandelt, ja einige der kleineren Hügel bestehen überhaupt nur noch aus Blöcken von Konkretionen, indem der erdige Laterit fortgewaschen worden ist und jene Blöcke allein übrig geblieben sind. Der ganze südliche Theil des eben genannten Plateaus ist z. B. von einer solchen 4—6 m dicken Schlackenschicht bedeckt, dem letzten Rest einer ehemaligen Basaltdecke. Aehnliche Schlackenlager liegen, wie mehrfach erwähnt, wie Fremdkörper in der Ebene der Karnabucht und zwischen H. Karna und Durru, desgleichen auf dem Plateau von Dalami.

Der Sandstein verwittert relativ langsam. Lateritbildung tritt nur da an ihm ein, wo er thonig und an Eisen reich ist, und die Erosion durch fliessendes Wasser wirkt nur während einiger Monate. Daher ist es jetzt dahin gekommen, dass da, wo durch tektonische Ursachen Sandstein und Gneissland nebeneinander liegen, letzteres bedeutend niedrigere Höhen und zwar ein welliges Land bildet, ersterer dagegen als steilwandige Plateaus von bedeutender Höhe auftritt. Die fast horizontale Lagerung seiner Schichten erschwert natürlich die Erosion beträchtlich. In dem flachen, welligen Sandsteinland bestehen die Höhen gewöhnlich noch aus festem Gestein, das lateritische Krusten bildet, selten ist es bereits total in solche Krusten umgewandelt, welche dann als lose Scherben auf der Oberfläche liegen und die Unterlage gegen den spülenden Regen schützen. Die lockeren Sande lagern sich als breiter Mantel mit flacher Böschung am Fusse der Hügel ab und auf diesen Abhängen liegen dann die Felder und Ansiedelungen, besonders am Rande gegen das den jährlichen Ueberschwemmungen ausgesetzte Benuethal.



Das Tengelin-Gebirge.

Die Vegetation des centralen Sudan.

Die Pflanzenwelt der Erde ist bekanntlich sehr ungleichmässig vertheilt; oft gewährt sie über weite Erdräume hin einen einförmigen Anblick, oft wechselt sie wiederum auf kurze Strecken überraschend schnell. Nach drei Seiten hin kann sich das Vegetationsbild ändern. Einmal ist die absolute Zahl der auftretenden Pflanzenindividuen, sodann die Gruppirung der einzelnen Species und das numerische Verhältniss, in welchem sie zu einander stehen, von Wichtigkeit; schliesslich bestimmt die Wachsthumsform der Gewächse ihr äusserer Habitus, d. h. ob sie als Kräuter, Sträucher oder Bäume auftreten, wesentlich den Charakter des Vegetationsbildes. Auf den genannten Erscheinungen, welche sich in dem Zusammentreten der Pflanzen zu einem Ganzen innerhalb einer geographischen Provinz bemerkbar machen, beruht die Aufstellung von bestimmten Vegetationsformationen.

Die Gründe, warum sich in manchen Gebieten der Erde bald diese, bald jene Vegetationsform entwickelt, sind sehr verschiedenartig. Die topographische Ausbildung eines Landes, das Vorhandensein von Gebirgen, Tiefebenen u. s. w. ist für die Pflanzenwelt nicht an und für sich, — denn die Höhenlage bedingt ja nur Luftdruckdifferenzen und ein Einfluss derselben in pflanzengeographischer Hinsicht ist noch nicht bekannt — wohl aber im Verein mit dem Klima von Bedeutung. Das Klima einer Gegend ist abhängig von der geographischen Lage derselben, ferner von ihrer topographischen Beschaffenheit, besonders bezüglich der Nähe und Vertheilung von Meeren und Gebirgen. Es beeinflusst die

Pflanzenwelt durch die Temperaturverhältnisse, und zwar sind in pflanzengeographischer Hinsicht weniger die mittleren, als die excessiven Temperaturen maassgebend. Diese werden wiederum von der Höhenlage und den Feuchtigkeitsverhältnissen der Gegend beeinflusst. Bei grosser Feuchtigkeit pflegt z. B. die Temperatur weniger stark zu schwanken.

Feuchtigkeit und Trockenheit sind aber auch ohne Bezug auf excessive Temperaturen für die Vegetation von entscheidender Bedeutung. Je mehr Feuchtigkeit, um so üppigerer Pflanzenwuchs ist die Regel. Aber dabei ist die jährliche Vertheilung der Niederschläge noch wichtiger, als die absolute Menge. Gleichmässige Vertheilung einer bestimmten Niederschlagsmenge über das ganze Jahr ist für das Gedeihen der Pflanzen günstiger als die periodische, welche den Unterschied von Regen- und Trockenzeit bedingt. Die Tropen und zwar besonders die Binnenländer der Tropenzone, Afrika in erster Linie, haben unter dem periodischen Auftreten des Regens schwer zu leiden. Einen Ersatz für das fehlende Regenwasser findet nun die Pflanzenwelt z. Th. in dem Grundwasser. In der That entwickelt sich überall, wo stehendes oder fliessendes Wasser auftritt, eine üppigere Vegetation.

Von Wichtigkeit ist ausser dem Klima die Beschaffenheit des Bodens. Die chemische Zusammensetzung desselben, sein Gehalt an Salzen und stickstoffhaltigen Substanzen ist bedeutungsvoll, kommt aber meist weniger in Frage als seine physikalische Beschaffenheit, ob er lehmig oder sandig ist, ob er demnach das Regenwasser durchlaufen lässt oder hält, sich schneller oder schwerer erwärmt und abkühlt, also excessive oder gleichmässige Temperaturen hat. Die Farbe des Bodens ist wegen der schnelleren oder langsameren Erwärmung durch die Sonnenstrahlen ebenfalls für manche Gegenden von Wichtigkeit.

Schliesslich wird man den Einfluss der pflanzenfressenden Thierwelt, welche z. B. die Schösslinge vernichten, und des Menschen auf die Vegetation nicht ausser Acht lassen dürfen. Entwaldung und Steppenbrand können das Vegetationsbild einer Gegend total verändern, nicht minder auch die Kultivirung des Bodens.

Betrachten wir nun von den gewonnenen Gesichtspunkten aus die Vegetation Adamaua's. Derjenige Faktor, welcher der dortigen Pflanzenwelt den Charakter aufprägt, ist die periodische Vertheilung der Niederschlagsmengen bei hohen Temperaturen. Und zwar ist es die Zeit der Dürre, deren Einfluss überwiegt, trotz des regenreichen Sommers. Einförmig, zum Theil ärmlich, tritt uns jene Flora entgegen, theils als knorrige, krüppelige Stämme mit hartem Holz und lederartigen, harten Blättern, theils als fleischige Gewächse, oder Pflanzen mit saftiger, unterirdischer Zwiebel; kurz wir haben es mit einer ausgesprochenen Steppenvegetation zu thun. Nur da, wo Grundwasser auch in der Trockenzeit den Pflanzen zur Verfügung steht, entwickelt sich eine, von der Steppenflora in vielem durchaus verschiedene Vegetation von dem Habitus und zum Theil wohl auch derselben Abstammung, wie die Flora des Urwaldes in den Küstengebieten.

Gegenüber dem Faktor der Wasservertheilung spielen die anderen, wie Bodenbeschaffenheit u. A., nur eine untergeordnete Rolle.

Die Vegetation Adamaua's zerfällt also in zwei Hauptgruppen, die Flora der Steppen und der Wasserwälder.

Der Name »Wasserwald« stammt von Pechuel-Lösche und ist in der That die umfassendste Bezeichnung für alle an das Grundwasser gebundene Wälder. Eine Unterabtheilung desselben ist der Uferwald längs den Bächen und Flüssen, eine besondere Ausbildung des Uferwaldes ist der Galleriewald. (S. p. 230.)

Die Steppenflora bildet drei Vegetationsformen, den Buschwald, die Savanne und das Grasland. Alle drei unterscheiden sich nicht bloss durch das Fehlen oder das mehr oder weniger dichte Zusammentreten der Bäume, sondern jede einzelne Formation besitzt ihre für sie charakteristischen Gewächse.

Die verbreitetste Vegetationsform der Steppenflora ist der Buschwald. Derselbe bedeckt den grössten Theil Adamaua's, wahrscheinlich des Sudan überhaupt. Seine Bäume haben zum grossen Theil ein und denselben Charakter. Sie besitzen nämlich im Allgemeinen die Höhe unserer Obstbäume, erinnern auch bezüglich ihres krummen, knorrigen Wachsthums an diese. Sie sind mit grossen harten, lederartigen Blättern bedeckt, welche trotz ihrer trockenen Beschaffenheit die frischeste, hellgrüne Farbe zeigen können, oder die Blätter sind sehr klein, die Zweige zum Theil in Dornen verwandelt. Die Krone ist meist sehr licht; kein Savannenbaum giebt guten Schatten. Die Dichtigkeit, mit welcher die Bäume zusammenstehen, wechselt sehr; man kann demnach lichten und dichten Buschwald unterscheiden. Niemals stehen sie so gedrängt, dass sich ihre Kronen im Wachsthum gegenseitig behindern. Nicht selten gewinnen dagegen die Grasflächen zu ihren Füssen grössere Ausdehnung, und ausgedehnte Lichtungen im Buschwald sind häufig. Bezüglich des Eindrucks, ob der Busch dem Beobachter lichter oder dichter erscheint, ist auch das Auftreten von Unterholz wichtig. Dasselbe wird im Allgemeinen von bestimmten Büschen und Sträuchern gebildet, welche oft dorniger Natur sind. Am Boden selbst wächst als letztes in vertikaler Richtung auftretendes Glied gewöhnlich Gras, nur ganz ausnahmsweise Kräuter. Das Gras bildet keine Wiesenflächen, sondern steht gruppirt, wie die Haarknötchen auf dem Kopf des Hottentotten, in sogen. Kampen, welche $^1/_4$—1 m auseinanderstehen. Zwischen denselben ist der Boden vegetationslos. Nur im Frühjahr wachsen auf den abgebrannten Flächen blühende Kräuter.

In Hinsicht auf die Zusammensetzung des Buschwaldes aus verschiedenen Baumarten kann man drei Typen unterscheiden, den Dornbuschwald, den gemischten Buschwald und den Laubbuschwald.

Der dornige Buschwald wird fast ausschliesslich aus Dornsträuchern und -Bäumen zusammengesetzt. Akazien von verschiedenen Arten bilden die hohen Bäume, wie Káia h. (Acacia sp.), Palarkáia h. (Acacia Seyal), Dímsche h. (Acacia sp.), Daukorá h. (Acacia sp.), Gaó (Acacia sp.) u. A. Das Unterholz wird von Kúrna (Zizyphus Spina Christi), Adúa (Balanites aegyptiaca), Magariá n kurá

(Zizyphus Yuyuba), Nakorrá (Capparis Rothii) und anderen Dornsträuchern gebildet, daneben kommt auch Kargó (Bauhinia reticulata) sehr häufig vor. Der Boden ist mit Gras bedeckt, nur stellenweise wird er von einer asterähnlichen Pflanze, Alkáma turúa h. (Borreria radiata), eingenommen, welche 25—30 cm hoch ist und geschlossene Bestände bilden kann.

Der reine Dornbusch ist im Wesentlichen an den hellgrauen, alluvialen Thonboden der Flüsse gebunden, also von uns besonders im Benue- und Mao Kebbithal, ferner in der Ebene zwischen Ndokulla und Marrua gefunden worden. Seine Vorliebe für diesen grauen Lehmboden war manchmal sehr deutlich zu erkennen. So trat z. B. auf dem grauen Alluvium des Mao Mali Dornbusch auf, wie eine Insel in Mitten des Laubwaldes und der Savanne des mittleren Adamaua.

Durch Hinzutreten von Laubhölzern entsteht der gemischte Buschwald. Die dornigen Gewächse, und zwar nicht nur Akazien, sondern auch die Sträucher, wie Kurna, Adúa etc., besitzen alle kleine Blätter. Im Allgemeinen steht bei ihnen die Grösse der Blätter im umgekehrten Verhältniss zur Länge der Dornen. Dornenlose Akazien, wie Samia (Tamarindus indica) und Kirria (Acacia sp.), haben z. B. grössere Blätter als die dornigen Arten. Die Laubbäume haben dagegen fast durchweg sehr grosse, lange Blätter und deshalb ändert sich mit dem Auftreten der Laubbäume auch sofort der landschaftliche Charakter des Waldes. Die Laubbäume des gemischten Waldes sind vorwiegend Formen vom Habitus des Bauschi-Baumes. Derselbe hat das bereits beschriebene knorrige Aussehen der typischen Steppenbäume. Neben ihnen treten Kargo und Gaude (Gardenia Thunbergia), hie und da Ficusarten, Bánle, Kigelia (sp.?), Markié (Anogeissus leiocarpa) u. A. auf. Im Allgemeinen pflegt der gemischte Buschwald entweder vorwiegend dornig zu sein, oder vorwiegend aus Laubhölzern zu bestehen. Aber beide Typen wechseln mit einander auf kurze Strecken hin ab.

Das Verbreitungsgebiet des gemischten Buschwaldes ist im Wesentlichen das Gneissgebiet zwischen dem Benue und Mandaragebirge, ferner die Schotterebenen am Benue und Mao Kebbi. Der nördliche Theil des Gebietes ist vorwiegend dornig, der Süden mehr Laubwald.

Die sehr charakteristische Gao-Akazie kommt z. B. im südlichen Theil dieses Gebietes nicht vor; wir haben sie zum ersten Mal in Deáu gesehen. Kurna trat noch später auf.

Je weiter also nach Süden, um so mehr treten die dornigen Gewächse zurück, Laubholz herrscht schliesslich allein. Es sind besonders die Sandstein- und Gneissgebiete des mittleren Adamaua, ferner die sandigen Ebenen des Benuethals in Muri, welche ausschliesslich mit Laubwäldern bestanden sind. Diese zeigen nun untereinander Abweichungen, welche anscheinend mit der Bodenbeschaffenheit zusammenhängen.

Die Wälder des Sandsteingebietes bestehen aus Laubholz der verschiedensten Arten; es sind gemischte Laubholzwaldungen. Bäume von Bauschi-Typus, wie Bauschi selbst, ferner Tóffa (?), Kaó (Afzelia cfr. africana), Taurá

(Sclerocarya sp.), Tauránia (Combretum sp.), Gaolí (Combretum sp.), nebst andern Combretaceen, wie Terminalia, ferner Kokiá (Strychnos cfr. Büttneri), Kúkoki (Sterculia tomentosa), Markie, Kánya (Diospyrus mespiliformis), Gautá n kurá (Solanum duplosinuatum), Gonyákussá (?), vor allem auch Gáude setzen den Buschwald zusammen.

Bereits der gemischte, aber vorwiegend dornige Buschwald öffnet sich stellenweise, um vereinzelten gewaltigen Bäumen Platz zu machen, z. B. Akazien, Gányi (Ficus sp.), Bánle (?) u. a. nicht näher bekannten Bäumen. In dem Gebiet des gemischten Laubwaldes giebt es eine grosse Menge solcher Waldriesen und durch ihr häufiges Auftreten verleihen sie jenem Gebiet sogar einen besonderen Charakterzug. Neben Ganyi und Banle sind es vor Allem die gewaltigen Mádje- und Mádatschibäume (?), die Kadánya (Butyrospermum Parkii), welche mit Vorliebe auf Sandsteinboden wächst, die Doráua (Parkia biglobosa), die Sámia, Dínya (Vitex sp.) und vereinzelte Bombaceen, z. B. Gurgiá (Bombax sp.). In dem Gebiet zwischen Garua und Alhadjin ist der Typus dieses Waldes am meisten ausgesprochen. Dornsträucher fehlen dort fast ganz bis auf zwei Ausnahmen. Einmal kommt Magaliá n kurá nicht selten vor, ferner wachsen an Bächen zuweilen riesige Exemplare von Akazien, wie Kaia und Palarkaia. Es macht den Eindruck, als wären sie die letzten Reste eines ehemaligen dornigen Waldes, der verdrängt worden ist.

Von Alhadjin nach Süden hin nehmen mehr und mehr die Combretaceen, speziell Terminalia, überhand und es entwickeln sich zwischen dem Massiv des Ssari und dem südafrikanischen Plateau auf weite Strecken hin Wälder, welche nur aus Dőka (T. adamauensis) und Kőndeli (T. Passargei) gebildet werden und auf weite Strecken hin nicht einmal Unterholz aufkommen lassen. Höchstens kann sich noch der Gaudestrauch zwischen ihnen behaupten. Vor dem Beginn der Regenzeit bedecken sich diese Terminaliawälder mit hellgrünen, wie lackirt glänzenden Blättern, während auf den schwarzen, abgebrannten Grasflächen zu ihren Füssen das frische grüne Gras und die gelben Blüthen von Dawóïa (Maximilea Gossypium) hervorsprossen. Die Gardenia Thunbergia, mit frischem Laub und schneeweissen Röhrenblüthen bedeckt, welche mit betäubendem Duft die Luft erfüllen, vervollständigt das merkwürdige Bild, welches die Terminaliawälder gewähren und dessen fremdartige Wirkung wesentlich in der seltsamen Farbenzusammenstellung beruht.

Aus dem gemischten Laubwalde geht durch Ausdehnung der Grasflächen und Isolirung der Bäume die Savanne hervor. Sie ist nur eine besondere Form der Steppen, weist aber doch eine Reihe von Eigenthümlichkeiten auf. Die Bäume, welche der Hauptmasse nach den Laubbuschwald bilden, d. h. die eigentlichen Steppenbäume, verschwinden zum grossen Theil gänzlich oder treten zurück. Die grossen Bäume dagegen, welche sich auch in lichten Stellen des Buschwaldes finden, wie Tamarinden und Butterbäume, Madatschi, Madje, Banle, Ganyi und andere, kommen als einzelne, alleinstehende Exemplare auf den Gras-

flächen vor. Dazu treten einige Bäume, welche für die offene Landschaft durchaus charakteristisch sind, die Kuka (Adansonia digitata), die Fächerpalmen und Oschurbäume. Die Savannen in Adamaua, obwohl sie nur eine geringe Ausdehnung haben, lassen sich in mehrere Typen eintheilen. Wenn wir von lokalen, nur wenige Quadratkilometer grossen Strecken absehen, welche den Buschwald zwischen Ibi und dem Tschebtschigebirge unterbrechen, ferner von der Umgebung von Golombe, Mattafall und einigen anderen bewohnten Distrikten, so haben wir nur vier Savannengebiete in Adamaua, nämlich die Umgebung von Yola und Garua, sowie die Ebene am Südfuss des Ssari- und des Alantikamassivs.

Die beiden ersteren gehen aus dem gemischten Laubwald hervor und bestehen aus Grasflächen auf dem welligen Sandsteinland, mit vereinzelten Bäumen, wie Baobab, Fächerpalmen — Borassus und Hyphaene — ferner Tamarinden, Butterbäumen, Parkia und einigen anderen Bäumen. Auch Bäume des eigentlichen Buschwalds kommen stellenweise vor.

Die Savannengebiete am Südfuss der genannten Bergmassive stehen auf den schon früher erwähnten Regenwurmfeldern. Ragende Fächerpalmen, und zwar Borassus cfr. flabelliformis, in z. Th. gewaltigen Exemplaren von dreissig und mehr Metern Höhe, dazwischen zerstreut die runden grünen Waldinseln in dem weiten Grasmeer und die steilen, über 1000 m aufragenden Gebirgsmauern als Hintergrund verleihen der Landschaft jener Gegenden einen eigenthümlichen, reizvollen Charakter. Auch in den kleinen Savannengebieten westlich des Tschebtschigebirges ist Borassus die herrschende Fächerpalme. Jenseits des Tarabba tritt auch Phoenix spinosa und Rhaphia vinifera als Gestrüpp auf. In dem Benuethal zwischen Lau und Djen ist das Nordufer des Flusses auf weite Strecken hin ausschliesslich mit Fächerpalmen bestanden, welche sich aus einer Grasebene in je 20—30 m Abstand von einander erheben. Die Dumpalme (Hyphaene aethiopum) kommt im nördlichen Adamaua zerstreut, aber nirgends in grosser Menge vor. Bereits im mittleren Theil des Landes scheint sie aber zu fehlen.

Es scheint, als ständen die Savannengebiete im Zusammenhang mit ehemaliger Ansiedelung. Einmal umgiebt ein grosser Theil derselben noch heute besiedeltes Land, ferner ist der Baobab fast ausschliesslich in der Nähe der Dörfer zu finden und schliesslich dürften die fruchtbaren, am Fuss der Gebirge gelegenen Savannen Adamaua's sicherlich früher Kulturland gewesen sein. Immerhin ist die Frage, warum nicht wieder Buschwald, sondern die eigenthümliche Savanne von dem verlassenen Boden Besitz ergriffen hat, noch nicht zu beantworten.

Aus der Savanne geht durch völliges Aufhören der Bäume die Grassteppe hervor.

Wenn man nach wochenlangem Marsch durch die Terminaliawälder des mittleren Adamaua den Rand des südafrikanischen Plateaus erreicht und den

600 m hohen Abhang erklommen hat, so befindet man sich, oben angekommen, plötzlich in einer anderen Welt. Zu Füssen des Reisenden liegt der glänzend grüne Buschwald, der hart bis an den Rand des Plateaus hinauf geht, oben dehnen sich dagegen, soweit das Auge reicht, weite Grasflachen aus, ohne Baum, ohne Strauch. Nur Tausende von blühenden Kräutern standen damals im Januar auf den schwarzen, abgebrannten Flächen. Stundenlang geht es über diese einförmige Ebene hin. Erst zwischen Gedenyató und Ngaumdere treten wieder Büsche und am Rande des Sees selbst auch üppiger Wasserwald auf. Die Büsche sind theils bekannte, aber verkrüppelte Arten der sonstigen Buschwälder, z. B. Kadanya als niedrige Büsche, Dilmádje ful. (Syzygium owariense, Assárra h.), Kargo und einige Combretaceen, z. B. Termalia flava, theils neue, bisher nie gesehene Arten, wie Tokinantába (Cussonia sp.?), Yenyáro (?), Cissus Passargei, Heeria pulcherrima, Psorospermum febrifugum u. a. Auf der Hochfläche des Tschebtschigebirges findet man dieselben Verhältnisse, dieselben Grasebenen. Ausserdem wächst dort massenhaft ein Strauch mit langen gelben Blüthenkätzchen, den ich in Ermangelung eines anderen Namens nach dem Sońgo, an dem er wächst, Tschakbal-Strauch nennen will; denn auch unseren Leuten war er unbekannt.

Die Grenze zum Buschwald wird dort fast noch schärfer als am Ngaumdereplateau durch den Plateaurand gebildet.

Die Ursachen, warum sich auf den Hochflächen nur Grasebenen, die stellenweise höchstens von niedrigen Büschen bedeckt sind, finden, lassen sich vorläufig noch nicht feststellen. Am Boden allein scheint es nicht zu liegen; denn wenn derselbe auch im Allgemeinen aus einer viele Meter dicken Lateritschicht besteht, welche durch akkumulative Verwitterung des Basalts hervorgegangen ist und das Wasser blitzschnell versickern lässt, so fehlt doch auch dem Granitboden bei Ngaumdere und dem Gneissboden am Plateaurand selbst die Buschvegetation. Die Ursachen müssen klimatischer Natur sein; ob aber zu niedrige Nachttemperaturen, die starken Stürme, oder was nicht wahrscheinlich, beim Tschebtschigebirge sogar ausgeschlossen ist, geringere Regenmengen, lässt sich vorläufig nicht entscheiden.

Prinzipiell verschieden von den Grassteppen der Hochflächen, sowohl bezüglich der Entstehung als der sie bildenden Pflanzen, sind die Grasflächen längs denjenigen Flüssen, welche ein Ueberschwemmungsgebiet besitzen. Die Gräser dieser bestehen vorwiegend aus Cyperaceen, die jener aus Gramineen. Klimatische Verhältnisse im Verein mit der Höhenlage bedingen die Grassteppen der Hochebenen, die Grasflächen an den Flüssen verdanken dagegen ihre Entstehung den periodischen Ueberschwemmungen derselben. So weit, wie das Inundationsgebiet reicht, so weit gehen auch die Grasebenen am Ufer des betreffenden Flusses. Sie können am Benue und Mao Kebbi bedeutende Breite von 1000 und mehr Metern erreichen. Meist bestehen sie ausschliesslich aus Gras, zuweilen treten in ihnen aber auch niedrige Büsche von Kargo und Bauschiähnlichen Sträuchern auf. Das Gras dieser Gebiete erreicht eine enorme Höhe

von 3 und mehr Metern, steht dabei so dicht und verfilzt, dass man sich nur mühsam durcharbeiten kann. Es gehört zu diesen Gräsern die Burabáia (h.) (Cyperus sp.) genannte Art, aus deren Asche die Heidenstämme Adamaua's vorwiegend Salz herstellen. Auch liefern diese Gräser das Material zum Decken der Häuser und Flechten der Zäune. Ferner existirt hier eine an den Flüssen wachsende Rohrart Namens Kiáuro h., Kauleól f., Kañkálla Knígumo kan., aus der man die Pfeilschäfte herstellt.

Wo das Gras lichter ist, treten zuweilen Windenpflanzen auf, welche sich an den Grashalmen emporranken, z. B. Vigna ambacensis und V. reticulata.

In flachen, sumpfigen Thälern wird das Gras zuweilen durch fusshohe, dichte zusammenhängende Bestände bildende Kräuter ersetzt, nämlich von Borreria filiformis. In der Blüthezeit — August bis Oktober — gewährt die Fläche der blutrothen Blüthenköpfe im Verein mit dem saftigen Grün der Blätter einen farbenprächtigen Anblick.

Gewissermaassen die Antagonisten der Grasebenen, weil vorwiegend an Flüssen ohne Ueberschwemmungsgebiet auftretend, sind die Wasserwälder. Diese ziehen sich als Streifen an den Seiten der Bäche und stehenden Gewässer hin. In Folge des vorhandenen Grundwassers, in welches die Wurzeln der Bäume tauchen, entwickelt sich an solchen Stellen eine üppige Vegetation.

Die in den Uferwäldern wachsenden Bäume zerfallen in zwei Gruppen, die fakultativen und die obligaten Wasserbäume. Jene bevorzugen wohl die Bachufer, wachsen aber auch in der Steppe, diese dagegen kommen nie anders als in Wasserwäldern vor. Zu ersteren gehören vorwiegend die grossen Bäume, welche vereinzelt im lichten Buschwald und der Savanne wachsen, vor allem die Ficusarten, wie Ganyi, ferner Banle, Madatschi, Madje, Doraua, Kadanya, Dinya, Bombaceen, manche Akazien, wie Kaia, Palarkaia und Samia. Die echten Steppenbäume dagegen, d. h. alle die vom Bauschi-Wuchs, darunter alle Combretaceen, ferner alle echten Savannenbäume, wie Fächerpalmen und Baobab, gehen höchstens bis zum Uferrand.

Die fakultativen Uferbäume herrschen gewöhnlich da, wo keine scharf ausgesprochenen Uferwälder bestehen, wie z. B. im ganzen nördlichen Adamaua. Sie begleiten dort die Bachränder, wie bei uns Weiden und Erlen. Wo dagegen der Uferwald als geschlossene Mauer, womöglich als Galleriewald, die Wasseradern begleitet, wie im grössten Theil des mittleren und namentlich des südlichen Adamaua, tritt eine ganz andere, gänzlich fremdartige Vegetation in den Vordergrund. Es sind Bäume von einerseits völlig fremden Arten, andererseits von durchaus verschiedenem Habitus. In Wuchs und Belaubung gleichen sie denen des Urwaldes und fallen schon von Weitem durch ihre dunkelgrüne, fast schwarzgrüne Farbe in dem licht- bis graugrünem Buschwald auf. Sie sind Fremdlinge in dem Steppengebiet, wie die Kulturpflanzen auf den Feldern den Unkräutern gegenüber. Leider ist die Flora der Galleriewälder nur ungenügend bekannt und dürfte noch manches Neue bergen. Die beiden wichtigsten und

häufigsten Bäume sind Doasá (Sideroxylon Passargei), aus dem die Araber Kautschuk gewinnen, und Mayepea Adamauae. Andere sind Chomelia Passargei, Kalamchoe crenata, Mussaenda aff. citrica. Paduándui ful. (Albizzia adiantophylla), Erytrina senegalensis. Dazu kommen Lianen und zahlreiche andere Bäume, welche durchaus den Habitus von gewissen Bäumen haben, welche uns aus dem Urwald am Niger wohl bekannt waren. Vielleicht sind sie auch mit diesen wirklich verwandt.

Ich glaube, dass in der That die Urwaldvegetation längs den Wasseradern von der Küste in das Innnere hinein vorgedrungen ist, natürlich aber entsprechend den veränderten Lebensbedingungen, in andere Arten umgewandelt worden ist.

Der Anblick, welchen die Galleriewälder gewähren, hat etwas ausserordentlich Ueberraschendes, namentlich auf dem südafrikanischen Plateau. Man wandert über die aus brennend rothem Laterit bestehende Bodenfläche. Plötzlich öffnet sich vor einem ein tiefer Wasserriss, der mit einem dunkelgrünem Waldstreifen ausgefüllt ist. Oder wie eine grüne, dichte Mauer von 20, ja 30 m Höhe, wie z. B. an den Quellbächen des Logonflusses, schlängelt sich der Galleriewald durch das weite Grasland. Baum steht an Baum und ein Gewirr von Lianen umspinnt das Ganze. Ewiger Schatten herrscht im Innern des Waldstreifens und das an die Lichtfülle der tropischen Graslandschaft gewöhnte Auge bedarf einiger Zeit, um sich in der Finsterniss zurecht zu finden. Wie in einem Tunnel, welchen die beiderseits zusammentretenden Aeste der Bäume bilden, fliesst der schmale Wasserstreif zuweilen blitzschnell dahin, zuweilen findet man aber in der Trockenheit nur noch einzelne Lachen mit erfrischendem, kühlem Wasser.

Den Einfluss der Thierwelt auf die Vegetation haben wir nirgends nachweisen können. Diese Verhältnisse sind auch viel zu komplizirt, als dass man sie bei flüchtiger Durchreise wahrnehmen könnte. Dagegen ist der Einfluss des Menschen in mannigfacher Hinsicht erkennbar. Ueber Entwaldung ist zwar nichts zu sagen; denn Urwälder fehlen in Adamaua. Dagegen bleiben die Grasbrände während der Trockenzeit nicht ohne Folge. Auf den abgebrannten Flächen, besonders in dem Grasland von Ngaumdere, entwickelt sich ein Blumenflor, wie er ohne das Abbrennen des Grases nicht denkbar wäre. Die Kräuter beeilen sich, um vor dem Aufwuchern des Grases, das nach den ersten Regengüssen beginnt, mit dem Blüthengeschäft fertig zu sein.*) Der specifischen

*) Solche Pflanzen sind z. B. Maximilea Gossypium, Clematis Kirkii, Crotalaria senegalensis, Crotalaria cleomifolia, Crotalaria graminicola, Crotalaria fallax, Indigofera Passargei, Auchynomene campicola, Desmodium ascendens, Eryptina lanata, Vigna Schweinfurthii, Dolichos nov. sp., Hibiscus furcatus, Ouratea reticulata, Gnidia Passargei, Discotis Candolleana, Margaretta Passargei, Ipomea involucrata, Ipomea sp.? Scutellaria sp., Striga hirsuta, Sopubia Dregeana, Seramum calycinum, Hydrophila uliginosa, Brillantaisia owariensis, Nelsonia brunelloides, Justitia Rostellaria, Pentas pubiflora, Fagodia Cienkowskii, Nidorella sp., Helichrysum sp., Lactuca sp., Emilia sagittata, Vernonia gerberiformis, Vernonia guineensis, Vernonia Smitheana.

Steppenvegetation schaden die Brände nichts, dagegen dürften sie an den grösseren Savannenbäumen, wie Baobab, Palmen, Butterbäumen u. s. w., nicht so spurlos vorübergehen.

Schliesslich sei noch erwähnt, dass gewisse Bäume mit Vorliebe in der Nähe von Ortschaften vorkommen. Dazu gehören in erster Linie Baobab und Fächerpalmen, ferner der Wollbaum, welcher wahrscheinlich gepflanzt wird, und der Tschedia, ein Ficus mit gewaltigen Luftwurzeln. Sodann auch der Ararobbebaum, der keinem Gehöft fehlt und im Aberglauben der Leute, ebenso wie der Wollbaum, eine Rolle spielen dürfte.

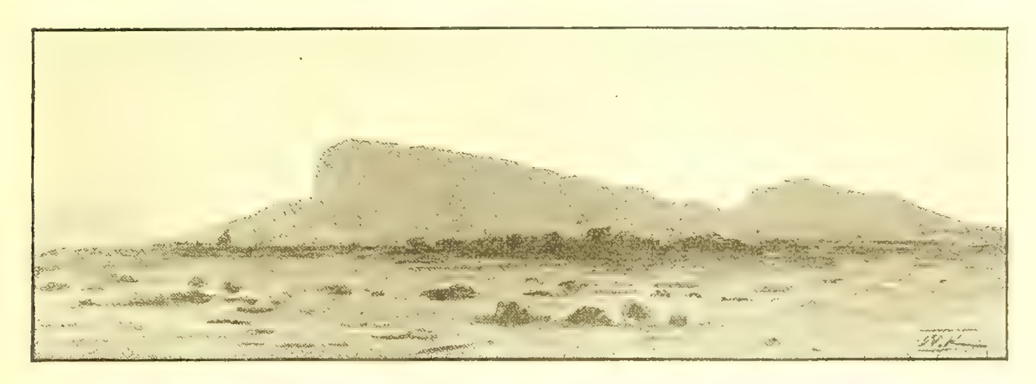
An Feldrändern und Zäunen hat sich, ebenso wie bei uns, eine eigenthümliche Flora entwickelt, welche zum Theil aus verwilderten Kulturpflanzen besteht. Sie hat denselben Habitus wie die entsprechenden Pflanzen unserer Heimath. Es sind durchweg Kräuter, darunter Indigo, Pfeffer, Hibiscus- und Sesamarten.

Die in Kassa und Garua gesammelten Arten sind folgende:

Cerathoteca sesamoides	Eriosema cajanoides. Hook.
Sesamum radiatum	Vigna luteola
calycinum (?)	Ipomea Nil
Striga hermontica Benth.	Fabricia rugosa
Hibiscus esculentus L.	Cyanotis lanata
» cannabinus L.	Pedicellaria pentaphyllum
Sida cordifolia L.	Indigofera aff. tinctoria
» acuta	Physalis angulata
Triumfetta rhomboidea	Capsicum cfr. conicum.

Es braucht wohl kaum betont zu werden, dass die innerhalb der beiden grossen Gruppen aufgestellten Formationen, wie die Arten des Buschwald, die Savanne und das Grasland durch mannigfache Uebergänge mit einander verbunden sind und der Reisende nicht selten in Verlegenheit gerathen kann, gewisse Gebiete zu diesem oder jenem Typus zu stellen. Bei ausgesprochenem Charakter lassen sich jedoch die Abtheilungen wohl auseinander halten und auch auf weite Strecken hin verfolgen.

Die Vegetation des übrigen mittleren Sudan ist im Allgemeinen dieselbe wie in den Buschsteppen Adamaua's. Ein grosser Theil der Bäume dieser Gebiete wird wiederholt von Barth aus den verschiedensten Gegenden des centralen Sudan erwähnt. Von 64 Sträuchern und Bäumen, von welchen Barth aus der Gegend zwischen dem mittleren Niger und dem Schari die einheimischen Namen aufführt, lassen sich 45 in aller Bestimmtheit in Adamaua nachweisen. Wahrscheinlich kommt auch der grösste Theil des Restes in unseren Gebieten vor.



Der Saratse, von Westen gesehen.

Die Völker des centralen Sudan.

Linguistisches.

Die Bevölkerung Adamaua's ist ausserordentlich gemischt. Im Verlauf des Reiseberichts haben wir bereits gesehen, dass die ursprüngliche Bevölkerung nicht nur in zahlreiche Stämme zerfällt, sondern dass auch völlig fremde Völker vor nicht langer Zeit in dieses Land hineingewandert sind. Wie in geographischer, so steht nun auch in ethnographischer Beziehung Adamaua zum übrigen Centralsudan in enger Beziehung und deshalb wird es nothwendig sein, auch jenen zu betrachten, will man ein völliges Verständniss für die Bevölkerung unseres Gebietes gewinnen.

Die Hauptaufgabe der Forschung ist nicht nur eine eingehende Beschreibung der einzelnen Stämme, ihrer Kultur und Sitten, sondern vor Allem auch eine Vergleichung der einzelnen Stämme unter einander, um Anhaltspunkte für ihre Verwandtschaft, Herkunft und Geschichte zu gewinnen.

Um dieses Ziel zu erreichen, wird es zweckmässig sein, den Stoff in fünf Theile zu sondern und einzeln zu untersuchen, nämlich die sprachlichen, anthropologischen und kulturellen Verhältnisse der Völker, ihren Charakter und schliesslich ihre geschichtlichen Ueberlieferungen.

Die linguistische Forschung, welche in erster Linie in Frage kommt, ist bezüglich ihrer Bedeutung für die Beurtheilung der Verwandtschaft von Völkern oft überschätzt worden. Man darf bei den auf niedriger Kulturstufe stehenden Völkern nicht an die relative Beständigkeit der Sprache der eine Schrift besitzenden Kulturvölker denken. Wo die Sprache durch keine Schriftzeichen fixirt ist, verändert sie sich nicht selten sehr rasch. Ferner werden sehr leicht

fremde Worte von benachbarten Stämmen übernommen, ja sogar die Sprache überraschend schnell aufgegeben oder schliesslich mit einer anderen zu einer neuen amalgamirt. Selbst eine nur dialektische Verschiedenheit zweier Sprachen wird daher nicht unbedingt eine enge Verwandtschaft der betreffenden Völker beweisen; wo gar nur wenig sprachliche Verwandschaft besteht, wird sofort die Unsicherheit noch grösser werden, die Beziehungen noch schwerer zu erklären sein. Aus diesen Gründen sind die linguistischen Ergebnisse nur mit Vorsicht zu verwerthen und durch die Resultate der übrigen Forschungszweige genau zu kontrolliren.

Von den grössten Sprachgruppen, welche in Afrika zu Hause sind, stehen sich die hamitischen und die Bantusprachen in vielen Punkten einander gegenüber. Die Sudansprachen scheinen nur einen Uebergang, ein Mittelgebiet zwischen beiden zu bilden und in der That aus Vermischung von hamitischem und Bantuelement hervorgegangen zu sein. Sie werden in dem grössten Theil des Sudan gesprochen und zwar beherrschen sie den Centralen Sudan vollkommen. An der Grenze zwischen Sudan- und Bantunegern scheinen besonders gemischte Uebergangssprachen zu bestehen,[1]) z. B. im Gebiet des unteren Niger und der Oelflüsse zwischen dem Kamerunberge und den Yorubaländern. Uebrigens ist die Grenze zwischen beiden Gruppen manchmal auch scharf zu ziehen, wie im Hinterland von Kamerun, wo die eingedrungenen Wüte den ursprünglichen Bantu sprachlich, wie ethnographisch, scharf gegenüberstehen.[2]) Um die Sprachgrenze genauer zu verfolgen, reichen unsere jetzigen Kenntnisse noch nicht aus.

Ueber die im Centralen Sudan gebräuchlichen Sprachen sind wir, Dank der Forschungen von Barth, Nachtigal, Schön, Baikie u. A. in der Lage, einige positive Thatsachen angeben zu können. Betreffs der Heidenstämme Adamaua's hat Herr Dr. Prietze, welcher die Sprachen des Sudan zu seinem speziellen Studium gemacht hat, die Liebenswürdigkeit gehabt, das vorhandene Material zu vergleichen und mir das vorläufige Resultat mitzutheilen, welches im Nachfolgenden verwerthet worden ist.

Der Sprache nach zerfallen die Völker des Centralen Sudan in zwei grosse Gruppen, die eigentlichen Sudanvölker und die nachweislich fremden Einwanderer, wie Araber und Fulbe. Erstere bilden, wie Barth und Nachtigal betont haben,[3]) zwei Abtheilungen: die Völker des Nord- und des Südkreises, deren Sprachen prinzipielle Verschiedenheiten aufweisen.

Die Sprachen des Nordkreises verwandeln ihre Formen durch Bildung von Suffixen, die des Südkreises durch Bildung von Präfixen. Doch stehen sich beide Kreise nicht als absolut Fremdes gegenüber. Zahlreiche Ausdrücke von grundlegender Bedeutung, Substantiva und Verbalstämme, sind beiden gemeinsam. Die Völker des Nordkreises sind die Kanuri, Kanembu, Tubu, Baele und Dasa, die des Südkreises sind beträchtlich zahlreicher und zerfallen selbst wiederum in verschiedene Gruppen.

Die Völker südlich des Tsadsee bis nach Bautschi hin gehören einer Gruppe, der Logongruppe, an, welche wiederum in sich gegliedert werden kann. Man kann in derselben ein Centrum, einen östlichen und einen westlichen Flügel unterscheiden.[4]) Der östliche Flügel setzt sich aus drei Abtheilungen zusammen, erstens aus den Kotokodialekten (Klessem, Gulfe, Makari, Afade, Ngala-Ndiffu, zweitens aus den Stämmen der Búdduma und Kúri auf den Inseln des Tsade, drittens aus den Musgu. Diesem gegenüber besteht der westliche Flügel aus Stämmen des südwestlichen Bornu und Bautschi bis herab zum Benue. Die Namen derselben sind Anyok-Bedde, Kerrikerri-Fika-Boleo-Oli, Babir-Margi und Ngesem. Beide Flügel haben linguistisch miteinander viel Gemeinsames und sind deshalb, wenigstens in dieser Hinsicht, als Verwandte aufzufassen. Die Musgusprache bildet gewissermaassen eine Mittelstellung zwischen beiden, neigt aber mehr dem Ostflügel zu. Dagegen gravitirt das Batta und das damit verwandte Sani nach dem Westkreise hin.

Eine Zwischenstellung zwischen dem Ost- und Westkreise, also das Centrum, bildet das Wándala und Gámergu, dem sich auch das Mattafall anschliesst.

Den bisher genannten Sprachen völlig fremd steht das Fallí gegenüber, wie bereits Barth erkannt hat.[5]) Er rechnet zu der Falligruppe die Falli selbst, die Giddir, Dabba und Kolla.[6]) Ferner die Mundang oder Mbana in Lere, Lame und Lakka, die Túburi, die Dama in Bubandjidda, der Durru, Namdji und Bokko. Mit dieser Eintheilung stimmt das, was wir über die Sprachen wissen, nicht in dem Maasse, wie Barth meint, überein. Das Mbana und Tuburi hat zwar manche Worte mit dem Falli gemeinsam, ohne dass aber unbedingt auf Verwandtschaft unter beiden Stämmen geschlossen werden könne. Auch das Durru hat zwar manche Anklänge an das Falli, ist aber doch in Vielem so eigenartig, dass es nicht in eine Gruppe mit diesem zu bringen ist.[6a])

Dagegen ist das Tengelin nur ein Falli-Dialekt und, da die Tangale, welche die Gebiete zwischen dem Tangale-Gebirge und dem östlichen Bautschi bewohnen, wohl mit den Tengelin identisch sind, so dürfte ihre Sprache, das »Mrteng,«[7]) ebenfalls zum Falli gehören. Merkwürdigerweise zeigt diese Sprache entschieden Anklänge an die Sprache der Tombo, Mossi, Asér, welche im fernen Westen ungefähr im Centrum des Nigerbogens wohnen und deren Sprachen Barth auf seinem Zuge nach Timbuktu sammelte.[8]) Umgekehrt zeigt die Musgugruppe Verwandtschaft mit Stämmen des Scharibeckens, z. B. den Kuka, Kenga, Bedénga, Somrai, Tschísse, Bang-Bai, Bua, Abú-Scharíb.

Als dritte Gruppe stellt Barth die Mbum-Gruppe auf,[9]) zu der er die Mbum, Baia, Búte, Yangere, Meiwa, Wuna rechnet. Abgesehen von den beiden letzteren, deren Gebiete unbekannt sind, bilden diese Völker ihren Wohnsitzen nach einen zusammengehörigen Kreis, allein über ihre sprachliche Verwandtschaft wissen wir nichts. Das Mbum hat vieles mit dem Falli gemeinsam, die Sprachen der anderen sind nicht bekannt, doch dürften sie, aus anderen Gründen zu schliessen, zu den Sudansprachen gehören.

Westlich von der Logon-Gruppe dehnt sich das Gebiet zweier grosser Sprachabtheilungen aus, das der Haussa und Nupe-Yoruba.

Die Haussasprache ist über den ganzen mittleren und den östlichen Theil des westlichen Sudan verbreitet und bildet die Hauptverkehrssprache. Auch in dem Alpenland Asben herrscht sie.[10]) Die heutige Heimath der Haussa umfasst das Gebiet der sogenannten echten Haussastaaten, von der Wüste bis Saria, von Sokoto bis zu den Grenzen von Bornu.

Die Sprachfamilie der Nupe-Yoruba umfasst dagegen im Wesentlichen das Gebiet der 7 unechten Haussastaaten[11]) und zwar gehören ihr folgende Stämme an: die Nupe und die ihnen nahe verwandten Yoruba, die Jgara, Jgbirra, Arago und Djikum.[12]) Von den Baibai behauptet Baikie, sie wären ihrer Sprache nach mit den Djikum verwandt,[13]) Flegel verneint dieses, und wenn sie, wie der Name andeutet, mit den Babir identisch sein sollten, welche ja nach Nachtigal von der Südgrenze Bornu's bis zum Benue wohnen, so gehören sie auch zu den Margi und damit zum Westflügel der Logongruppe.

Das Kanuri gehört dem Nordkreis an und ist mit dem Kanembu und Teda verwandt.[14]) Es ist nach Nachtigal bereits in der Sahara entstanden und von den Negersprachen des Sudan wenig beeinflusst worden.[14a])

Das Tuareg hat zu keiner Sudansprache irgend welche Beziehung, doch reicht sein Verbreitungsgebiet noch in den nördlichen Theil des mittleren Sudan hinein. Die beiden sonst noch von fremden Einwanderern gesprochenen Sprachen, sind das Arabische und Fulfulde. Nach Nachtigal und Barth haben die Araberstämme Bornu's ihre Sprache mit grosser Zähigkeit festgehalten,[15]) was man von denen in Adamaua nicht gerade sagen kann. Zahlreiche Araber leben ferner auch, besonders als Kaufleute, in den nördlichen Haussaländern und als Schriftsprache hat das Arabische endlich für die ganze dortige mohamedanische Welt grosse Bedeutung.

Das Fulfulde ist lange Zeit hindurch falsch beurtheilt worden, bald für Malaiisch,[16]) bald für eine Bantusprache[17]) gehalten worden. Jetzt ist jedoch sein hamitischer Ursprung sichergestellt worden und zwar ist es mit dem Somali verwandt.[18]) In Adamaua ist es die herrschende Verkehrssprache, in Muri tritt es bereits sehr zurück und in den Haussaländern scheint es dem Haussa gegenüber durchaus im Hintergrunde zu stehen.[19])

Bezüglich des Klanges der verschiedenen Sprachen möchte ich noch Einiges bemerken. Die an der Westküste gesprochenen erwecken den Eindruck, als hätten sie überhaupt keine scharfen Konsonanten, sondern nur Vokale; so wenig deutlich werden jene ausgesprochen. Das Yoruba schliesst sich in dieser Beziehung den Küstensprachen an, dagegen treten im Haussa und Kanuri die Konsonanten bereits mehr hervor. Im Fulfulde werden sie dagegen mit einer erstaunlichen Schärfe gesprochen, besonders das r, wie das ostpreussische Zungen-r. Desgleichen ist der Accent stets sehr markant. Die Sprache hat in Folge dessen einen harten, aber doch sonoren und angenehmen Klang.



Asta, Tengelinmädchen.



Sie ist charaktervoll, gegenüber dem charakterlosen Affengeplapper der Küstenvölker.

Von den Sprachen der Heidenstämme Adamaua's verdient das Durru besondere Aufmerksamkeit wegen seines Nasalreichthums. Fast jedes Wort enthält einen Nasallaut, manche zwei und mehr. Wie mir Herr Prietze mittheilte, pflegt eine derartige Ausbildung besonders in der Sprache von Gebirgsvölkern, welche sich durch ferne Zurufe verständigen wollen, vorzukommen und in der That bewohnen ja die Durru ein Gebirgsland. Auch das Dekka ist reich an Nasalen.

Anthropologisches.

Wie der linguistischen, so ist auch der anthropologischen Forschung bezüglich der Abstammung und Verwandtschaft der Völker nur ein bedingter Werth beizumessen. Von vornherein sollte man meinen, dass gerade die körperlichen Eigenschaften in der Beurtheilung eines Volkes von ausschlaggebender Bedeutung sein müssten. In der That, stellt man Vertreter einzelner Rassen einander gegenüber, z. B. einen Kaukasier, Mongolen oder Neger, so tritt der Unterschied zwischen diesen in der denkbar schärfsten Form hervor. Verfolgt man aber die genannten Völker besonders in den Grenzgebieten, so findet man allseitig Uebergänge, die bald mehr sprungweise, bald allmählig verlaufen, aber doch nachzuweisen sind.

Die Erklärung für diese Erscheinung liegt auf der Hand. Der Mensch ist denselben Gesetzen unterworfen, wie die Thiere. Dieselben Vorgänge, welche im Thierreich scharf charakterisirte Gruppen zu schaffen im Stande sind, werden auch bei den Menschen ausgeprägte Gruppen, d. h. Rassen, hervorbringen.

Dazu gehört in erster Linie die Trennung und Abschliessung von der Aussenwelt, die sogenannte Separation. Wo keine fremden Einflüsse hinzutreten, wird sich innerhalb einer abgeschlossenen geographischen Provinz unter der vorhandenen Bevölkerung ein bestimmter gleichmässiger Typus ausbilden können. Wie derselbe ausfällt, wird einmal abhängen von gewissen inneren Eigenschaften und Anlagen des Organismus, welche auf der Thätigkeit der Zellen der Gewebe beruhen müssen, über deren wahre Natur wir aber nichts wissen, sodann aber auch von äusseren Einflüssen, deren Bedeutung nicht unterschätzt werden darf. Hierbei kommt in erster Linie das Klima und die geographische Lage in Frage, deren Einfluss auf den Körper in vielen Punkten festgestellt ist, z. B. die Höhe über dem Meere, die Feuchtigkeit oder Trockenheit der Luft, die periodische Vertheilung der Wärme in Folge des Sommers und Winters.

Je extremer ein Klima nach der einen oder anderen Seite hin ist, um so energischer muss seine Einwirkung auf den menschlichen Organismus sein.

So schafft die Wüste andere Menschen als die feuchten Tropen und die Polarländer, das Hochgebirge andere als die Tiefebenen.

So bedeutungsvoll aber auch der klimatische Faktor bei der Schaffung von Rassen sein mag, so sind doch für gewisse Punkte, besonders die geistigen Eigenschaften, von noch grösserer Wichtigkeit die von dem Klima zum Theil abhängigen Lebensbedingungen, welche das Land seinen Bewohnern bietet. Je nachdem jene reichlicher oder spärlicher vorhanden sind, wird der Kampf ums Dasein weniger oder schwerer wüthen und durch die Auswahl der Individuen im Verein mit Anpassung an die äusseren Verhältnisse und Vererbung der erworbenen Eigenschaften eine für die vorhandenen Lebensbedingungen geeignete Rasse züchten. Zu diesem Prozess gehören natürlich viele Jahrhunderte oder vielmehr Jahrtausende um so verschiedene Rassen, wie z. B. den Indogermanen und den Neger, den Papua und den Mongolen hervorzubringen.

Man sieht, die obigen Ausführungen entsprechen ganz den Darwinistischen Gesetzen, welche im Thierreich zur Züchtung von Familien, Gattungen und Spezies führen. Im Thierreich ist dieser Prozess in Wirklichkeit aber viel energischer als beim Menschengeschlecht und führt daher zu weit divergenteren Typen. Die Menschheit hat es bis jetzt noch nicht zur Ausbildung verschiedener Spezies gebracht; die Menschenrassen sind vielmehr nur den verschiedenen Hausthierrassen analoge Erscheinungen, nicht verschiedene Spezies. Daher ist auch eine Vermischung der verschiedenen Rassen möglich und deshalb finden wir überall Uebergänge und selten scharfe Grenzen. Gezüchtet musste jede Rasse in einer für sich abgeschlossenen Provinz sein, sobald sie aber mit einer anderen in Verkehr trat, konnten sich durch Vermischung Uebergänge herstellen, und zwar um so schneller, je energischer der Verkehr war. Je weniger einheitlich ein Volk seinen anthropologischen Merkmalen nach ist, um so jünger wird es sein, und umgekehrt. Beim ausgeprägten Rassentypus erscheinen dem Fremden alle Gesicher bekanntlich gleich, wie uns z. B. die Chinesen; bei jungen Mischrassen dagegen, z. B. dem süd- und centralamerikanischen Völkergewirr fällt es auch dem Anfänger nicht schwer, verschiedene Typen zu unterscheiden.

Wo sich ganz fremdartige Rassen einander gegenüberstehen, wird man ohne Weiteres sagen können, dass sie nur durch Wanderungen aneinander gerathen sein können, während ein zwischen zwei Rassen bestehender allmähliger Uebergang auf einen lange Zeiten hindurch bestehenden Verkehr hindeutet.

Betrachten wir nun von diesen aus der Erfahrung und Forschung gewonnenen Gesichtspunkten die Bevölkerung des centralen Sudan.

Für die Separation ist das Land wenig günstig gestaltet. Zwar fehlen Gebirgsstöcke, z. B. in Adamaua und Bautschi, nicht, aber sie haben in anthropologischem Sinne keine Bedeutung als Verkehrshindernisse. Vielmehr ist das Land von der Küste bis zur Wüste, vom West- zum Ostsudan von zahlreichen Strassen durchzogen, kurz einem freien Verkehr der Völker unter einander und ihren Wanderungen stehen keine Hindernisse im Wege. Nur manche Sumpf-

gegenden, wie das Nigerdelta, das Gebiet der Oelflüsse, die Inselwelt des Tsade, machen eine Ausnahme, doch gehören diese Gegenden zum Theil nicht mehr dem centralen Sudan an. Auch können die einzelnen Gebirgsstöcke verdrängten Stämmen unzugängliche Zufluchtsstätten gewähren.

Anders steht es mit den klimatischen Verhältnissen. Die Wüste im Norden, die tropische Westküste im Süden stehen bezüglich ihres Klimas im schärfsten Kontrast einander gegenüber und müssen, a priori zu schliessen, auch auf den Menschen und seine körperliche Beschaffenheit hervorragenden Einfluss ausgeübt haben. Dazu treten die verschiedenen Lebensbedingungen, der in beiden Gebieten sich sehr verschieden äussernde Kampf um's Dasein und damit eine in verschiedener Richtung und Intensität wirkende Selektion; Faktoren, welche geeignet sind, anthropologisch verschiedene Typen zu erzeugen.

Der centrale Sudan dagegen, der ein Uebergangsgebiet zwischen der Küste und der Wüste, auch in klimatischer Hinsicht, vorstellt, müsste demnach eine Uebergangsrasse hervorbringen.

Vergleichen wir zunächst die beiden Extreme, den Bewohner der Westküste und der Sahara miteinander.

Der Küstenneger entspricht im Grossen und Ganzen den Vorstellungen, welche man sich in Europa von den Negern zu machen pflegt. Zwar die Hautfarbe wechselt sehr. Hellbraune bis rothbraune Leute, ja ganze Stämme, sind gerade an der Küste nicht selten, und man kann sogar sagen, dass die Sudanvölker im Durchschnitt dunkler sind, am dunkelsten vielleicht gewisse Wüstenstämme.[1]) Ihrer Physiognomie nach sind sie dagegen durchweg echte Neger. Der Schädel ist rund und plump, das Haar wollig und steht gruppirt, die Stirn ist sehr verschieden, im Allgemeinen mittelhoch und meist zurücktretend. Das Gesicht ist rund und breit. Die Nasenwurzel ist breit und flach, ebenso der Nasenrücken; die Nasenflügel sind stark aufgebläht, die Nase daher breiter als lang; die Nasenspitze stumpf und aufgestülpt, so dass man in die Löcher hinein sieht. Die Lippen sind dick, wulstig und geschwungen; kurz, alle Fleischtheile massig entwickelt. Auch der Körper ist plump, knochig, muskulös und hat ein reichlich entwickeltes Fettpolster. Das weibliche Geschlecht ist fast durchweg durch eine starke Beckenneigung und damit Krümmung der Wirbelsäule und Einwärtsstellung der Füsse ausgezeichnet. Starke Fettablagerung im Gesäss geht damit Hand in Hand.

Ganz anders treten uns die Bewohner der Wüste entgegen, die ich leider nicht kennen gelernt habe. Doch geben die ausgezeichneten Schilderungen Duveyrier's von den Tuareg und Nachtigal's von den Teda ein Bild von ihrer physischen Beschaffenheit. Beide Völker sind körperlich einander so ähnlich, dass man sie lange Zeit für Verwandte gehalten hat, bis die Sprachforschung ihre verschiedene Abstammung an's Licht brachte.[2]) Auch auf die arabischen Beduinen passt die Beschreibung, wenigstens theilweise, sehr gut. Ihr Körper ist schlank, fein knochig, sehr mager, aber doch muskulös — leurs muscles semblent

des ressorts d'acier. — Ein Fettpolster fehlt ganz, alle Fleischtheile, auch im Gesicht, sind gering. Die Haut ist weiss, doch vom Klima gebräunt, die Züge sind kaukasisch, scharf und markant. Das Gesicht ist oval und länglich, die Stirne ist breit, die Augen schwarz, die Nase schmal, die Lippen fein, die Haare schlicht und schwarz, der Bart schwarz und spärlich, so schildert uns Duveyrier die Tuareg.[3]) Aehnlich ist die Beschreibung Nachtigal's von den Teda, doch übertreffen die Tuareg diese an Schönheit; auch scheint die Haut der Teda im Allgemeinen dunkler, die Haare weniger schlicht und lang zu sein. Den Frauen fehlt nach Nachtigal die starke Neigung des Beckens und die Entwicklung des Gesässes.[4]) Fabelhaft ist die Ausdauer der Wüstenvölker gegen Strapazen, gegen Hunger und Durst, trotz mangelhafter, scheinbar ungenügender Ernährung und zwar übertreffen in dieser Beziehung die Teda alle anderen weit, sowohl die Tuareg, wie die Beduinen. Sie sind als das älteste aller Saharavölker, auch das am meisten an die Wüste angepasste Volk, Dank der furchtbaren Existenzbedingungen in ihrem unfruchtbaren, übervölkerten Heimathlande, Nachtigal erklärt sehr richtig ihre physischen Eigenschaften durch das Wüstenklima und seine Lebensbedingungen.[5])

Ihre Magerkeit ist die Folge des Klimas und der Lebensweise, welcher sie gezwungen huldigen. Die trockene Wüsten- und die stärkende Bergluft mit ihrer lebhaften Verdunstung und ihrem beschleunigten Stoffwechsel, die Rastlosigkeit, mit der die Teda in stetem Kampf um das Dasein, in unübertroffener Beweglichkeit die wüsten Strecken ihrer heimathlichen Lande durchziehen, und endlich die mangelhafte Ernährung, der sie trotz ihrer Anstrengungen doch nur theilhaftig werden, erklären jene hinlänglich.«

Ebenso muss andererseits die körperliche Beschaffenheit des Bewohners der afrikanischen Westküste, z. B. die massige Entwickelung der Weichtheile und des Fettpolsters, auf das warme, feuchte Klima, das einen trägeren Stoffwechsel bedingt, und seine günstigeren Lebensbedingungen zurückgeführt werden.

So sehen wir denn, dass in der That die klimatische Verschiedenheit auch eine verschiedene physische Entwickelung des Menschen bedingt. Natürlich ist die ursprüngliche Veranlagung, die Rassenunterschiede, von weitgehender Bedeutung, wie ein Vergleich des Negers mit den Tropenbewohnern Asiens und Amerikas lehrt. Aber auch diese haben mit dem Neger so manche Merkmale in der Körperentwickelung gemein, welche sie scharf von den Bewohnern der Wüste unterscheiden, die üppige Entwickelung der Muskulatur und des Fettpolsters.

Betrachten wir die zwischen den beschriebenen Regionen und Stämmen gelegenen Länder und Völker, so bilden beide ein allmähliches Uebergangsgebiet zwischen den Extremen der Wüste und des tropischen Küstenlandes, und dieses Uebergangsgebiet ist der Sudan im engern Sinne. Auf das an Regen reiche Küstengebiet folgt das immer noch für Feldbau geeignete, zum Theil sogar sehr fruchtbare und reiche Gebiet der Savannen und Buschwälder,

welches immer noch einer grossen Bevölkerung ein angenehmes Dasein ermöglicht. Je weiter nach Norden, um so geringer wird die Niederschlagsmenge. In Damergu unter dem fünfzehnten Längengrade hört der Hackbau auf;[6]) die Krautsteppen beginnen und gehen schnell in Wüste über. Nur wo Gebirge sich erheben, wie z. B. in Asben, ermöglichen reichere Niederschläge dem Menschen eine dauernde Niederlassung.

Im Allgemeinen muss man sagen, dass die Bevölkerung des Sudan eine Mischung von Merkmalen der Küsten- und Wüstenbevölkerung aufweist, wenn dieselbe natürlich auch nicht so gleichmässig sich vertheilt und ineinander übergeht, wie die Klimazonen selbst.

Es wird zweckmässig sein, die anthropologische Beschreibung nicht in derselben Reihenfolge wie die Sprachgruppen zu behandeln, sondern mit den Kanuri und Haussa zu beginnen und mit den Logon-Adamauavölkern zu schliessen.

Die Kanuri sind nach Nachtigal ein Mischvolk aus hellfarbigen, vielleicht arabischen Stämmen, Teda, Kanembu und einheimischen Negerstämmen.[7]) Die ausserordentliche Verschiedenartigkeit der Individuen verräth ihre Entstehung noch heute.[8]) Durchschnittlich sind sie freilich mittelgross, grauschwarz bis röthlichschwarz, hässlich und weit entfernt von den elastischen, energischen Bewegungen der Teda und Kanembu.[9]) Der Negertypus überwiegt bei ihnen also.

Die Kanembu, welche die Steppen Kanem's bewohnen, bilden dagegen, wie dieser ausgezeichnete Forscher hervorhebt, einen Uebergang zwischen den Kanuri und Teda, so dass zwischen diesen in den Extremen so ausserordentlich verschiedenen Völkern keine scharfe Grenze zu ziehen ist, ebensowenig, wie zwischen den ihrer Natur nach so verschiedenen Heimathländern jener Völker.

Ebenso wie die Kanuri bilden die Haussa ein ausserordentlich gemischtes Volk. Im allgemeinen muss man sagen, dass sie zwischen dem Typus des Bewohners der Sahara und der Westküste stehen und bald nach dieser, bald nach jener Seite hin die mannigfaltigsten Uebergänge und Kombinationen in Körperform und Gesichtsbildung aufweisen. Hier ein plumper, knochiger, muskulöser, zur Fettbildung neigender Körper, dort eine schlanke, magere und doch kräftige Gestalt; hier ein langes Gesicht mit hoher, schmaler Nase, hoher schmaler Nasenwurzel und dünnen Lippen in extremer Form (Abb. 36) oder z. B. sehr häufig eine Mischung der Typen, wie lange Gesichter, aber plumpe, flache Nasen nebst dicken Lippen oder runde Gesichter mit geringer Entwicklung der Weichtheile, lange, aber flache und aufgestülpte Nasen, kurz alle nur denkbaren Variationen der Formen sind zu beobachten. Doch sind gerade die Extreme eine Ausnahme, Mischung der Charaktere die Regel. Alle aber haben die dunkle Hautfarbe und echtes Negerwollhaar, wenn dasselbe auch nicht so gruppirt steht, wie bei den Negern reinerer Rasse. So präsentiren sich uns die Haussa als ein junges Mischvolk und ihre Geschichte wird den aus der anthropologischen Forschung gezogenen Schluss bestätigen.

Nach Norden zu, im eigentlichen Gobirlande, scheint sich der Typus der Haussa dem der Saharabewohner mehr zu nähern, entsprechend den klimatischen Verhältnissen und der geringeren Vermischung mit Negersklaven aus dem Sudan. Barth nennt deshalb auch die Gobir, diesen edelsten Theil der Haussa, ein sublybisches Volk.[10]) Trotzdem sind sie entsprechend ihrem Wollhaar und ihrer dunklen Hautfarbe als Neger anzusehen. Sie scheinen aber den Uebergang zu den Imrhad zu bilden, einem unter der Herrschaft des Tuareg befindlichen schwarzen Stamm, welcher in Rhat die Hauptmasse der Bevölkerung bildet und wahrscheinlich einen von den Berbern unterworfenen fremden Misch-

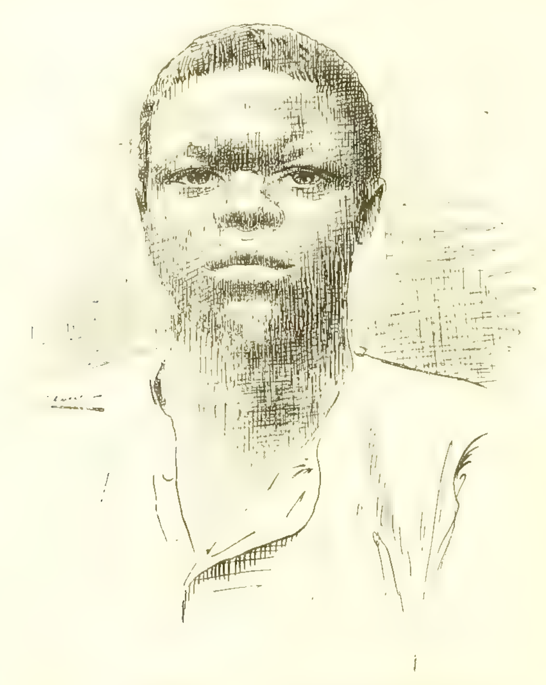


Abb. 199. Neger aus Freetown in Sierra Leone.
Nach Photogr.

stamm vorstellt.[11]) Die Imrhad sind schwarz, haben aber scharf geschnittene Gesichter; nur die Frauen zeigen zuweilen Annäherung an den Negertypus.

Es besteht also auch bei den Haussa ein allmählicher Uebergang zu gewissen Wüstenstämmen, wie in Bornu zwischen den Kanuri und Teda. Die Gobir bilden hier, wie die Kanembu dort, das Mittelglied.

Im Gegensatz zu den Haussa scheinen einige Stämme der Nupe-Gruppe einen einheitlichen Typus aufzuweisen.

Wie bereits im Reisebericht betont wurde,[12]) zeichnen sich die Yoruba aus Lagos und Ibadan durch einen höchst auffallenden Rassentypus aus. Ihre Hautfarbe ist meist ein helles gelbbraun, die Jochbogen sind freilich sehr breit, aber das Gesicht spitz und die Nase nicht besonders fleischig. Dagegen springen die Lippen oft schnauzenförmig vor. Sie haben entschieden feinere Gesichter als die Küsten-

stämme und waren z. B. von den Popoleuten sehr deutlich auseinander zu halten. Von unseren Yoruba aus Jlorin besassen mehrere denselben Typus wie die aus Ibadan, andere waren von Haussamischlingen nicht zu unterscheiden. Die Nupe schienen sich, soweit wir Angehörige dieses Volkes in Lokodja sahen, den Yoruba, ihren nächsten Stammesverwandten, zu gleichen. Die Igara und Igbirra zeichneten sich durch eine hellere Hautfarbe vor den Haussa aus und hatten auch feinere Gesichter als die Küstenvölker. Baikie, der beste Kenner dieser Stämme, hebt, speziell von den Igbirra, ihr »subtypical negrocountenance« hervor, gegenüber den typischen Negergesichtern der Küstenstämme.[13]) Die Djikum schienen uns negerähnlicher bezüglich des Gesichts und von dunkelerer Hautfarbe als die Igbirra und Igara zu sein. Aber gerade unter ihnen sah man auch ausserordentlich energische und markante Gesichtszüge.

Mitten unter diesen Völkern, welche in ihrem Aeusseren unzweifelhafte Spuren nördlicher Abstammung verrathen, wohnen zerstreute Negerstämme von typischem Aussehen. So hebt z. B. Rohlfs[14]) von den heidnischen Basa hervor, dass sie »echte Negergesichter« hätten, nachdem er doch kurz vorher die Afo und mehrere Bautschistämme, wie die Kadje, Kado und Boli passirt hatte. Auch Baikie nennt die Basa typische Neger, mehr als die Doma und Igbirra.[15]) Staudinger betont das hässliche Gesicht der Korro, ihre zurücktretende Stirn, die starke Beckenneigung und die wadenlosen Beine der Frauen.[16])

Die Mutschi nennt Baikie die typischsten Neger, die er seit dem Verlassen des Deltas gesehen. Sie sollen nach seiner Beschreibung sehr dunkel sein.[17])

Ihm gegenüber hebt Flegel gerade ihre individuell ausserordentlich verschiedene Hautfarbe hervor, welche vom dunkelsten Schwarz bis zum hellen Roth wechsele.[18])

Neben solchen echt negerhaften Stämmen scheinen sich indess auch umgekehrt auffallend schöne Stämme zu finden. So sagt Lander[19]) von den Bewohnern von Fullin dushie, einem Ort zwischen Saria und Keffi: »Ihre Züge haben keine Aehnlichkeit mit denen der Neger, sondern sind fein und schön und gleichen sehr denen der Europäer. Sie machen Fetische wie die Einwohner von Yariba.«

Solche Stämme dürften die Beimischung nördlichen Blutes am besten bewahrt und sich von Negerblut reiner gehalten haben als die anderen.

Wir sehen also, dass in dem westlichen Theil des centralen Sudan zwischen den Völkern der Haussa- und Nupegruppe kleinere Stämme wohnen, welche anscheinend mit jenen nicht verwandt sind und sich ihrem Aussehen nach theils als echte Neger, theils als wenig negerhafte Leute ausweisen. Aehnlich steht es bei den Völkern Adamaua's und Südbornu's. Hier findet man ebenfalls grosse Variationen in der grösseren und geringeren »Negerhaftigkeit«, und zwar ohne Rücksicht auf sprachliche Verwandtschaft. Der weitaus grösste Theil der hierher gehörigen Stämme besitzt einen ziemlich einheitlichen Typus. Sie sind im allgemeinen mittelgross, gut und kräftig gebaut und haben Negergesichter, wenn sie auch in dieser Hinsicht nicht die Küstenstämme erreichen. So ist z. B.

bei den meisten die Nase nur wenig breiter als lang. Ein solches Gesicht, dessen sich z. B. der von mir photographirte Sierra Leone-Mann oder auch Tom (Abb. 37) erfreut, dürfte man wohl in ganz Adamaua vergeblich suchen. Morgen hebt auch die Schönheit des Sudanvolkes der Wute gegenüber den Bautustämmen im Hinterland von Kamerun hervor.[20]) Eines sei hier aber betont, dass die Frauen der Adamauastämme fast durchweg eine sehr starke Beckenneigung und üppige Entwickelung des Gesässes besitzen. Eine starke Einwärtsstellung der Füsse und Krümmung der Wirbelsäule pflegt mit diesem Bau Hand in Hand zu gehen.

Gegenüber diesem durchschnittlichen Habitus der Adamauastämme, wie z. B. der Dekka, Durru, Mbum, Falli und Mattafall, giebt es aber auch nach der einen oder andern Seite hin abweichende Stämme, welche der Logongruppe angehören. Muster an Hässlichkeit sind nach Barth[21]) und Nachtigal[22]) die Musgu und Logonleute, die Baibai nach Baikie[23]), ferner die Bassama und Bula. Im Gegensatz zu diesen Stämmen bilden die Margi nach der andern Seite hin nach Barth's Schilderung eine Ausnahme, der sie als einen schönen kräftigen Menschenschlag mit freiem, stolzem Benehmen beschreibt.[24]) Die Lippen sind wenig aufgeworfen, Stirn ist hoch, das Haar kraus. Die Hautfarbe wechselt von dunkelschwarz über Kupferroth zu heller Rhabarberfarbe. Einen ähnlichen Eindruck haben die Batta auf ihn gemacht, doch sind sie dunkelbraun, hellere Farben fehlen.[25]) Wir haben ebenfalls so helle Farben, wie sie Barth von den Margi beschreibt, in Adamaua nie gesehen.

Wie in sprachlicher, so stehen auch in anthropologischer Beziehung die eingewanderten Stämme den Sudannegern fremd gegenüber. Die Tuareg sind nur für den nördlichsten Theil der Haussaländer von Bedeutung und von ihnen gilt, sofern keine Vermischung mit Negern eingetreten ist, wie z. B. in Asben,[26]) die von Duveyrier gegebene Beschreibung. Dagegen nehmen die Fulbe unser Interesse im höchsten Grade in Anspruch. Ihre Sprache ist hamitisch und mit dem Somali verwandt; wie steht es nun mit ihren anthropologischen Eigenschaften?

Wie früher bereits erwähnt, verbreiteten sich die Fulbe als Rinderhirten in west-östlicher Richtung über den centralen Sudan unter dem Namen Borroro oder Berrorodji, wie Barth schreibt.[27]) Nachdem sie Herren des Landes geworden, wurde der grössere Theil sesshaft, ein kleinerer behielt sein Nomadenleben bei. Diese erhielten ihre Rasse zum grossen Theil rein, jene vermischten sich z. Th. mit den Unterworfenen. Aber gerade in Adamaua giebt es unter ihnen eine grosse Zahl reiner Fulbe, welche die Stammeseigenthümlichkeiten unverändert beibehalten haben.

Die Borroro sowohl, als die sesshaften, unvermischten Fulbe zeigen nun in ihrem Körperbau den Negerstämmen gegenüber principielle Unterschiede. Die helle Farbe, welche der Stolz des Fulla selbst ist — Pullo bedeutet ja »der Gelbe«, — bildet nicht das wesentlichste Merkmal; denn gerade unter den

Borroro ist die dunkle Hautfarbe nicht selten, wie auch Barth hervorhebt.[28]) Bei den hellsten Fulbe, die wir gesehen haben, war die Haut sehr hellgelb, wie helles Leder, aber stets mit einem Stich in's Roth.



Abb. 200. Borroroweib aus Gaua.
Nach Photogr.

Was den Fulla vom Neger in anthropologischer Hinsicht unterscheidet, ist vielmehr der schlanke, feinknochige, sehr magere und doch sehnige und kräftige Körper. Oftmals haben wir über diese mageren, scheinbar verhungerten, schwindsüchtigen Windhundgestalten unsere Betrachtungen angestellt, welche trotz der anscheinenden Schwächlichkeit bei spärlicher Nahrung grosse körperliche Anstrengungen, besonders unglaubliche Marschleistungen, vollführen konnten, also ganz wie die Wüstenstämme. Der Schädel ist meist mittellang bis dolichocephal, die Stirn hoch und gerade, das Gesicht lang und schmal, die Nase lang und gerade, selten gewölbt und adlerförmig, Wurzel und der Rücken schmal und hoch, die Spitze nicht aufwärts gedrückt, die Flügel zart und klein, desgleichen die Lippen. Das Haar ist schwarz, wellig und zeigt keine Spur von Gruppirung. Bei den Frauen erreicht es einen halben Meter und mehr Länge. Auch fehlt den Fullafrauen die starke Beckenneigung der Negerweiber. So mancher Fulla, den wir gesehen, würde als Marmorbüste wohl eher für einen Hermes als für einen Afrikaner gehalten werden. Die Frauen sind, so lange jung, z. Th. grosse Schönheiten, besonders im Vergleich mit den Negermädchen. Nur ihre Magerkeit wirkt häufig störend. (Abb. 40.)

Es braucht wohl kaum noch besonders auf die Uebereinstimmung zwischen dem Körperbau der reinen Fulbe und dem der Wüstenvölker aufmerksam gemacht zu werden. In der That liegt in der körperlichen Beschaffenheit ersterer

der Beweis, dass diese Rasse einst die Wüste oder mindestens ausgesprochene Steppengebiete am Rande derselben bewohnt oder sich in diesen entwickelt hat. Ihre Magerkeit, ihr schlanker, feinknochiger Bau, die mässige Entwicklung aller fleischigen Partien, z. B. der Lippen und Nase, deren Massigkeit gerade den Neger auszeichnet, die grosse Ausdauer gegen Strapazen bei mässiger Nahrung sind durch das Wüstenleben herangezüchtete Rasseneigenthümlichkeiten. Barth irrt sicher, wenn er sie auf mässige oder unzureichende Lebensweise zurückführt.[29]) Auch bei reichlicher Nahrung wird der reine Fulla nicht fett, wohl aber der vermischte. Auch Baikie vergleicht in dieser Hinsicht die Fulbe mit Beduinen.[30])

Auf einen räthselhaften Punkt will ich noch zu sprechen kommen, der grosses Interesse besitzt, nämlich die Angabe, dass der Fulla blondes Haar[31]) hat und blauäugig ist.

Ich wäre geneigt gewesen, diese Angabe für einen Druckfehler zu halten, wenn nicht Baikie ebenfalls von dem gewöhnlich blauen, ausdrucksvollen Auge des Fulla, die er in Muri kennen lernte,[32]) spräche. Wir haben nie etwas anderes als schwarze Haare und dunkelbraune Augen bei den sehr zahlreichen reinen Fulbe, die oft zu Hunderten unsere Zelte umstanden, gesehen, und halte ich daher auch jene Angaben für irrig. Höchstens mögen ausnahmsweise, wie auch Duveyrier[33]) von den Tuareg berichtet, blauäugige Individuen vorkommen, »mais peu fréquemment«. Die Regel ist es keinesfalls und Morgen's Blondköpfe könnten Albinos gewesen sein.

Ausserordentlich interessant ist es, die eintretende Vermischung mit Negern zu studiren. Das erste, was sich ändert, sind natürlich die Weichtheile, die Haare und die Hautfarbe. Diese wird dunkler, die Haare kürzer und kraus, die Weichtheile fleischig, besonders die Nase und die Lippen. Ein Fettpolster tritt auf und nimmt dem Körper seine charakteristische Magerkeit. Letztere Umwandlung ist auch entsprechend den klimatischen Veränderungen ganz natürlich. Sie würde auch ohne Vermischung mit Negern vermuthlich allmählich eintreten, wenn auch viel, viel langsamer. Das Skelett bewahrt am längsten seine Eigenthümlichkeit, wird aber schliesslich auch knochiger, das Gesicht breiter und kürzer, die Nasenwurzel breiter, die Nasenbeine niedriger und flacher. So resultiren aus dieser Vermischung schliesslich Leute, welche in keiner Weise von Haussa zu unterscheiden sind. Bei stärkerer Vermischung treten die den Fulbe eigenthümlichen Rassenmerkmale immer mehr zurück, es überwiegen schliesslich die Negercharaktere. Solcher, bereits völlig vernegerter Fulbe, die sich trotzdem »Gelbe« nennen, giebt es in Adamaua bereits nicht wenige, doch überwiegen die Grade mittlerer Vermischung noch bedeutend. In den grossen Städten sieht man nur noch wenige reine Fulbe, überwiegend sind sie dagegen in den kleinen Staaten und Landstädten, besonders des Benuethales zwischen Yola und Adumre. (Vergl. Tafel II das Bildniss des Galadima von Kassa als Beispiel eines vermischten Fulla).

Während wir also in Adamaua reine Fulbe noch sehr zahlreich antreffen, scheinen sie in den Haussaländern nur sehr selten zu sein. Barth, der doch jene Länder genugsam durchstreift hat, beschreibt sie erst aus der Gegend von Sokoto.[34]) Nach Staudinger kommen sie nur noch als Hirten rein vor.[35]) Der Grund hierfür liegt einerseits in der schnelleren Vermischung mit den Unterworfenen, andererseits darin, dass gerade die Haussaländer, besonders Saria,[36]) von Mischstämmen aus Senegambien, wie den Futa Banda, Futa Toro und den Tukulör besiedelt worden sind. Diese Fulbestämme sind nachweislich durch Vermischung zwischen reinen Fulbe und Negerstämmen, wie Djolof, Mandingo und Bambarra entstanden, von denen die beiden letzteren, vielleicht auch die Djolof, selbst bereits als Mischvölker, analog den Haussa uud Kanuri, aufzufassen sind.[37])

Bezüglich der Araber, von welchen zahlreiche Stämme im südlichen Bornu und vereinzelte Kolonien die Fulbestaaten bewohnen, will ich mich kurz fassen, weil sie für diese Länder von geringer Bedeutung sind. Den Schilderungen Barth's und Nachtigal's[38]) zu Folge besitzen die in Bornu ansässigen Stämme zwar eine dunkle Hautfarbe, haben sich aber sonst rein gehalten. In Adamaua sind sie dagegen im Begriff, ihre Nationalität zu verlieren, denn die Vermischung mit den Eingeborenen ist bereits weit vorgeschritten. (Vergl. Tafel 19 das Bild Hammoa's als Beispiel eines vernegerten Arabers).



Abb. 201.
Horn zum Schröpfen.
$^1/_5$ nat. Gr.
Flegel'sche Sammlung
M. f. V. Berlin.



Abb. 202.
Aska, Messer zum Tätowiren.
$^1/_2$ nat. Gr.
Flegel'sche Sammlung. M. f V. Berlin.

Zum Schluss sei noch bemerkt, dass die einzelnen Stämme sich durch Tätowirungen unterscheiden. Diese Stammesmarken sind in unglaublicher Mannigfaltigkeit vorhanden und scheinen auch individuell stark zu variiren. Allein Bautschi soll z. B. mehrere hundert Distrikte mit verschiedenen Marken besitzen. Manche sind typisch, z. B. die der Kanuri (Taf. 20, Fig. 3, 4, 9, 10) der Gobir (Taf. 20, Fig. 23). Man kann die Tätowirungen eintheilen in einfache Marken und in Figuren. Letztere dienen zum Theil als Fetische. Darstellungen von Krokodilen sind besonders beliebt, daneben von Eidechsen und Vögeln.

Die Marken werden je nach der Körperstelle, welche sie bedecken, mit zusammenfassenden Namen bezeichnet.

Akánsa: kurze Schnitte zwischen Ohr und Auge. (Taf. 20, Fig. 16, 22.)
Subé: 7 lange Schnitte über Schläfen und Backe.
óku da Kuka: d. h. 3 aus Kuka; 3 lange Schnitte auf Schläfen und Backe.
Ssakaláuma: viele kleine Schnitte am Mundwinkel. (Taf. 20, Fig. 15, 18.)
Aska tokáritschi: drei kleine Schnitte am Mundwinkel.
Schoscháua schíkki: Schnitte auf dem Bauch. (Taf. 20, Fig. 17.)
Gahó: Marken auf Brust und Schulter (Vorderseite). (Taf. 19, Fig. 4.)

Åska heisst das Tätowirmesser. Sehr häufig findet man auch kleine Narben, die von Schröpfköpfen herrühren. Als Schröpfkopf dient ein Horn, — kafó oder kanó. — Dasselbe hat an der Spitze ein Loch, durch welches man die Luft aussaugt. Die Oeffnung wird sodann mit Wachs verschlossen.

Die beigegebenen Tafeln geben einige Proben von Tätowirungen, wie wir sie in Adamaua beobachten konnten. Die Erklärungen sind den Anmerkungen zu diesem Kapitel beigefügt.

Kleidung und Bewaffnung.

Am Südrand der Sahara zieht sich ein Gürtel von Staaten hin, in denen sich eine für afrikanische Verhältnisse ausserordentlich hohe Kultur entwickelt hat, wie sie nirgends sonst von Negerstämmen erreicht worden ist. Auch Ostafrika lässt sich nicht mit jenen vergleichen. Interessante Fragen drängen sich uns auf. Woher stammt diese Kultur? Verdankt sie ihre Existenz äusseren Einflüssen oder ist sie autochthon, also Eigenthum der Sudanstämme? Wieviel ist fremd und wieviel einheimisch? Oft wird es schwer, ja unmöglich sein, eine Antwort auf diese Fragen zu geben. Lebhafter Verkehr mit den Nachbarländern, Völkerwanderungen und -Vermischungen, Verschmelzung von alter und neuer Kultur haben höchst komplizirte Verhältnisse geschaffen. Dazu kommt, dass unsere Kenntnisse doch noch sehr mangelhaft sind, so dass man sich nur mit grosser Vorsicht an die Beantwortung dieser schwierigen Fragen wagen darf.

Die Kultur eines Volkes ist das Resultat seines Charakters und seiner Fähigkeiten und diese sollten daher bei jeder Untersuchung über die Kulturverhältnisse eines Volkes den Ausgangspunkt bilden. Diese sind es aber zum grossen Theil gerade, welche uns die Mittel an die Hand geben, jene zu beurtheilen; aus den Leistungen eines Volkes schliesst man erst auf gewisse Seiten seines Charakters. Deshalb muss die Besprechung jener vorausgehen. Auch für die Geschichte eines Volkes, seine Abstammung, Wanderung, Zugehörigkeit zu andern, vielleicht fernen Stämmen kann der Kulturzustand desselben beachtenswerthe Winke geben, deren Bedeutung noch lange nicht genug gewürdigt worden ist. Lebensweise, Sitten und Gebräuche werden oft mit grösserer Zähigkeit festgehalten als die Sprache.

Was dem Sudan in erster Linie seinen Charakter verleiht, ist das Eindringen des Islam und die damit eingetretene Veränderung, welche die ursprüngliche, primitive Kultur der heidnischen Negerstämme erfahren hat. Aber nicht in allen Punkten hat der Islam umgestaltend gewirkt, und es wird eine wichtige Aufgabe sein, das ursprünglich Heidnische von dem Fremden zu trennen, will man die Bedeutung der neuen Religion für die heutigen Sudanstaaten richtig beurtheilen. Wir werden sehen, dass zwar vieles uralt ist, so manches aber auch

dem Islam zu verdanken ist, derselbe sogar so energische Umgestaltungen hervorgerufen hat, dass man nicht nur berechtigt, sondern dass es überhaupt das einzig naturgemässe ist, Heiden und Mohamedaner als scharfe Gegensätze einander gegenüber zu stellen.[1])

Der äusserlich weitaus am meisten in die Augen fallende Unterschied zwischen Beiden ist ihre Tracht und Bekleidung.

Die Tracht und Bekleidung der heidnischen Stämme ist sehr primitiv, bietet aber doch manche Abweichungen. Ein zwischen den Beinen durchgezogener Zeug- oder Lederstreif, ein Schamfell aus Lederfransen oder ein Blätterbüschel bildet oft die einzige Bekleidung. Fast durchweg lässt man hinten einen langen Streifen von Zeug oder Leder, wie einen Schwanz, herunterhängen. Die Tengelin sollen allerdings ganz nackt gehen. Eigenthümliche Kleidungsstücke sind die Schurzfelle der Bokko und Yelu. Die merkwürdigen Penisfutterale haben früher wohl eine weite Verbreitung gehabt. Ausser bei den Mattafall sind sie auch bei den Stämmen in Bifara im Gebrauch.[2]) Die Durru haben sie früher getragen. Flegel hat einige Exemplare von ihnen mitgebracht; wir selbst haben auch noch einen alten Mann mit einem solchen gesehen. Im Gegensatz zu den Mattafall sind aber die Futterale der Durru an der Spitze offen. Im Verkehr mit den Mohamedanern haben sie die merkwürdige Tracht indess abgelegt und ein einfaches Schamtuch angenommen. In der That, wer den Hohn und den Spott gesehen hat, mit welchem die Besitzer jener possirlichen Futterale von den Haussa und Fulbe überhäuft werden, wundert sich nur, dass sie noch mit solcher Hartnäckigkeit an ihnen festhalten. Uebrigens sind dieselben in der Art geflochten, dass sie vom Glied nicht von selbst herunterrutschen können. Denn sobald man einen Zug an ihnen ausübt, dehnen sie sich aus und werden dünner. Vielmehr müssen sie beim Abnehmen und Aufsetzen zusammengedrückt werden.

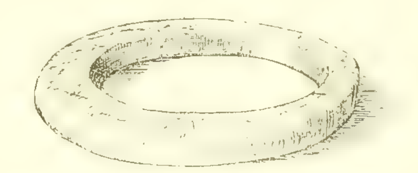


Abb. 203. Armring der Baia aus Elfenbein. 1/2 nat. Gr. Flegel'sche Sammlung. M. f. V. Berlin.

Die Stämme auf dem Hochplateau von Ngaumdere, sicher wenigstens die Baia und früher die Mbum benutzen noch die uralten Feigenrindenkleider. Staudinger sah auch ein solches bei den Korro, nördlich von Keffi, im Gebrauch.[3])

Während die Männer im Verkehr mit den Mohamedanern ihre Nationaltracht leicht aufgeben, zeigen sich die Frauen durchweg konservativer. Ein Band oder eine Perlenschnur um die Lenden, von welcher vorn und hinten ein Blätterbüschel, ein Geflecht aus Bastfasern oder ein Zeugstreif herabhängt, oder ein geflochtenes Band, ein Leder- oder Zeugstreif, zwischen den Beinen durchgezogen, bilden die ganze Robe. Armringe aus Eisen, Leder und Elfenbein, Ketten aus Perlen oder Muscheln, Grashalme oder Perlen in der Nase, Lippen und Ohren vervollständigen den Schmuck der Heidenschönen. Befeilung der

Schneidezähne und Tätowirungen sind häufig. Besonders waren die Durru-Karnä auf Brust, Bauch und Rücken tätowirt, wie auch nach Baikie die Mutschi.[4])

Bezüglich der Haartrachten herrscht grosse Einfachheit. Die Männer rasiren sich ganz oder theilweise den Kopf oder scheeren sich die Haare kurz. So künstliche Frisuren, wie bei manchen Stämmen Südafrikas, z. B. den Lunda im Kongobecken, vorkommen, giebt es in unseren Gegenden nicht. Die Frauen begnügen sich ebenfalls, das Haar in zahllose Zöpfchen zu flechten, wirr durcheinander zu kämmen oder verbergen es unter schwarzen Mützen, wie die Durru- und Dekkafrauen. Fast durchweg wird aber, in Adamaua wenigstens, der unterste Theil des Haares abrasirt, sodass dasselbe kreisförmig endet, wie eine Kappe. Ebenso primitiv wie in Adamaua, sind Schmuck und Tracht der Heidenstämme in Bautschi, nach Rohlfs Beschreibung zu urtheilen.[5])

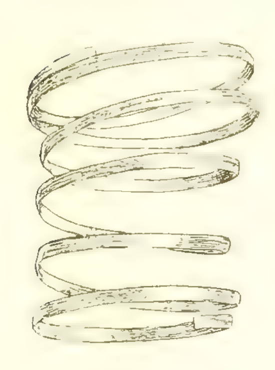


Abb. 204.
Eiserne Armspirale der Baia.
[illegible] nat. Gr. M. f. V. Berlin.

Der Islam verlangt von seinen Bekennern Bekleidung und Bedeckung des Hauptes und in der That tritt kaum in irgend einem Punkt der Gegensatz zwischen Islam und Heidenthum so handgreiflich hervor, wie in der Kleidung. Das Aeusserliche ist ja überall die Hauptsache, nicht zum wenigsten auch in der Religion, und die mohamedanische Tracht ist denn auch das erste, was der bekehrte Heide annimmt, wenn er auch im Herzen bleibt, was er war, nämlich ein roher Fetischör. Das mohamedanische Gewand ist überhaupt das Zeichen höherer Kultur und ist daher sogar von noch unabhängigen Heidenstämmen, welche im Verkehr mit der mohamedanischen Welt stehen, wie einem Theil der Durru und Dekka, von den Mundang in Lere, Lame und von den westlichen Lakka,[6]) angenommen worden. Die Tengelin gehen zu Hause nackt; in Garua aber tragen sie Toben. Wer die Mittel hat, schafft sich auch in der eigenen Heimath das mohamedanische Kleid an, schon um weniger aufzufallen. Unter den Mohamedanern selbst ist aber die Tobe das Zeichen des Freien; nur der Sklave geht nackt, bis auf das allgemein übliche Schamtuch.

Die mohamedanischen Kleidungsstücke sind zahlreich und mannigfaltig, auch z. Th. nach Völkern verschieden.

Keinem fehlt das Schamtuch — banté h., bantínge kan., bentére ful. — ein zwischen den Beinen durchgezogener Zeugstreif, der längs der Leistenbeuge läuft und hinten zusammengeknüpft ist. Arbeitsklaven haben meist nichts weiter an. Die nächste Stufe der Bekleidung bilden weite Pluderhosen — wondó h., iaṅgè kan., ssírla f. — und ein Hemd — tógua h., gomádje kan., tŏgóre ful. — Dieses besteht im Wesentlichen aus zwei rechteckigen Tüchern von Schulterbreite, welche an einer der schmalen Seiten, nämlich oben, mit handbreitem Streif zusammengenäht sind, sodass in der Mitte dieser Seite ein Loch für den Kopf übrig bleibt, auf der anderen Seite, also unten, sind aber nur die

Ecken zusammengenäht. Dieses Hemd reicht bis über die Knie. So ist die Tracht der ärmeren Klassen, besonders der Fulbe, beschaffen. Reichere leisten sich noch eine Tobe, ein sehr weites, faltiges Hemd, das bis über die Waden reicht und sehr lange, weite Mönchsärmel besitzt. Während in den Haussaländern zu Clapperton's und Barth's Zeiten[7]) die Fulbe, im Gegensatz zu den verachteten Haussa mit ihrer Indigotobe, weisse Toben als Zeichen des reinen Glaubens bevorzugten, ist diese Unterscheidung jetzt, wenigstens in Adamaua, nicht mehr üblich. Die weisse Tobe ist aus Feristreifen zusammengenäht und heisst rigá h. Sie besitzt vorn rechts eine Tasche — alyěchu h., rígu kan., gíba ful. — und ist oft auf Brust und Rücken mit Stickereien besetzt. Von letzteren heissen die vorderen púska h.. ríbu kálguwe kan., djíba kawélual ful., die hinteren támbari h. Kostbarer ist die aus doppelten Streifen — girkě h., ssamádua kan,, girkěro ful. — Die Indigotobe oder Korrorobschi heisst kóre h., kūre kan., hundebóima ful. und wird meist über einer weissen Tobe getragen.

Das nobelste und nur bei feierlichen Gelegenheiten getragene Gewand ist aber der Burnus — alkébba h. burnússu kan. alkébba ful. —, ein Mantel ohne Aermel, aber mit Kapuze.

Der Kopf wird meist total rasirt. Eine phrygische Mütze — hulá h., sógna kan., puffinére ful. — ist die häufigste Kopfbedeckung und dient zugleich als Tasche für den Rosenkranz — tasbí h. tásbiruél ful. —, Kautabakdose und andere Kleinigkeiten. Ein mächtiger, mit Leder beschlagener Strohhut wird oft über sie gesetzt, so dass der gefüllte Beutel der Mütze zwischen Kopf und Hutrand steckt und so das Tragen des übergrossen Hutes ermöglicht. Mützen mit einem vordern und hintern Zipfel, wie sie in den Yorubaländern allgemein üblich sind — patímma h. oder bakí n sákí, »Löwenmaul«, — sieht man in Adamaua nicht sehr häufig (Tafel II). Dagegen wird der hohe rothe Tarbusch — huláddera h. — einheimischen Fabrikats viel getragen, besonders von Mekkapilgern. Der Turban — rauoní h. kalákalé kan. mětaloál ful. — ist entweder weiss oder dunkelblau. Letzerer wird in den Haussaländern von den Fulbe bevorzugt und ist ein einheimisches Fabrikat. Der weisse Turbanstoff ist dagegen europäische Gaze. In Adamaua sieht man beide gleich häufig. Der Gesichtsschleier — lithám arab. amáoli h. kalakalé kúrra kan. dǎda měta ful. — ist, obwohl in diesem Klima unnöthig, doch allgemein gebräuchlich. Ein langer Litham ist das Zeichen fürstlicher Abstammung. Die Füsse sind meist bekleidet. Sandalen — pádde h. ssebádu kan. pádde — sind sehr viel, besonders auf dem Marsch, Pantoffeln — koffalé h. ssobádo wásserí kan. kurfúdje ful. — selten im Gebrauch. Lederstiefel mit bunter Färbung und Stickereien werden nur bei festlicher Gelegenheit und zwar meist von Reitern getragen. Von Schmuck tragen die Männer kupferne und eiserne Ringe für Finger und Zehen — sōbě h. —. Der häufige, eiserne Daumenring heisst guandágge h, und ist vielleicht nicht ein blosser Schmuck, sondern wird zugleich beim Bogenspannen benutzt. Ferner

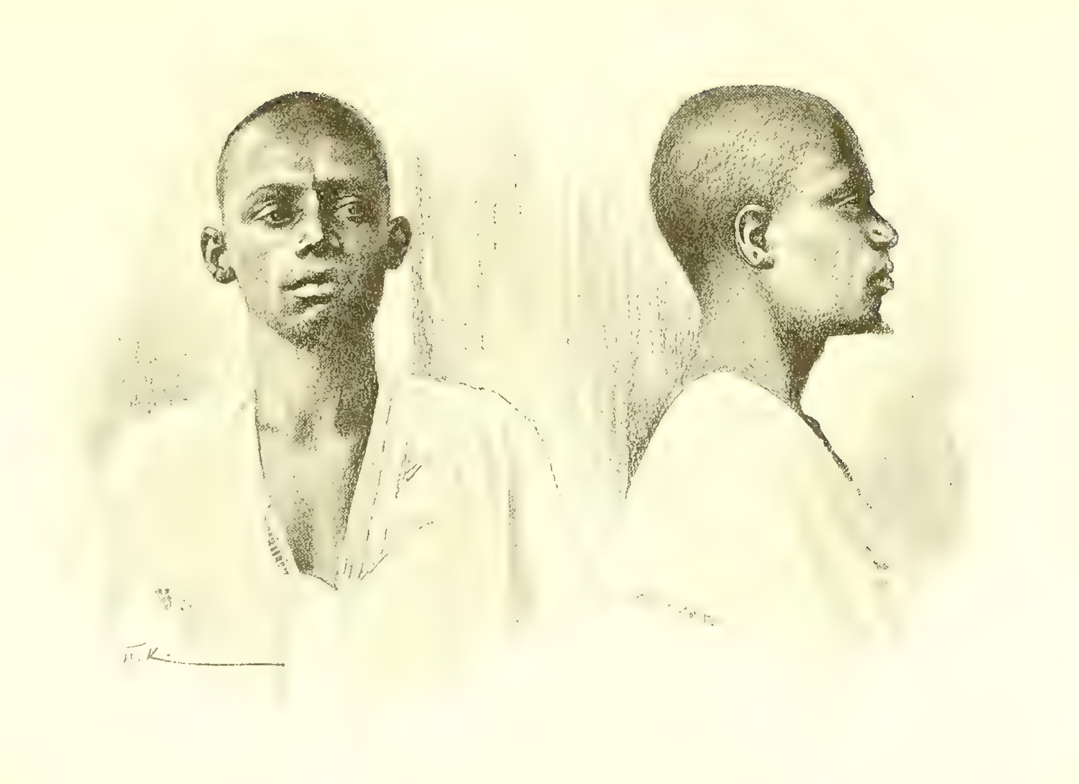
sind Armringe aus Leder und Glas — garáu h. —, letztere mit bunter Fluidalstruktur, häufig; besonders in den Yoruba- und Nupeländern, wo sie hergestellt werden. Die Fingernägel werden oft mit Henna roth gefärbt.

Die Kleidung des weiblichen Geschlechts besteht, wenn vollständig, aus folgenden Stücken: einem Hüftentuch — pattári h. —, einem Brusttuch — sánne n kirígi h., patílle kan., gúddel ful. — und einem Umschlagetuch, das oft über den Kopf gezogen wird — turkedí h. — Die Füsse sind nackt. Die Haartrachten sind für die verschiedenen Völker und einzelnen Fulbeprovinzen geradezu charakteristisch und im Verlauf des Reisewerkes beschrieben worden. Sie lassen sich zum Theil auf ein Schema zurückführen und zwar sowohl bei Heiden als Mohamedanern. Sie bestehen nämlich aus einer mittleren und je einer seitlichen Partie, welche in verschiedener Form und Grösse entwickelt sind. Bei den Haussa- und Kanurifrauen Adamaua's bildet erstere einen von vorn nach hinten verlaufenden Helmkamm, welcher hinten in ein Zöpfchen ausläuft. Die Marruanerinnen haben diesen Kamm getheilt, doch vereinigen sich beide Theile hinten und verlängern sich zu einem langen Zopf. In Ngaumdere schiebt sich der Wulst zu einer einheitlichen oder getheilten Platte aus verfilzten Haarmassen über der Stirn zusammen, während sich der hintere Zopf in einen faustgrossen Knoten verwandelt.

Die Seitentheile sind durch zwei von vorn und hinten nach oben verlaufende gerade Scheitel abgegrenzt, welche über dem Ohr in stumpfem Winkel zusammentreffen. Die Haare des so begrenzten Bezirks werden zu einem Zopf geflochten, welcher bei den Haussa- und Kanurifrauen nach hinten geschlagen und mit dem der andern Seite zusammen geknüpft wird. Bei den Borroro-, Muri- und Mattafallfrauen hängt er dagegen vor dem Ohr herab und ist bei den Marruanerinnen wie ein Helmband verlängert. In Ngaumdere sind sie etwas nach vorn gerückt, wie auch der Kamm, und bilden lockige oder feste Haarwülste über den Schläfen.

Auch im übrigen centralen Sudan lässt sich das gegebene Schema auf die weiblichen Haartrachten anwenden.[8]) Erwähnen will ich noch, dass die Haartracht der jetzigen Bornuanerinnen aus zahllosen Zöpfchen besteht, früher aber die beschriebene Helmtracht Mode war.[9]) Demnach müssen die Kanuri Adamaua's bereits vor längerer Zeit aus Bornu eingewandert sein.

In das gegebene Schema passt nicht die Mütze der Fulbefrauen im Benuethal. Es ist sehr fraglich, ob der mächtige Wulst, welchen das Haar dieser Frauen bildet, der mittleren Parthie entspricht. Ich glaube eher, dass diese Tracht der Mütze der Durru- und Dekkafrauen entspricht, welche wahrscheinlich auch den Battafrauen eigenthümlich ist. Entsprechend dem sehr viel längeren und üppigeren Haarwuchs der Fulbefrauen hat dieselbe aber eine gigantische Grösse angenommen. In Yola und südlich davon, z. B. in Dalami, Nyeri stecken sich die Frauen runde, aus verfilzten Haaren bestehende Ballen mit einer Nadel über den Schläfen fest, als Ersatz für die fehlenden Seitentheile.



Hammoa, Araber aus Schuari.



Die Kopftücher — alhúta h., áukala kirtāwi kan., berrēberri ful. — sind vielfach bei den Kanuri, Haussa und den Nupevölkern im Gebrauch und werden von den verschiedenen Stämmen verschieden getragen.

Schier zahllos sind die Schmucksachen und kosmetischen Mittel der Damenwelt des Sudan. Armbänder — murdjē h. — rothe baumwollene Halsschnüre — kúñgo h. — und Perlenhalsketten (makaré h. heisst die kurze, ssāke h. die lange Kette) ferner Achatthurmringen — hánta h., talátaua ful., — Zehen- und Fingerringen — sobē h., — Ohrringe, Ohrperlen und Ohrpflöcke — kibiritá ful. — werden von wechselnder Form, Grösse und Zahl getragen. Nur der rothe Korallencylinder im rechten Nasenflügel — mirsám h., murdjámre ful. — fehlt nie und ist nach Nachtigal auch im Ostsudan bis Darfur verbreitet.[10]) Von kosmetischen Mitteln sind Rothfärben der Zähne mit Gorunüssen und Tabaksblüthen — furē h. —, der Finger- und Fussnägel mit Henna üblich; ferner malen sie auf das Gesicht schwarze Striche — katámbirī h. — mit einer Tinte, welche aus den Samen des Gaude-Strauches (Gardenia) gewonnen wird. Die Augenlider werden mit Bleiglanzstaub — tōseli h. — eingerieben. Der Bleiglanz wird in Arífu im Mutschilande gewonnen.[11]) Auch Bautschi soll reich an diesem Metall sein,[12]) das eine grosse Rolle als Handelsobjekt spielt. Es wird mit einer Eisenrolle gepulvert und der Staub in die Lider gerieben. Schminken des Gesichts habe ich nie gesehen — abgesehen von den heidnischen Benuestämmen der Akpoto etc.[13]) Nach Vogel färben sich aber die Bornufrauen in Kuka Gesicht und Brust mit Indigo blau.[14]) Ein Hüftenring aus alten, dunkelblauen bis weissen, durchschimmernden, opalisirenden Perlen, welche die Teda aus der Wüste nach Kuka bringen und welche vielleicht altvenetianisch sind, werden von reichen Frauen getragen, und zwar ganz unter den Kleidern auf dem blossen Körper. Sie haben einen so hohen Werth, dass der Gedanke nahe liegt, es mögen sich abergläubische Vorstellungen an sie knüpfen.



Abb. 205.
Garambu und Gursal.
aus Kuka.
[illegible] nat. Gr. M. f. V. Berlin

Die Perlen zerfallen in zwei Sorten Namens Garambú und Gursáli. Die Gursáli sind gross und tonnenförmig; die Durchbohrung im Innern zeigt spiralige Streifung. Sie bestehen der Farbe und Durchsichtigkeit nach aus drei Arten. Bákki sind die tief dunkelblauen, undurchsichtigen, Schúdi sind die himmelblauen, etwas durchscheinenden, Fálli die bläulich weissen, durchscheinenden Perlen. Die Garambú sind kleine, platte Scheiben. Ich habe von ihnen nur bläulich weisse, opalisirende Perlen gesehen. Die Fulbefrauen bevorzugen die Gursáli. Letztere dienen auch zum Einkauf von Elfenbein, während die Garambú beim Sklavenhandel besonders Verwendung finden.

Das Studium der Verbreitung der mohamedanischen Trachten im centralen Sudan ergiebt das interessante Resultat, dass man bei den eingeborenen Neger-Stämmen des mittleren Sudan zwei Abtheilungen unterscheiden kann, einmal die Gruppe der Haussa und Nupe, welche als Westgruppe bezeichnet werden soll, und die anderen, vorwiegend in Adamaua lebenden Stämme, die Ostgruppe. Erstere haben durchweg die mohamedanische Kleidung leichter angenommen als die Stämme der Ostgruppe, sowie die zwischen den Nupe und Haussa zerstreut lebenden Heidenstämme. Bei jenen hat nicht nur der männliche, sondern auch der weibliche Theil der noch heidnischen Bevölkerung die ehemalige, primitve Tracht aufgegeben. Nur die Djikum sind, wenigstens z. Th. auf dem Lande, noch derselben treu geblieben.[15]) Bei den Stämmen der Ostgruppe sehen wir dagegen weitaus die Mehrzahl sich der fremden Kultur gegenüber ablehnend verhalten; höchstens tragen die Männer im Verkehr mit den Mohamedanern Mütze und Tobe, aber auch nur die reichen und vornehmen unter ihnen. Die Frauen haben sich dagegen überall sehr konservativ gezeigt. Allein die Mákari, Kótoko und Logonleute sind Mohamedaner geworden und haben sich die islamitische Kultur, und damit auch die Kleidung völlig zu eigen gemacht.

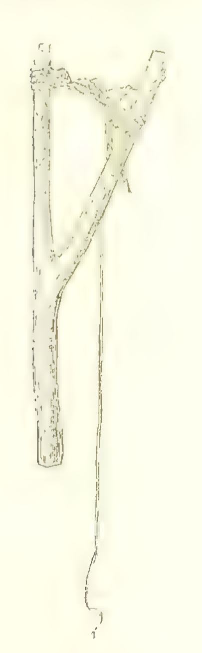


Abb. 206.
Apparat zum Flechten der baumwollenen Halsschnüre — Kango h. — bei Mohamedanern und Heiden, z. B. den Bokko im Gebrauch.
$^3/_8$ nat. Gr. Flegel'sche Sammlung M. f. V. Berlin

Zuletzt sei noch mit wenigen Worten der Borroro gedacht. Auch sie sind der ursprünglichen Tracht z. Th. treu geblieben. Mit Muscheln benähte Felle oder um die Lenden gewickelte Tücher, bilden ihre Kleidung, schwarze und weisse Federn in den zu Zöpfen geflochtenen Haaren, sowie ein halbes Dutzend Kupferringe in den Ohrmuscheln ihren Schmuck. Die Frauen sind oft nur mit dem Hüfttuch bekleidet (Abb. 84) oder haben auch das gewöhnliche Brusttuch; ferner tragen sie Kupferringe in den Ohren, wie die Männer, und ihre Haartracht schliesst sich obigem Schema an. Ein System über einander liegender Zöpfe bildet die mittlere Parthie, ein oder viele vor den Ohren herabhängende Zöpfe die Seitentheile (Abb. 103). Dagegen fehlt den Borrorofrauen die Perle oder Koralle im rechten Nasenflügel. Staudinger's Beschreibung von den Borroro der Haussaländer passt ganz gut zu der hier gegebenen.[16])

Während der Islam Tracht und Kleidung der Bewohner des centralen Sudan von Grund aus umgestaltet hat, ist sein Einfluss auf die Bewaffnung der Sudanstämme weniger klar nachweisbar. Es wird zweckmässig sein, die einzelnen Waffen und ihre Verbreitung der Reihe nach zu besprechen.

Wohl keinem der Sudanvölker fehlt die Lanze, welche bald als Wurf- bald als Stosswaffe ausgebildet ist und in unendlicher Formenfülle vorkommt.

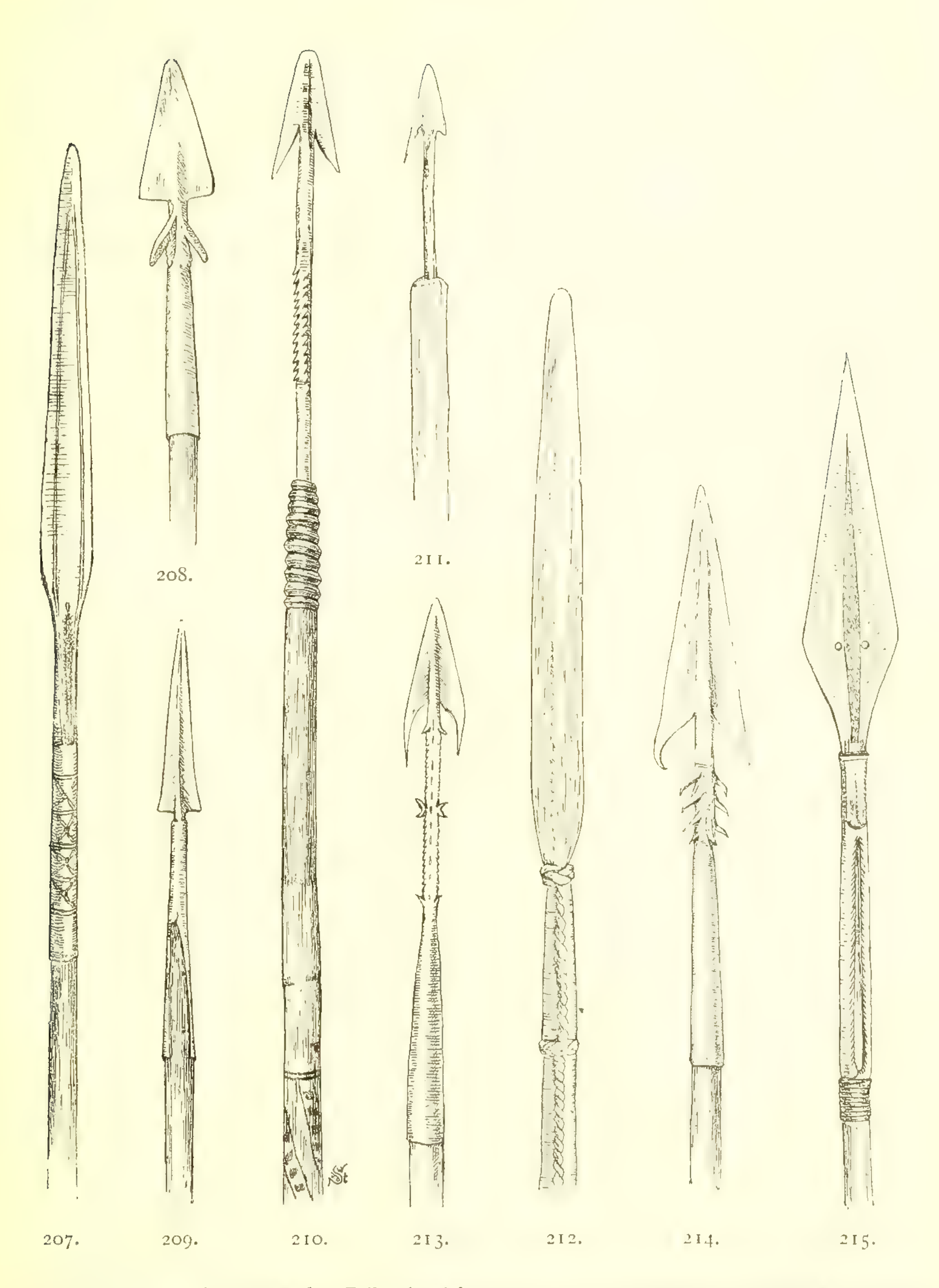


Abb. 207 9. Reiterspeere der Fulbe in Adamaua. $^1/_4$ nat. Gr. Flegel'sche Sammlung M. f. V. Berlin.
Abb. 210. Speer der Batta. $^3/_{14}$ nat. Gr. Flegel'sche Sammlung M. f. V. Berlin.
Abb. 211. Speere aus Djen. $^1/_4$ nat. Gr. Flegel'sche Sammlung M. f. V. Berlin.
Abb. 212. Speer der Bula. $^1/_4$ nat. Gr. M. f. V. Berlin.
Abb. 213. Speer der Bute. $^1/_4$ nat. Gr. M. f. V. Berlin.
Abb. 214. Speer der Gogirr. $^1/_4$ nat. Gr. M. f. V. Berlin.
Abb. 215. Speer der Kakum. $^1/_4$ nat. Gr. M. f. V- Berlin.

Nur die Yangere sollen angeblich keine besitzen. Dabei sind doch gewisse Formen für die verschiedenen Stämme charakteristisch, besonders auch die Art und Weise, wie die Spitze am Schaft befestigt ist, ob in letzteren eingetrieben, wie z. B. die Speere der Djen, Batta und Dekka, oder mit einer Röhre übergreifend, wie bei den Durru, Baia und anderen.

Das lange, gerade Schwert hat sich über den ganzen Sudan verbreitet und wird, z. B. von den Durru, wohl nach eingeführten Mustern geschmiedet.

Die Forra[17]) und Yangere haben krumme Schwerter mit Holzgriff, welche den Schangermanger der Niamniam, Monbuttu und anderer Völker des Kongobeckens entsprechen. Das Dolchmesser ist allgemein im Gebrauch, aber mehr als Instrument für häusliche Arbeiten, denn als Waffe. Wie die Tuareg an einem eisernen, so tragen die Fulbe das Dolchmesser an einem ledernen Ring am rechten Handgelenk und er bildet fast schon ein Stammesabzeichen derselben. Die anderen Völker, besonders die Heidenstämme, befestigen dagegen das Messer mit einem Bande am Hufttuch.

Die Streitaxt — gatári ful. — die Nationalwaffe der Fulbe, haben wir in Adamaua nie zu Gesicht bekommen. Sie scheint dort nicht mehr gebräuchlich zu sein. Flegel hat mehrere Exemplare aus Muri mitgebracht, sowie eine Messingaxt, die den Mutschi angehören soll. Sonst besitzen noch die Manga, ein Heidenstamm im westlichen Bornu, Streitäxte, über deren Herkunft wir nichts wissen. Ob sie, wie Schurz meint, aus Wurfmessern hervorgegangen sind, halte ich noch für fraglich.[18])

Mit Eisenringen versehene Keulen — tscháuro ful. — sind in Adamaua sehr verbreitet, besonders bei den Fulbe, und werden wie das Dolchmesser, an einer Lederschlinge am rechten Handgelenk getragen. Sie vertritt dort gewissermaassen die Streitaxt. Auch manche Heidenstämme, z. B. die Durru, führen sie.

Die beiden letztgenannten Waffen sind auf wenige Völker beschränkt, die zuerst genannten dagegen universell. Nun giebt es aber noch zwei Waffenarten, welche einander als Antagonisten gegenüberstehen und deren Verbreitungsgebiet sich nur theilweise deckt; z. Th. schliessen sie sich sogar gegenseitig aus. Es sind dieses der Bogen und das Wurfmesser. Beide sind Fernwaffen, das Wurfmesser indess auch Hiebwaffe. Dafür fliegen die Pfeile aber weiter, können in bedeutend grösserer Anzahl mitgenommen werden. Auch ist ihr Verlust weniger schmerzlich. Das Verbreitungsgebiet des Pfeil und Bogens ist folgendes. Durch den centralen Sudan kann man eine in NS.-Richtung verlaufende Linie ziehen, welche das Gebiet der Bogen führenden und nicht führenden Stämme trennt. Diese Grenzlinie beginnt bereits am Südrand von Fessan und verläuft ungefähr von Mursuk nach dem westlichen Bornu. Alle westlich dieser Linie befindlichen Völker haben Pfeil und Bogen, die östlich wohnenden nicht. In Bornu trennt die Linie das Gebiet der heidnischen Manga von dem übrigen Bornu ab, verläuft dann nach SO. Die Bolo in Bautschi haben nach Rohlfs Bogen und Pfeile,[19]) die Bewaffnung der Fika, Kerrikerri, Babir u. s. w. in Südwest-Bornu kennen

wir dagegen nicht. Dagegen werden von Barth bei den Margi niemals Pfeile erwähnt. Vom Lande der Margi verläuft die Grenze nach Osten, umrandet die Musguländer[20]) im SW. und geht dann nach Süden. Maistre fand die ersten Bogen in Palla in Lakka,[20a]) allein erst in Lame scheint diese Waffe zu dominiren.[20b]) Ihre Grenze nach Osten fällt anscheinend also mit der des Einflusses der Fulbe

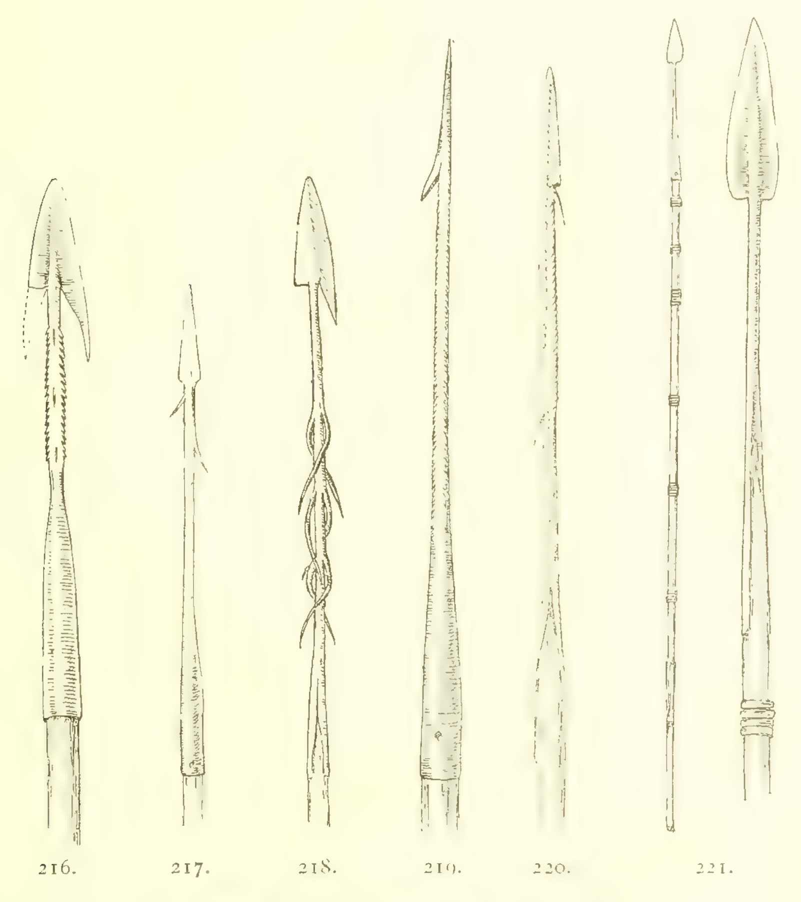


Abb. 216. Speer der Bute. 1/4 nat. Gr. M. f. V. Berlin
Abb. 217. Speer der Gongora. 1/4 nat. Gr. M. f. V. Berlin
Abb. 218—19. Speere der Dengdeng. 1/5 nat. Gr. M. f. V. Berlin.
Abb. 220. Speer der Kakum. 1/11 nat. Gr. M. f. V. Berlin.
Abb. 221. Speer der Derrera. 1/5 nat. Gr. M. f. V. Berlin.

zusammen; denn auch in Palla fand Maistre die ersten mohamedanischen Gewänder und die ersten Fulbe. Die Grenze läuft von Lakka noch ein Stück nach Süden und biegt dann nach Osten um, anscheinend ungefähr auf der Wasserscheide zwischen Kongo und Schari, doch noch im Gebiet des letzteren Flusses liegend. Die Mandjia führen noch den Bogen, wie alle Kongostämme; die Aretu waren die ersten, denen er fehlte.[20c]) Demnach haben die Tuareg, die Haussa- und Nupevölker, die meisten Adamauastämme und vor Allem

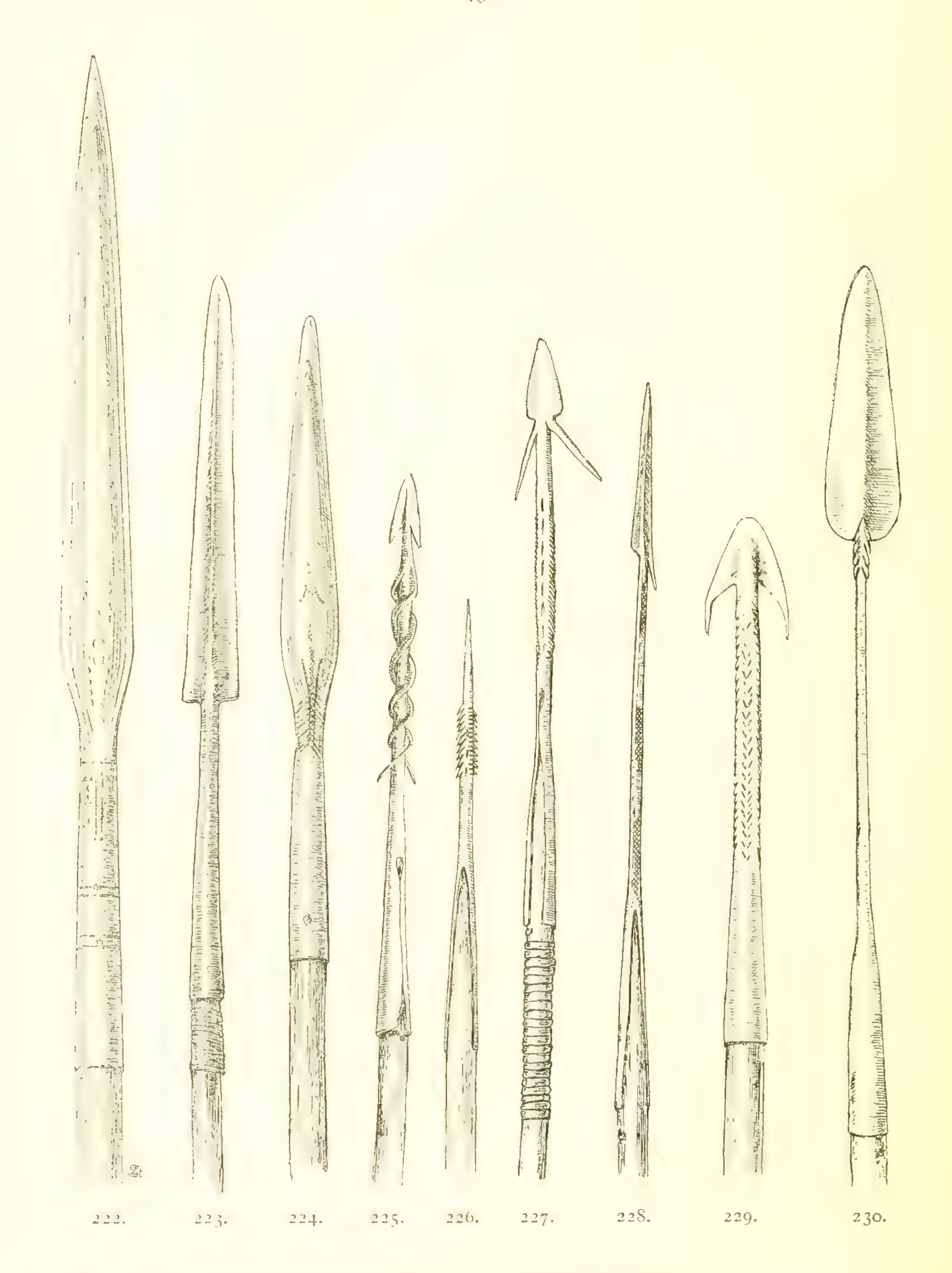


Abb. 222. Typische Kanembulanze aus Bornu. $^{3}/_{10}$ nat. Gr. M. f. V. Berlin.
Abb. 223. Speer der Mbum. $^{3}/_{8}$ nat. Gr. M. f. V. Berlin
Abb. 224—27. Speere der Baia. M. f. V. Berlin. Abb. 224, 225, 226 $^{1}/_{4}$ nat. Gr. Abb. 227 $^{3}/_{14}$ nat. Gr.
Abb. 228—29. Speere der Lakka. M. f. V. Berlin. Abb. 228 $^{1}/_{4}$ nat. Gr. Abb. 229 $^{1}/_{2}$ nat. Gr.
Abb. 230. Speer der Deek. $^{3}/_{14}$ nat. Gr. M. f. V. Berlin.

die Fulbe alle Bogen und Pfeile. Auch im östlichen Gebiet existiren mehrere Stämme, bei denen der Bogen im Gebrauch ist, wie die Haddád[21]) und Danoá[22]) im südlichen Kanem, die Keríbina zwischen Karnak Logone und Bugoman[23]) und endlich die Fulbekolonien des Scharibeckens.[24])

Die südliche Grenze des Bogens in Adamaua ist nicht genau bekannt. Im Hinterland von Kamerun stossen die mit Bogen bewaffneten Wute mit den Bantustämmen zusammen, welche die Armbrust führen.[25])

Auch den Bali fehlt bereits der Bogen, sie sind mit Speer und Flinte bewaffnet.[26])

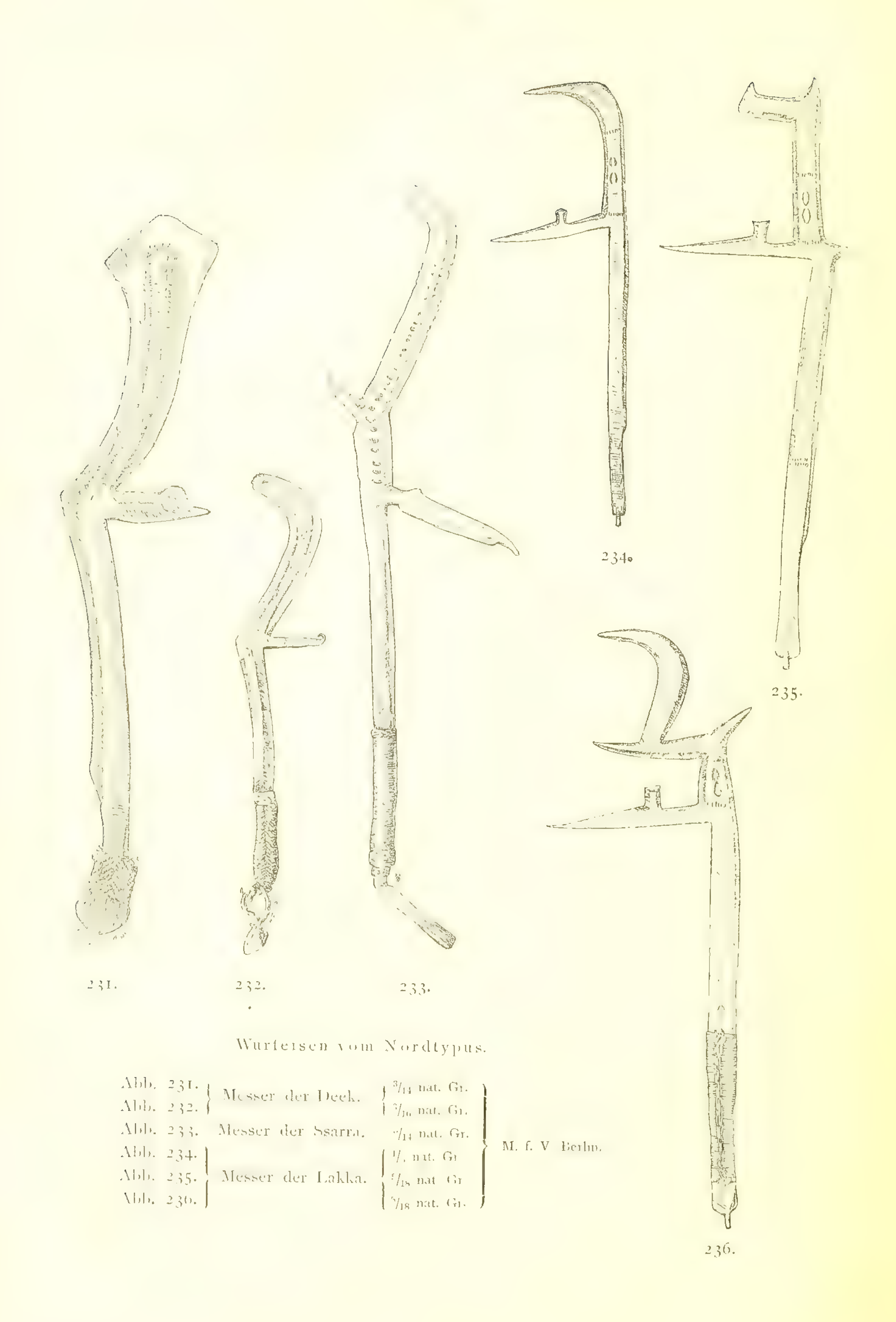
In Adamaua und Muri ist der Bogen einheitlich konstruirt, vor Allem in Bezug auf die Befestigung der Sehne. Manche Heidenstämme, wie die Tengelin, Mattafall, Dekka, Djikum, verwenden als Bogen mehr oder weniger kunstlose runde Stöcke aus dem harten Holz mancher Bäume des Buschwaldes, besonders des Bauschibaumes. (Abb. 54, 102, 193.)

Die Durru besitzen dreikantig geschnitzte Bogen. (Abb. 133.) Am sorgfältigsten ist der Fullabogen gearbeitet, ein zwei Finger breiter, an den Enden schmäler werdender glatter, geschnitzter Stab, der auf seiner Innenseite eine Rinne besitzt. (Abb. 72.) Dieselbe erleichtert vielleicht das Spannen oder dient dazu, die an einem Ende abgenommene und in die Rinne gelegte Sehne zu schützen. Merkwürdigerweise besitzt der Bogen der alten Aegypter genau dieselbe Rinne. Auch die Wute im Hinterland von Kamerun haben Rinnenbogen. Die Länge der Bogen wechselt zwischen 1,20 und 1,50 m.

Die Sehne besteht aus gedrehtem Leder und ist an allen Bogen gleichmässig befestigt. Sie ist kürzer als der Bogen und daher nur an einem Ende fest, am anderen beweglich angebracht. Auf der einen Seite nämlich besitzt der Bogen ein Loch, durch welches die Sehne durchgezogen wird, auf der anderen ist er zugespitzt und auf diese Spitze wird nach Krümmung des Bogens eine komplizirt geflocktene Schlinge der Sehne gestreift. Diese gleichmässige Art der Befestigung deutet auf ein gemeinsames Ursprungsgebiet des Bogens hin.

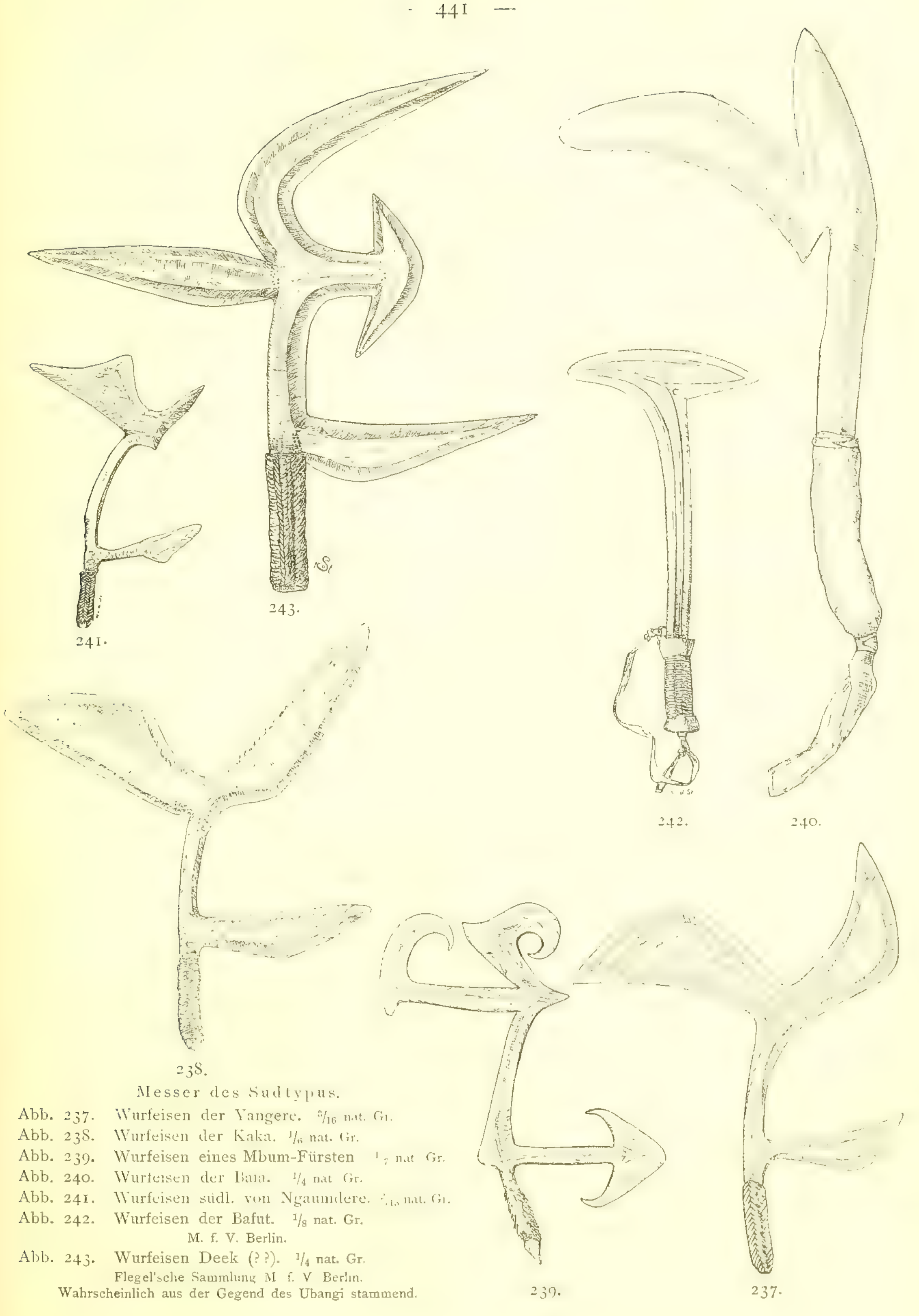
Das Spannen erfolgt nicht blos mit den Fingern, sondern vermittelst einer Vorrichtung, welche der Sehne als Widerlager dient und so die Spannung erleichtert. In einem Falle ist dasselbe auf das proximale Glied des Daumens verlegt, in dem andern Falle auf die dem Daumen gegenüber liegende Seite der Mittelhand. Erstere Methode ist die am weitesten verbreitete und zwar besteht der Apparat in einem Leder- oder Eisenringe, der auf den Daumen gestreift wird (Abb. 125), im anderen Falle aus einem Messer mit hohlem Griff, durch welchen die Hand gesteckt wird. Die Klinge befindet sich auf der Seite des kleinen Fingers. Diese Spannmesser (Abb. 186) sind bei den Djikum, Mutschi und Arago im Gebrauch. Die Wute haben hölzerne Spannringe für die Hand.[27])

Der Bogen wird beim Spannen horizontal gehalten, der 60—70 cm lange, unbefiederte Pfeil mit seiner Kerbe in die Sehne eingestellt und mit dem Zeige-



Wurfeisen vom Nordtypus.

Abb. 231.	Messer der Deek.	3/14 nat. Gr.	M. f. V. Berlin.
Abb. 232.		3/16 nat. Gr.	
Abb. 233.	Messer der Ssarra.	2/14 nat. Gr.	
Abb. 234.	Messer der Lakka.	1/7 nat. Gr.	
Abb. 235.		5/18 nat. Gr.	
Abb. 236.		5/18 nat. Gr.	



Messer des Sudtypus.

Abb. 237. Wurfeisen der Yangere. $8/16$ nat. Gr.
Abb. 238. Wurfeisen der Kaka. $1/6$ nat. Gr.
Abb. 239. Wurfeisen eines Mbum-Fürsten $1/7$ nat. Gr.
Abb. 240. Wurfeisen der Baia. $1/4$ nat. Gr.
Abb. 241. Wurfeisen südl. von Ngaundere. $2/15$ nat. Gr.
Abb. 242. Wurfeisen der Bafut. $1/8$ nat. Gr.
M. f. V. Berlin.
Abb. 243. Wurfeisen Deek (??). $1/4$ nat. Gr.
Flegel'sche Sammlung M. f. V. Berlin.
Wahrscheinlich aus der Gegend des Ubangi stammend.

finger der linken Hand umfasst und an den Bogen gedrückt. Die rechte fasst den Pfeil zwischen Daumen und Zeigefinger, sodass sich die Sehne am hinteren Rande des Lederringes resp. des Messergriffes anlehnt. Der dritte bis fünfte Finger helfen die Sehne anziehen, während sich der linke Arm durch einen Zug nach vorn ebenfalls beim Spannen betheiligt.

Die Köcher bestehen in der einfachsten Form aus einem Bambusrohr oder Hirsehalm, an welchem ein Internodium den Boden bildet. (Abb. 32.) Sie können nur wenige Pfeile fassen. Meist sind Lederköcher von verschiedener Form im Gebrauch, z. B. bei den Djikum, Mattafall, Tengelin. (Abb. 192, 55, 102.) Die Fulbe haben schöne, mit rothen und schwarzen Lederstreifen und gleichfarbiger Quaste geschmückte Lederköcher. (Abb. 59.) Andere Stämme schmücken sie mit Schwänzen von Hammel, z. B. die Baia, oder von Zibethkatzen, z. B. die Djikum. Die Köcher der Tengelin und Mattafall haben geflochtene Bastdeckel, die der Fulbe Lederdeckel, die der Djikum keine Bedeckung.

Das Wurfmesser — garió h. kan. ful. — ist eine platte Eisenstange mit mehreren Zacken und Klingen versehen, welche alle in einer Ebene liegen. Seine Form wechselt ganz ausserordentlich, alle haben aber folgende Eigenschaften gemeinsam. Sie besitzen eine obere und untere Seite, welche an allen zu unterscheiden sind, indem die Klingen nur auf der oberen Seite behufs Schärfung angeschliffen sind. Der Griff ist mit Baststreifen oder Leder umwickelt. Beim Werfen liegt eine bestimmte Seite stets vorn, d. h. dem Feinde zugewendet. Es ist dieser Punkt wegen der Erkennung der vorn und hinten liegenden Klingen von entscheidender Wichtigkeit. Das Messer wird horizontal geschleudert und fliegt in Drehungen wirbelnd durch die Luft, kann also beim Aufschlagen mit einer breiten Fläche, sich weiter drehend, noch mit einer Spitze verwunden. Es hat also auch eine schneidende Wirkung.

Das Verbreitungsgebiet des Wurfmessers ist kein zusammenhängendes, sondern es zerfällt in eine nördliche und südliche Region. Die nördliche umfasst das Gebiet der östlichen Sahara mit den Stämmen der Teda, Dasa und Baele. Das südliche liegt dagegen im Scharibecken, mit Ausnahme des eigentlichen Bagirmi, und im nördlichen Kongobecken. Im Osten greift es mit den Stämmen der Niamniam und Makraká in das Nilgebiet über, im Westen in das Hinterland von Kamerun. Es ist im Besitz der Mbum und Baia, der Kaka und Yangere. Im grossen Bogen nach Osten umgeht dann die Grenze Bubandjidda, schneidet, nach Norden gewendet, die Lakkaländer, springt mit dem Gebiet der Margi und Wandala nach Westen vor, umfasst vielleicht auch das der Fika, Kerrikerri etc. im südwestlichen Bornu, und biegt dann nach Osten um, um in das Scharibecken überzugehen. Die weitere Nordgrenze ist noch nicht näher bekannt. In Bornu, Bagirmi, Kanem, Wadāï und Darfur fehlt es aber unzweifelhaft.

Seinen Formen und damit seiner Entwickelung nach zerfällt hat das Wurfmesser in zwei von einander gut zu unterscheidende Arten. Diese gehören

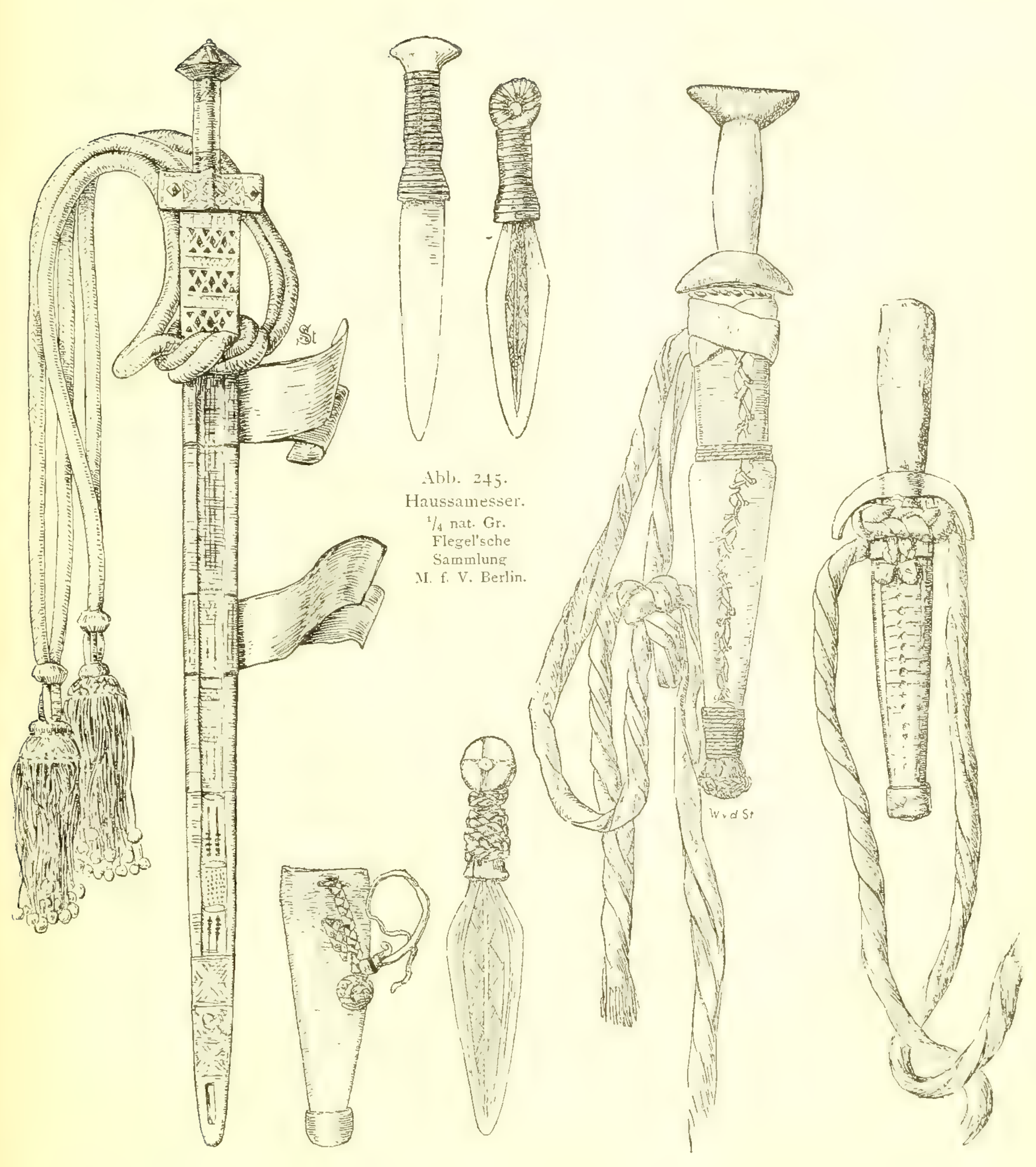


Abb. 245.
Haussamesser.
$^1/_4$ nat. Gr.
Flegel'sche
Sammlung
M. f. V. Berlin.

Abb. 244.
Haussaschwert mit Gehänge
aus Togo.
(Kommt in derselben Form auch im
centralen Sudan vor, aus dem dieses
Exemplar wahrscheinlich stammt.)
$^1/_6$ nat. Gr. M. f. V. Berlin

Abb. 246.
Haussamesser.
$^3/_8$ nat. Gr.
Flegel'sche Sammlung
M. f. V. Berlin.

Abb. 247.
Haussamesser aus Ibi.
$^3/_{10}$ nat. Gr.
M. f. V. Berlin.

Abb. 248.
Messer der Ofi
(Griff aus Eisen).
$^5/_{18}$ nat. Gr.
M. f. V. Berlin.

einer nördlichen und einer südlichen Region an, welche sich aber nicht mit den obigen Provinzen decken.

Dr. Schurz hat in einer ausgezeichneten Arbeit[28]) die Entwickelung der Wurfmesser auf eine einfache nach vorn gebogene Stange, wie sie noch bei den Musgu vorkommt, zurückgeführt. Durch das Auftreten einer vorderen Querstange entstehen die Messer der Lakka und Scharistämme, der Musgu, Margi und Tedā. Diese bilden zusammen einen Typus, der auf den Norden beschränkt ist. Bereits bei den Tedamessern findet man an der oberen Biegung auf der Aussenseite eine zweite Zacke, die auch bei den Matafallmessern auftritt.

Diese Zacke entwickelt sich in dem südlichen Verbreitungsgebiet zu einer Klinge, während die vordere Querstange fortfällt. Statt dessen entsteht hinten, unten über dem Griff ein neuer Auswuchs, der ursprünglich zur Befestigung der den Griff umhüllenden Baststreifen diente. Das Wegfallen der vorderen Querstange, das Auftreten der hinteren Klinge unten und oben, ist für den südlichen

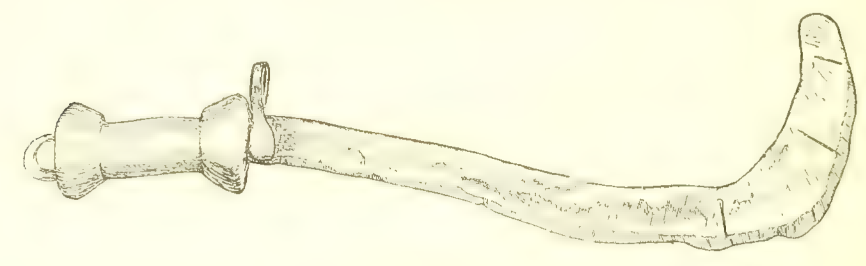


Abb. 249. Schwert der Forra.
¹/₃ nat. Gr. Flegel'sche Sammlung M. f. V. Berlin.

Typus charakteristisch, Dazu kommt eine flächenhafte Entwickelung der Klingen, im Gegensatz zu den meist schmalen, stangenförmigen Messern des Nordens. Ein sehr geringer Formenwechsel ist dem nördlichen Typus eigen, die südlichen dagegen variiren in der seltsamsten Weise und durch Ausdehnung, Verschmelzung oder Reduktion bestimmter Klingen kommt ein verwirrender Formenreichthum zu Stande.

Die Grenze zwischen dem nördlichen Typus ist, soweit bekannt, eine scharfe. Sie verläuft anscheinend ungefähr längs der Wasserscheide des Kongo-Schari und fällt wahrscheinlich im Westen mit dem Abfall des südafrikanischen Plateaus zusammen. Nach Maistre besitzen allerdings die im Gebiet des Nana, eines Nebensflusses des Schari, wohnenden Mandjia, ebenso wie die Ubangistämme der Ndri, Togbo und Bansiri bereits das südliche Messer, welches übrigens dem der Niamniam ähnelt.[28a]) Schurz irrt, wenn er meint, dass sich in Adamaua beide Typen vermengen.[29]) Dieser sehr verzeihliche Irrthum ist dadurch zu Stande gekommen, dass in der Flegel'schen Sammlung typische Lakkamesser angeblich aus dem Gebiet südlich von Ngaumdere stammen sollten, ferner weil die Messer der Deek (oder wie Flegel schreibt Deck) aus Flegel's Sammlung beide Typen aufweisen. Nun gleichen aber von den drei angeblichen Deek-

Abb. 252.
Streitaxt aus Muri.
$^{1}/_{6}$ nat. Gr.
Flegel'sche Sammlung M. f. V. Berlin

Abb. 250.
Fulbeschwert aus Adamaua.
$^{1}/_{4}$ nat. Gr.
Flegel'sche Sammlung M. f. V. Berlin.

Abb. 251.
Dolchmesser aus Yola.
$^{1}/_{4}$ nat. Gr. Flegel'sche Sammlung M. f. V. Berlin.

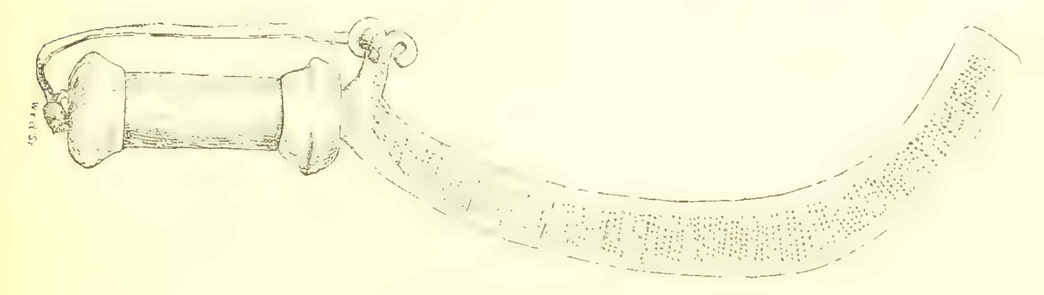


Abb. 253. Schwert der Yángere.
$^{1}/_{4}$ nat. Gr. M. f. V. Berlin.

messern zwei denen der Ssarra, das dritte hat dagegen eine ausserordentlich merkwürdige und komplizirte Form, indem alle vier Klingen entwickelt sind, und zwar ist die obere vordere nach hinten gebogen. Auch in der Klingenbreite bildet es einen Uebergang zwischen dem Nord- und Südtypus. Die Deek wohnen zwischen den Lakka und Yangere und daher wäre an und für sich das Auftreten von Uebergangsformen nicht auffallend. In Wirklichkeit gleicht jenes Messer aber vollständig den von Dr. Mense vom Ubangi mitgebrachten Wurfeisen, welche sich im Museum für Völkerkunde in Berlin befinden. Es kann kein Zweifel sein, dass auch das Flegel'sche Messer aus jenen Gegenden und nicht von den Deek stammt. Die Deekmesser sind also noch zum Nordtypus zu rechnen und die Grenze zwischen diesen und den Südmessern ist also vorläufig scharf zu ziehen.

Schurz hat es versucht, das Wurfeisen in seiner einfachsten Form auf das Wurfholz zurückzuführen, das in den Ländern südlich der östlichen Sahara in Gebrauch ist oder gewesen ist und dessen Vorbild dieses war. Noch heute üben sich die Kinder in Tibesti mit hölzernen Wurfmessern ein, und auch aus Bornu und Sennaar werden solche erwähnt. Es findet sich auch in den Gräbern der alten Aegypter. Ich möchte mich ihm anschliessen. Jedenfalls dürfte das Wurfeisen als eine afrikanische Erfindung anzusehen sein, welche anscheinend ohne fremde Einflüsse und Anregung gemacht und ausgebildet worden ist. Vermuthlich ist diese Waffe in einem beschränkten Gebiet entstanden und hat sich von demselben aus verbreitet, ist auf dem Wege zu anderen Völkern vielfach modifizirt und nach anderer Richtung hin entwickelt worden. Das Messer des Nordtypus hat die einfachsten Formen und zwar sind alle nach genau demselben Muster gebaut und variiren sehr wenig. Daher ist es klar, dass die Heimath des Messers überhaupt entweder räumlich dem Gebiet des Nordmessers sehr nahe liegt oder die das Nordmesser führenden Stämme aus der einstigen Heimath desselben stammen. Merkwürdigerweise ist nun aber gerade das Gebiet des Nordmessers durch eine wurfmesserfreie Zone in zwei Theile getheilt. Da sich die Messer der Teda und der Stämme des Scharibeckens aber sehr ähneln, kann die Trennung vor nicht zu langer Zeit eingetreten sein.

Während also der Nordtypus nur geringe Abweichungen bietet, finden wir beim Südtypus einen verwirrenden Formenreichthum. Dieser deutet darauf hin, dass das Messer grosse Wanderungen gemacht hat und auf denselben den mannigfaltigsten Einflüssen ausgesetzt gewesen ist. Durch Ausbildung neuer Klingen, durch Reduktion oder Verschmelzung anderer sind die zahllosen, bald komplizirten, bald simpeln Messer zu Stande gekommen, welche in dem weiten Gebiet zwischen dem Nil und Adamaua existiren. In das südliche Adamaua ist das Wurfmesser anscheinend nicht aus NO., sondern vom Kongo her gekommen, mit dessen Messern die Adamauamesser am ehesten verwandt sind.

Anscheinend scharf ausgeprägt, läuft die Grenze zwischen den Messern des Nord- und Südtypus ungefähr auf der Wasserscheide des Schari-Kongo hin.

Oestlich in dem Kongo-Nilgebiet herrscht dann der Südtypus. Vielleicht kann man, trotz unserer lückenhaften Kenntniss, bereits jetzt daraus schliessen, dass das Ursprungsgebiet des Wurfmessers nach Osten hin zu verlegen ist. Uebergangsstadien zwischen dem Nord- und Südtypus lassen sich vorläufig noch nicht vollständig verfolgen, existiren vielleicht auch gar nicht. Es würde das dann dafür sprechen, dass das Messer gerade aus der beide Typen verbindenden Heimath verdrängt worden ist. Dieselbe würde also etwa in die Gegend von Darfur und Kordofan fallen. Auch andere Gründe, vor allem der Umstand, dass sich zu allen Zeiten die begabtesten Völker am Südrande der Sahara entwickelt haben, macht es wahrscheinlich, dass auch die Erfindung des Wurfeisens in jenen Gegenden erfolgt ist. Spätere Forschungen werden aber erst ein klares Bild geben können.

Das Verbreitungsgebiet des Wurfeisens war früher viel ausgedehnter. In Kanem, Bornu und Bagirmi hat es unzweifelhaft geherrscht, wahrscheinlich auch in Wadai und Darfur. Noch heute soll es vereinzelt bei den Búdduma vorkommen[30]) und die heidnischen Hülfsvölker im Bornuheere führen es noch.[31]) Was hat nun diese Waffe verdrängt?

In erster Linie könnte man an Pfeil und Bogen denken. Diese und das Wurfmesser schliessen sich ja zum Theil aus und sind auch unzweifelhaft wirklich Antagonisten. Eine scharfe Grenze findet sich zwischen beiden in der Sahara und im centralen Sudan. Pfeil und Messer schliessen dort einander aus, wenn auch mit Ausnahmen, wie das Vorkommen des Wurfmessers bei den Mattafall beweist. Im südlichen Adamaua und im Kongobecken existiren dagegen Pfeil und Wurfeisen neben einander. Seltsam ist die Vertheilung beider im nördlichen und centralen Adamaua ohne Frage. Denn die Grenze verläuft nicht nach Stämmen, sondern fällt zum Theil mit der Grenze des Einflusses der Fulbe zusammen. So haben die Margi noch Messer, von ihren Verwandten den Babir, ferner den Fika, Kerrikerri ist es noch fraglich, desgleichen von den Wandala und den Musugoi. Die Musgu führen wiederum nur das Wurfeisen. Ob die Grenze in Lakka mit ethnographischen Grenzen zusammenfällt, ist zweifelhaft. Jedenfalls ist sie aber mit dem Einfluss der Fulbe identisch. Trotzdem dürften Pfeil und Bogen nirgends das Wurfeisen verdrängt haben. Im Scharibecken sitzen seit Jahrhunderten Fulbe und Scharistämme neben einander. Jene führen allein den Bogen, diese nur das Wurfeisen. Keine der beiden Waffen hat die andere zu verdrängen vermocht, sie halten sich vielmehr das Gleichgewicht. Deshalb ist es auch nicht wahrscheinlich, dass die Adamauastämme von den eingewanderten Borroro den Bogen, der ihre Nationalwaffe war, angenommen und das Wurfeisen aufgegeben haben. Auch ist es unwahrscheinlich, dass dasselbe seit der Eroberung Adamaua's durch die Fulbe vollständig verschwunden sein sollte. Das grosse Volk der Durru und Dekka z. B. ist zum grossen Theil noch völlig unabhängig und hätte durchaus keinen Grund gehabt, seine Nationalwaffe mit einer fremden, die ja anerkanntermaassen keine

besondere Ueberlegenheit besitzt, zu vertauschen. Es ist ja richtig, das Wurfeisen ist schwerer anzufertigen, schwerer zu beschaffen als Pfeile, sein Verlust ist viel schwerer zu verschmerzen und deshalb mögen einzelne, in die Gebirge gedrängten Stämme genöthigt worden sein, Pfeil und Bogen anzunehmen, ebenso wie längs der Grenze ein Verdrängen der einen durch die andere Waffe stattgefunden haben wird. Für die grossen Völker Central- und Nord-Adamaua's, wie die Falli, Mundang, Batta, Dekka, Durru wäre eine solche Annahme aber durchaus haltlos. Wahrscheinlich ist das Wurfeisen nie zu ihnen gedrungen, wie ja auch weiter südlich seine Verbreitung nach Westen hin begrenzt ist. Dazu kommt, das gerade in den Gegenden, aus denen das Messer verdrängt worden ist, wie Bornu, Kanem, Bagirmi, Wadai, Darfur, der Bogen nirgends im Gebrauch ist, vielmehr Lanze und Schild die auschliesslichen Waffen bilden. Auch im Bereiche des Bogens ist derselbe eine Waffe der Sklaven, der niederen Leute. Die Vornehmen kämpfen mit Lanze und Schwert.[32])

Sehr wichtig ist hierbei auch die Frage, woher die Stämme des centralen Sudan den Bogen haben. Derselbe ist zweifellos die Nationalwaffe der Fulbe, ob er aber von ihnen in den centralen Sudan eingeführt worden ist, dürfte, wie erwähnt, sehr fraglich sein; derselbe ist vermuthlich eine uralte Waffe. Sie war ja schon im Alterthum die Lieblingswaffe der Numider und konnte seit jener Zeit bereits in den Sudan eindringen. Es wäre vielleicht mehr berechtigt, sich darüber zu wundern, dass die Stämme des Ostsudan und der östlichen Sahara ihn nicht führen. Wir haben vorläufig zu wenig Anhaltspunkte, um über diese schwierigen Fragen irgend etwas Sicheres aussagen zu können. So viel dürfte man aber mit Sicherheit behaupten, dass Pfeil und Bogen nirgends das Wurfmesser, und umgekehrt dieses wohl nirgends jene in grossem Massstabe verdrängt hat, sondern dass beide friedlich neben einander bestehen können. Vielmehr scheint mir die Verbreitung beider Waffenarten insofern gerade von grosser Wichtigkeit zu sein, als man aus dem Vorhandensein der einen oder anderen Schlüsse auf die Heimath der betreffenden Völker machen kann. Alle unter dem Einfluss der östlichen Sahara gebildeten Stämme führen das Wurfeisen, während der Bogen den Völkern des Central- und Westsudan angehört, welche kulturhistorisch von der centralen und westlichen Sahara abhängig waren. Demnach sind die bogenführenden Stämme des Ostsudan als Einwanderer aus dem Westen zu betrachten, wie z. B. die Fulbe. Umgekehrt müssen die im Centralsudan wohnenden Stämme, welche das Messer besitzen, aus Osten eingewandert sein. Dass die Kanembù und Kanuri aus der Ostsahara stammen, wissen wir genau; desgleichen weisen die Ueberlieferungen und Sprachen der Völker der Logongruppe auf eine östliche Herkunft hin. Auch in anthropologischer Beziehung finden z. B. die besonders hochstehenden Margi gleichberechtigte Rivalen in den Stämmen des südlichen Bagirmi, wie den Bua, Ssarra und anderen.[33]) Auch halte ich es durchaus für möglich, dass die Bewohner von Lame und Lere, die ja den Bogen führen, sich mehr den Falli anschliessen und im

nationalen Gegensatz zu den Lakka stehen; denn nach Maistre's Beschreibung unterscheiden sich beide Stämme körperlich nicht unerheblich.[34]) Die Haussa nennen allerdings beide Mundáñg.

Was hat aber gerade in den grossen Staaten am Südrand der östlichen Sahara, in denen vielleicht gerade die Heimath des Wurfeisens zu suchen ist, dieses verdrängt? Schurz meint das Feuergewehr.[35]) Das ist aber aus verschiedenen Gründen unwahrscheinlich. Einmal ist das Gewehr erst seit kurzer Zeit in jene Länder gedrungen und von bedenklicher Güte, zweitens ist es nur in verhältnissmässig spärlicher Anzahl vorhanden und spielt in den dortigen Heeren eine untergeordnete Rolle, drittens ist seine Treffsicherheit minimal, so minimal, dass sich ihm gegenüber sogar die schwerfälligen Wattenpanzerreiter bis auf den heutigen Tag haben halten können. Viertens würde, wenn seine todtbringende Wirkung das primitivere Messer verdrängt hätte, gewiss nicht die wesentlich für den Nahkampf berechnete Lanze seine Stelle eingenommen haben.

Was der Herrschaft des Wurfmessers ein Ende gemacht hat, ist die Reiterei, die Hauptwaffe der Fulbe im Sokotoreich, der Kanuri in Bornu, der Bagirmi-, Wadai- und Darfurleute. Um's Jahr 800 kam das Pferd nach Bornu;[36]) die Araber führten es wahrscheinlich in Wadai und Darfur ein. Wo aber die Reiterei zur Herrschaft gelangte, war es zu Ende mit dem Wurfeisen. Dasselbe fliegt ca. 60 m. Im Nu hat aber die anstürmende Reiterei diese Strecke zurückgelegt und im Handgemenge ist das Wurfeisen der Lanze und dem Schwert gegenüber ohnmächtig, ein mit Schild und Lanze bewaffnetes Fussvolk dagegen weit vertheidigungsfähiger. Auch Pfeil und Bogen sind im Handgemenge fast werthlos. Daher hat an Stelle des verdrängten Wurfeisens Lanze und Schild in jenen Staaten als Waffe des Fussvolks Eingang gefunden.

Die Reiterei ist überhaupt die Stärke der mohamedanischen Heere des Sudan. Sie entscheidet die Feldschlachten durch ihren Ansturm, wie die Ritter des Mittelalters. Ihr verdanken die Fulbe vor allem die rasche Niederwerfung der Heidenstämme. Im ebenen Terrain sind diese schnell den Reiterheeren erlegen und nur im Gebirge oder im Schutz grosser Ströme, wie am untern Benue, haben sie sich länger halten können. Wo die Heiden selbst Reiterei besassen, wie die berittenen Stämme des Scharibeckens, oder sich solche verschafften, wie in Lame, Lere und Wukari, haben sie ihre Feinde mit Erfolg zurückhalten können. Freilich sind die Pferde der Scharistämme nur kleine Ponnys, Lere und Lame beziehen dagegen grosse Pferde aus Marrua.

Das Fussvolk der Fulbe, welches z. Th. aus Sklaven besteht, ist theils mit Pfeil und Bogen, theils mit Lanze und Lederschild bewaffnet. Es folgt in der Schlacht schnellen Laufs der voranstürmenden Reiterei, um dieselbe in dem sich entspinnenden Handgemenge zu unterstützen. Mit Bogen und Pfeil bewaffnete Fulbereiter sind nur aus der nordwestlichsten Ecke des mittleren Sudan und unter den Berberstämmen am Südrand der Wüste bekannt.[37])

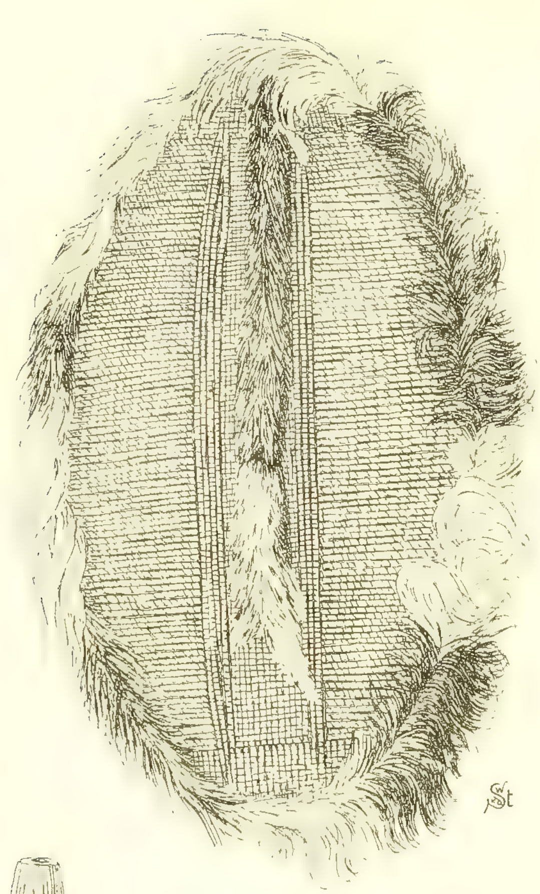


Abb. 254.
Geflochtener Schild der Baia.
$^1/_{10}$ nat. Gr. M. f. V. Berlin.

Abb. 255. Lederschild der Mbum.
$^1/_{20}$ nat. Gr. Flegelsche Sammlung M. f. V. Berlin.

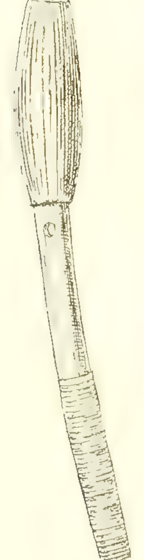


Abb. 256.
Kriegsflöte der Baia.
1/[illegible] nat. Gr
M. f. V. Berlin.

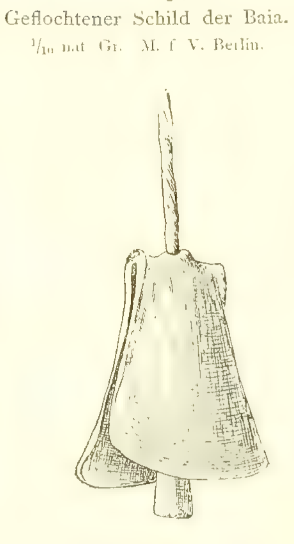


Abb. 257.
Kriegsglocke.
[illegible] nat. Gr. Flegel'sche Sammlung M. f. V. Berlin.

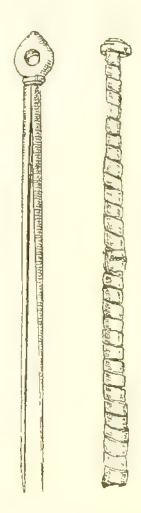


Abb. 258.
Pincette der Mamu zum Ausziehen von Pfeilen.
$^3/_{10}$ nat. Gr.
M. f. V. Berlin.

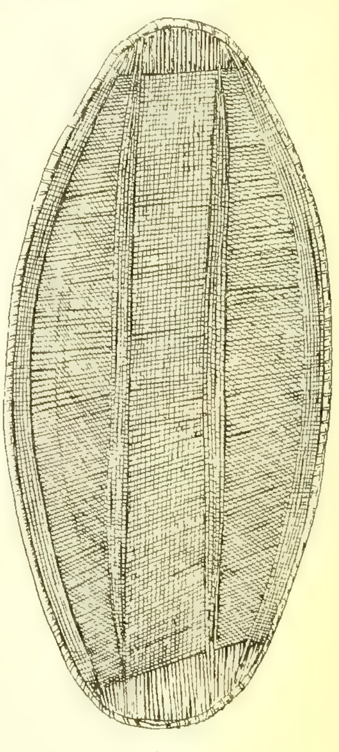


Abb. 259.
Geflochtener Schild der Yangere.
$^1/_{20}$ nat. Gr.
Flegel'sche Sammlung M. f. V. Berlin.

Dass sich im centralen Sudan Pfeil und Bogen neben der Reiterei gehalten hat, während das Wurfmesser im Ostsudan völlig verschwunden ist, lässt sich vielleicht in folgender Weise erklären. Die Stämme des heutigen Wadai und Darfur sind Mischstämme, hervorgegangen aus einer ursprünglichen schwarzen Bevölkerung, die wahrscheinlich zu den Teda in verwandtschaftlicher Beziehung gestanden hat und arabischen Stämmen, den Tundjer.[38]) Diese brachten ihre nationalen Waffen, Reiterei mit Lanze und Schwert zu Herrschaft und übertrugen sie auf die neuen Mischvölker, während das Wurfmesser in Vergessenheit gerieth. So finden wir denn jetzt die Messer führenden Stämme durch die Zone, in welche eine starke arabische Einwanderung stattfand, getrennt. Im centralen Sudan hat dagegen, wie wir sehen werden, nicht sowohl eine Einwanderung arabischer Reiterstämme stattgefunden als vielmehr bogenführender Stämme aus der Sahara, nämlich der Góbir oder Haussa. Es fand also wahrscheinlich kein Wechsel der Nationalwaffe statt und diese hat sich daher auch fernerhin behauptet, als die Reiterei die Hauptwaffe wurde. Es ist auch sehr fraglich, ob die Haussastämme vor der Fulbeherrschaft überhaupt eine sehr starke Reiterei besessen haben.

Gewehre sind, wie bereits erwähnt, nur spärlich vorhanden und vor allem von sehr geringer Güte. Es sind Feuersteinflinten, deren Treffsicherheit nur gering ist. Sie werden übermässig mit Pulver geladen; denn das Knallen ist dabei die Hauptsache, nicht das Treffen. In Adamaua haben wir sie nur in Yola und Ngaumdere gesehen, doch sind sie sicherlich auch in Marrua und andern grossen Städten vorhanden.

Die Küstenstämme sind mit Gewehren viel besser versorgt und diesem Umstande ist wohl das geringe Vordringen der Fulbe nach Westen von Banyo und Tibati aus zuzuschreiben.

Die Schutzwaffen sind weit weniger komplizirt als die Trutzwaffen. Geflochtene Rohrschilde sind im Gebiet der Wurfmesser allgemein im Gebrauch und, wie Schurz richtig vermuthet hat, eine spezielle Anpassung an das Wurfmesser. Sie werden nämlich vor dem Gebrauch in Wasser gelegt und dadurch geschmeidig. Indem sie nun der Klinge des Messers nachgeben, bringen sie dieses zum Umklappen oder verhindern wenigstens ein Durchschlagen. Ferner sind Lederschilde in Adamaua bei den Heiden und Fulbe gleichmässig im Gebrauch. Sie werden wahrscheinlich aus der Haut des Hartebeest hergestellt und mit Eisenstäben gefalzt. (Abb. 42.) Ihre Form ist überall, wo wir sie gesehen, dieselbe, nämlich die einer Glocke. Eiserne Armringe dienen theils als Parir-, theils als Schlagringe, wie bei den Lakka und Durru. Mannigfaltig ist der Kopfputz aus bunten Federn. Flegel hat mehrere Kriegkappen aus Sokoto mitgebracht, welche den Haussa gehören sollen; Denham bildet ähnliche von den Manga im westlichen Bornu ab,[39]) die auch denen der Mbum ähneln. Die Baia haben einen Kopfputz aus den rothen Schwanzfedern des grauen Papageis. Bei den Stämmen südlich von Gaschaka sind eigenthümliche

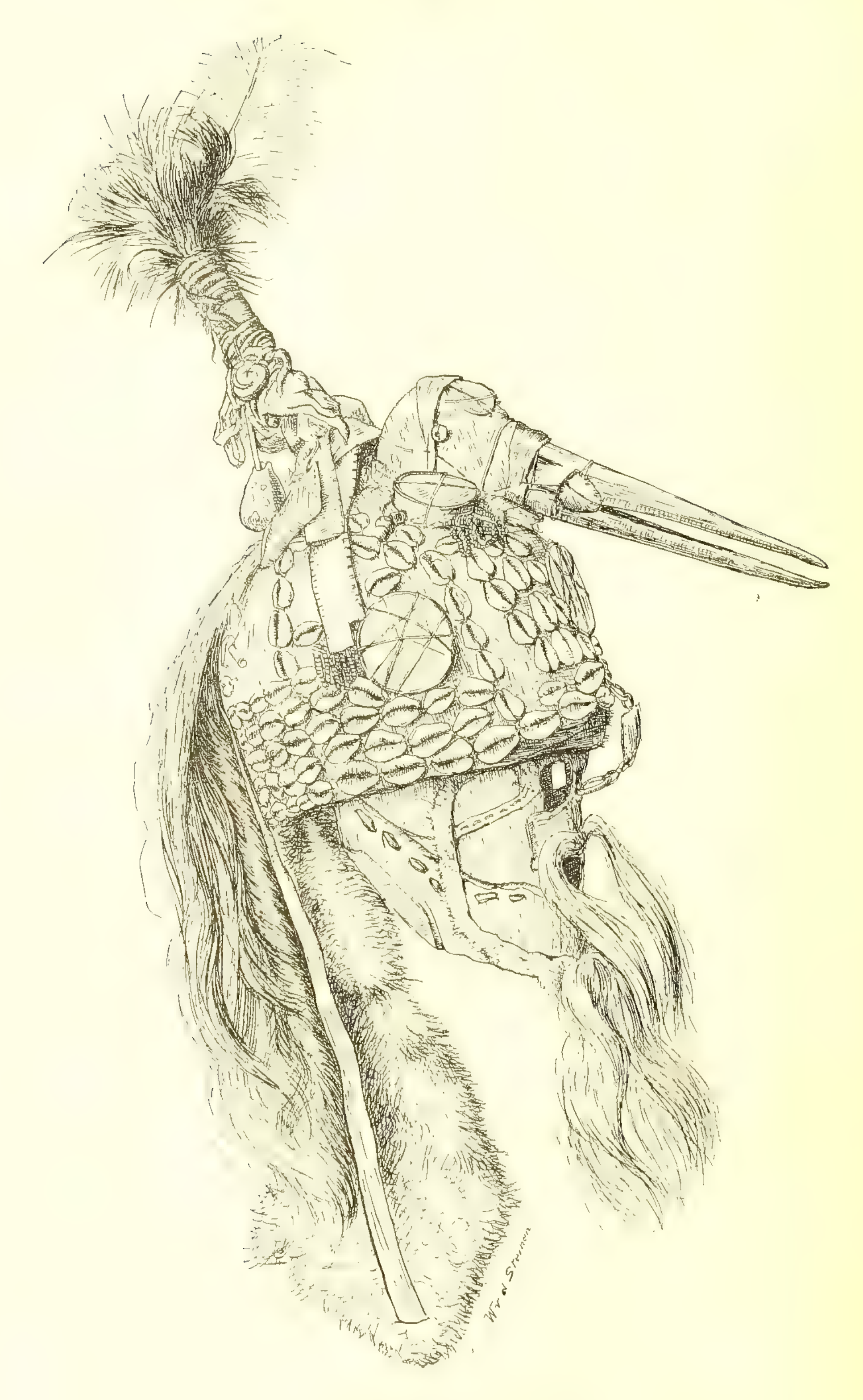


Abb. 260. Helm aus dem Sudan.
$^1/_4$ nat Gr. M. f V. Berlin.



Abb. 261. Kriegskappe der Mbum.
$^1/_8$ nat. Gr Flegel'sche Sammlung. M. f. V. Berlin

Abb. 262. Helm eines Heidenstammes aus der Gegend von Gaschaka.
$^1/_4$ nat. Gr. Flegel'sche Sammlung. M. f. V. Berlin.

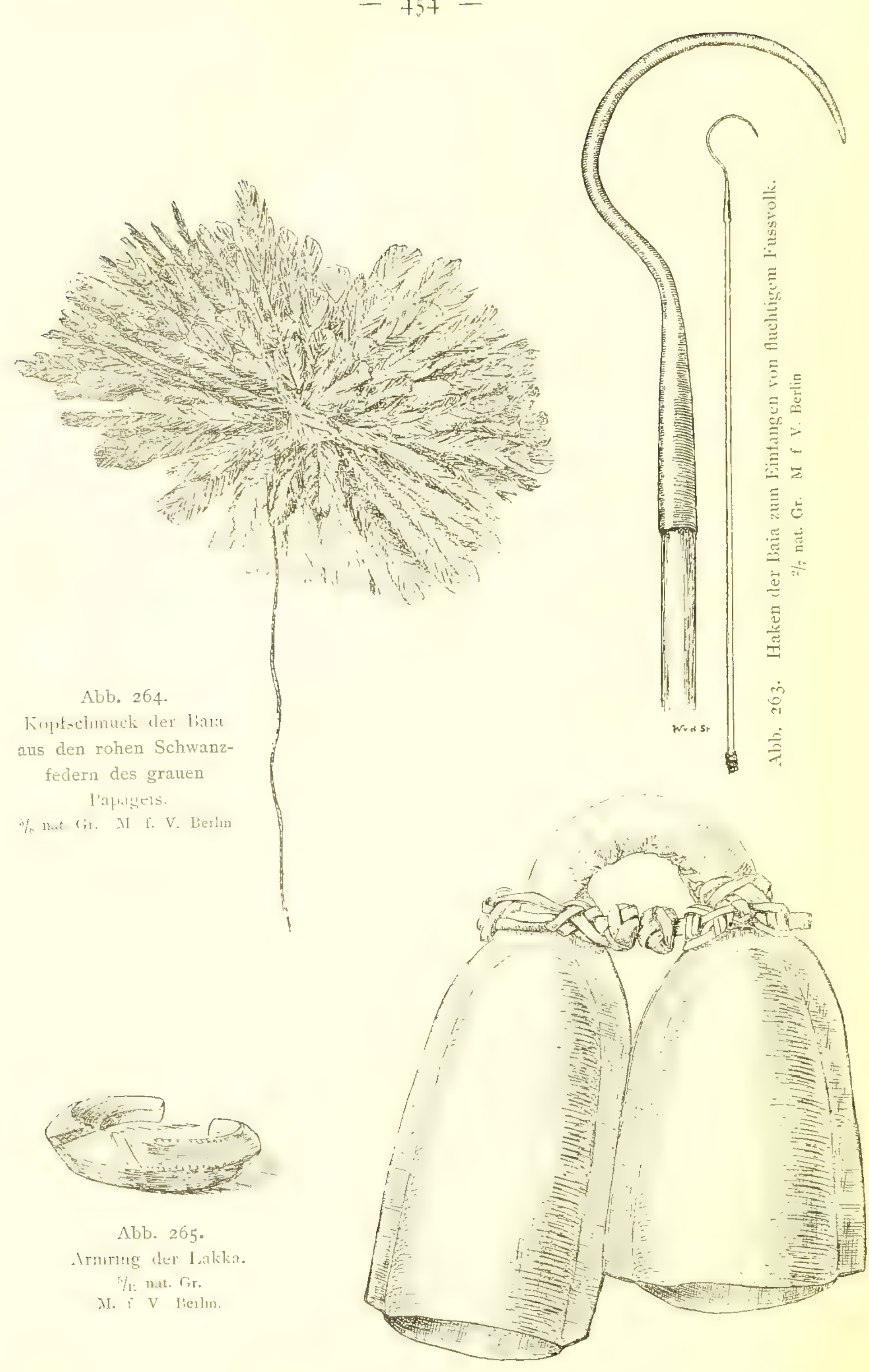


Abb. 263. Haken der Baia zum Einfangen von flüchtigem Fussvolk.
$^{2}/_{7}$ nat. Gr. M. f. V. Berlin

Abb. 264.
Kopfschmuck der Baia aus den rohen Schwanzfedern des grauen Papageis.
$^{5}/_{6}$ nat. Gr. M. f. V. Berlin

Abb. 265.
Armring der Lakka.
$^{5}/_{12}$ nat. Gr.
M. f. V. Berlin.

Abb. 266. Kriegsglocken der Baia.
$^{1}/_{4}$ nat. Gr. Flegel'sche Sammlung. M. f. V. Berlin.

Helme mit Storchschnäbeln im Gebrauch, von welchen ebenfalls Flegel einige Prachtstücke mitgebracht hat.[39a])

Kriegsglocken, ähnlich den bei Dyirum erbeuteten Glocken, kommen angeblich bei den Haussa (nach Flegel) vor (Abb. 82)[40]), ferner bei manchen Heidenstämmen in Adamaua und im Kongobecken,[41]) haben also eine weite Verbreitung. Ihre Entwickelungsgeschichte geht aus Abb. 257 hervor. Anfangs besitzen sie einen Klöppel, später werden zwei Glocken durch einen Bügel verbunden und mit einem mit Tuch umwickelten Schlegel von aussen angeschlagen.

Die mit mohamedanischer Tracht versehenen Krieger begnügen sich, die Tobe und Aermel aufzuschürzen, einen, meist scharlachrothen Zeugstreif als Gürtel umzubinden und Brust und Rücken mit Kleidern auszustopfen. Die Reiterei trägt dagegen Brust- und Kettenpanzer auf blossem Körper, darüber Toben.

Die seit Denham berühmten Wattenreiter sind auch heute noch trotz ihrer Unbeweglichkeit als schwere Kavallerie im Gebrauch. Doch scheint die leichte Reiterei, welche nur eiserne Brustpanzer trägt, bereits zu dominiren. Wir selbst haben z. B. niemals welche gesehen und hatten auch bei Dyirum nur leichte Reiter uns gegenüber. Zum Schutz des Kopfes dienen wattirte Helme oder dicke Turbane.

Mit dem Vordringen des Islam gewinnt mohamedanische Tracht und Bewaffnung immer mehr an Boden; die ursprünglichen Waffen, der bunte phantastische Kriegsputz und die primitive Bekleidung der heidnischen Stämme verschwinden mehr und mehr und damit geht vieles Ursprüngliche und Originelle zu Grunde.

Wohnungen und Hausgeräthe.

Fast noch mehr als Kleidung und Bewaffnung sind die häuslichen Einrichtungen eines Volkes, sein Hauswesen, seine täglichen Bedürfnisse und Gewohnheiten, Luxusansprüche und der dadurch bedingte Zustand seiner Landwirthschaft, seiner Industrie und seines Handels für die Beurtheilung seiner Kultur wichtig. Auch werden manche Eigenthümlichkeiten oft mit bemerkenswerther Zähigkeit festgehalten und geben werthvolle Merkmale für die Geschichte und Zusammengehörigkeit ursprünglich verwandter Völker ab. So sind z. B. gerade für die Mehrzahl der Sudanvölker ihre Häuser und häuslichen Einrichtungen charakteristisch und trennen sie scharf von ihren südlichen Nachbarn.

Die Form des Sudanhauses ist die runde mit spitzem, kegelförmigem Grasdach. Barth sah dieses Haus zum ersten Mal in Damergu; die Häuser in Asben hatten noch Bienenkorbform. Hier war zum ersten Mal Dach und Wand streng geschieden. Er weist auf die grosse Aehnlichkeit zwischen diesen Hütten und denen der ursprünglichen Bewohner im alten Latium hin, wie sie Vitruv

und andere Autoren beschrieben haben und gelegentlich auf Terrakottageräthschaften abgebildet sind.[1]) Auch hat der Name der Kanurisprache — kósi — eine eigenthümliche Aehnlichkeit mit dem lateinischen casa und dem Tamilenwort kúde (Hütte). Die Fulbe nennen dieses Haus ssúdu, die Haussa dáki.

Das Verbreitungsgebiet des runden Hauses ist ein sehr grosses. Es beherrscht den West-, Central- und Ostsudan bis zum Nil und geht von den Nilländern nach Ostafrika herab. An der Westküste und im Kongobecken herrscht dagegen das viereckige Haus. Im Süden von Bagirmi überschreitet das runde Haus allerdings die Wasserscheide zwischen Schari und Kongo, denn Maistre fand es bei den Ndri, Togbo und Ouada am Kemo,[2]) einem Nebenfluss des Ubangi. Die Grenze beider ist noch nicht genau bekannt. Im Hinterland von Kamerun bewohnen die Bantu viereckige, der andrängende Sudanstamm der Wute dagegen runde und zwingt diese Form den Unterworfenen auf.[3]) Zintgraff fand das viereckige Haus noch bei den Bali, das erste runde sah er bei den Baibaistämmen südlich von Takum, und seine Leute nennen es witzig »ombrella houses«.[4]) Die Stämme der Oelflüsse und des Nigerdeltas, herauf bis Ida haben ebenfalls das rechteckige Haus, das auch in den Yorubaländern herrscht.[5]) Letzterer Umstand ist sehr auffallend, da hier das unzweifelhafte Sudanvolk der Yoruba das fremde Haus acceptirt zu haben scheint;[6]) auch auf der Strecke zwischen Ida und Rabba, am Niger entlang, kommt es noch mit runden gemischt vor.

Die Stämme des südlichen Adamaua haben runde Häuser, desgleichen die Lakka[7]) und die Völker des Scharibeckens.[7a])

Es scheint also im Allgemeinen eine strenge ethnographische Grenze zwischen den Bewohnern des runden und rechteckigen Hauses zu bestehen. Im centralen Sudan werden nur zweimal rechteckige Häuser erwähnt, erstens von Rohlfs, nördlich von Keffi, welcher das Auffallende ihres Vorkommens wohl erkannt hat[8]) und zweitens von Ferryman, aus Bifara am Mao Kebbi.[9]) Beide Vorkommen sind vorläufig noch nicht zu erklären. Es wäre sehr interessant, wenn es sich herausstellen sollte, dass sich in den Sümpfen des Nabaratsees noch ein Rest von Bantu gehalten haben sollte. Die ehemalige grössere Ausbreitung dieser Rasse nach Norden wäre dann damit bewiesen.

Die Konstruktion des Sudanhauses ist im Allgemeinen folgende. Die Mauer besteht aus Lehm, der behufs Erhöhung der Festigkeit mit gehacktem Gras vermengt wird. Das Dachgerüst wird aus einem Dutzend konvergirender Stangen gebildet, welche durch 1—2 horizontale Reifen zusammengehalten werden. Dieses Gerüst wird mit langem Gras gedeckt. Das Dach — ka n daki h., hóre ssúdu f. — wird für sich gebaut und nachträglich auf die fertige Lehmmauer gesetzt. In Adamaua besteht zwischen Wand und Dach kein Luftraum; dagegen erwähnte Barth einen solchen aus Mubi,[10]) Staudinger aus den Haussaländern.[11]) Die Thür ist bald grösser, bald kleiner, bald mehr rund, oval oder eckig, je nach den Landschaften. Ueberhaupt herrscht bis zu einem gewissen Grade Freiheit in der Bauart. Ich erinnere an die verschiedenen Dachspitzen

in Yola, Ngaumdere und Abinsse. (Abb. 146. 187.) Wo für den Unterbau Lehm fehlt, treten Durrhahalme oder Bambus an seine Stelle. Die Höhe der Hütten schwankt zwischen 2½ und 5 m. Je wohlhabender der Besitzer, um so grösser und schöner pflegt das Haus zu sein.[11a]) In dem Innern der Wohnhäuser pflegt eine Lehmmauer vom Eingang aus nach der Mitte zu vorzuspringen und den Bettraum abzuschliessen.

Während bei manchen Stämmen, wie den Durru und Mattafall, die Häuser ohne trennende Umzäunung nebeneinander stehend die Dörfer bilden, besitzen die meisten Stämme des centralen Sudan Zäune, welche die einzelnen Familiensitze mit ihren Häusern und Zubehör abschliessen und so Gehöfte — gída h., ssáre f. — bilden. Zäune aus horizontalen Durrha- oder Bambushalmen sind seltener, am häufigsten dagegen aus Gras — tschiáwa h. — geflochtene Mattenzäune — sána h., tschékko f. — Diese werden in der Weise angefertigt, dass zwei Graslagen, deren Halme um 45°, aber nach entgegengesetzter Richtung von der Längsachse abweichen, über einander gelegt und Stränge von 10—12 Halmen durcheinander geflochten werden. Solche Zäune sind 2—4 m hoch. Ein gewundener Eingang — ófar n gida h., yólde f. — oder ein besonderes Eingangshaus — sáuri h., sauléru f. — führt in das Innere. In Marrua vertreten rechteckige Lehmmauern — katangá h. — die Zäune. Ararobbe-Bäume umgeben im Innern den Zaun und dienen demselben als Stütze, dem Gehöft zur Zierde. Sie scheinen den Häussaländern zu fehlen; denn unsere Kanoleute kannten sie nicht. Kleine Anpflanzungen von Hirse, Hibiscus, Pfeffer, Sesam, Indigo erfüllen oft einen Theil des Hofraums. Nie fehlt das Schattendach — lumpá oder rimpá h., dánki f. — ein auf Gabelpfahlen — dírka h. — ruhendes Mattengeflecht, das zugleich als Trockendach für Feldfrüchte dient. Ein mit grobem Kies beschütteter, mit Steinen eingefasster rechteckiger Platz, der sich meist an den Zaun anlegt, sich auch ausserhalb des Hofes auf der Strasse befinden kann, dient als Sitzplatz — dabbé h. — Der grobe Kies wird nämlich nach jedem Regen schnell trocken. Ein spitzes Hühnerhäuschen aus Gras — akurikí h., — das zum Schutz gegen Wildkatzen mit Dornen umhüllt und verschlossen wird, oder auch einen aus Rohrstäben zusammengesetzten Hühnerkorb findet man zuweilen. Kaum je fehlt aber der Getreidespeicher — árami h., bémbe f., — der zum Aufbewahren der Ernte dient. Die Form desselben zeigt einige bemerkenswerthe Verschiedenheiten bei den verschiedenen Völkern und zwar entsprechend der Ost- und Westgruppe.

Mit dem Betreten der ersten Hackbautreibenden Provinz Damergu fand Barth die ersten Kornspeicher, welche zwischen den Hütten zerstreut lagen.[12]) Es waren dies aus Rohr geflochtene Körbe, welche zum Schutz gegen Mäuse, Termiten und Feuchtigkeit auf einem zwei Fuss hohen Gestell aus starken Aesten auf Gabelpfählen ruhten. Ein Rohrdeckel oder Rohrdach bedeckte den Korb. Dieselbe Art der Kornmagazine scheint in den Haussaländern viel im Gebrauch zu sein; auch finden wir sie bei allen Stämmen des untern Benue herauf bis

Muri, also den Igarra, Igbirra, Arago, Djikum. Grösse, Höhe und Form wechselt zwar im einzelnen; der Typus ist aber derselbe. Mit dem Betreten des Gebiets der Ostgruppe machen sie aber einem anderen Speicher Platz, der thönernen Urne, welche auf Thonfüssen steht und von einem Strohdach bedeckt wird. Wenn auch von wechselnder Form und Grösse, ist sie doch im ganzen Adamaua nördlich des südafrikanischen Plateaurandes verbreitet. Bei den Musgu bilden sie sogar Thürme von eigenthümlicher Form;[13]) bei den Durru, Dekka und Yelú sind sie dagegen nur brusthoch. Im Mbumlande habe ich sie nicht gesehen, doch kann das Zufall sein.

Eine auffallende, noch nicht zu erklärende Ausnahme machen die Kornmagazine in Bubandjidda, dem alten Damalande. Es sind nämlich, wie im

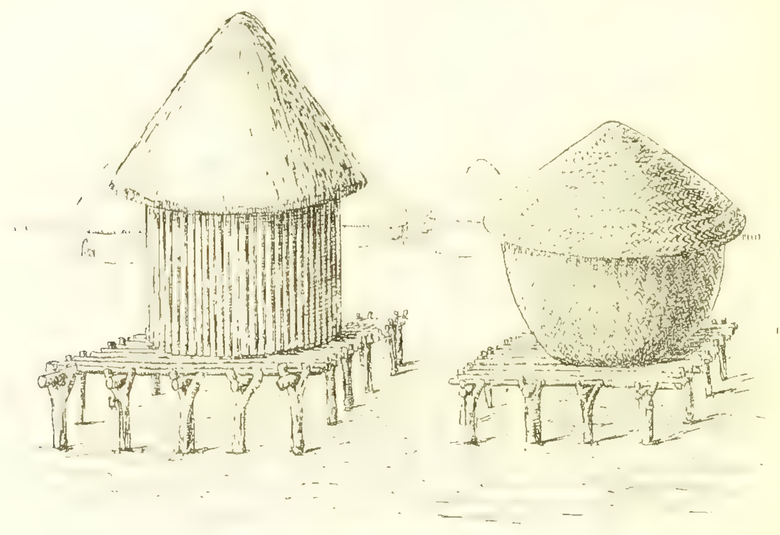


Abb. 267.
Getreidespeicher aus Mutumbu.
Nach Skizze.

Westen, geflochtene Körbe auf Pfahlgerüsten. Doch sind auch thönerne Urnen im Gebrauch. Es ist fraglich, ob der Getreidekorb den Dama angehört, oder von den fremden Eroberern, Haussa oder Fulbe, eingeführt worden ist, während die Kornurnen den ursprünglichen Bewohnern eigenthümlich gewesen sind. Umgekehrt findet man nach Clapperton in der Provinz Sokoto nicht Getreidekörbe, sondern Thonurnen von ähnlicher Form und Grösse, wie z. B. in Yola,[14]) desgleichen nach Staudinger in Kaura.[15]) Aus einer Bemerkung dieses Reisenden scheint sogar hervorzugehen, dass sie in den Haussaländern vorherrschen.[16])

Bezüglich der Art und Weise der Anordnung der Gehöfte zu Dörfern und Städten bestehen in Adamaua einige bemerkenswerthe Verschiedenheiten. So finden wir z. B. in dem Gebiet zwischen Yola und Garua, dem alten Battalande, geschlossene Dörfer; Hof steht an Hof. Dasselbe ist bei den Dekka und Dama der Fall. In dem ehemaligen Fallilande dagegen, zwischen dem Mao

Kebbi und dem Mandaragebirge, findet man überwiegend, Dörfer mit ausserordentlich zerstreut liegenden Gehöften, wie z. B. Giddir, Golombe, Djoma u. A. Es scheint diese Form der Siedelung auf die ursprünglichen Bewohner zurückzugehen. Die Durru-Dörfer bestehen, soweit wir beobachten konnten, zwar aus einem Konglomerat von Häusergruppen, aber ohne trennende Mattenzäune; vielmehr steht ein Haus neben dem anderen. Die Mbum-Dörfer waren wiederum nur geschlossene Ansiedelungen.

Befestigt sind im ganzen mittleren und nördlichen Adamaua nur sehr wenig Städte. Wir selbst haben nur in Ndokulla Graben und Dornverhau gefunden. Ferner besitzt Rei Buba eine starke Lehmmauer. Die grossen Städte des südlichen Adamaua dagegen, wie Ngaumdere, Tibati und Banyo,[17]) früher wohl oft umkämpfte Vorburgen der Fulbe, sind alle starke Festungen; desgleichen die in dem Grenzgebiet zwischen Muri und Korórofa gelegenen Städte wie Ibi, Bantadji, Yakola, Wukari, Donga, Gurio u. A. Es ist fraglich, ob diese Befestigungen eine Eigenthümlichkeit des Djikum sind oder nicht. Am unteren Benue findet man ebenfalls viele befestigte Dörfer und in den Haussaländern ist gleichfalls die Mehrzahl, wenn nicht alle grossen Städte, mit Mauern und Gräben umgeben.

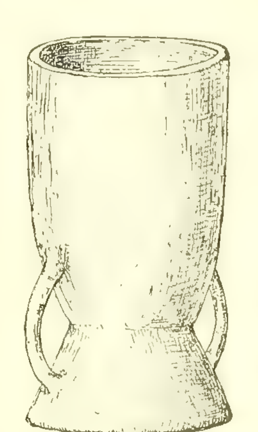


Abb. 268.
Mörser und Stössel aus Garua.
Nach Skizze

Von sonstigen Hausgeräthen fehlen, wie im übrigen Afrika, Mörser — tírrimi h., hunúrde f. — und Stössel — tabariá h., gáff'ugal f. — kaum je einem Hauswesen. Er dient dazu, die Schalen von den Hirse- und Reiskörnern zu lösen, und um Blätter oder Früchte von Hibiscus, Adansonia, Pfeffer, Parkia u. A. zu zerstossen. Der Mörserhenkel heisst — madáuki n tírrimi h., tekére f. — Ebenso wenig pflegt der Reibstein — dus'a nikka h., haíre na múggu f. — zu fehlen. In den Gebirgsgegenden dienen nicht selten glatte Felsflächen, besonders Granitbuckel, als Grundlage, auf der man mit einem Handstein — dampáschi n nukka h.[18]) nomŏrgil f. — das Hirsekorn zu Mehl zerreibt. Andererseits kommen in anderen Gegenden — z. B. Bulkuttu, Yambútu u. a. Orten — besondere Mahlherde und -Hütten vor. (Abb. 87, 88.) Das zerriebene Mehl wird dann noch einmal besonders fein mit einem zweiten Stein — dantíschi h., díggunu f. — gerieben. Das Dreschen des Korns geschieht übrigens durch Schlagen mit langen Stangen auf gestampften Lehmtennen oder auf glatten Felsflächen. Nach Stampfen im Mörser wird die Streu — aikái h — durch abwechselndes Umschütten in zwei Kalabassen unter dem Winde — schíkka h., djártugu f. d. i. »waschen« heisst der Prozess — entfernt und das gereinigte Korn — kaikaií h., nyánde f. — zermahlen. Zum Bestellen des Feldes dient die Hacke —

gárma h., báno f. — zum Ernten und Grasschneiden die Sichel — lúye h., wóffdu f. — zum Zerkleinern des Grases das Beil — potánnya h., schoppitírgil f. — zum Graben eine starke Eisenspitze — dáge h. —; auch Spaten kommen vor.

In dem Wohnhause selbst finden wir folgende Geräthe: das aus Ruthenstäben zusammengesetzte 25—30 cm hohe Bett — gadó h., lesso f. — hinter der vorspringenden ca. 1 m hohen Lehmmauer; oft ist die Bettstelle aber auch aus Thon erbaut oder besteht vielmehr aus mit Thon überzogenem Strauchwerk.[19]) An dem Fussende findet man zuweilen eine kleine Feuerstelle; in den Haussaländern ist zuweilen auch das Thonbett selbst als Ofen eingerichtet.[20]) Auf dem Bett liegt die geflochtene Matte — tabírma h., dágu f. — Hölzerne Kopf- oder besser Nackenkissen — mu táschi n kai h. húngdebang tugu hóre d. i. wörtlich: wir heben

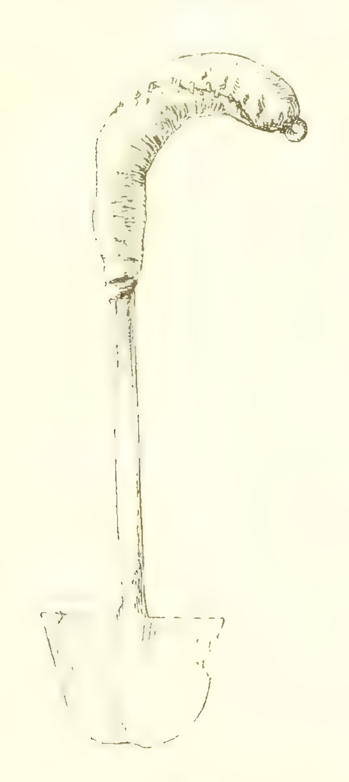


Abb. 269.
Spaten aus den Haussaländern.
1/4 nat. Gr.
Flegel'sche Sammlung M. f. V. Berlin.

Abb. 270.
Hölzerne Kopfkissen der Mbum.
1/[illegible] nat. Gr.
Flegel'sche Sammlung M. f. V. Berlin.

den Kopf[20a]) kommen vor, z. B. bei den Mbum. Sitzbänke aus Holz — kuyerá h. kórrowal f. — sind bei den Frauen allgemein im Gebrauch.

Ein grosser Topf — landá h., lónde f. — dient als ständiges Wassergefäss, ein kleinerer — tolú h., múlku f. — zum Wasserholen. Barth erwähnt bei den Musgu und Margi noch Getreidetöpfe für den wöchentlichen Vorrath, welche in den Häusern stehen und gebám heissen.[21]) Das Kopftragkissen heisst gammó h., bulóre f. Mächtige Thontöpfe — búte h. — oft mit geradlinigen Mustern verziert, stehen in hohen Säulen an der Wand. Das Ineinanderstellen der Töpfe nennt man ssaliá tóka h., ssileádji f. An den Wänden hängen an Stricken

ragáiai h. — Kalabassen verschiedener Grössen, oft mit bunten Mustern bedeckt und werden beim Essen als Schüsseln gebraucht werden. Das Herabfallen einer Kalabasse bedeutet übrigens Unglück, wie bei uns das Herunterfallen eines Bildes von der Wand. Strohteller — paipai h., dĕdu f. — dienen zum Zudecken der Gefässe. Ferner hat man kleine Schöpfkalabassen — mará h., húrkoal f. — Kalabassenlöffel — ludeĭ h. hórde f. — und Löffel — modá h., bilónde f. — speziell zum Trinkwasser. Der Heerd — múrchu h., katénne f. — besteht entweder aus einem grossen runden Stein, um welchen, — oder aus drei Steinen, zwischen welchen das Feuer brennt. Auf ihnen steht der dreibeinige Kochtopf — tokuniá h., hănde oder fánde f. — in welchem die Speise mit einem Stock — mutsiá h., lanírgil f. — umgerührt wird.

Die Lampen — pitílla h. — aus Thon oder Eisen sind einfache Schälchen mit Fuss (Abb. 116), welche mit Fett oder Erdnussöl gefüllt werden. Als Docht dient eine gedrehte Baumwollenflocke.

In den Haussaländern, wo die Kultur durchschnittlich auf höherer Stufe als in Adamaua steht, kennt man noch andere Hausgeräthe, welche keinem Haushalt dort fehlen, wie z. B. lederne Flaschen für geschmolzene Butter (Abb. 117), kleine Lederfläschchen (Abb. 113) für gepulverten Bleiglanz — toseli h. — Truhen und Töpfe[22]) zum Aufbewahren der Kleider und Kostbarkeiten. Sie werden in Adamaua wohl auch reichen Häusern nicht fehlen.

Die Bedürfnisse eines solchen Haushaltes im mittleren Sudan sind bereits verhältnissmässig komplizirte und erfordern zu ihrer Befriedigung einen ausgedehnten Landbau, einer umfangreichen Industrie und ausgedehnter Handelsbeziehungen, um die nothwendigen Nahrungs- und Luxusartikel herbei zu schaffen. Man kann behaupten, dass die nördlichen Staaten, Bornu und die nördlichen Haussaländer nebst Nupe, auf einer beträchtlich höheren Stufe der Entwickelung stehen, als die erst seit mehreren Jahrzehnten dem Islam eröffneten Provinzen, zu denen auch Adamaua gehört. Noch weit einfacher ist der Haushalt des Heiden, der seine Bedürfnisse im Wesentlichen dem eigenen Lande entnimmt.

Landbau und Viehzucht.

Der Landbau ist, wie in ganz Afrika, südlich der Sahara ein Hackbau.[1]) Der Pflug fehlt, die Hacke ist das einzige und für die angebauten Pflanzen auch durchaus zweckentsprechende Instrument. Clapperton in dem Werk über seine zweite Reise[2]) und Staudinger in seinem Buch über die Haussaländer[3]) geben eine so ausführliche Zusammenstellung der landwirthschaftlichen Produkte und Daten, ebenso wie über die Hausthiere, dass ich mich beschränken kann, einige Adamaua betreffende Ergänzungen zu geben und im Uebrigen auf jene zu verweisen. Die Art des Hackbaues ist in Adamaua durchweg die, dass für die

Hirse kleine Gruben im Abstand von ca. 1 m gehackt werden. Furchen, wie sie nach Rohlfs bei den Haussa und Fulbe vorkommen, konnten wir nirgends beobachten.[4])

Folgende Pflanzen werden im centralen Sudan angebaut.

Von Getreidearten:

Hirse, und zwar folgende Arten:

Andropogon Sorghum (L.) Brot. var. sativa Kcke. dắwa h., gáuri f., árgum kan. Durrha.

Andropogon saccharatum Brot. takandá h., lakádyi f., tschíbe kan.; ist eine Kulturform der Durrha.

Andropogon sp. mussukúa h.; Wasserkulturform der Durrha mit auffallend kurzer Reifezeit. Bisher mit S. cernuum identifizirt.[5])

A. sp. párpara h,, mit süssem Stengel. Abart der Durrha.

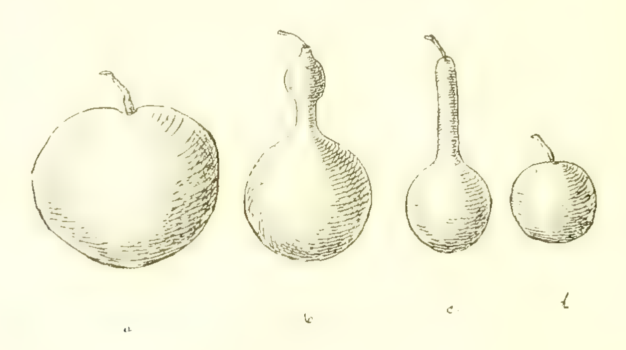


Abb. 271.
Kürbisarten aus Garua.
Nach Skizze
a massaki, *b.* buta, *c.* luder, *d* koko.

Penisetum spicatum (L.) Kcke. gírro h., múri f., móro kan. Dochn.

Penisetum aff. spicatum (L.) Kcke. mắwa h., yedíri f., matiá kan. Kulturform des Dochn.

A. oder P. sp. djeágre h. Abart der Durrha oder des Dochn.

Panicum cfr. sanguinale, von Staudinger einmal beobachtet.

Saccharum officinarum L. Zuckerrohr. Im Tschebtschigebirge beobachtet.

Oryza sativa L. Reis. sinkáfa h., moróri f,, pírgami kan.

Zea ma'ys L. Mais. mássará h., butáli f., massarámi kan.

Tricticum sativum Lam. Weizen.

Von Knollengewächsen finden sich:

Dioscorea sp. Yam. tumóku h., bugúmdyi f.

Colocasia antiquorum Schott. goasá h.,[6]) tandódje f.

Manihot utilissima Pohl. Maniok. rogó h., mbai f.

Ipomea Batatas Lam. Batate. dankáli h., údeku f.

Allium spec. Zwiebel. alibássa h., lebássar kan., tinyéri f.

Von Gemüsen kommen vor:

Bohnen, wáke h., ngáli kan., niébbe f. In Adamaua nur eine Art beobachtet.

Arachis hypogaea L. Erdnuss. gĕdá h., kóldji kan., berídji f.

Voandzeia, subterranea Thou. quarrúru h., gáṅgala kan., gullédyi f.

Hibiscus esculentus und cannabinus L.

Cucurbita: mehrere Arten und zwar unterscheiden die Eingeborenen folgende nach den Gefässen, welche ihre Frucht liefern:

massakí h., grosser Schalenkürbis: Cucurbita Pepo L.

búta h., Flaschenkürbis. }
ludeí h., Löffelkürbis. } Lagenaria vulgaris Sér.

kokó h., faustgrosse Frucht für Trinkschälchen: Cucurbita spec.?

Ferner ssósso h., eine Kürbis- oder Gurkenart, deren Blätter zur Seifenbereitung verwandt werden und

kubéwa h., ebenfalls ein Kürbis.

Momordica charantia L. garachúnno h.

Solanum Lycopersicum L. Tomate. gautá h.

Von Fruchtbäumen werden gezogen:

Musa sp. Bananen. ayabá h.

Carica Papaya. Melonenbaum. gónda h.

Phoenix dactylifera L. Dattelpalme. dabíno h., dubbinődje f.

Citrus cfr. medica. Citrone. lemu h.

Von Fettpflanzen werden gepflanzt:

Sesamum radiatum. Sch. et Th. ridí h., malessíri kan., nőme f.

von Gewürzpflanzen:

Capsicum, cfr. conicum, Pfeffer. borkönó h.

Nicotiana, Tabak. tába h. Besonders in sandigen Flussbetten.

von Färbepflanzen:

Indigofera, cfr. tintoria L. Indigo. babá h,

Lawsonia inermis L. Henna. lalé h.

von Faserpflanzen:

Gossypium cfr. arboreum, Baumwolle. áudiga h.

Schliesslich wird auch vielfach gepflanzt:

Tephrosia Vogelii Hook. bassábe h., zur Gewinnung von Fischgift.

Asteracantha longifolia (L.) Nees. Zur Gewinnung von Salz aus der Asche.

Was nun die Verbreitung und Verwerthung der angepflanzten Gewächse betrifft, so besteht die vorwiegende Nahrung der Sudanvölker aus Hirse. Und zwar ist in der mohamedanischen Welt der Dochn am gebräuchlichsten, bei den Heidenstämmen jedoch Durrha neben Dochn. Die Zuckerhirse und Mussukua werden in Bornu und Adamaua, im Gegensatz zu den Haussaländern, wo jene nach Staudinger kaum vorkommen,[7]) sehr viel gebaut. Dagegen wurde die Eleusine, welche das beste Bier liefert, nicht beobachtet. Allerdings haben wir die Heidengegenden erst nach der Ernte betreten. Zuckerrohr fanden wir nur

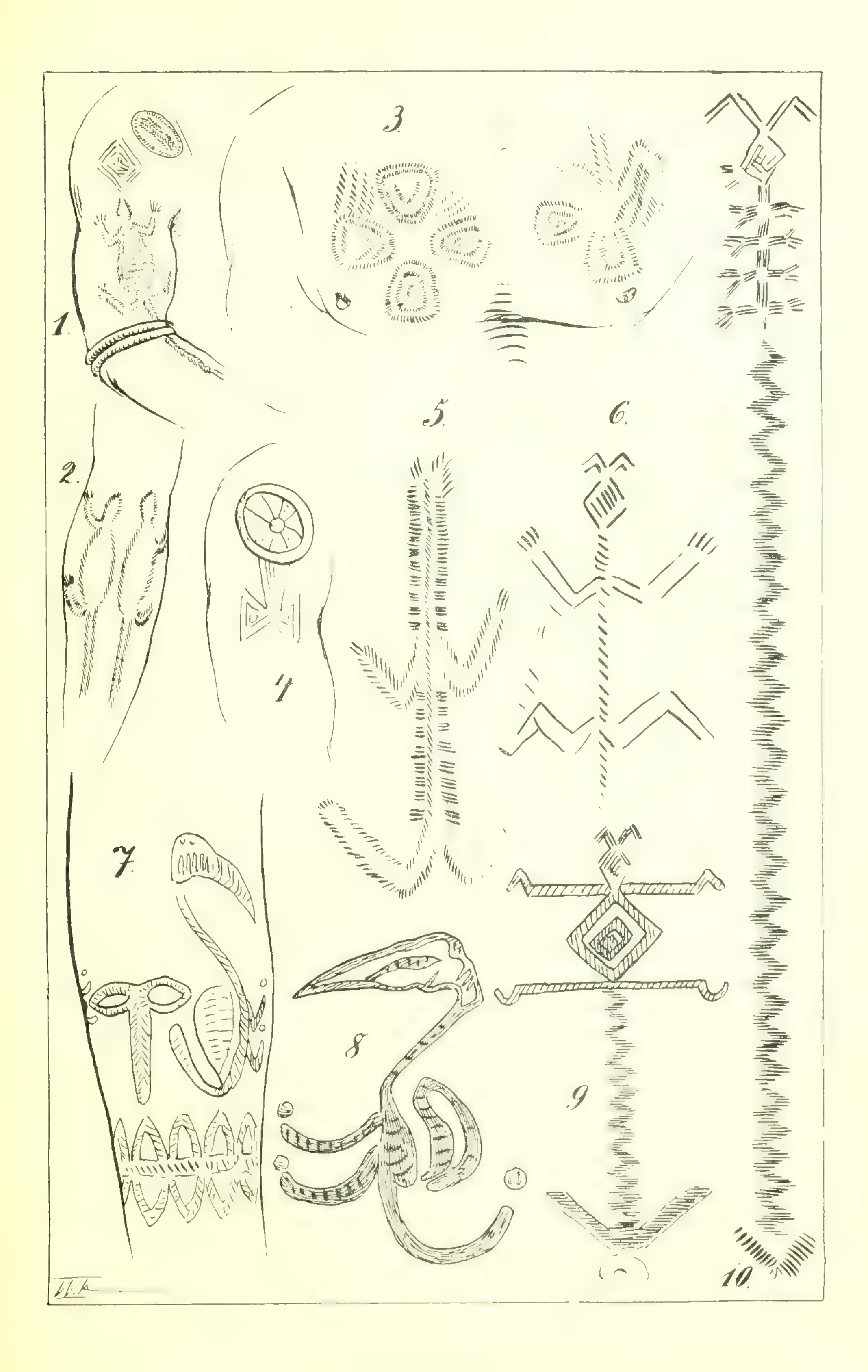
einmal im Tschebtschigebirge. Neben Hirse werden vorzugsweise Kassada, Colocasia, Erdnüsse, Bataten, Sesam und Reis gebaut, während Mais ganz zurücktritt. Reis fehlt den Kanuri übrigens vollkommen,[8]) obwohl er im Lande wild wächst und auch gegessen wird. In und an den Gehöften pflegt Hibiscus, Pfeffer, Bohnen, Tephrosia, Indigo, Henna, die Kürbisarten, Gonda, Bananen, Datteln und Citronen gezogen zu werden. Bananen sahen wir in Adamaua nur in Garua und Ngaumdere; Datteln kamen im Benuethal mehrmals vor, z. B. in Laddo. Baumwollenpflanzungen fanden wir nur in den mohamedanischen Gegenden. Weizen kommt in den Haussaländern vor und zwar nur bei künstlicher Bewässerung, da die Tropenregen die jungen Pflänzchen vernichten.[9])

Die angeführten Kulturpflanzen sind für die Sudanvölker charakteristisch und nochmals sei erwähnt, dass Hirse durchaus die Hauptnahrung bildet. Doch giebt es in Adamaua auch Ausnahmen. So ist z. B. das Hauptnahrungsmittel der Durru der Yam, Hirse kommt erst in zweiter Linie in Frage oder ist höchstens gleichberechtigt. Erdnüssse, Kassada, Mais, Bataten fehlen ihnen dagegen völlig. Mit dem Betreten des Landes der Durru beginnt der Yambau; sie allein von allen Stämmen des mittleren und nördlichen Adamaua bauen ihn. Wahrscheinlich wird er aber auch bei den Mbum und Baia vorwiegend angepflanzt; von den Baiasklaven wenigstens sollen jährlich viele sterben, weil sie sich nicht an die Hirsenahrung gewöhnen können. Am unteren Benue wird der Yam von den Stämmen am Südufer, wie den Igbirra, Igara, Djikum u. A., gebaut. In Kamerun leben die Wute hauptsächlich von Hirse, die Bantustämme von Yam.[10]) Vermuthlich beruht seine nördliche Grenze in Adamaua nicht sowohl auf klimatischen als ethnographischen Ursachen. Bei dem aus Amerika stammenden, demnach von der Westküste her eingedrungenen Yam ist es auch verständlich, dass manche Stämme ihn angenommen, andere ihn zurückgewiesen haben. Essen thun die Mohamedaner übrigens den Yam auch, aber sie bauen ihn nicht an.

In Ngaumdere fehlten Erdnüsse und Kürbisse, vermuthlich aus klimatischen Gründen.

Auch bezüglich der Hausthiere kann ich mich kurz fassen und will zu den Staudinger'schen Angaben nur noch einige Ergänzungen geben.

Das Pferd ist über den ganzen Sudan verbreitet; die hauptsächlichsten Centren seiner Zucht sind Bornu und Marrua. Es ist nicht nur bei den Mohamedanern, sondern auch theilweise bei den Heidenstämmen, wie z. B. in Lame, Lere, Djikum u. a. im Gebrauch. Das kleine Heidenpferd des Scharibeckens findet sich noch bei den Musgu und vereinzelt bei den Stämmen östlich des Mandaragebirges, z. B. den Usuel da Lulu und Mattafall. Nach Maistre[11]) sind die Pferde der Lakka bereits grösser und stärker als die Ponnys der Gáberi und Ssarra. Der Esel scheint nur innerhalb der mohamedanischen Welt Hausthier zu sein. Auch das Rind ist vorwiegend im Besitz der Fulbe. Bei den Heiden fehlt es; nur die Musgu besitzen nach Barth eine kleine Rinderrasse.[12]) Ebenso



Tätowirungen I.



scheint das Schaf den Heiden Adamaua's ursprünglich fremd zu sein; dagegen ist die Ziege ein beliebtes und allgemein verbreitetes Hausthier, bei den Batta auf dem Saratse, den Tengelin und Durru z. B. das einzige von den Wiederkäuern. Nur ein Hausthier scheint nirgends zu fehlen, der Hund. In Adamaua ist es eine schakalähnliche, kleine, kurzhaarige, rothbraune Rasse mit hellem Bauch, die unangenehm kläfft. Die Katze kommt nirgends vor, die Zibethkatze wird dagegen ihres Sekrets wegen zuweilen als Hausthier gehalten.[13])

Das Huhn ist im ganzen centralen Sudan zu finden, mit einer Ausnahme, die Durru halten keine Hühner. Das Warum ist unbekannt. Aber umgekehrt, wie beim Yam, hört sofort mit dem ersten Durrudorf das Huhn auf, mit dem Verlassen des Durrulandes beginnt es wieder. Ob sie aus abergläubischer Vorstellung es auch nicht essen, weiss ich nicht. Die Ente kommt in den Haussaländern als Hausthier selten vor,[14]) bei den bansa Haussa von Nupe bis Kororofa ist sie dagegen das gewöhnlichste Hausthier. Die Haussa nennen sie sogar Kasa n Yoruba d. h. Huhn von Yoruba. Mit dem Betreten des Gebietes der Ostgruppe verschwindet sie. Sie fehlt in ganz Adamaua, ebenso wie in Bornu. Erst am Schari finden wir sie wieder.[15]) Gänse scheinen nirgends gehalten zu werden, Tauben nur vereinzelt, z. B. in den Dörfern zwischen Yola und Garuà. Aber Taubenschläge, wie in Bornu und den Haussaländern,[16]) kennt man in Adamaua nicht. Zum Schluss sei noch erwähnt, dass man auf hohen Bäumen, besonders Wollbäumen gern Reiher, Störche, Webervögel etc. nisten lässt, die trotz des unangenehmen, unvermeidlichen Regens, welcher auf das Gehöft und den Platz hinabtröpfelt, und trotz des nicht unerheblichen Lärms, den sie verüben, ungestört brüten dürfen. Bei den Tangale sind die Störche sogar heilig.[17])

Der Vollständigkeit wegen sei auch das Züchten von Bienen erwähnt, dass wir besonders in dem nördlichen bis herab zu den Gebirgen des centralen Adamaua gefunden haben. Bei den Heiden wurde Bienenzucht nie beobachtet.

Industrie.

Die Industrie, welche unter den Völkern des centralen Sudan besteht, verdankt wohl zum weitaus grössten Theil ihre Entstehung asiatischen Einflüssen; doch liegen dieselben zum Theil sehr weit zurück. Daher kommt es, dass sich der Neger heutzutage die gelernten Künste so sehr zu eigen gemacht hat, dass sie allgemein verbreitet sind und fast als sein geistiges Eigenthum erscheinen. Nur wenige Industriezweige sind in verhältnissmässig junger Zeit in den Sudan eingedrungen und dokumentiren sich durch die Art ihrer Verbreitung als Neulinge.

Die Industrie in unsern Gebieten ist durchweg Hausindustrie,[1]) auch hat erst in dem am weitesten vorgeschrittenen Bornu, Nupe und den Haussaländern eine Arbeitstheilung, d. h. Trennung in Handwerke begonnen. Im Allgemeinen bestreitet fast durchweg jede Familie durch eigene Arbeit ihre Bedürfnisse.

Die einfachste, allgemein verbreitete Methode, Ess- und Trinkgeschirr anzufertigen, ist die Verarbeitung von Kalabassen. In dieser Technik hat es der Neger sehr weit gebracht und er stellt nicht nur Gefässe von verschiedenartigster Form her, sondern versteht es auch, sie mit geschmackvollen, farbigen Mustern zu verzieren. Von Audu, der selbst ein geschickter Kalabassenverfertiger war, erfuhr ich über die Technik Folgendes. Mit einem langen, breiten Messer — nafáfe h. — wird der grosse Kürbis durchschnitten, mit einer kleinen Sichel — muhúri goriá h. — ausgekratzt und dann ohne Weiteres getrocknet oder auch mit geschmolzenem Kautschuk — garó h. — ausgegossen. Nachdem die Schale hart geworden, werden die Muster eingebrannt. Das geschieht mit einem Messer, welches an einem Ende rechtwinklig umgebogen ist und mit einer 1 ½ cm breiten Schneide endet.

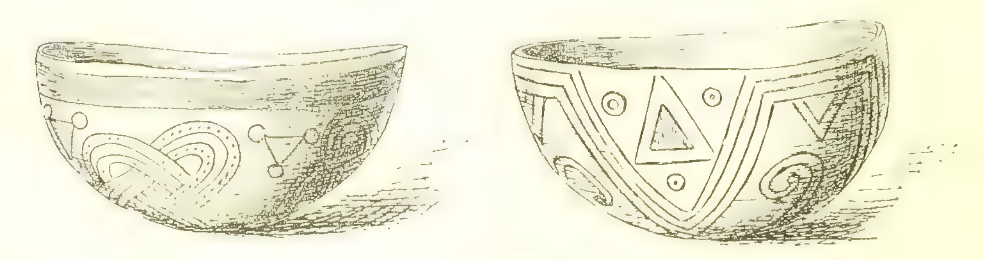


Abb. 272. Kalabassen aus Tibati (von Hptm. Morgen gesammelt). 1/6 nat. Gr. M. f. V. Berlin

Von diesen Messern liegen vier in einem Kohlenfeuer und werden abwechselnd in rothglühendem Zustand gebraucht, um die Linien der Muster einzubrennen. Die Färbung geschieht mit zwei Farbstoffen, einem rothen und einem gelben. Der erstere heisst karrandáffi und wird durch Maceration aus den Blättern einer Pflanze gewonnen, welche angeblich im Busch wachsen und wie Hirse aussehen soll. Eine Hand voll Blätter genügt für zwei Kalabassen. Der gelbe Farbstoff heisst tupudáua h., gabbadérwal f., mudjilla dálgwa kan.; seine Herkunft war aber Audu unbekannt. Jedenfalls stellt auch er eine flüssige Lösung vor. Der gelbe und rothe Stoff wird auf die betreffenden Stellen der Kalabasse getupft und diese in feuchtem Zustand auf glühende Kohlen gedrückt. Dann färben sich die entsprechenden Stellen roth oder gelb, die nicht betupften verbrennen aber und werden schwarz. So kommen die bunten Muster zustande.

Auf hoher Stufe steht bei den Stämmen des Sudan die Flechtkunst. Die Basa und Akpoto sollen die besten Matten herstellen[1a]) und unsere Leute benutzten auch auf der Hinreise den Aufenthalt in Amagede, um solche zu kaufen. Nicht nur gröbere Flechtarbeiten, wie Mattenzäune und Rohrschilde, auch feine Geräthe, wie Mattenteller, Körbe, Strohhüte werden sauber und mit geschmack-

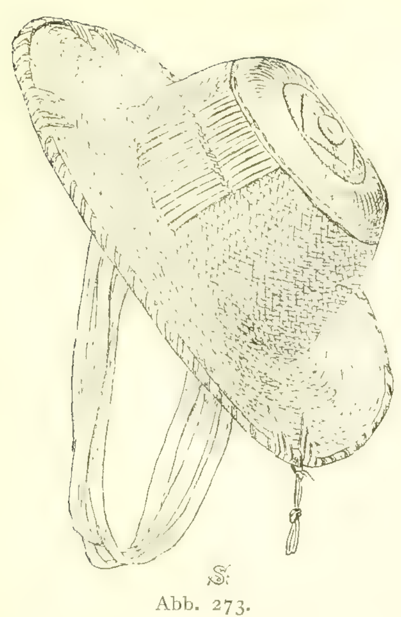


Abb. 273.
Strohhut aus Togo, wahrscheinlich Nupearbeit. Dieselbe Form ist im mittl. Sudan gebräuchlich. $^1/_6$ nat. Gr. M. f. V. Berlin.

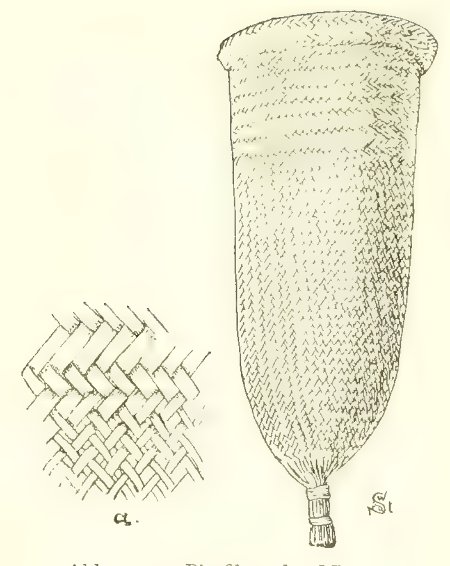


Abb. 274. Bierfilter der Mbum.
$^1/_6$ nat. Gr.
Flegel'sche Sammlung. M. f. V. Berlin.

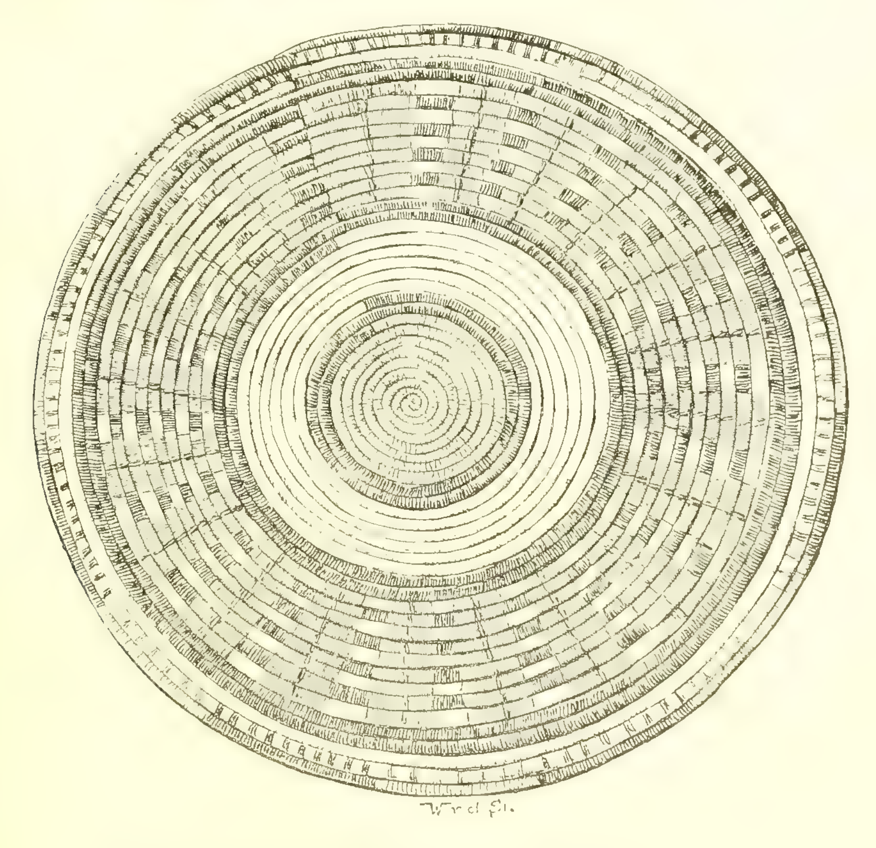


Abb. 275. Geflochtener Teller mit schwarz, weiss, rothen Farben.
$^7/_{20}$ nat Gr. Flegel'sche Sammlung M. f. V. Berlin.

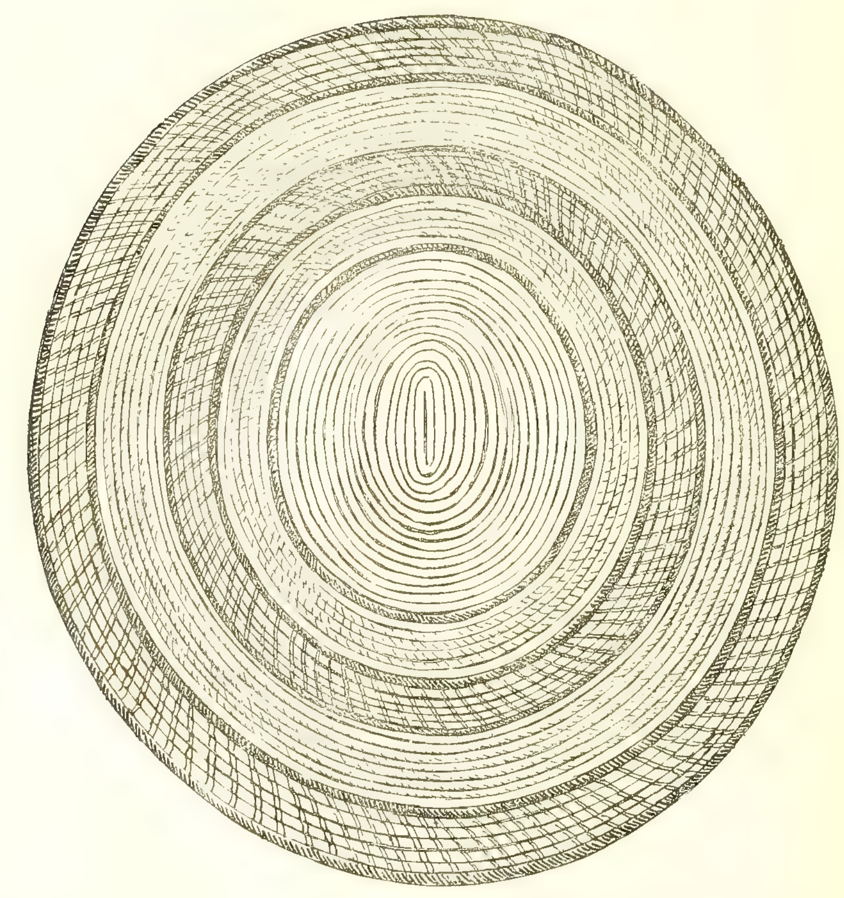


Abb. 276. Geflochtener Teller aus den Haussaländern.
$^3/_8$ nat. Gr. M. f. V. Berlin.
1 Ring schwarz; 5 gelb, roth gestreift; 1 schwarz, 1 weiss; 6 roth; 1 weiss; 1 schwarz; 5 gelb, roth gestreift; 1 schwarz; 1 weiss; 4 roth, 1 weiss; 1 schwarz; 1 weiss; Centrum gelb

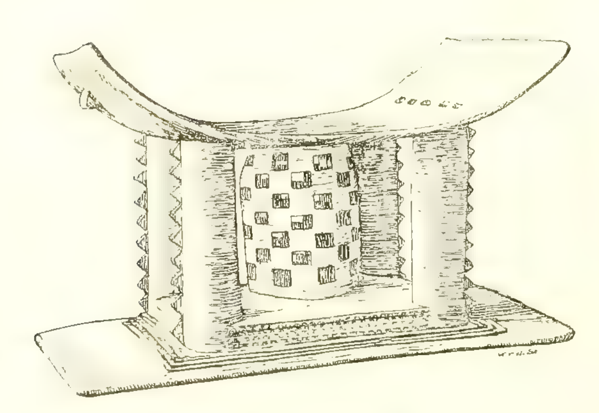


Abb. 277. Schemel aus Nupe.
$^1/_6$ nat. Gr. Flegel'sche Sammlung. M. f. V. Berlin.



Abb. 278.
Pfeifenkopf der Baia.
$^1/_2$ nat. Gr. Flegel'sche Sammlung
M. f. V. Berlin.

vollen farbigen Mustern ausgeführt. Die Logonleute sollen diese Kunst in besonders hervorragendem Maasse verstehen.[2])

Bei den Heidenstämmen Adamaua's, welche sich mit der Herstellung von Bier in ausgedehntem Masse befassen, waren geflochtene Filter zum Klären des Bieres im Gebrauch. Bei den Dekka haben sie die Form eines Humpens mit Fuss und sind ca. 50 cm hoch. Bei den Mbum sind sie ohne Fuss und zum Aufhängen eingerichtet. Filter sind bekanntlich in Ostafrika im ausgedehntesten Maasse im Gebrauch.

Weniger kultivirt wird die Holz- und Knochenschnitzerei. Der Schemel aus Nupe liefert ein Beispiel von jener, die Haarnadeln und Bartkämme (Abb. 43) von dieser Kunst.

Einen Ersatz für die wenig dauerhaften Kalabassen als Trink- und Essgefässe, besonders aber als Kochgeschirr, gewährt die Töpfer-

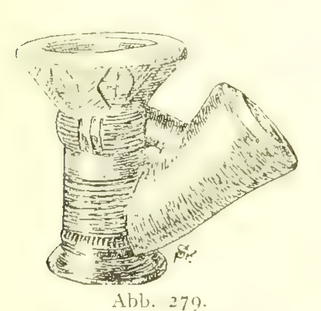


Abb. 279.
Pfeifenkopf der Mbum.
1/2 nat. Gr.
Flegel'sche Samml. M. f. V. Berlin.



Abb. 280. Thonlampe aus den Haussaländern.
1/4 nat. Gr.
Flegel'sche Sammlung. M. f. V. Berlin.

kunst, welche ebenfalls bei den Heiden in Blüthe steht. Zwar kennen sie die Töpferscheibe anscheinend nicht, trotzdem vermögen sie sehr geschmackvolle Töpfe und Krüge anzufertigen, wie die Exemplare aus Djen beweisen (Abb. 7, 8, 11); ferner Lampen, Pfeifenköpfe und andere Thonwaaren. Entsprechend dem lokalen Vorkommen von Thonlagern hat sich die Töpferkunst stellenweise in bestimmten Distrikten lokalisirt, so z. B. südlich von Kauyang in dem Dorfe Uro Feiand. In Kano sind es die Distrikte Dásaki, Kúra und Kurtscháma, welche das Töpferhandwerk ausüben, und zwar macht dieses vorwiegend grosse Wasserkrüge — tulú h., — Kura dagegen Henkeltöpfe und Dasaki Lampen und dreibeinige Töpfe. Die Art und Weise des Brennens habe ich nie beobachtet, auch versäumt, Notizen hierüber einzuziehen.

Die Schmiedekunst und die Eisenschmelzung sind ebenfalls uralte Handwerke. Das Schmelzen des Eisensteins ist im ganzen centralen Sudan von der bei den Durru üblichen Methode prinzipiell nicht verschieden, mögen Oefen — sígga h. — und Blasbälge — mottommátschi h. — sich auch etwas ändern.

Wie die Durru sind auch die Batta geschickte Schmiede, ferner die Dama und Lakka. In der Provinz Kano ist Gantsa der hauptsächlichste Distrikt der Schmiede — mákeri h. — Sie scheinen übrigens keine Kaste zu bilden, wie ihre Kollegen in Tibesti, auch mit keinem abergläubischen Nimbus umgeben zu sein. Die wichtigsten Schmiedeinstrumente sind Zange und Hammer und mit diesen einfachen Werkzeugen arbeiten sie nicht nur die Waffen, wie Lanzen- und Pfeilspitzen mit feinen Wiederhaken, sondern auch Instrumente und Geräthschaften, wie Pinzetten, Scheeren, Glocken, Schlösser, Panzer, wenigstens in den mohamedanischen Staaten.

Am Niger finden sich Gefässe aus Messing, Blechkrüge und Schalen, von z. Th. bedeutender Grösse und mit sehr sauber gestanzten Mustern versehen. Im Innern sind sie mit Zinn ausgegossen. Angeblich werden sie in Nupe aus europäischen Messingstangen durch Hämmern hergestellt; doch möchte ich dieses bezweifeln und sie für orientalische Kunstprodukte halten. In Gasa, wo man viel Kupfer findet, stellen die Baia aus diesem Metall Schmuckgegenstände, wie kleine Spiralen, die als Ketten auf Fäden aufgereiht werden, Messer und andere Instrumente her, welche auch bei den Fulbe als Werthgegenstände geschätzt werden.

Entsprechend den geringen Handelsbeziehungen innerhalb der heidnischen Welt hat sich in dieser ein besonderer Industriezweig entwickeln können, die Salzfabrikation. Zur Gewinnung dieses nothwendigen Stoffes pflegt man im Allgemeinen die Asche bestimmter Pflanzen zu benutzen, welche neben den stets vorhandenen Kalisalzen auch die nothwendige Menge Chlornatrium enthalten. Es ist dieses besonders eine Grasart burabáia h., déllang f., welche am Rande von Flüssen wächst und eine blaublühende Pflanze, die unsern Labiaten ähnlich sieht.[3]) Während im Benuethal zwischen Yola und Adumre die Salzfabrikation infolge des Handels der Hulk sehr abgenommen hat, ist dieselbe in Bubandjidda, bei den Durru und Dekka noch im Schwung. Letztere besitzen sogar besondere Oefen zum Verbrennen des Salzes. (Abb. 177.) Auch in Muri wird das Salz noch aus der Asche der abgebrannten Grasflächen gewonnen, wie Vogel aus Bumánda berichtet[4]), und wie es wohl auch westlich von Yola in Muri der Fall ist (S. 342).

Höchst eigenthümlich ist eine auf Nupe, wie es scheint, sogar auf dessen Hauptstadt Bidda beschränkte Industrie von Glasringen[5]) — garáu nup. — Diese Ringe haben 7—10 cm im Durchmesser, sind meist dreikantig, einfarbig blau, grün, roth, weiss oder sehr bunt mit hübscher, vielfarbiger Fludialstruktur geziert. Dieser Industriezweig wird von einer bestimmten Anzahl von Familien ausgeübt, welche Massagá (nupe) heissen. Sie sollen zwar Nupe sein, bilden anscheinend aber eine Kaste, da sich ihre Kunst innerhalb der Familie vererbt. Audu, der Vielgewandte, hatte mehrere Jahre in Bidda bei einem solchen Fabrikanten gelebt und dieser hatte ihn, den Fremden, schliesslich in das Fabrikgeheimniss eingeweiht. Denn obwohl sie öffentlich auf dem Markte ar-

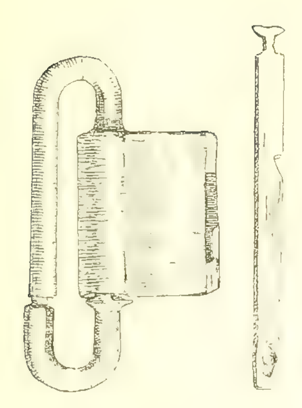


Abb. 281.
Eisernes Schloss aus den Haussaländern. (Ein ebenso konstruirtes Schloss sahen wir in Garua.
1/2 nat Gr Flegel'sche Sammlung M. f. V. Berlin



Abb. 282.
Dornpincette aus den Haussaländern.
1/[illegible] nat Gr. Flegel'sche Sammlung M. f. V. Berlin.

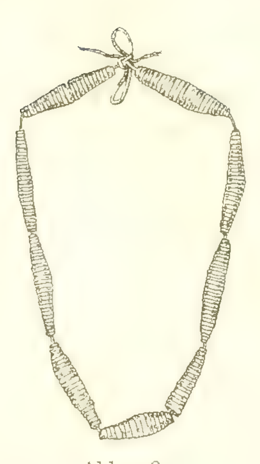


Abb. 283.
Kupferne Spiralen zu Hals- und Lendenketten aus Gasa.
1/3 nat. Gr
M. f. V. Berlin.

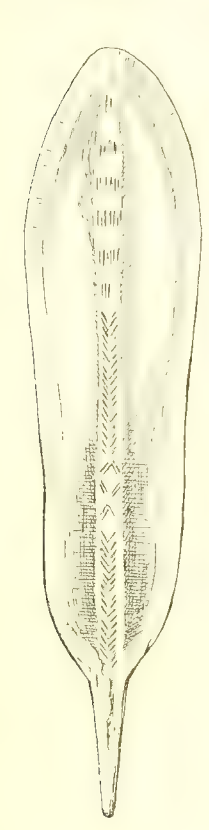


Abb. 284.
Grasmesser (basso) der Baia.
1/2 nat Gr. Flegel'sche Sammlung. M. f. V. Berlin.

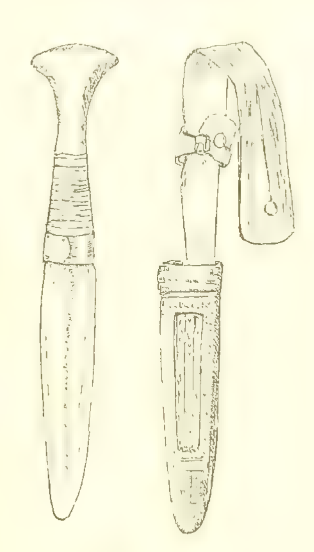


Abb. 285.
Haussamesser aus Ibi.
1/[illegible] nat Gr M. f. V. Berlin

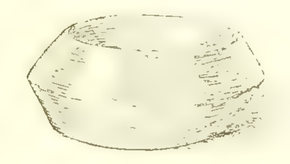


Abb. 287.
Blauer Glasring aus Bidda.
1/2 nat Gr. M. f. V. Berlin.



Abb. 286.
Kupfernes Messer aus Gasa.
1/5 nat Gr. M. f. V. Berlin

beiten, erfordert das Handwerk anscheinend doch so viel technische Kniffe, dass man es vom blossen Zusehen nicht lernen kann.

Das Material dieser Massagá sind europäische Bierflaschen — kollabá h. —, die Färbemittel bunte Glasperlen, das Handwerkszeug zwei Eisenstäbe nebst Blasebalg und Holzkohlen. Auf die glühenden Kohlen wird ein Stück Glas gelegt und, wenn es weich geworden, mit einem Bleistift-dicken, Unterarmlangen Eisenstab — madoschí nup. — aufgespiesst und über der Glut des Feuers in rotirende Bewegung gesetzt. Das weiche Glas wird in Folge der Centrifugalkraft zu einem Ring ausgezogen. Mit einem zweiten gleichen Eisenstab werden sich bildende Vorsprünge durch Streichen geglättet und durch geschicktes Andrücken an den Glasring eine kantige Form desselben erzielt. Soll der Ring gefärbt werden, so werden in die weiche Glasmasse Glasperlen gedrückt, und diese bilden beim Schmelzen eine farbige Fluidalstruktur oder färben nach völligem Schmelzen das Glas diffus. So kann man die vielfältigsten Farbeneffekte erzeugen, z. B. den Ring zuerst blau färben und dann rothe und weisse Perlen in ihn einschmelzen, welche dann rothe und weisse Streifen auf blauem Grunde bilden. Durch Nachlassen der Gluth giebt man dem Ringe schliesslich Zeit, allmählich und ohne zu springen abzukühlen.

Die grünen Bierflaschen kosten in Lokodja 200 Kauris[6]), in Bidda 500 K, der aus ihr verfertigte Ring durchschnittlich 5000 K. = 1 Thaler. Am meisten sind weisse Sodawasserflaschen geschätzt, welche in Lokodja 700 K. kosten sollen. Die blauen Glasringe heissen attatá nup., die rothen yaímbra nup., die weissen garau gumbá nup. Im Ganzen soll es ca. zwanzig Massaga-Familien geben, welche mit ihren angelernten Haussklaven Tag und Nacht arbeiten und sehr reich sein sollen.

Dieses so ausserordentlich komplizirte, technisch ungemein schwierige Handwerk kann sich unmöglich seit dem Verbrauch europäischer Bierflaschen am Niger (also ungefähr seit dem Jahre 1860) entwickelt haben. Es würde seine Entstehung demnach völlig räthselhaft sein, wenn nicht eine Bemerkung Audu's einen Lichtstrahl in das Dunkel geworfen hätte. Er erklärte nämlich, dass man die Ringe früher aus Pottasche gemacht hätte und dieselbe noch heute sehr viel verwendet, wenn man kein Glas habe. Diese Pottascheringe haben eine schmutzig-rothe Farbe, sind die billigsten und heissen damárra nup. Die Pottasche ist nun nichts weiter als die rohe Pflanzenasche, welche man bei der Salzgewinnung aus Gräsern erhält. Diese Gräser sind aber sehr kieselsäurereich und geben mit den Kali- und Natronsalzen natürlich beim Schmelzen Glas. Glas ist bekanntlich ein Alkalisilikat mit einer Base, gewöhnlich Kalk oder Bleioxyd. Ob nun der Kalkgehalt des Grases zur Herstellung von Glas genügt, oder besonders Kalk hinzugefügt werden muss, lasse ich dahingestellt. Vielleicht erfolgt auch ein Zusatz von Natron zu der Pottasche, das stets unrein und kalkhaltig ist. Jedenfalls dürfte sich die Garau-Fabrikation im Anschluss an die Salzgewinnung entwickelt haben.[6a]) Noch eine andere Beziehung

besitzen diese Ringe vielleicht, nämlich zu den steinernen Armringen — āhabedj (tuareg) — der Tuareg, welche sie allein unter allen umwohnenden Völkern haben[7]. Beide Ringe werden nämlich ausschliesslich zwischen Biceps und Deltoideus am rechten Oberarm getragen. Es ist denkbar, dass beide im ursächlichen Zusammenhang mit einander stehen, d. h. dass die Glasringe auf die Steinringe zurückzuführen sind. Natürlich dienen jene nicht mehr als Waffe wie diese, sondern sind ein Schmuckstück geworden. Ob die Massaga-Kaste übrigens wirklich aus Nupe besteht oder ursprünglich einem fremden Volk angehört, ist eine wichtige, vorläufig aber nicht zu beantwortende Frage.

Während die bisherigen Handwerke allen Stämmen des centralen Sudan in grösserer oder geringerer Vollkommenheit eigen sind, giebt es doch einige, welche im Wesentlichen auf die mohamedanische Welt beschränkt, theilweise sogar von ihr ausgegangen sind. Dazu gehören in erster Linie die Weberei und Färberei, sodann die Lederarbeiten.

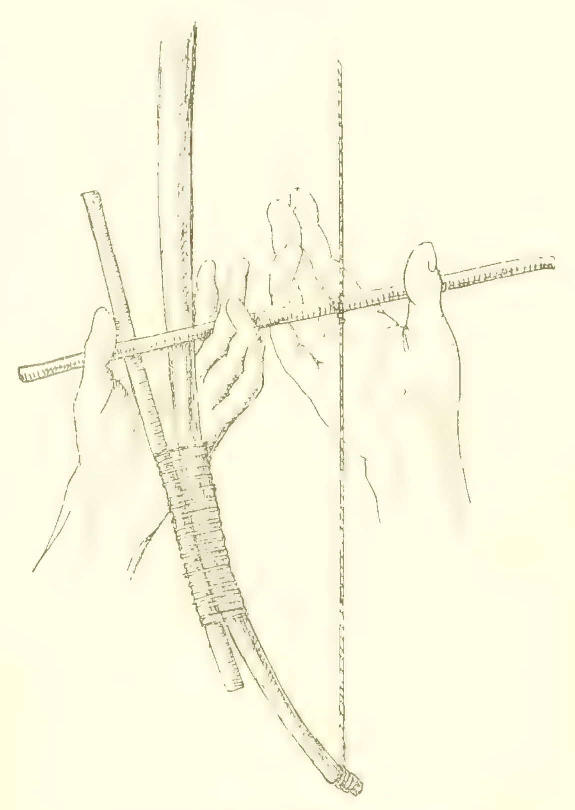


Abb. 288. Eine Schibba aus Garua.
(Nach Skizze.)

Es ist leicht verständlich, dass bei Stämmen, welche so wenig auf ihre Bekleidung geben, wie die Heidenstämme des centralen Sudan, bei denen ein Blätterbusch an einer Lendenschnur aus Bast, ein Bastgeflecht oder Lederstreif die ganze Toilette ausmacht, sich jene Handwerke nicht haben entwickeln können. Es bedurfte des islamitischen Einflusses und der daraus folgenden Tuchbekleidung, um ihnen bei den Sudanvölkern Eingang zu verschaffen. Baumwolle wuchs im Lande, der Webstuhl kam vom Ausland, fraglich, ob auch die Färberkunst, da ja die Farbstoffe, wie z. B. Indigo, einheimisch sind.

Die Baumwolle wächst nicht nur wild, sondern wird auch kultivirt. Die Ernte fällt in den Dezember und Januar. Aus den Kapseln — anguliá h., bíč f. — herausgenommen, werden die Flocken — áudiga h., hortóllo f. — behufs Reinigung von den Samen auf einem Stein — mŭgŭrgí h., mūssúrde f. — mit einem Stäbchen — dombúdda h., djámdi urssŭ́lde f. — gewalzt, sodann gekrämpelt mit Hülfe eines Schibba (h.) genannten Instrumentes. Dieses ist ein Bogen — baká n schíbba h., nyáṅgo hortóllo , an welchem an einem Ende

ein Stäbchen angebunden ist; ein zweites senkrecht auf jenem liegendes Stäbchen — makalétsia h. — dient als Gleitschiene für die Bogensehne. Die linke Hand hält nun den Bogen und das erste Stäbchen und presst beide rhytmisch an einander. Die rechte spannt dagegen in raschem Tempo mit den Fingern die Sehne. Diese geräth in eine rotirende Bewegung und wirbelt dabei in einem Haufen Baumwollenflocken herum, in welchen das andere Ende des Bogens gesteckt ist. Nach dem Krämpeln wird die Baumwolle mit Hülfe der Spindel — hartumbĕre f. — gesponnen. Der Rocken — masarí h., kanăssal f. — ist ein spannenlanges Stäbchen, die Spindel ein Stäbchen — góra h., lĕgal hartumbĕre f. — mit einer Thonkugel — golúlu h., tokúl f. — Das Drehen des Fadens geschieht mit den Fingern, die mit Knochenkreide — allí h., kĕgu f. — eingerieben werden. Die Spindel wirbelt entweder in der Luft oder in einer kleinen, mit Leder — matagí h., lérrel mótugo f. — ausgeschlagenen Kalabasse, die zugleich die Kreide enthält. Der Faden — săre h., garádyi f. — wird sodann aufgewickelt und zwar auf drei Stäbe, welche in einer Linie stehen. Zwei derselben stehen einander näher und heissen marí h., gĕĕlle f., das dritte — goró h., gigírdyi f. — steht entfernter. Der Faden wird in Form einer doppelten Acht herumgewickelt. Das aufgewickelte Garn heisst dann tariá h., wányergo garádyi f.

Bezüglich des Webstuhls und der Art des Webens kann ich auf das Kapitel Garua verweisen (Abb. 47) und will nur noch hinzufügen, das fast jedes Hauswesen in geringem Umfange Weberei treibt, dass es aber andererseits auch ein wohl ausgebildetes Gewerbe giebt, so besonders in Kano, wo auch die Färberei in höchster Blüthe steht. Auch bezüglich der Indigofärberei sei auf jenes Kapitel verwiesen. Der gelbe Farbstoff wird aus den Wurzeln von Maximilea Gossypium — dawóïa h., gadábrio ládde f. — welche wir im Januar im mittleren Adamaua blühend fanden, gewonnen. Der rothe Farbstoff soll von den Arabern gekauft werden, doch dürften auch einheimische Stoffe dazu verwandt werden.

Die Produkte der Weberei und Färberei sind ausserordentlich mannigfaltig und zahlreich. Einige der am meisten gebräuchlichen Stoffe sind folgende:

rigá, Toben aus Feristreifen,
oragĕ, ein rothes Zeug,
barragĕ, ein blau, weiss, roth gestreiftes Zeug,
ssáiki, schwarz und weiss karrirtes Zeug, das zu Mützen verarbeitet wird,
megórori, weiss und blau gestreiftes Zeug,
dógua, 1 Quadratyard grosses rothes Kopftuch für Frauen, mit blauen und weissen feinen Streifen. Dieses ist sehr theuer und wird von reichen Frauen an Festtagen getragen. In Lagos soll es 20 sh. kosten,
bakimbángo, schwarz, blau, roth, dünn gestreiftes Zeug,
kulelí, dunkelblau, hellblau, weiss gestreiftes Zeug,
bárne, dito, doch stärker gewebt.

Dieses sind nur einige Proben der allgemein gebräuchlichen, einheimischen Stoffe.

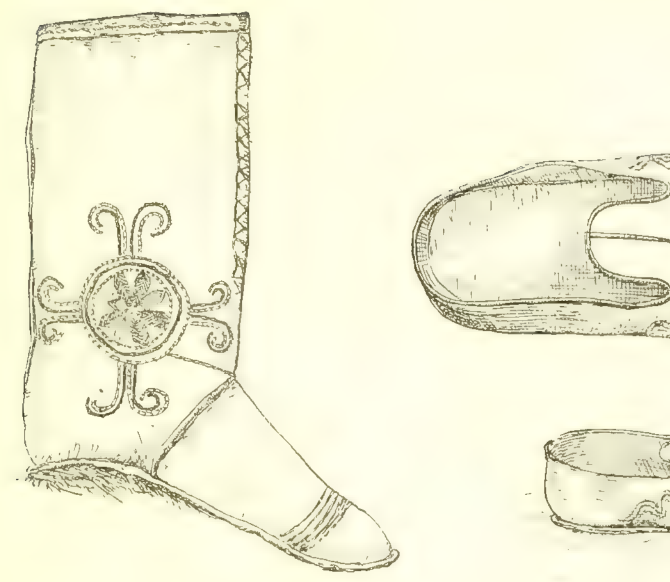


Abb. 289.
Lederner Stiefel aus Ibi.
Mit rother und grüner Seide gestickt.
1/5 nat. Gr.

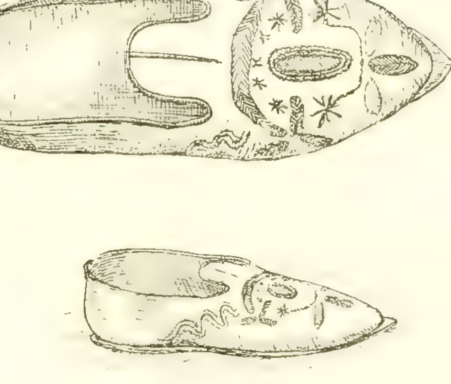


Abb. 290.
Schuh aus Ibi mit Stickerei von bunter Seide. Haussaarbeit.
1/4 und 1/8 nat. Gr.

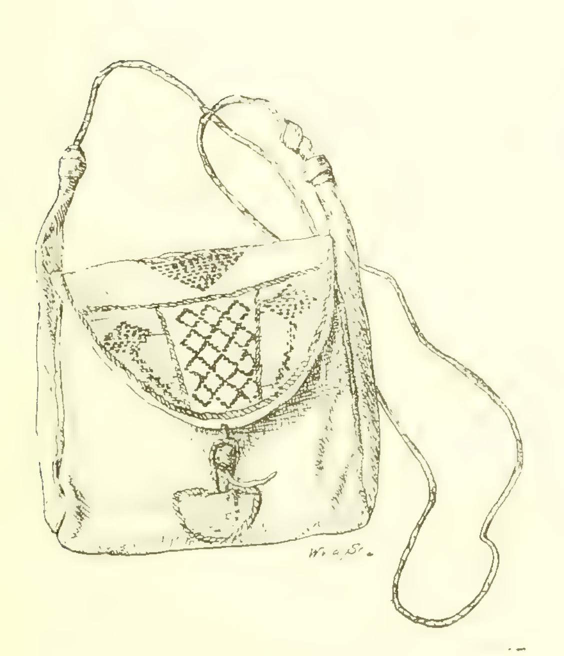


Abb. 291. Ledertaschchen aus Garua.
1/4 nat. Gr. M. f. V. Berlin.

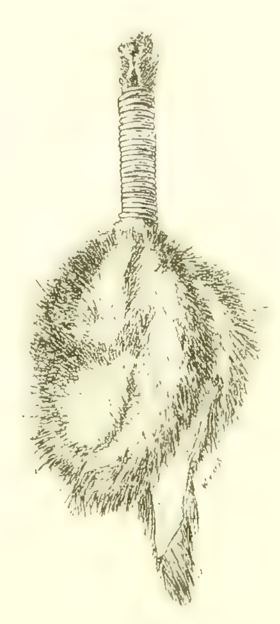


Abb. 292. Fellbeutel der Ofi (südlich von Gasa).
1/6 nat. Gr. M. f. V. Berlin.

Unzweifelhaft nordischen Ursprungs ist schliesslich das Lederhandwerk. Zwar verstehen auch die Heiden Felle zu gerben und Lederarbeiten zu machen, z. B. Köcher, Armringe u. A., allein zu so geschickten Arbeiten haben sie sich nicht aufgeschwungen. Man versteht es im Sudan das Leder nicht blos zu gerben, sondern auch zu färben und fertigt Taschen, Schuhe, Stiefel u. A. Die Technik, wie die Muster, welche angewandt werden, verrathen noch deutlich ihre Herkunft, nämlich Marokko. Wie mir Kenner versicherten, könne man manche der Lederarbeiten, die wir mitgebracht, von marokkanischer Arbeit nicht unterscheiden.

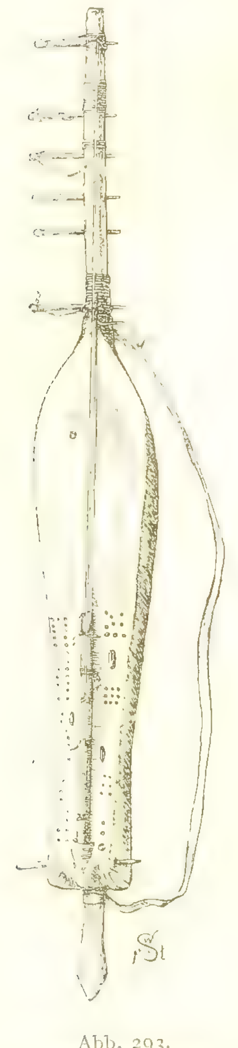


Abb. 293.
Guitarre der Mbum.
1/16 nat. Gr.
Flegel'sche Sammlung.
M. f. V. Berlin.

Eigenthümliche Behälter sind die Fellbeutel, welche die Stämme südlich von Ngaumdere anfertigen. Sie kommen aber auch in Djen vor. Sie werden aus dem Balg einer kleinen Katzenart in folgender Weise hergestellt. Das Thier wird durch einen Längsschnitt über Brust und Bauch geöffnet und abgebalgt, der Kopf abgeschnitten. Sodann werden Vorder- und Hinterbein derselben Seite zusammengenäht, so dass also ein Beutel mit einer oberen Oeffnung — dem Schnitt über Brust uud Bauch — entsteht. Um diese Oeffnung zu verschliessen, wird der Schwanz zwischen den als Henkel dienenden Beinen durchgezogen. Die beiden Henkel sind an ihren Enden ebenfalls zusammengenäht. Eine über sie gezogene Eisenspirale vollendet den Verschluss. Nach Zintgraff besitzen die Bali dieselben Fellbeutel.[8])



Abb. 294.
Fussringe der Mbum, beim Tanzen getragen.
1/2 nat. Gr. Flegel'sche Sammlung
M. f. V. Berlin.

Wirkliche Kunst ist im mitteren Sudan in den allerersten Anfängen. Die bildende Kunst kann sich dort, wie in allen mohamedanischen Ländern, der Religion wegen nicht entwickeln. Aus Eire in Nupe stammt eine hölzerne Thür mit bildlichen Darstellungen, welche Flegel mitgebracht hat.[9]) Sonst kennt man nur rohe Versuche von Thierbildern und Fetischen. Die Musik ist ebenfalls sehr unentwickelt. Die Haussa und Fulbe Adamaua's hatten je eine Melodie, welche sie stundenlang mit grosser Ausdauer sangen. Der improvisirte Text war dabei die Hauptsache. Uebrigens beweist der Umstand, dass die Feste fast ausschliesslich bei Mondschein gefeiert werden, dass ihnen ein religiöser Gedanke zu Grunde liegt.

Als begleitende Instrumente dienten Kesselpauken — gánga h. — bei den Fulbe, zweisaitige Guitarren — molóru h. — bei den Haussa. Daneben

sind Sanduhrtrommeln — kollongú h., — ferner die berüchtigte algeitáru f. oder áligeter h. beliebt. In Ngaumdere sahen wir auch lange, ausziehbare Blechtrompeten — búsa h. — Bei den Mbum fanden wir die Marimba (Abb. 148) und Saiteninstrumente. Flöten scheinen bei allen Heiden beliebt zu sein und in den Gebirgsgegenden hat sich, wie auch Zintgraff berichtet,[10]) eine förmliche Flötensprache entwickelt.



Handelsverhältnisse.

Entsprechend der verhältnissmässig bedeutenden Entwickelung der Industrie, welche allerdings zum grössten Theil aus inländischen Rohprodukten hergestellt wird, dürfen wir von vorn herein auf fortgeschrittene Handelsverhältnisse rechnen. In der That haben die Bewohner des centralen Sudan schon längst die erste Stufe, nämlich die des ausschliesslich inländischen Handelsverkehrs überschritten und stehen mit dem Ausland in lebhaften kommerziellen Beziehungen. Auch bestehen die Handelsprodukte nicht mehr allein aus auf die Befriedigung nothwendiger Bedürfnisse des Lebens gerichteten Gegenständen, wie Nahrungsmitteln und Kleidern, sondern umfassen auch Luxuswaaren und Genussmittel, welche unter den Importartikeln sogar eine hervorragende Rolle spielen.

Ferner besitzt der Sudan bereits, wenn auch noch in bescheidenen Grenzen, kursirendes Geld, ja wenn man will sogar ein einheitliches Münzwesen.

Die wichtigsten Exportprodukte sind an Rohmaterialien in erster Linie Lebensmittel, wie Getreide, Erdnüsse, Honig, Sesam; ferner Elfenbein, Kautschuk, Häute, Palmöl. Von Produkten der einheimischen Industrie kommen die Waaren fast aller Zweige, wie Weber-, Färber-, Töpfer-, Leder-, Flecht-, Schmiedearbeiten und Kalabassen in den Handel; von Luxusartikeln Gold, Straussfedern, Gorunüsse, Taback, Bleiglanz, Natron. Wichtig ist auch der Handel mit Thieren, vor Allem Pferden und Rindern und, last not least, mit Sklaven.

Als Importprodukte kommen dagegen in Frage aus den Küstengebieten Gorunüsse, aus der Sahara Salz und Natron, aus den Heidenländern Sklaven und Elfenbein, aus dem Ausland die Erzeugnisse europäischer Industrie, wie Baumwollenstoffe, Spiegel, Eisenwaaren, Perlen, Gewürze, Salz, Schnaps, Pulver, Blei und Feuerwaffen.

Die Zahlungsmittel sind im Sudan noch nicht so fixirt, wie in europäischen Staaten. Jedoch kann man alle als Geld kursirenden Gegenstände auf das Muschelgeld und den Maria-Theresien-Thaler, und diese wieder auf deutsches Geld zurückführen, obwohl auch die Muscheln ihren Kurs haben und nach der Lage zur Küste, dem Ausgangspunkt der Kauris, im Werthe sehr schwanken. Im Durchschnitt hat der Thaler im centralen Sudan einen Werth von 2,50 M. oder 5000 Kauris; ein »urí«, d. i. eine Muschel, also von 1/20 Pfennig. 20 000 Kauris = 10 M. bilden einen Sack Kauris — sombá scherín h. — Nach diesem Werthmesser wird im Grossen gerechnet. Von anderen Geldwerthen ist das wichtigste das Frauenkleid — sánna h. — gleich 4 Yard Stoff. In Adumre und Garua z. B. waren dunkelblau-, hellblau-, weissgestreifte Stoffe einheimischer Fabrikation von 4 Yard Länge — kulelí h. — im Handel, welche einen Werth von 1000 K. hatten. Von derselben Grösse und Farbe, jedoch stärker gewebte Stoffe hiessen bárne h. und waren 3000 K. werth. Ferner kursiren als Kleingeld Baumwollenstreifen — Féri[1]) — von etwa einem Meter Länge und 4 cm Breite, welche in Garua 13 Kauris, also gleich 0,65 Pfennig gelten, in der Kano aber 20 K. werth sind. Auch wechseln sie nach den Distrikten sehr an Grösse. In Gumna waren sie z. B. viel breiter und länger als in Garua. Der Werth dieser Feri besteht darin, dass sie zu Toben zusammengenäht werden können. In Kano besitzt schliesslich noch die blaue Indigotobe — kororŏbschi h. — einen feststehenden Preis von 8000 K. und gilt daher im Kleinhandel als Münze. Die zu Barths Zeiten kursirenden Turkedí (Umschlagetücher für Frauen) scheinen nicht mehr die Bedeutung zu haben, wie früher. Sie sind heute in Kano 2400—3000 K. werth.

Alle angeführten, als Scheidemünze im Verkehr befindlichen Gegenstände sind für einen grossen Handel wegen ihres grossen Gewichtes bei geringem Werth wenig geeignet. Abgesehen von dem Thaler kann man mit kostbaren Stoffen am leichtesten bei einem bestimmten Gewicht einen möglichst grossen Geldvorrath transportiren.

Kauris kann ein starkes Kameel nur im Werth von 30 Thalern, also 150000 Stück, tragen, ein Mann nur ca. 4000 Muscheln. Im Kleinhandel lässt sich jedoch dieses schwerfällige Geld nicht vermeiden, wegen des geringen Werthes der meisten Tauschobjekte.

Abgesehen von der Schwerfälligkeit des Transportes, kommt der Umstand für den Verkehr erschwerend hinzu, dass die einzelnen Münzsorten nach einzelnen Distrikten wechseln. So nimmt man in Yola nur Kauris, im übrigen Adamaua Feris; doch wechseln auch diese, wie erwähnt, an Länge und Breite und damit an Werth. Thaler wurden nur von grossen Kaufleuten genommen. Sie sind im Allgemeinen in Adamaua weniger beliebt als in Kano, Kuka und Bagirmi hatten daher auch einen verschiedenen Preis. In Marrua hatte der Thaler z. B. einen Werth von 6000 K., in Ngaumdere dagegen nur von 3—4000 K.

Sind die Geldverhältnisse im centralen Sudan noch recht primitiv, so sind es die Verkehrsmittel noch mehr. Kunststrassen kennt man nirgends, überall nur den schmalen Fusspfad, der nur für einen Menschen Raum gewährt. Eine Ausnahme bildete die Umgebung von Marrua, wo die Strasse breit und für 3—4 nebeneinander gehende Personen eingerichtet war. Brücken sind so gut gut wie unbekannt.

Die Transportmittel sind sehr mangelhaft. Abgesehen von den Kanus auf den grossen Flüssen, kennt man keine Fahrzeuge. Der Wagen, ja selbst die Karre ist dem Afrikaner unbekannt geblieben. Kameele kommen nur in der nördlichsten Zone des Sudan bis Kuka und Kano vor; Lastpferde sind kaum je, Lastochsen — takárkali h. — nur im Norden gebräuchlich. In Adamaua wird nur der Esel in grossem Maassstab als Lastthier benutzt. Das wichtigste Transportmittel ist indess doch der Mensch selbst. Entweder reist der Händler mit seinen Sklaven oder er miethet sich gewerbsmässige Träger — yaṅg alåru h. — Ueber diese Träger wurde früher bereits ausführlich gesprochen, so dass ich mich beschränken kann, auf jene Stelle zu verweisen. (S. 65.)

Was nun die Händler selbst betrifft, so sind dieselben vorwiegend Haussa, Bornuaner, Makari und Logonleute in der östlichen, Haussa, Nupe und Yoruba in der westlichen Hälfte des mittleren Sudan. Auch die diesen verwandten Igarra, Igbirra, Djikum beteiligen sich lebhaft an dem Kleinhandel, besonders auf dem Niger und Benue. Völlig passiv verhalten sich dagegen die Fulbe und die freien Heidenstämme, z. B. in Adamaua. Die Araber sind z. Th. in den nördlichen Bezirken Grosskaufleute, ebenso wie die Teda in Bornu und die Tuareg in den Haussaländern.

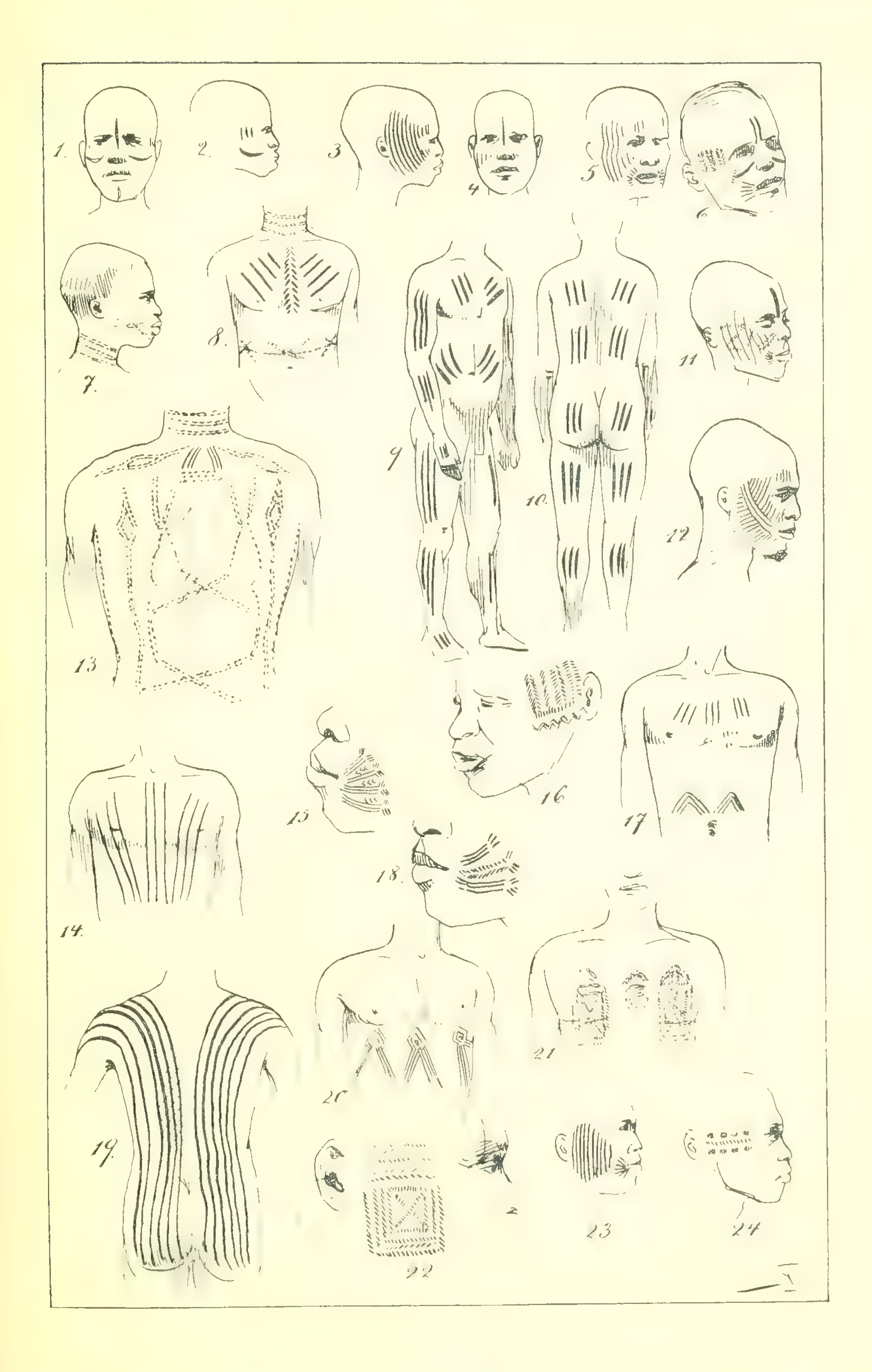
Seiner Entstehung und geographischen Verbreitung nach muss man, wie fast in jedem Lande, die Handelsbeziehungen des centralen Sudan in zwei Typen zerlegen, den Handel im Inland und den mit dem Ausland. Beide greifen allerdings derartig in einander ein, dass eine Trennung oft schwierig und unnatürlich erscheinen muss.

Ein Gebiet von so bedeutender Ausdehnung, in so verschiedenartigen Klimazonen gelegen, muss auch verschiedenartige Produkte erzeugen und ein gegenseitiger Austausch zwischen den Provinzen derselben wird die nothwendige Folge sein. Derselbe wird von kleinen Händlern — fataki h. — besorgt und betrifft im Wesentlichen die Vertheilung und den Austausch einheimischer Produkte. Auch die reisenden Malame und Mekkapilger pflegen zugleich Geschäftsleute zu sein. Sie ziehen von Ort zu Ort, machen kleine Handelsexpeditionen nach anderen Provinzen, um theils gegen Landesprodukte, theils gegen einheimische und ausländische Industrieartikel, welche sie von den grossen Handelsorten, wie Kano, Kuka, Yola, Eggan, Lokodja, mitbringen, deren Erzeugnisse aufzukaufen. Sie besuchen die Wochenmärkte, welche in den Hauptorten eines jeden Distrikts an verschiedenen Tagen abgehalten werden. Sie dringen in die entlegensten Gegenden, wagen sich unter räuberische, feindliche Heidenstämme,

trotz aller Bedrückungen und Erpressungen, denen sie von den übermüthigen Heiden ausgesetzt sind, wenn nur der Gewinn ihre Mühe lohnt. So bringen die Fataki z. B. Dadaua-Kuchen aus Kano nach Sokoto, wo die Parkia biglobosa, aus deren Früchten jene Kuchen gemacht werden, fehlt. Eine Esellast enthält 2000 Stück im Werthe von 2000 Kauris und der Handler bekommt dafür in Sokoto 10 000 Kauris.[2]) Pferdetransporte gehen aus Bornu nach den Haussaländern, Esel und Pferde aus Marrua nach Lere und Lame, nach Yola und Garua, nach Ngaumdere Tibati und Banyo. Eisenwaaren, besonders Waffen, holt man von den Batta und Durru, Gorunüsse aus Takum und Tschebtschi trotz aller Bedrückungen von Seiten der Dekka. Was die räuberischen Usuel und Barawa den Reisenden abnehmen, handeln die schlauen Haussa gegen Perlen und andere Schmucksachen billig wieder ein.

Eine Erweiterung des Handels ist der Verkehr mit den Nachbarländern, welcher entsprechend dem grösseren Umfang und der gesteigerten Gefahr mit mehr Mitteln betrieben wird. Aus dem Hinterland von Togo und der Goldküste werden vorzugsweise Gorunüsse importirt, aus Adamaua und den südlichen Heidenländern fast ausschliesslich Sklaven und Elfenbein, aus der Wüste Salz und Natron.[3]) Der letztere Handel liegt vorwiegend in der Hand der Wüstenstämme der Teda im östlichen, der Kelowi aus Asben im westlichen Theil unseres Gebietes, welche dafür besonders Getreide, daneben Industrieartikel eintauschen. Für Sklaven und Elfenbein ist dagegen Adamaua immer noch das Hauptland. Nach Lame und Lakka, nach Kunde und Gasa, in die Länder südlich von Tibati bis Ngilla sind die Haussahändler auf gefahrvollen Bahnen vorgedrungen, um jene beiden Artikel einzukaufen und immer weiter dehnt sich das Gebiet ihrer Handelsunternehmungen aus.[4])

Trotz der einheimischen Industrie, welche sich im Sudan entwickelt hat, ist es den europäischen Waaren gelungen, sich diesen Markt zu erobern und zwar war der erste Weg, welchen sie nahmen, die Wüste. Mit Nordafrika hat der Sudan schon bereits im Alterthum im Verkehr gestanden, doch scheint derselbe nicht besonders lebhaft gewesen zu sein.[5]) Von Nordafrika ist im Mittelalter der Anstoss zur Entwicklung der Kultur ausgegangen und mit dem Aufblühen der Sudanstaaten und ihrer Industrie fand ein Aufschwung des Handels zwischen ihnen und den Mittelmeerländern statt. Grosse Karawanenstrassen durchquerten die gefahrvolle Wüste, am wichtigsten war die von Tripolis über Mursuk und Bilma nach Kuka, die über Tunis, Ghadames und Asben nach den Haussaländern. Die Kaufleute waren die Araber, den Verkehr vermittelten, resp. schützten und bewachten, die Teda und Tuareg. Durch Vermiethen von Kameelen und Erhebung von Abgaben verdienten sie das nothwendige Geld, um sich ihrerseits die nothwendigen Produkte, wie Waffen, Kleider, Sklaven, anschaffen zu können. Die wichtigsten Exportprodukte waren Sklaven, Gold, Straussenfedern und Elfenbein. Dadurch, dass die Sklaven selbst als Transportmittel verwendet wurden, machte sich die weite und gefahrvolle Reise bezahlt.



Tätowirungen II.



Mit der Mitte dieses Jahrhunderts traten jedoch Wandlungen ein, welche den uralten Wüstenhandel schwer schädigen sollten. Die gesteigerte Ausnutzung Südafrikas als Elfenbeinmarkt und das damit verbundene Fallen des Preises dieses Artikels machte zuerst den langen Wüstentransport für denselben nicht mehr bezahlt. Die Goldproduktion war an und für sich bereits sehr gesunken, die Straussenzucht in Südafrika ruinirte auch den Handel mit Straussenfedern. In Folge des europäischen Einflusses auf die Türkei wurde auch der Sklavenhandel zwischen dem Sudan und dem Orient stark eingeschränkt. Zu allen diesen Momenten, welche den Handel mit Nordafrika zu schädigen geeignet waren, kam schliesslich noch ein letzter Umstand hinzu, der ihm den Rest gab, nämlich die Eröffnung des Niger-Benue durch die Europäer.

Der Zwischenhandel, welchen die Küstenstämme an der ganzen Westküste entlang aufrecht erhielten, das Sperrsystem, welches die Europäer von dem Innern, die Binnenländer von der Küste fern hielt, wurde im vorigen Jahrhundert an mehreren Stellen durchbrochen und zwar von den zur Küste drängenden Sudannegern, z. B. den Mandingo in Westafrika, den Yoruba im Hinterland von Lagos. Damit wurde die direkte Verbindung mit dem Sudan angebahnt, richtig zur Geltung kam der europäische Handel aber erst durch die Eröffnung des Niger und Benue.

Im Jahre 1827 erreichte Clapperton von Badagry her bei Bussa den Niger; 1830 fuhr Lander diesen Fluss zur Küste herab. In den beiden folgenden Jahrzehnten sehen wir die Engländer vergeblich sich abmühen, am untern Niger festen Fuss zu fassen. Es blieb bei jährlichen Handelsexpeditionen. Die Entdeckung des oberen Benue durch Barth (1851) gab den Anstoss zu der Dampferexpedition unter Baikie. Im Anschluss an diese nahm der letztgenannte Forscher die früheren Unternehmungen wieder auf, und zwar mit Erfolg. So fand Rohlfs 1867 in Lokodja eine aufblühende englische Faktorei vor und in den siebziger Jahren that sich eine Reihe englischer Firmen am Niger auf. Gegenseitige Konkurrenz ruinirte indess den aufblühenden Handel, bis David Mac'intosh 1879 die einzelnen Firmen zu der United Africain Company vereinigte, aus welcher die heutige Nigerkompagnie hervorging.[6])

Dank der Schiffbarkeit der beiden grossen Ströme, von denen der eine das ganze Jahr hindurch, der andere während der Regenzeit für grosse Dampfer schiffbar ist, rentirt sich die Anlage von Stationen weit im Innern und diese Stationen sind die Centra für den Handel im mittleren Sudan geworden, von denen aus derselbe mit europäischen Stoffen und, was nicht zum wenigsten zu betonen ist, mit Salz versorgt wird. Dadurch hat nicht blos der Handel mit den Mittelmeerländern den Todesstoss erhalten, sondern auch der Salzhandel mit Air und Asben, deren Bewohner auf den Austausch des Salzes gegen Korn angewiesen sind, dürfte gelitten haben.

Während sich die europäischen Importprodukte nach dem Sudan seit dem Aufblühen des Nigerhandels ihrer Art nach nur wenig geändert haben, höchstens

das Salz als neuer Artikel hinzugekommen ist, sind die Exportprodukte bezüglich Qualität und Quantität ganz erheblich modifizirt worden. Gerade die alten Artikel des Wüstenhandels, wie Gold, Straussenfedern und Sklaven sind theils vom Markt verschwunden, theils für Europäer nicht zu verwerthen. Nur das Elfenbein hat sich noch gehalten, bildet aber, seiner Natur entsprechend, einen Artikel, der nach einer gewissen Zeit stark abnehmen muss. Adamaua und das Hinterland von Kamerun bilden immer noch die Hauptgegenden, aus denen es exportirt wird, und jährlich werden grössere Gebiete von den thätigen Haussa erschlossen.

Der Handel wird in der Weise bewerkstelligt, dass jährlich mit dem Beginn der Trockenzeit Händler theils mit eigenen Sklaven, theils mit gemietheten Leuten die oft gefahrvollen Expeditionen unternehmen, von denen sie oft erst nach Jahren zurückkehren. So hatte z. B. Lauon seinen Bruder im Oktober 1893 mit sieben Sklaven nach Lame und Lakka geschickt, um Elfenbein einzuhandeln, und im Januar 1894 war derselbe mit den gekauften Schätzen bereits zurück. Auf dem Wege nach Ngaumdere begegnete uns ein Elfenbeinhändler aus Saria, welcher mit einigen zwanzig Lasteseln nach Gasa gegangen war. In dem feuchten Klima waren ihm die Thiere jedoch gestorben und er hatte Träger miethen müssen, und zwar hauptsächlich Frauen, die auch im Sudan billiger arbeiten als Männer. Morgen erwähnt die Anwesenheit von Haussahändlern in Ngilla. und ihre jahrelangen Handelsreisen.[7]) Früher ging alles Elfenbein auf die Märkte nach Kano und Kuka zu den Arabern, welche es daselbst aufkauften und nach den Mittelmeermärkten transportirten. Jetzt geht der grösste Theil nach Yola zur Hulk; ein anderer Theil geht über Ibi. Dort wird es jedoch zum grössten Theil nicht verkauft, sondern nach Saria und Kano gebracht. Von dort gelangt es, wahrscheinlich durch Vermittlung neuer Zwischenhändler, nach Eggan, der wichtigsten Station der Kompagnie am Niger.[8])

Zum Einkaufen des Elfenbeines sollen hauptsächlich Garambu-Perlen verwendet werden. Für 1000 Garambu soll man zwei der grössten Zähne bekommen.

In den Sudanstädten, in denen das Elfenbein verkauft wird, muss der Händler an den Landesherrn einen bestimmten Zoll zahlen und zwar erhebt denselben ein bestimmter Beamter, der Ssariki n songo. Denn das Elfenbein kommt nicht auf den Markt und durch die Hände des Marktvogts — ssariki n kasúa —, sondern wird von den Händlern im Hause verhandelt.

Das Elfenbein heisst háure auf Haussa, ein 100 Pfd. Zahn kontérr, ein kleiner Zahn kakárra. In Yola soll nach Audu im Herbst 1893 das Pfund von einem mittleren Zahn 4000 K., also etwa 2 M. gekostet haben. Da die Bezahlung aber in Waaren geschieht und diese immer höher gerechnet werden als sie in Wirklichkeit werth sind, würde das Pfund auf ca. 1,50 Mk. zu stehen kommen.

Bemerken will ich hier noch, dass seit dem Festsetzen der Franzosen in Gasa und Kunde sich im Gebiet des Sanga europäische Handelshäuser etablirt

haben, welche bereits einen bedeutenden Elfenbein-Export nach dem Kongo hin betreiben. In Zahlen lässt sich sein Umfang indes nicht angeben. Nach einer Mittheilung aus zuverlässiger Quelle führt Yola jährlich 25 Tons, Ibi 6—7 Tons aus. Die Hulk in Yola soll im Jahre 1892 einen Reingewinn von 300 000 sh. erzielt haben. Diese Angabe dürfte nicht zu hoch gegriffen sein in Anbetracht der enormen Unkosten, welche Verwaltung und Militär in den Nigerterritorien erfordern. Eggan am Niger und Yola am Benue sollen die beiden einzigen wirklich einträglichen Stationen der Kompagnie sein.

Von den Produkten, welche erst durch europäischen Handel Exportartikel geworden sind, sind besonders wichtig Palmöl, Kautschuk und Sesam. Palmöl und Kerne werden vorwiegend am unteren Niger und im Nigerdelta gewonnen. Nach Norden geht die Oelpalme bis über Eggan, am Benue bis zum Tarabba hinauf. Einzelne Exemplare sollen noch in Saria vorkommen.[9]) In Adamaua und dem grössten Theil des Sudan fehlt sie aber.

Sesam kommt besonders am unteren Benue in den Handel. Amagede und Abinsse sind dieses Produktes wegen angelegt.

Kautschuk wird im ganzen mittleren Sudan gewonnen, doch dürften die Küstenstriche an diesem Artikel weit reicher sein. Die wichtigsten Ficusarten, welche Kautschuk liefern, sind der ganyi h. und tschedia h. Die Gewinnung ist eine sehr rohe. In der Trockenzeit wird an den Stamm des Baumes Feuer angelegt. Aus Astlöchern und künstlichen Einschnitten schwitzt dann der Kautschuk aus und wird sodann abgekratzt. Marrua ist der Hauptgummiplatz und liefert den weitaus besten Kautschuk, welcher wahrscheinlich aus den feuchten Musguländern kommt. Derselbe hat einen wechselnden Preis. Im September kostete er angeblich an der Hulk 6000 K. pr. kg, im Januar 4000 K. Ueber den Umfang des Kautschukhandels in Yola kann ich keine Zahlen angeben.

Abgesehen von dem Export- und Importhandel hat die Kompagnie mit Vortheil den intraterritorialen Handel in die Hand genommen. So werden z. B. aus dem Gebiet des unteren Niger Gorunüsse in das Innere transportirt, einheimische Stoffe dagegen in den Stationen des Nupe-Gebietes eingekauft und auf dem Benue und unteren Niger mit Gewinn verkauft.

Ein besonderes Kapitel bildet der Sklavenhandel, der, wenn auch nicht direkt, so doch indirekt, den Europäer im höchsten Grade interessirt. Aber nicht sowohl die Sklaverei an und für sich, sondern die Sklavenjagden mögen hier eine kurze Darstellung finden.

Zwar sind die Mohamedaner diejenigen, welche heutzutage besonders die Jagden ausüben, allein auch zwischen den Heidenstämmen selbst, ja zwischen den benachbarten Dörfern, hat zu jeder Zeit Sklavenraub und -Verkauf bestanden, wenn auch in beschränktem Maasse [10]) Einerseits sind es die kleinen Heidenstämme, welche im ganzen mittleren Sudan, besonders in Bautschi, und Adamaua, zerstreut wohnen, sodann aber auch vor Allem die zusammen-

hängenden Heidengebiete an den Grenzen der islamitischen Staaten, welche unter den ewigen Kriegen zu leiden haben. Mehrmals hatten wir im Verlauf der Reise, z. B. in Giddir, Gelegenheit den kleinen Krieg kennen zu lernen, welcher beständig zwischen den Fulbe und Arnanen in Adamaua hin und her geht. In der Trockenzeit werden wohl auch grössere Expeditionen gemacht. Ich erinnere an den Feldzug des Emirs von Yola gegen die Batta von Gire und gegen die Namdji, des Lamido von Tsebóa gegen dasselbe Volk, an welchem Zuge sich Hammoa betheiligte. Oft retten sich die bedrängten Heiden durch freiwillige Zahlung von Sklaven indem sie bis zu $^1/_4$ ja $^1/_3$ die Frauen und Kinder des ganzen Stammes ausliefern. Wenn nicht, so werden ihre Dörfer verbrannt, ihre Wintervorräthe geraubt, und Hungersnoth bedrückt die Ueberlebenden.

Von den an der Grenze gelegenen Fulbestaaten gehen jährlich mit dem Beginn der Trockenzeit grosse Expeditionen aus, welche im Frühjahr mit Beute beladen zurückkehren. So war, während unseres Aufenthaltes in Ngaumdere, ein Heereszug gegen die Yangere und Lakka unterwegs. In anderen Jahren gehen die Expeditionen nach SW. gegen die Bute oder nach S. bis weit über Gasa hinaus, wo dichter Urwald schliesslich ihrem weiteren Vordringen ein Ende machen soll. Manche kriegerische Fürsten beziehen für mehrere Jahre Kriegslager — ssanssérni h. — von denen aus sie einen wirksamen Kleinkrieg führen. So besuchte Flegel das Heerlager des Emirs von Gáschaka in Bérabe, Morgen und v. Stetten das Ssansserni des Sultan von Tibati, der die Tikar bekriegte. Zahllose Händler besuchen diese Kriegslager, in denen sie stets Sklaven billig einkaufen können. Ebenso verwandelt sich die Stadt Ngaumdere in einen grossen Sklavenmarkt, wenn am Ende der Trockenzeit, im März, die Kriegszüge heimkehren. Dann sind daselbst Sklaven gegen ein Spottgeld zu haben, manchmal für ein bis zwei Thaler das Stück. Ein interessanter, wenn auch nicht gerade ästhetisch schöner Anblick, wäre es für uns gewesen, die Ankunft eines solchen Heereszuges selbst zu erleben. Denn elend und heruntergekommen pflegen die armen Kriegsgefangenen einzutreffen. Viele sterben unterwegs, viele noch in der Stadt und ihre Leichname werden den Geiern und Hyänen zum Frass vor das Thor geworfen. Und wie viele gehen während des Krieges selbst zu Grunde! Auf dem Marsch nach Ngaumdere sind mir mehrmals Sklaventransporte begegnet, bis zu 10 Stück, und es war oft genug ein Jammer, diese unglücklichen Geschöpfe zu sehen, die zu Skeletten abgemagert, kaum im Stande waren sich selbst fortzuschleppen und doch noch Lasten für ihre unbarmherzigen Herren tragen mussten, und zwar im schnellsten Schritt, halb laufend.

So werden jährlich viele Tausende hingeschlachtet, viele Tausende von Sklaven aus Adamaua in den mittleren Sudan eingeführt, weite Gebiete werden menschenleer, immer weiter dringen die Eroberer vor. Im Sudan selbst machen die Karawanen nur zum Theil Halt. Ein Theil der Sklaven wird nach der

Wüste transportirt, von den Tuareg's und Teda gekauft, oder gelangt bis nach Fezzan auf türkisches Gebiet.

Es wird eine Hauptaufgabe bei der Kolonisation Kameruns sein, diesen Sklavenkriegen zu steuern. Bei Besprechung Adamaua's als deutscher Kolonie werde ich noch Gelegenheit haben, auf diesen Punkt zurück zu kommen.

Soziale und politische Verhältnisse.

Die sozialen und politischen Zustände der mittelsudanischen Staaten stehen auf einer, für afrikanische Verhältnisse bedeutenden Höhe.

In Adamaua zerfallen die grösseren Heidenstämme, z. B. die Durru, Dekka u. A. in zahlreiche kleinere Gruppen, welche sich gewöhnlich an einzelne Distrikte oder geographisch abgegrenzte Gebiete anschliessen. Dieselben können sich ethnographisch z. B. durch verschiedene Tätowirungen oder auch dialektisch unter einander unterscheiden. So bilden z. B. die Durru im Ssagdje-, im Galibu-, im Karnagebirge eine Gruppe für sich, ebenso wie die Durru Schi und Durru Ubaka am Abfall des südafrikanischen Plateaus. Diese grossen Distrikte bilden aber meist nicht einheitliche Staatswesen, sondern zerfallen in kleinere selbstständige, politische Gemeinden. So besuchten uns im Songo n Tagueláfi mehrere Häuptlinge der Durru Schi und jeder behauptete, der mächtigste zu sein. In Alhadji n Galibu gab es nicht weniger als drei gekrönte Häupter. Meist bildet allerdings jedes Dorf eine politische Einheit für sich. Die Regierungsform ist durchaus monarchisch, doch dürfte die thatsächliche Macht der meisten Dorfhäuptlinge über ihre Unterthanen sehr beschränkt sein und mehr von ihrer Persönlichkeit und ihrem Reichthum als von bestimmten Rechten abhängig sein. Neben sich hat jeder einen Minister, der dem Kaigamma der mohamedanischen Staaten entspricht.

Was das Verhältniss der einzelnen politischen Gemeinden zu einander betrifft, so besteht in vielen Fällen eine Abhängigkeit eines Dorfhäuptlings von einem andern, wenn man will, ein Lehnsverhältniss. So war der Häuptling von Bässílle Vasall des Königs von Gañgssorní und selbst wiederum Lehnsherr über andere kleinere Gebirgsdörfer. Der Häuptling von Ssagdje bat uns um Hülfe gegen einige ungetreue Vasallen, welche Distrikte im Gebirge besassen, mächtiger als er selbst waren und ihn daher nicht mehr anerkennen wollten. Praktisch bethätigt sich die Abhängigkeit der Vasallen im Zahlen jährlichen Tributs an den Oberherren; wahrscheinlich auch in Heerfolge.

Unter einander leben die einzelnen Gemeinden nicht selten in Streit und suchen sich gegenseitig durch Handstreiche Leute fortzufangen, welche sie zu Sklaven machen oder verkaufen. Jedenfalls weisen die Stämme der Ostgruppe durchweg eine ausserordentlich grosse Zersplitterung auf, welche ihre politische

Ohnmacht veranlasst und das Aufblühen höherer Kultur unmöglich macht. Von den Musgu berichtet z. B. Barth, dass jeder Distrikt von dem andern so abgeschlossen sei, dass einzelne Ortschaften nichts von dem einige Tage vorher erfolgten Ueberfall über ihre Nachbarn erfahren hatten.[1]) Auch die Dialekte der einzelnen Distrikte jenes Landes sollen stark von einander abweichen.

Grössere Staatsverbände innerhalb der Ostgruppe finden wir allein in Lere und Lame. Soweit unsere Erkundigungen reichen, besteht in ihnen ein ausgebildetes Lehnswesen und ihrer Macht ist es zu verdanken, dass dem Vordringen der Fulbe am Mao Kebbi eine Schranke nach Osten errichtet worden ist. Allerdings handelt es sich bei ihnen im Wesentlichen um je eine Stadt mit einem allerdings nicht ganz unerheblichen Distrikt im Umkreise.

Bezüglich der Organisation, Ausdehnung und Machtentfaltung des ehemaligen Fumbina-Reiches der Batta wissen wir nichts. Es scheinen aber in ihm recht faule Verhältnisse geherrscht zu haben, da es so schnell dem Ansturme der Fulbe erlag.

Wir finden also bereits bei den Stämmen der Ostgruppe die ersten Andeutungen des Lehnswesens, welches bei den Völkern der Westgruppe weit entwickelter ist. Zugleich finden wir bei letzteren grössere Staatsverbände. So ist z. B. Wukari der letzte Rest des ehemalig grossen und mächtigen Djikumreiches Kororofa, dem einst sogar Kano gehört hat.[2]) Am Benue bestand bis in die 40 Jahre das mächtige Igbirra-Reich Panda,[3]) am Niger das Igara-Reich Ida.[4]) Auch die Haussa, Nupe und Yoruba hatten lange vor der Fulbeherrschaft grosse und blühende Reiche, welche im Wesentlichen den Provinzen des heutigen Sokotoreiches entsprachen und welche nicht auf islamitischer Grundlage aufgebaut waren,

In den mohamedanischen Staaten besteht überall eine ausgesprochene Despotie. Der König mit seiner Familie hat durchaus allein die Regierung in der Hand und seine Beamten sind nichts als seine Diener. Das Volk zerfällt in Freie und Sklaven. Die Freien sind von sehr verschiedener Nationalität, Fulbe, Haussa, Kanuri, Araber und Angehörige der verschiedensten Heidenstämme des Sudan. Einen Adel in unserem Sinne kennt man nicht, wenn auch die Araber als die Träger des Islam und als das auserwählte Volk überall, die Fulbe in den Fulbestaaten als die herrschende Klasse einen besonderen Anspruch auf vornehme Herkunft machen. Höchstens kann man bei Angehörigen königlicher Häuser von Geburtsadel sprechen. Die grösste thatsächliche Macht, die grössten »big men« oder »baba« h., sind aber doch diejenigen, welche das meiste Geld haben, und das sind in Adamaua gerade nicht die nationalstolzen Fulbe, sondern die rührigen Haussa und Kanuri. Im Allgemeinen, kann man sagen, wird Jeder nach seiner Stellung und Macht und nicht nach Geburt und Nationalität honorirt, auch ohne Rücksicht auf seine Vergangenheit.

Die Sklaven zerfallen in die frisch eingefangenen Kriegssklaven und die an die Knechtschaft gewöhnten, resp. in ihr geborenen Haussklaven. Jene

werden zu schweren Arbeiten, besonders zur Feldarbeit verwendet, oft schlecht behandelt, wenigstens in Bezug auf die Ernährung, und werden oft verkauft. Nicht selten müssen sie in eisernen Fesseln arbeiten, damit sie nicht fortlaufen.

Die Haussklaven werden dagegen wie Familienangehörige behandelt und selten verkauft. Häufig haben sie sogar ausgezeichnete Stellungen, sind verheirathet, haben eigenes Vermögen und besitzen eigene Sklaven. Die königlichen Sklaven spielen sogar im Staat eine hervorragende Rolle. Kurz diese Form der Sklaverei entspricht durchaus nicht dem Schreckensbild, welches sich empfindsame Seelen in Europa bei dem ominösen Worte vorzustellen pflegen. Vom praktischen Standpunkt wäre es daher sehr wünschenswerth, die Haussklaven nicht Sklaven, sondern Hörige zu nennen. Das klingt besser.

Das mohamedanische Hauswesen besitzt einen sehr abgeschlossenen Charakter im Gegensatz zu manchen heidnischen Stämmen, z. B. den Durru, Bokko, Yelu und Mattafall, bei denen die Häuser ohne schützende Mattenzäune oder Mauern neben einander stehen. Bei anderen, wie den Dekka und Djikum, fehlen die Zäune indes nicht. Ueber Familienrechte, das Verhältniss zwischen Mann, Frau und Kindern wissen wir nichts Genaues. In den mohamedanischen Familien werden die Familienrechte durch die Vorschriften des Korans bestimmt, desgleichen die Gesetze über Vielweiberei und das Verhältniss der Eltern zu den Kindern. Den wichtigsten Unterschied gegen das orientalische Familienleben bildet aber die Stellung der Frau. Während sich in der arabischen und türkischen Welt das Weib in einer sklavischen, rechtlosen Stellung befindet, geniesst die Frau im Sudan grosse Freiheiten. Sie kann sich öffentlich ohne Beschränkung bewegen, darf die Märkte und Festlichkeiten, z. B. Tanzvergnügen, besuchen. Nur bei den Vornehmsten, z. B. den Sultanen, leben die Frauen in einem abgeschlossenen Harem, in welchem sie streng bewacht werden. Auch ihrem Manne gegenüber besitzt die Frau weitgehende Rechte. Nicht nur, dass sie unumschränkte Gebieterin über die Mitgift ist, welche sie mitgebracht hat, sie beansprucht auch während der Ehe von ihrem Gatten Geschenke, damit ihr Interesse für ihn nicht erkaltet, und es macht für sie keine Schwierigkeit, ihm davon zu laufen und in das elterliche Haus zurück zu kehren, wenn sie seiner überdrüssig geworden. Macht der Mann eine Reise und es wird seiner Frau das Warten zu langweilig, so passirt es nicht selten, dass sie sich mit einem anderen verheirathet. Der heimkehrende Gemahl hat dann das Nachsehen und ein Ehescheidungspalaver obendrein. Im Allgemeinen dauern die Ehen nicht lange, falls nicht Kinder kommen. Eine kinderlose Ehe, die fünf Jahre dauert, gilt bereits für abnorm beständig.

Die Sitten der meisten Frauen sind recht lax, denn die Damen sind Liebesabenteuern sehr zugeneigt, namentlich wenn der Herr Gemahl abwesend ist. Wenn jemand eine Reise macht, so kann seine Frau was erzählen. Mit dieser Variation würde das Sprichwort in den Sudan passen. Ausserdem giebt es überall genug heirathslustige Wittwen und geschiedene Frauen.

Ausser den Ehefrauen haben die reichen Leute noch Sklavinnen je nach ihrem pekuniären Können. Lauon hatte deren z. B. fünfzehn. Es scheint nicht gerade die Regel zu sein, dass Geschwister dieselben Eltern haben. Denn wenn das einmal bei zweien der Fall war, wurde stets mit Emphase betont, dass sie von einem Vater und einer Mutter abstammten.

Die häuslichen Arbeiten einer Familie sind so mannigfaltige, dass ein Hauswesen ohne Sklaven nicht bestehen kann. Nicht nur die Bestellung der Felder, auch die Zubereitung des Essens z. B., erfordert eine Menge Arbeitskräfte. Denn eine solche Ausbildung der Gewerbe wie bei uns besteht im Sudan noch nicht. Zwar wird schon Vieles auf dem Wochenmarkt gekauft, allein das Meiste muss doch im Hause selbst bereitet werden. Wie zur Zeit Homers müssen die Sklavinnen Nachts für den täglichen Bedarf das Korn zermahlen. Das erfordert bei einem grossen Hauswesen viel Hände und Zeit, wenn das Mehl sorgfaltig zerrieben und gereinigt werden soll. Ebenso werden Bohnen, Erdnüsse und zahlreiche Gemüsearten zermahlen, zerstossen oder geröstet, um Suppen, Mehlspeisen und Gebäcke herzustellen. Dazu kommen die zahlreichen häuslichen, industriellen Arbeiten, das Krämpeln und Spinnen der Wolle, die Flechterei, Weberei, Färberei u. s. w. Alle diese Industriezweige sind Hausindustrie[5]) und werden mit Hülfe von Sklaven betrieben.

Die Vertheilung der Arbeiten auf die beiden Geschlechter ist dabei folgende: den Frauen liegt das Kornmahlen und die Zubereitung des Essens ob; das Wollekrämpeln und Spinnen, sowie in vielen Gegenden die Töpferei,[6]) sind gemeinsame Aufgaben beider Geschlechter. Dagegen liegt Weberei, Färberei, Häuserbau und Flechterei in der Hand des Mannes. Der Feldbau liegt zwar im Wesentlichen in der Hand der Männer, doch helfen auch die Frauen bei leichteren Arbeiten, z. B. beim Säen, mit.[7]) Behufs Bebauung der Felder oder Viehzucht werden auf dem Lande Sklavenkolonien — rúmde f., linyi h. — angelegt, welche unter der Aufsicht eines einflussreichen Haussklaven stehen. Dieser besitzt meist selbst einige Sklaven und ein Stück Land, dessen Erträge ihm zufallen.

Mit dem Beginn der Regenzeit werden die Felder bestellt; nach derselben kommt dann noch in vielen Gegenden die Aussaat des Mussukua auf den Inundationsgebieten der Flüsse hinzu.

Der November ist der Erntemonat für die Hirse, der Januar fur die Baumwolle. Die Trockenzeit ist die Zeit der Handelsreisen und der Kautschukgewinnung im Busch. Ferner fällt der Häuserbau, das Flechten der Matten und in manchen Gegenden die Salzgewinnung aus Pflanzenasche in diese Zeit. Die Industrie der Weber, Färber und Töpfer wird dagegen natürlich das ganze Jahr hindurch betrieben.

Die staatlichen Einrichtungen bei den Heidenstämmen Adamaua's sind, wie wir gesehen haben, im wesentlichen ein in dem ersten Stadium der Entwickelung befindliches Lehnswesen. In den mohamedanischen Staaten ist dasselbe be-

deutend mehr ausgebildet, aber wahrscheinlich aus derselben Wurzel hervorgegangen.

Die Regierungsform ist despotisch. Ein Sultan steht an der Spitze eines jeden Staates und ihm gehört direkt die Stadt und der Distrikt, in welchem er residirt. Das weitere Land ist in eine Anzahl von Provinzen getheilt, an deren Spitze ein Statthalter — lámido ful. — steht. Dieser Statthalter ist Vasall des Sultans und von diesem eingesetzt worden. Zum Zeichen seiner Installation wird er feierlich mit einem Turban gekrönt. Er verwaltet das ihm überwiesene Gebiet als Herrscher und zahlt an den Oberherrn jährlichen Tribut in Sklaven, Pferden, Vieh, werthvollen Stoffen u. A. Im Kriegsfall muss er auf Befehl Heerfolge leisten und von der gemachten Beute einen bestimmten Antheil seinem Lehnherrn überlassen. Nach seinem Tode kann der König einen anderen einsetzen, und zwar wird die Stelle gewissermaassen an den Meistbietenden verauktionirt.[8]) Dieser ist gewöhnlich ein naher Verwandter des Verstorbenen. Jede Provinz ist selbst wiederum in Distrikte oder Städte eingetheilt und an der Spitze eines jeden steht ebenfalls ein Oberhaupt, das unter denselben Bedingungen von dem Lamido eingesetzt worden ist, wie dieser von seinem Lehnsherrn.

Die Ortsvorsteher der unmittelbar unter einem Lamido stehenden Orte heissen Galadima, ebenso wie die Vertreter der fremden Nationen Kurz, es hat sich also bis in die kleinsten Details ein Lehnswesen entwickelt, wie es im mittelalterlichen Deutschland nicht ausgebildeter war, und in den Fulbestaaten lassen sich z. B. ganze Reihen von aufeinander folgenden Vasallen aufstellen, z. B.:

Der Sultan von Sokoto . . . . Sokoto.
„ Lamido von Yola . . . . Bautschi.
„ „ „ Tibati . . . . Muri.
„ „ „ Tschamba . . . . Wukari.
„ „ „ Gari n Maharba . . . . . Ibi.

Die Familie eines Fürsten pflegt entsprechend dem Umfang seines Harems und seiner nächsten Verwandtschaft sehr gross zu sein. Die Prinzen heissen in Adamaua Yarima.[9]) Im Allgemeinen werden sie von dem argwöhnischen König schlecht behandelt, mindestens werden sie von einflussreichen Aemtern fern gehalten und mit Vorliebe in kleinen Landstädten als Statthalter eingesetzt. Dort leben sie von den Einkünften ihres Distrikts und können nicht gefährlich werden. Auch Prinzessinnen erhalten solche Versorgungsposten. So war z. B. in Gássol ein Sohn des Königs von Muri, in Jíbu der Kronprinz desselben Landes, in Bongi der Prinz von Issabalda, in Assali eine Prinzessin von Bubandjidda eingesetzt.

Zur Verwaltung des Reiches hat jeder Herrscher einen grossen Hof- und Beamtenstaat unter sich. Derselbe rekrutirt sich fast ausschliesslich aus den Sklaven des Königs. In ihren Händen sind alle Aemter vom Hofe, zahlreiche Verwaltungsposten auf dem Lande, während die Freien nur wenig oder gar keinen Antheil an der Verwaltung des Staates haben. Die Hofsklaven sind z. Th. sogar vornehmer als die Freien und haben durchaus eine bevorzugte Stellung, besonders

den ärmeren Freien gegenüber [10]) Sie selbst haben wiederum Sklaven, mit denen sie die von ihnen abhängigen Stellen besetzen.

Die Zustände an einem sudanesischen Hofe gleichen also völlig denen an den Fürstenhöfen im mittelalterlichen Deutschland, wo auch die hörigen Ministerialen, Leibeigene der Fürsten, alle höheren Aemter inne und vor dem Landadel, bei Festlichkeiten z. B., den Vorrang hatten. Die Aemter des Truchsess, Mundschenks, Ceremonienmeisters etc. waren alle in den Händen von Ministerialen. Der diesem System zu Grunde liegende Gedanke ist wohl der, dass Sklaven nicht so leicht übermächtigen Einfluss gewinnen und dadurch dem Herrscher selbst gefährlich werden können. Auch sind sie leichter zu beseitigen, wenn sie trotzdem lästig werden sollten.

Bezüglich der Hofbeamten scheint keine absolute Rangfolge zu bestehen, sondern je nach der Persönlichkeit überwiegt bald der Einfluss des einen oder des andern.[11]) Der erste Minister heisst in Adamaua allgemein Kaigamma.[12]) Er besorgt die äusseren und inneren Geschäfte, z. B. auch die Verhandlungen mit Europäern. Der oberste Heerführer ist entweder der Ssarriki n lefidda oder der Ssarriki n bindiga, d. h. der Führer der Wattenpanzerreiter oder der der Gewehrleute. Der Weséri überbringt des Königs Befehle an die Vasallen und soll oft ein einflussreicher Mann sein. Der Ssalamma ist der Ceremonienmeister, ohne dessen Vermittlung Niemand beim König Audienz erhält, nicht einmal der Kronprinz. Schon in diesem Amte liegt es, dass er sehr mächtig ist. Daneben giebt es noch zahlreiche andere Beamte von untergeordneter Bedeutung. Da ist z. B. der Killéschi, der sich stets in der Nähe des Königs aufhält, bereit, seinem Herrn eine Matte unterzubreiten, wenn er irgendwo Platz nehmen will. Dieses Amt dürfte uralt sein, da bereits die Durruhäuptlinge ihre Killeschi haben, welche ihnen einen Laubbüschel unterlegen, wenn sie sich auf die Erde setzen. Der Dállini ist der Königsbote für kleinere Angelegenheiten. Der Ssarriki n rua oder Wasserkönig verfügt über die königlichen Kanus und erhebt an Flussübergängen Steuer, z. B. der des Emirs von Ngaumdere an der Kalebína. Der Schamékki verwaltet die Schlösser des Königs, der Adjía dagegen das bewegliche Eigenthum, wie Pferde, Vieh, Esel, Kleider, Salz- und Kornvorräthe und Anderes. Die Art der Verwaltung ist eine sehr merkwürdige. Die lebenden Thiere werden auf Farmen in Pflege gegeben. Der Verwalter darf sie benutzen, muss aber jeden Augenblick bereit sein, sie zurückzugeben. So hütete z. B. der Galadima von Kassa mehrere königliche Esel. In Garua besuchte uns einmal ein einflussreicher Sklave des Sultans von Yola, der früher Uechtritz' Reitpferd gehabt hatte. Er beklagte sich bei dessen Anblick bitter, dass ihm der Sultan das schöne Thier fortgenommen und es uns geschenkt habe. Audu war so malitiös darauf zu äussern, er solle doch froh sein, dass der Sultan nicht ihn selbst verschenkt habe.

Das übrige Eigenthum des Königs befindet sich in der Hand des Adjia selbst, der damit recht willkürlich umgeht, da eine Kontrolle nur schwer ist.

Andere untergeordnete Beamte sind der Ssarriki n tambari — der Trommelkönig — und der Ssarriki n bússa — der Flötenkönig. — Sie haben die königliche Musikkapelle unter sich, musiziren, aber auch gegen Bezahlung bei Festlichkeiten in Privatkreisen.

Die Zahl der kleineren Beamten ist beträchtlich. Nur einen will ich noch erwähnen, den Baba Ssarriki, welcher den Harem verwaltet und natürlich Eunuche ist.

Was die Besoldung dieser Beamten betrifft, so beziehen sie keinen festen Gehalt, sondern einem jeden sind die Einkünfte eines bestimmten Distrikts zugewiesen. Die Grösse des Distrikts richtet sich nach der Bedeutung des Amtes und dem persönlichen Einfluss des Beamten. Manche beziehen noch in grossem Maassstabe Einnahmen aus unlauterer Quelle. So ist besonders der Ssalamma, ohne den Niemand vor den König kommt, eine theuere Persönlichkeit, dessen Gunst mit klingender Münze gewonnen werden muss, und als »múgu mútum« — schlechter Kerl — verrufen. Auch der Baba ssarriki lässt sich bedeutende Geschenke machen, wenn er einmal nicht sehen soll, dass eine der königlichen Gemahlinnen »want go a little outside«, wie Audu verschmitzt lächelnd bemerkte.

An jedem grösseren Hof zu finden ist der Hofzwerg — wadá h. —, in Ngaumdere waren deren sogar zwei und ein Rudel Lobschreier — damábba h.

Eine häufig sehr einflussreiche Persönlichkeit ist auch der Malam des Königs, welcher nicht nur für das metaphysische Bedürfniss Seiner Majestät sorgt, sondern auch den ganzen schriftlichen Verkehr in der Hand hat.

Schliesslich sind noch gewissermaassen als Beamte auch die Vertreter der verschiedenen Nationen aufzufassen, welche an keinem grösseren Hofe fehlen und den Titel Galadima[13]) führen. So giebt es fast in jeder Stadt einen Galadima des Fulbe, der Araber, der Kanuri und der Haussa, in Yola sogar für jede grössere Haussaprovinz besondere Konsuln, z. B. für Muri, Saria, Kano, Sokoto, Katsinna, sogar für Gobir. In Ngaumdere hatten auch die Baia und Mbum ihren Galadima. Diese Konsuln haben die Interessen ihrer Landsleute beim Sultan zu vertreten und sie vermitteln überhaupt den Verkehr zwischen jenen und dem Herrscher, bringen z. B. dessen Befehle ihren Landsleuten gegenüber zur Ausführung. Sie spielen also eine Rolle, wie sie in unserer Expedition die Hauptleute spielten.

In Bornu[14]) hat der Sultan eine Rathsversammlung — Nökéna — neben sich, welche aus den Freien des Landes und den höchsten Beamten besteht. Die Rathsherren heissen Kokenáua. Zu ihnen gehören die Vertreter der einzelnen Nationen, wie der Kanuri, Kanembu, Teda und Araber. Die Kokenáua haben dem Sultan gegenüber nur eine berathende Stimme. Die Nökéna war ursprünglich eine einflussreiche aristokratische Reichsverfassung, wie sie noch heutzutage bei allen freien Wüstenstämmen besteht. Jetzt hat sie in Bornu keine Bedeutung mehr.[15]) In den Fulbestaaten existirt anscheinend nicht

einmal eine offizielle Nōkēna; nur die Einrichtung der genannten Galadima leitet ihren Ursprung wahrscheinlich von jener her. Allein aus Kano erwähnt Barth eine offizielle Rathsversammlung neben dem Sultan, an deren Spitze der Galadima steht, so heisst nämlich der höchste Minister in jener Stadt.[16])

Was nun die Rechtsverhältnisse in den Sudanstaaten betrifft, so bestehen hierüber, wie es bei dem vorgeschrittenen Kulturzustande nicht anders sein kann, bestimmte Regeln und Gesetze, die zum Theil sogar schriftlich fixirt sind.

Der Grund und Boden ist ursprünglich königliches Eigenthum[17]). Der König verkauft ihn als unkultivirtes Land. Der Käufer besitzt dann über dieses Land vollständige Eigenthumsrechte, kann es roden, bebauen, abernten, verkaufen. In grossen entvölkerten Gebieten, z. B. in Muri und anderen Gegenden soll der Boden frei sein und kann von Jedem in Besitz genommen werden. Erst nach der Bebauung beginnt die Steuerpflichtigkeit. Der Freie besitzt dem König gegenüber unantastbare Besitzrechte bezüglich aller seiner festen und beweglichen Habe.

Bezüglich der Steuern herrscht im centralen Sudan nicht völlige Uebereinstimmung. So erwähnt Barth z. B. aus Tessaua im Gobirlande eine Kopfsteuer für jede Familie,[18]) aus Katsinna eine Grundsteuer für jedes Familienoberhaupt[19]), aus Kano ebenfalls eine Grundsteuer, ferner Steuern für Farbstoffe, Sklaven, Datteln, Palmen, eine Marktsteuer für Vegetabilien, während Fleisch zollfrei ist[20]). In der Bornuprovinz Munio besteht eine Steuer auf die Ernte, und zwar fällt ein Zehntel an den König, ferner eine Kopfsteuer für jeden freien Erwachsenen, jeden Sklaven und jeden Packochsen[21]).

Nach unseren Erkundigungen besteht in Adamaua eine Steuer auf die jährliche Ernte und zwar ein Zehntel derselben, ferner muss 1 pCt. des Viehs an den König abgegeben werden. Diesen Abgaben sind aber nur die Staatsangehörigen, d. h. die Fulbe, unterworfen, nicht aber die fremden Haussa und Kanuri, welche ja meist als Händler und Industrielle leben, wenigstens nicht, so lange sie nicht Grund und Boden besitzen. Doch müssen die wohlhabenden Händler zeitweise Geschenke an den Landesherrn machen, um dessen Wohlwollen zu gewinnen und Chikanen zu entgehen. Für sie ist hauptsächlich der Marktzoll — deláli h. — eingerichtet, welchen der Marktvogt — Ssariki n kasúa h. — erhebt und zwar für alle Waaren, die auf den Markt kommen. Von diesen wird ein Zehntel des Marktpreises an den Marktvogt bezahlt in Kauris, Feris oder in sonst geltender kleiner Münze. Die Einnahme fällt zu ein Drittel an den König, zu zwei Drittel an den Vogt, der Beamter des Königs ist. Das Elfenbein, welches nie auf den Markt kommt, sondern im Hause verkauft wird, wird besonders besteuert. Der die Steuern erhebende Beamte heisst Ssariki n songo h.

Für die Fremden besteht in Adamaua noch eine Steuer, welche zeitweilig erhoben wird, und zwar sind es die Kanuri, welchen dieselbe auferlegt wird. Während unseres zweiten Aufenthaltes in Garua wurde dieselbe gerade von dem

Galadima der Kanuri für den Sultan von Yola eingetrieben. Die Haussa scheinen von diesen improvisirten Abgaben frei zu sein und zwar deswegen, weil sie ihres Geldes wegen bereits zu einflussreich sind, als dass man sie ungestraft chikaniren könnte.

Das Gerichtswesen ist folgendermaassen geordnet. Der Richter eines jeden Distrikts heisst Alkali und dieser wird vom König ernannt. Gewöhnlich ist er ein Malam. Seine Unterbeamten oder Schergen sind entweder seine eigenen Sklaven oder Leute, welche freiwillig in seine Dienste treten. Sie werden für jede Amtshandlung von dem Delinquenten selbst bezahlt. Bei einem Prozess treten Kläger und Angeklagter vor den Alkali und dieser spricht im Anschluss an ein geschriebenes Buch — letáfi h. — Recht. Zeugen werden auf Verlangen einer der beiden Parteien von den Schergen herbeigeholt. Der Schuldige wird, je nach der Schwere des Vergehens, mit Fortnehmen seiner Kleider, Geldstrafe, Haft, Körperverletzungen oder Tod bestraft. So wird für Diebstähle zuweilen die rechte Hand abgehauen. Auf wiederholtem Sklaven- und Pferdediebstahl, sowie auf Mord, steht Todesstrafe. Der Alkali kann das Todesurtheil fällen. Ist der Delinquent aber ein Fulla, so muss der oberste Lehnsherr einer Provinz das Urtheil bestätigen. Berufung an den König ist möglich, aber meist erfolglos. Die Hinrichtung erfolgt durch das Schwert[22]. (S. 278.) Im Allgemeinen sind die Richter als bestechlich verschrieen, machen mit den Schuften gemeinsame Sache und lassen Unschuldige verhaften, um von ihnen Geld zu erpressen. Chikanen aller Art sollen an der Tagesordnung sein. Der Alkali in Garua war ein vorzügliches Beispiel eines solchen Ehrenmannes. Treibt es ein Richter zu arg, mehren sich die Beschwerden über ihn, so wird er zuweilen abgesetzt und ein anderer Bock zum Gärtner gemacht.

Das Schuldwesen ist in den verschiedenen Ländern verschieden geordnet. Haft ist die gewöhnlichste Strafe für den Schuldner. Während derselben muss er selbst oder seine Freunde für seinen Unterhalt sorgen. Ist er dazu ausser Stande, so lässt man ihn in Kano laufen, in Adamaua geräth er in Schuldsklaverei, in Nupe und den Yorubaländern muss er dagegen seine Schuld abarbeiten. Ein anderer bezahlt nämlich seine Schulden und dafür muss er für diesen eine bestimmte Anzahl von Jahren dienen und für ihn arbeiten.

Nach dem Tode eines Familienoberhauptes fällt das Vermögen an den ältesten Sohn. Die Frauen des Verstorbenen und seine übrigen Kinder bleiben, so lange sie nicht wieder geheirathet haben, resp. noch klein sind, im elterlichen Hause. Dem Landesherrn wird beim Antritt der Erbschaft gewöhnlich ein Geschenk gemacht. Ist kein Erbe da, so fällt das Vermögen an den König.

Die Vertheidigung des Landes ist ganz ähnlich organisirt, wie in den mittelalterlichen Vasallenstaaten Europas. Der König ist der oberste Kriegsherr und das Heer, auf welches er sich in erster Linie verlassen kann, besteht aus seinen eigenen Sklaven. Letztere vertreten völlig die Stelle der Ministerialen und Hörigen. In Bubandjidda z. B., wo die Zahl der Freien eine geringe ist,

besteht fast das gesammte Heer aus den eigenen Sklaven des Lamido. Dieselben sind ihrem Herrn treu ergeben und bilden so dessen Stärke und Schutz gegen etwaige Unzufriedene unter den freien Unterthanen des Landes. Der oberste Kriegsherr, der Ssariki n lefidda, resp. Ssariki n bindiga, ist stets ein Sklave. Neben diesem festen Kern des Heeres, setzt sich dasselbe ferner aus den freien Lehnsleuten des Landes zusammen, welche sich mit sammt ihrem Gefolge bei einem Kriegszuge dem König freiwillig oder gezwungen anschliessen. Auch aus benachbarten Landschaften pflegen bei kriegerischen Unternehmungen, welche Beute versprechen, Freiwillige herbeizuströmen. So hatte Hammoa z. B. den Zug des Emirs von Tseboa gegen die Namdji begleitet.

Die gewöhnlichste Art der Kriegszüge sind Sklavenjagden gegen die Heidenstämme, welche den Mohamedanern für vogelfrei gelten. Sie können einen grossen Umfang annehmen. So zählte das Bornuheer, welches Barth gegen die Musgu begleitete, einige 20 000 Mann und darunter 10 000 Reiter.[23])

Von den ständigen Kriegslagern, welche zuweilen gegen starke Heidenstämme angelegt werden, war bereits früher die Rede, desgleichen über das System des Sklavenfanges.

Trotz der bestehenden Organisation des Staates kommt es häufig zu Aufstanden gegen den Landesherrn, wenn dieser sich unbeliebt machen sollte. Eigene Verwandte desselben oder vornehme Freie oder selbst Hofsklaven pflegen die Führer zu sein. Die Geschichte der grossen Sudanstaaten hat zahllose Beispiele hierfür. So machte Barth und Vogel eine grosse Revolution in Kuka mit.[24]) Auch in Adamaua sind Revolutionen gegen kleinere Statthalter nicht selten, wie z. B. die Aufstände in Bebene (S. 157) und Ngaumdere (S. 269) beweisen.

In einem Kriege zwischen zwei mohamedanischen Mächten bestehen gesetzmässige Vorschriften bezüglich der Kriegserklärung und des Friedensabschlusses. Vor einem Kriege pflegen Gesandtschaften mit schriftlichen Aufträgen hin- und herzugehen; die Kriegserklärung selbst erfolgt durch einen Absagebrief. Die Friedensunterhandlungen werden ebenfalls zum grössten Theil schriftlich geführt. Solche Kriege unter den Sultanaten selbst, sind keineswegs selten. So hat z. B. der Emir von Tibati vor einigen Jahren gegen Ngaumdere und seinen Lehnsherrn in Yola siegreich gekämpft, der Sultan von Yola gegen Bornu, von den zahlreichen Kämpfen Bubandjidda's ganz zu schweigen.

Die beiden grössten mohamedanischen Staaten im mittleren Sudan sind Bornu und Gando-Sokoto.

Bornu umfasst oder vielmehr umfasste die Länder nördlich, westlich und südlich des Tsadsees, von Kanem bis zum Logonflusse. Der Sultan regierte in Kuka und das Land war in mehrere Provinzen getheilt, deren Statthalter z. Th. besondere Titel und grosse Selbstständigkeit besassen, wie z. B. der von Sinder.[25]) Immerhin machte Bornu doch noch den Eindruck eines geschlossenen Staates. Anders bei seinen westlichen Nachbarn. Gando und

Sokoto sind zwei Bruderstaaten, von denen jedoch der letztere ein gewisses Uebergewicht hat, aber wohl mehr aus moralischen als materiellen Gründen. Von Gando hängen die Vasallenstaaten Yauri und Nupe, von Sokoto Sámfara, Katsínna, Kano, Saria, Bautschi und Adamaua ab. Die Statthalter dieser Provinzen entsprechen den grossen Herzögen im mittelalterlichen Deutschland. Obwohl rechtlich Vasallen, sind sie in Wahrheit doch eigene Herren, je weiter von Sokoto entfernt, um so mehr. Adamaua kümmert sich z. B. um Sokoto gerade so viel, als einst das Herzogthum Burgund um's heilige römische Reich. Immerhin darf man aber den moralischen Einfluss, welchen der Kaiser von Sokoto, besonders als kirchliches Oberhaupt im Sudan hat, nicht unterschätzen.

So zahlen die Staaten Saria, Kauro, Katsinna, Samfara, Bautschi ziemlich regelmässigen Tribut, welchen der Kaiser in Kaura entgegennimmt, unterstützen ihn auch mit ihren Streitkräften. Sogar Absetzungen sollen nicht selten sein.[26]) Aehnlich ist es in Adamaua. Geht der Tribut an den Kaiser auch nie regelmässig ab, dann und wann erfolgt er doch. Leistet der Lamido seinem Lehnsherrn auch nicht mehr die militärische Hülfe, zu der er gesetzlich verpflichtet ist, geht der Emir auch nicht zur Huldigung nach Sokoto, so schickt er doch oft genug Geschenke und mancher Befehl des Lehnsherrn wird ausgeführt, um Palaver zu vermeiden. Auch werden die kaiserlichen Gesandten stets sehr honorirt und respektirt. Kurz, der Emir muss oft genug laviren und der Befehl des Kaisers ist nicht zu unterschätzen.[27]) Denn bei der Masse des Volkes ist die Idee von der Lehnsherrlichkeit desselben doch noch zu lebendig, als dass ein Lamido leichtsinnig einen offenen Abfall riskiren würde.

Die Lamido erster Ordnung haben nun ihr Land wiederum in eine Reihe von Provinzen getheilt und an ihre Spitze Lehnsleute unter den gleichen Bedingungen gesetzt. Diese Vasallen sind zum Theil wirklich, nicht blos nominell, abhängig. Um die Verhältnisse in Adamaua zu illustriren, so umfassen die dem Sultan thatsächlich gehorchenden Distrikte die Umgebung von Yola, das Benuethal bis Be und Bongi, Nord-Adamaua bis Giddir und vielleicht Mubi-Uba. Nach Süden hin ist das Land zwischen Dalami und Sagdje von ihm abhängig, wenn man von den freien Heidenstämmen des Yola- und Ssari-Massivs absieht, und von dem zu Tibati gehörigen Tschamba. Im Wesentlichen unabhängig sind die Statthalter von Marrua, Bebene, Kóntscha, Gáschaka und Banyo. Völlig selbstständig und nur in moralischer Abhängigkeit stehen Tibati, Ngaumdere und Bubandjidda.

Die Fulbe sind absolute Herren im ganzen Benuethal, zwischen Yola und Bebene und in Nord-Adamaua, bis auf das Mandara-Gebirge und einzelne Bergzüge, wie das H. Tengelin, Lam, Mangbai, Mosugoi, Golum, Lulu u. A. Im mittleren Adamaua haben die Fulbe nur die Ebene besetzt, beherrschen aber auch diese nur zum Theil, so z. B. das Gebiet zwischen Yola und Kontscha und die Umgebung dieser Stadt, ferner das Mao Deo-Thal und das des Faro unterhalb Tschamba. In einzelnen Kolonien wohnen sie in dem Gebiet südlich des Ssari-Massives z. B.

in Bantadji und Uro Gabdo und beherrschen die Strasse von Yola nach Ngaumdere. In den von den Fulbe abhängigen Gegenden des centralen Adamaua existiren mehrere grosse Heidenstaaten, welche Vasallen des Yolakönigs sind, z. B. Aladjin Galibu, Ssagdje, Dalami, Uro Bobdo, Bokko und ähnlich ist wahrscheinlich auch das Verhältniss mehrerer Battastädte, wie Konä und Lamorde, zum Sultan. Die Gebirge werden von unabhängigen Heidenstämmen bewohnt, welche zum Theil wohl hier und da an ihre Unterdrücker Tribut zahlen um Verfolgungen zu entgehen, aber von einem geregelten Lehnsverhältniss ist nicht die Rede.

Am Nordrande des südafrikanischen Plateaus hat sich sogar ein freier Heidenstaat Galím gebildet, welcher aus Theilen versprengter Heidenstämme, wie Bute, Tikar, Schengel, Gaği, Girrgirr u. A. bestehen soll und völlig unabhängig ist. Auf dem Hochplateau liegen die drei Staaten Banyo, Tibati und Ngaumdere. Ersterer ist der kleinste; denn nach Süden und Osten hin grenzt er an Tibati, nach Westen kann er aber sein Gebiet nicht ausdehnen, wegen der dort wohnenden starken, mit Gewehren ausgerüsteten Stämme. Tibati und Ngaumdere konnten dagegen ihr Gebiet sehr vergrössern. Keine Gebirge hinderten ihre Reiterheere, keine mit Feuerwaffen versehene Stämme hielten sie auf. Sie sind daher jetzt die reichsten und mächtigsten Staaten Adamaua's. Die Ausdehnung des Gebiets von Bubandjidda ist ungewiss. Nach Süden geht es bis zum Hochplateau, wo es an Ngaumdere grenzt. Oestlich reicht es bis an die kriegerischen Lakkavölker; über seine südöstliche Grenze lässt sich aber nichts Bestimmtes sagen.

Aehnlich, wie Adamaua, sind die übrigen Fulbereiche des mittleren Sudan von mehr oder weniger unabhängigen Heidenstämmen bewohnt, welche zum Theil gefährliche Strassenräuber sind und selbst die grössten Karawanenwege beunruhigen, wie wir aus Schilderungen aller Besucher jener Gegenden ersehen können.

Religion, Sitten und Gebräuche.

Die Frage nach dem geistigen Leben eines Volkes, seinen religiösen Vorstellungen und seiner Bildung wird stets eines der anziehendsten Kapitel in der Ethnographie bilden und bei der Beurtheilung der bestehenden Kulturverhältnisse von ausschlaggebender Bedeutung sein; denn diese sind das Resultat der Entwickelung, welche die natürliche Veranlagung eines Volkes unter dem Einfluss der äusseren Verhältnisse erreicht hat. Das geistige Leben eines jeden Volkes hat mit Vorstellungen begonnen, welche die Angst vor den Himmelserscheinungen und Naturkräften, wie Sonne, Mond, Gewitter, Erdbeben, Dürre u. s. w., vor allem aber der Tod in ihm erweckten. Mit dem Grübeln über diese Dinge

beginnt die Religion, welche anfänglich nur aus mystischen Erklärungen für die den Menschen oft genug schädlichen Naturkräfte besteht und den rohen Fetischismus hervorgerufen hat. Erst später tritt als ethisches Moment die Vorstellung hinzu, dass die Schicksalsschläge Strafen für Vergehen sind und eine sittliche Besserung des Gestraften bezwecken. Auf dieser moralischen Grundlage haben sich die Religionen der Kulturvölker aufgebaut. Die letzte Stufe der geistigen Entwicklung wird erreicht mit dem Freiwerden von den a priori gebildeten religiösen Vorstellungen und der Erklärung der Naturerscheinungen durch a posteriori gefundene Gesetze, also mit der Philosophie.

Von den Völkern des Sudan stehen die Heiden auf der ersten, die Mohamedaner auf der zweiten Stufe, während die dritte wohl kaum noch von einem erklommen worden ist.

Das Heidenthum bildet als die ursprünglichere Religion natürlich den Ausgangspunkt. Ueberdies ist ein grosser Theil der jetzt mohamedanischen Völker erst vor so kurzer Zeit, im Anfang dieses Jahrhunderts, z. Th. mit Gewalt zum Islam bekehrt worden, dass unzweifelhaft die alten religiösen Vorstellungen bei der Masse des Volkes noch tief eingewurzelt sind.

Die in einem grossen Theil des centralen Sudan verehrte Gottheit heisst Dodó.

Vogel[1]) berichtet über die Religion aller im Süden von Yákoba wohnenden Heidenstämme Folgendes: »Sie haben eine Gottheit »Dodó«, die ein Kollektivum der Seelen aller Verstorbenen zu sein scheint. Diesem Dodó bauen sie eine an allen Seiten verschlossene Hütte, gewöhnlich unter einer Gruppe von Limi- oder Baumwollenbäumen. Die Lücken zwischen diesen werden bis auf eine kleine Oeffnung sorgfältig mit Cereus und Euphorbia verschlossen. In der Hütte steht ein oben in drei Zweigen auslaufender Pfahl, auf diesem ein Töpfchen und neben ihm zwei kleinere Thongefässe. Wenn der Gafuhli (Durrha) reif geworden, begiebt sich der Dodó, der sonst immer in diesem Hause wohnt, in den Wald, um sieben Tage und sieben Nächte zu tanzen. Dann allein wagen sich die Männer (eine Frau darf sich nie dem Heiligthum nähern) in die Hütte, opfern Hühner und füllen von den beiden unteren Gefässen eins mit dem Blut und den Köpfen derselben, das zweite mit dem gewöhnlichen Mehlbrei, der für diese Gelegenheit von einem Manne gekocht sein muss, das oberste mit Busa (Bischna — Cyperus escul. — Bier). Da ich ohne Zelte reiste, fand ich es sehr bequem, in den Dodóhäusern zu logiren, wo ich vor allen Diebereien sicher war; kein Mensch wagte sich in die Nähe derselben. In der Mitte des Häuschens ist ein Kreis von aufgeworfener Erde mit kleinen weissen Federn geschmückt. Vor jedem Haus im Dorf steht ein dreifach gespaltener Pfahl mit einem Töpfchen darauf, in das von Zeit zu Zeit Busa gegossen wird und man bat mich flehentlich, dieses Gefäss nicht zu beschädigen. Vor dem Hause des Sultans erhebt sich eine hohe Stange, an der die Unterkiefer alles erlegten Wildes und geschlachteten Viehs aufgehängt werden; sollte Jemand das zu thun unterlassen, so würde er in Jagd und Viehzucht Unglück haben.«

Vergleichen wir diese Berichte Vogel's mit dem, was wir von der Religion der Heiden Adamaua's wissen, so zeigen sich manche Uebereinstimmungen. Bei der Beschreibung des Dodópfahles muss man an den Pfahl mit dem aufgesetzten Topf und den angebundenen Vogelfedern denken, welcher auf so vielen Feldern des ehemaligen Batta- und Fallilandes steht und auch dort Dodo heisst. (Abb. 73.)

Thierfetische kommen auch bei den Dekka vor, wie der aus Ganyágam beschriebene beweist. Die Dodohaine entsprechen wohl den heiligen Hainen der Margi, welche ebenfalls aus Wollbäumen bestehen, doch fehlt in diesen die Dodohütte.[2]) Vereinzelte Exemplare von Bombax finden sich noch heutzutage nicht selten inmitten der ehemals heidnischen Ortschaften des nördlichen Adamaua. Dagegen scheinen den Tangale die Stangenfetische zu fehlen, welche bei den Dekka in jedem Gehöft vorhanden sind und mit Maiskolben behängt werden. Bemerkenswerth ist es, dass gerade diese fremde Kulturpflanze heilig geworden ist. Auch bei den Musgu ist nach Barth eine lanzenähnliche Holzstange, Kefi, der Hauptfetisch (ssafi), der auch den Margi nicht fehlen soll.[3]) Bei den Yelu, Kolla und Dekka sah man auf den Feldern häufig Fetische, d. h. mit Gras zusammengebundene Holzstücke und Steine, ferner Grasdächer auf Pfahlen, welche ebenfalls mit den Fetischen in Verbindung zu bringen sind. Wenn ich noch die Opferplätze der Dekka erwähne, an welchen mit Musik Opferspenden von Fleisch, Mehl und Bier dargebracht werden (Abb. 80), so wäre damit das Wenige, was wir von der Religion der Heiden Adamaua's kennen, erschöpft.

Während bei der Ostgruppe bildliche Darstellungen von Göttern gänzlich zu fehlen scheinen, kommen solche bei der Westgruppe häufig vor.

So giebt Rohlfs eine ausführliche Darstellung von den Gottheiten der Heiden in Keffi. Sie haben Haus- und Privatgötzen aus Thon, welche sie mit Lumpen, Schüsseln und Geräthen behängen. Zuweilen sind diese Götzen angekleidet und mit Pfeil und Bogen bewaffnet. Die Hauptsächlichsten heissen Dodo und Harna ya Mussa, welche beide angeblich ehemalige Fullaführer sein sollen,[4]) die sich durch Grausamkeit ausgezeichnet haben.

Zwei Götzenbilder aus Holz hat Flegel aus Wukari mitgebracht (Abb. 195), über deren Bedeutung wir jedoch nichts wissen. Die Religion der Djikum soll, wie manches Andere, der der Yoruba ähneln.[5])

Nach Vogel ist Dodo ein Kollektivum für die Seelen der Verstorbenen, damit stimmen auch Rohlfs' Angaben überein, doch scheint er auch, wie der Niëngo der Küstenstämme,[6]) der Gott der Fruchtbarkeit und des Lebens zu sein. Darauf hin deuten die Dodopfähle auf den Feldern des Batta- und Fallilandes, die Fetische auf den Feldern der Yelu, Kolla und Dekka, ferner die mit Maiskolben behängten Stangen in den Gehöften der Dekka. Auch werden ihm zu Ehren, wie dem Niëngo, Feste gefeiert. Nach Vogel amüsiren sich die zum Mohamedanismus bekehrten Heidenstämme stets noch zur Erntezeit mit einer Darstellung des Dodo. Ein Mann, von dessen Kopfe und Gürtel Gafuhli-

d. h. Durrhablätter herabhängen, erscheint von Trommelschlägern begleitet und beginnt zu tanzen, während seine Begleiter kleine Gaben für ihn einsammeln.[7])

Desgleichen hat Flegel von den Nupe Kostüme aus Durrhablättern mitgebracht, welche früher bei Erntefesten getragen wurden, ebenso von den Djikum Maskenanzüge, die ebenfalls bei bestimmten Festlichkeiten eine Rolle spielten. Näheres wissen wir jedoch nicht. Aus Tessaua in Damergu erwähnt Barth ebenfalls Teufelstänze dem Dodo zu Ehren.[8])

Daura, die älteste Haussastadt im Sudan, ist der Mittelpunkt des alten Heidenkult des Dodo gewesen, der dort erschlagen sein soll. Auch wird daselbst noch ein alter mystischer Brunnen gezeigt, welcher stets nach Sonnenuntergang ganz trocken sein soll.[9])

In den von Schön herausgegebenen Haussamärchen ist Dodo im Allgemeinen ein böser Geist, welcher in der Wildniss wohnt und in die Dörfer kommt, um Menschen zu fressen.[10]) Zuweilen übt er aber auch, wie Rübezahl, an unschuldigen Menschen gute Thaten aus und beschenkt sie mit Geld und Kostbarkeiten.[11]) Einmal ist er auch ein böser Wassergeist.[12])

Mit den abergläubischen Vorstellungen auf's innigste verbunden sind gewisse Sitten und Gebräuche, welche sich besonders auf die Geburt, Heirath und den Tod des Menschen beziehen. Ueber Ceremonien bei der Geburt wissen wir nichts, wohl aber Einiges über die Beerdigung.

Vogel[13]) sagt von der Beerdigung der Tangale folgendes. »Die Todten werden 7 Tage lang in sitzender Stellung bis an den Kopf eingescharrt, während welcher Zeit man eine förmliche Katakombe von etwa 20 Fuss Länge und 4—6 Fuss Breite und Höhe für ihn gräbt, mit drei Eingängen, die man später mit Steinen verstopft. Am siebenten Tage wird der Leiche der Kopf abgeschnitten und der Körper auf zahlreiche Matten so weich und gut als möglich gebettet (denn wenn er nicht gut liegt, so kommt er wieder), auf dem Grabe eine Art Denkmal von Strohbündeln errichtet und der Kopf in der Nähe beigesetzt, der der Männer in Stroh eingebunden, der der Weiber in einem Topfe. Die Hütte, in der ein Mann gestorben, wird sogleich von allen Angehörigen verlassen und verfällt bald.«

Es sei hier noch kurz erwähnt, dass die Tangale, sowie andere Stämme in ihrer Nähe, berüchtigte Kanibalen sind[13a]) Merkwürdigerweise werden sie ebenso, wie die Stämme im Gebiet des Uelle, von ihren Nachbarn Niemniem genannt. Das Wort bedeutet wahrscheinlich: Fleisch-Fleisch und ist mit dem Haussawort nama verwandt.

Die Arnani im nördlichen Adamaua, Tengelin, Falli u. A. sollen angeblich alle dieselbe Art der Beerdigung haben, nämlich folgende: Sie machen ein tiefes Grab von Gewölbeform und setzen den Todten in dasselbe, so dass er mit gespreizten Beinen dasitzt. Sein Oberkörper wird durch einen Pfahl gestützt, seine Hände liegen im Schoss. Zwischen seine Beine, sowie rechts und links von ihm, werden Stücke seiner Habe hingelegt. Die Oeffnung wird mit Topfscherben

zugedeckt und Erde darüber geschüttet. Ueber den Platz wird ein Haus gebaut. Zwei Tage lang werden dann noch Feste mit Musik und Tanz, mit Schlachten von Schafen und Ochsen und mit Biertrinken gefeiert.

Die Mattafall öffnen den Leichen durch einen Querschnitt den Bauch, nehmen die Eingeweide heraus und legen »Medicin« hinein. Das Grab ist trichterförmig und zwar ist die Oeffnung enger als der Boden. Ein Mann klettert in dasselbe hinein, nimmt den Todten in Empfang, setzt ihn in die oben beschriebene Lage und klettert dann mit Hülfe der Obenstehenden wieder hinaus. Mit Scherben von Thonkrügen und Baumstämmen wird die Oeffnung verschlossen. Gelage schliessen auch hier die Begräbnissfeier.

Ueber die Beerdigung bei den Dekka habe ich nur erfahren können, dass sie die Todten in der Erde begraben und eine Hütte über dem Grabe errichten. Barth berichtet von den Musgugräbern, dass es grosse, schön gerundete Gewölbe wären, deren Gipfel bei einigen mit einigen Baumstämmen, bei anderen mit einer irdenen Urne geschmückt waren. Dieselbe enthält vielleicht den Kopf des Verstorbenen.[14]) Auch die heidnischen Nupe bauten ihren Todten grosse Gewölbe und beerdigten sie in sitzender Stellung, wie aus Clapperton's etwas mohamedanisch gefärbtem, arabischen Bericht hervorgeht.[14a])

So verschiedenartig auch die genannten Völker sein mögen über deren Begräbnissart wir etwas wissen, so gross auch der Raum ist über den sie verbreitet sind, einige gemeinsame Punkte bezüglich der Bestattungsart weisen sie doch auf. Einmal muss besonders den Mohamedanern gegenüber hervorgehoben werden, dass sie ihre Todten mit grosser Sorgfalt bestatten. Dieser Umstand ist der Behauptung Vogel's, dass der Dodo ein Kollektivum der Seele des Verstorbenen sind, gewiss nur günstig. Fast überall werden tiefe Gräber z. Th. mit Gewölben angelegt und ebenso ist das Zudecken der Oeffnung mit Topfscherben und Baumstämmen sehr verbreitet. Schliesslich wird der Todte ohne Ausnahme in sitzender Stellung begraben.

Ueber Ceremonien bei Geburten, Hochzeiten oder anderen wichtigen Ereignissen des Lebens, welche bei den Heidenstämmen des mittleren Sudan gebräuchlich sind, wissen wir leider nichts.

Dem primitiven Fetischismus der Heidenstämme gegenüber stellt der Islam unzweifelhaft einen bedeutenden Fortschritt vor. Seit dem 12. Jahrhundert[15]) nach Kanem und dem 16. Jahrhundert in die Haussaländer[16]) eingedrungen, hat sich diese Religion anfangs nur allmählich, vorzugsweise in den Städten Eingang verschafft. Die Städte waren z. Th. bereits mohamedanisch, das Land aber noch heidnisch, als die Fulbe im Anfang dieses Jahrhunderts sich erhoben und dem Islam mit Feuer und Schwert in den Haussaländern, in Nupe, den nördlichen Yorubaländern, Bautschi und Adamaua zum Siege verhalfen. Der neue Glaube wurde im ganzen Sokotoreich Staatsreligion und breitete sich nun auch auf dem Lande aus. Jetzt ist er zwar überall herrschend, natürlich ist aber noch viel heidnisches hängen geblieben, ja ich möchte glauben, dass der Islam bei

weitaus der grössten Mehrzahl seiner Bekenner eine reine Formensache ist,[17]) dass diese im Grunde ihres Herzens noch gute, alte Fetischöre geblieben sind.

Aeusserlich ist der Islam natürlich entsprechend den Vorschriften des Korans angenommen worden. In jedem Dorf finden wir eine Moschee, wenn es auch nur ein von Ararobbe-Bäumen umgrenztes Rechteck ist, Der Mallam leitet die öffentlichen Gebete und religiösen Feste; die meisten absolviren täglich ihre Gebetsübungen und das Wort »Allah« wird von jedem Gläubigen einige Hundert Mal täglich ausgerufen. Ebenso ist jeder mit Ledertäschchen, welche Koransprüche — leia h. — enthalten, genügend ausstaffirt, hat daneben aber auch noch so manchen Fetisch umgehängt. Es ist oft sehr schwer, heidnisches und mohamedanisches zu trennen; doch dürfte manches noch unzweifelhaft altheidnisch sein, so z. B. das Fest Tschoppa, dass in Deau gefeiert wurde und wohl ein symbolisches Opfer von Kriegsgefangenen vorstellt. (Cfr. S. 162.) Ob die feuerfesten Scherife trotz ihres Namens auf den Islam zurück zu führen sind, ist doch mehr als zweifelhaft.

Die Uelli oder Wellí dagegen entsprechen vielleicht den Fakiren, sind jedenfalls eine mohamedanische Erfindung. Wellí bedeutet auf arabisch der Gottverbundene oder Heilige.[18]) Die Wellí sind Heilige, welche nie etwas essen und keusch leben. An Festlichkeiten pflegen sie, während alle Gäste in Speise und Trank schwelgen, ihren Pflichten getreu als enthaltsame Männer Theil zu nehmen und mit ihrer Frömmigkeit zu renommiren. Sie sollen bei den Haussa und Kanuri zahlreich sein, dagegen, wie Audu mit Genuss hervorhob, den Fulbe fehlen.

Die Fulbe sind alle Mohamedaner; nur von den Borroro in Bautschi und Adamaua berichtet Rohlfs,[19]) dass sie Heiden seien. Das ist sicher unrichtig. Die Fulbe sind bereits als Mohamedaner dort eingewandert und stets Träger des Islam gewesen.[20]) Sie mögen bei ihrem langem Verkehr mit den Heiden manches heidnische angenommen haben — ich erinnere daran, dass sie angeblich früher auf dem Gräberberg bei Garua geopfert haben sollen —, trotzdem gelten sie überall für Mohamedaner.

Die Todtenbestattung bei den Mohamedanern ist im Gegensatz zu der der Heiden viel weniger pietätvoll[21]), doch ist dem islamitischen Ceremoniell noch viel Heidnisches beigemengt. Bei den Haussa werden die Todten auf einem gemeinsamen Platz — kábari h. — beerdigt, und zwar Frauen und Männer getrennt[22]). Diese Kirchhöfe werden mit Vorliebe unter hohen Bäumen angelegt. Das Grab ist eine nur metertiefe Grube[23]). Nach dem erfolgten Ableben wird die Leiche in ein weisses Todtenhemd — lakáfani h. — gehüllt und durch den Malam eingesegnet. Die Einsegnung heisst adúa h. Diese Ceremonien gehen natürlich nicht ohne das nöthige Klagegeheul vor sich. In das Grab wird die Leiche in liegender, nicht in sitzender Stellung gelegt. Dasselbe wird dann mit in zwei Stücke geschlagenen, grossen Thontöpfen zugedeckt und Erde als ein Meter hoher Hügel aufgeschüttet[24]). Auch sind vorher Töpfe

mit Wasser in das Grab gestellt worden. Wir finden also hier den Gebrauch von Topfscherben als Decke des Grabes wieder. Dieselben scheinen eine mysteriöse Rolle zu spielen, wie wir auch den Topf bei der Dodo-Verehrung oft finden. Nach der Bestattung folgt ein vorläufiges Gastmahl — ssadákka h. —; aber erst nach Ablauf von 7 Tagen wird das eigentliche grosse Festmahl veranstaltet, welches die Feier beendet.

Eine andere Bestattungsweise haben die Fulbe. Sie begraben ihre Todten in Häusern[25]). Die Gruben sind 1—1½ Meter tief. Auf den Boden derselben wird eine Schicht Holz gelegt, auf dieselbe kommt der Leichnam. Eine zweite Holzschicht bildet die Decke, auf welche dann Erde gehäuft wird. Ein solches Todtenhaus heisst yenánde ful. Dasselbe wird von ärmeren Familien noch weiter bewohnt, bei den wohlhabenderen steht es leer. Diese Häuser werden nicht reparirt und deshalb sieht das Dach verwildert und mit Gras bewachsen aus. Mit Vorliebe werden fremde Gäste in ihnen einquartirt, doch erhalten dieselben dann den Wink, kein Feuer darin anzuzünden. Sie wissen dann, dass sie sich in einem Todtenhaus befinden. Auch in dem Falle, dass ein solches noch von einer Familie bewohnt ist, darf kein Feuer in ihm angebrannt werden. Die Sklaven werden einfach an Zäunen und Hecken verscharrt und Dornsträucher zum Schutz gegen wilde Thiere auf's Grab gehäuft. Trotzdem werden die Leichen oft, wie wir z. B. in Garua sahen, von Hyänen ausgescharrt und fortgeschleppt.

Bei Geburten veranstalten die Haussa am ersten, siebenten und zwölften Tage ssadakka und ein Jeder macht das Gastmahl seinem Vermögen entsprechend möglichst opulent. Die Fulbe machen auch ssadakka oder, wie sie es nennen, gumbá, aber sie begnügen sich, ein Gericht von Milch und gestampfter Hirse einem jeden Gast vorzusetzen und zwar in kleinen Schälchen. Ich lasse es dahingestellt, ob es alles so armselig ist, wie Audu erzählte, oder ob er nicht mit Absicht die ihm verhassten Fulbe hat etwas lächerlich machen wollen.

Ueber Ceremonien bei der Beschneidung habe ich leider keine Erkundigungen eingezogen.

Das Hochzeitsceremoniell ist bei den Haussa recht komplizirt. Zunächst lässt der Freier durch eine Mittelsperson das Mädchen ausforschen, ob sie ihn wolle, dann erst schickt er an ihre Eltern und Geschwister Geschenke, um sie für sich zu gewinnen. Sind die Verwandten des Mädchens einverstanden, so darf der zukünftige Bräutigam die Familie besuchen und nimmt zugleich für seine Auserwählte ein Geschenk, z. B. einen Sklaven, ein Rind oder einen Hammel, je nach seinem Vermögen, mit. Auch die Eltern und Geschwister werden wiederum mit Geschenken — kiautá h. — bedacht. Das Volk wird zusammengerufen und die Geschenke der Braut und den Eltern feierlichst übergeben. Der Malam nimmt hierauf die Einsegnung — adua h. — vor[26]) und die Eltern übergeben dann die Braut dem Gemahl mit der stereotypen Redensart: andáure áure[27]), was soviel heissen soll als: da hast du sie. An

das Volk werden, je nach dem Reichthum des Brautvaters, Gorunüsse ausgetheilt; die anwesenden Frauen machen in einer Kalabasse eine Mischung von Henna — lalé h. — und Wasser zurecht und bestreichen damit der Braut Hände und Füsse. Während dieser Prozedur, die anwá a lálē heisst, kreischen und trillern die Mädchen aus Leibeskräften, wie hitschernde Füllen. Nach Beendigung der Ceremonie muss die Braut vier Tage lang mit Lalelederbeuteln an Händen und Füssen sitzen. — Únschi heisst dieses Ceremoniell. — Während dessen wird beständig geschmaust, getrunken, gesungen und getanzt. Am fünften Tage holt ein Freund des Bräutigams die Braut in das Haus ihres zukünftigen Gatten ab. Jetzt setzt sich das Hochzeitsfest in dem Hause des Bräutigams fort bis zum siebenten Tage.

In Garua, wo wir zufällig einer Hochzeit — aulé h. — zusahen, führten neben den üblichen Sängen und Tänzen der Mädchen auch mehrere Männer einen Tanz — lallégo h. — auf. Dabei tanzte einer allein umher, die anderen, drei oder vier an der Zahl, sassen auf der Erde und schüttelten klappernd mit taktmässigem Gesang Kalabassenflaschen, in welchen sich Steinchen befanden. Während der Festtage sitzt die Braut mit verhülltem Haupt dabei und nur dann, wenn sie essen will, geht sie in das Haus. Am siebenten Tage der Hochzeit nimmt man ihr das Tuch vom Kopf und sie muss Wasser holen gehen. Damit ist dann die ganze Ceremonie beendet. Aber noch einmal sieben Tage lang darf der junge Ehemann seine Frau nicht berühren, sondern Mädchen schlafen bei ihr.

Ist endlich die letzte Schranke des jungen Eheglücks hinweg geräumt und das junge Paar allein, so macht der Ehemann nicht selten die unliebsame Entdeckung, dass seine Frau nicht mehr, wie es ausgemacht war, Jungfrau ist. Dann läuft der Getäuschte wohl voll Zorn zu ihren Eltern und macht ihnen eine Scene. Allein diese zucken mit den Achseln und erklären: »Bedaure sehr, das haben wir nicht gewusst,« oder beschuldigen ihn gar kompromittirender Verläumdungen. Die Freunde aber suchen den Betrogenen zu beruhigen, indem sie ein lang hingezogenes täh, täh, täh ausstossen, was soviel heissen soll als: »Studentenherz, ergieb dich drin.« — Es bleibt ihm denn auch in der That nichts weiter übrig, als mit Würde sein Schicksal zu tragen.

Hochzeiten von dem Umfang und der Umständlichkeit der beschriebenen werden nur von reichen Familien und wenn das Mädchen zum ersten Mal heirathet, gefeiert. Wenn einer, wie es bei den ärmeren Klassen die Regel ist, eine Wittib oder geschiedene Frau nimmt, ist die Hochzeit weit weniger umständlich, kostspielig und zeitraubend. Bei den Fulbe schenkt der Bräutigam den Eltern einige Stücke Zeug oder sonst etwas und erhält dafür das Mädchen zur Frau. Das Fest wird auch mit Tänzen, Gesängen, Essen und Trinken gefeiert, aber nicht so lange. Drei Tage dauert es gewöhnlich, bis die Braut dem Bräutigam zugeführt wird. Sie kommt zwar an jedem Abend in das Haus ihres Mannes, drückt sich aber jedesmal vor dem entscheidenden Moment unter

irgend welchem Vorwand. In manchen besonders strengen Countries gehören sieben solcher Tage zum guten Tone.

Ueber die Rechte zwischen Mann und Frau, über Scheidung und Familienleben war schon früher die Rede und wir haben gesehen, mit welcher Leichtfertigkeit diese Fragen im Sudan behandelt werden, auf welchen schwachen Füssen im Allgemeinen die Moral steht. Der Islam ist ja auch nicht geeignet, Familien- und Eheleben auf eine höhere Stufe zu heben. So manche Heidenstämme mögen die Mohamedaner sogar an Sittlichkeit weit übertreffen.

Sehr auffallend ist der Unterschied zwischen Heiden und Mohamedanern bezüglich des geistigen Niveaus, auf welchem beide stehen. Die Mohamedaner haben nämlich, entsprechend den grossartigeren politischen Verhältnissen, einen viel weiteren Horizont als die in engen Verhältnissen lebenden Arnanen. Daher auch die geistige Ueberlegenheit des Mohamedaners über seine heidnischen Brüder. Der Unterschied zwischen Beiden ist mindestens ebenso gross, wie zwischen einem gerissenen Berliner und einem biederen Landbewohner.

Dem Mohamedaner giebt die Schrift, der Koran und die arabische Litteratur sogar die Mittel an die Hand, sich wirkliche geistige Bildung zu verschaffen. Freilich sieht es damit im Sudan noch recht trübe aus. Die Zahl derjenigen, welche schreiben und lesen lernen, ist nur recht spärlich und selbst von diesen versteht der grösste Theil nicht das, was er liest. In der grossen Stadt Ngaumdere war z. B. keiner aufzutreiben, welcher unsere arabischen Schutzverträge fliessend lesen konnte. Es war zwar für uns, die wir nicht genügend die Sprache beherrschten gar nicht möglich, eine sichere Vorstellung von den litterarischen und religiösen Kenntnissen der gebildeten Stände Adamaua's zu gewinnen. Die Freude, mit welcher Sultan Suberu die arabischen Bücher annahm, sprach für einige Kenntnisse in der arabischen Literatur, jedoch glaube ich nicht, dass man in ganz Adamaua einen Mann finden kann, mit welchem man sich, wie Barth mit dem Scheich Omar von Bornu oder dem Fakir Ssambo, einem alten Fulbe in Massenya, über arabische Litteratur, über Plato, Aristoteles, Ptolemäus und seinen Μάνδαρος ὄρος unterhalten könnte.[28]) Adamaua steht allerdings bezüglich seiner Kultur den Haussaländern ungefähr so gegenüber, wie Russland Mitteleuropa zur Zeit Peters des Grossen. Aber auch aus dem weit gebildeteren Bornu, Kano und Sokoto werden solche gelehrten Männer von den Reisenden nur sehr selten erwähnt. Barth selbst fügt, als er von Ssambo's Gelehrtheit spricht, hinzu, es sei wunderbar, dass man ihn nicht schon längst als Zauberer verfolgt habe.[29])

Charakteranlagen.

Dieselben Faktoren, welche auf den menschlichen Organismus mächtig einwirken und die anthropologischen Eigenschaften eines Volkes bedingen, sind auch bei der Ausbildung der geistigen Eigenschaften des Menschen von entscheidender Bedeutung, nämlich das Klima, die äusseren Lebensbedingungen und der damit verbundene Kampf um's Dasein. Demnach dürfen wir von vorn herein erwarten, an der tropischen Westküste Afrikas und in der Sahara ausserordentlich verschieden veranlagte Völker zu finden und die Thatsachen entsprechen auch dieser Voraussetzung.

Die Tropen mit ihrem feuchtwarmen, milden Klima, ihren günstigen Lebensbedingungen, dem mühelosen Dasein das sie ermöglichen, haben eine heitere, lebensfrohe, leichtlebige Bevölkerung geschaffen. Stets vergnügt, gesprächig, leicht erregbar, aber auch oberflächlich, streitsüchtig, selten ernst und nachdenkend, tritt uns der Küstenneger entgegen. Dabei verfügt der Schwarze über eine ausserordentliche Pfiffigkeit und natürliche Begabung. Mit Leichtigkeit nimmt er das auf, was ihm gezeigt wird; er ist ausserordentlich receptiv, lernt spielend, z. B. Sprachen, aber mit der eigenen Erfindungsgabe, — abgesehen von Lügen und Schwindeleien, in denen sie alle gross sind — hapert es sehr. Die Handwerke und Künste dürfte der Neger z. B. fast ohne Ausnahme aus Asien bekommen haben. Trotzdem möchte ich im Allgemeinen glauben, dass die Neger durchschnittlich an Intelligenz unserer Landbevölkerung überlegen sind, besonders in Bezug auf Schnelligkeit des Denkens und Beweglichkeit des Geistes, gegenüber den schwerfälligen, nordischen Bauern. Aber gerade das Fehlen des soliden und stätigen Moments im Charakter, welches bei letzterem so oft als Beschränktheit und Schwerfälligkeit zum Ausdruck kommt, ist für sie ein grosser Nachtheil.

In Italien hatte ich bereits den Eindruck gewonnen, dass die dortige Bevölkerung unter ihrer zu grossen Klugheit laborire, welche ihnen ein unreelles Dasein ermögliche. In Afrika ist dasselbe der Fall. So ist es denn gekommen, dass trotz der vielleicht grösseren Begabung die afrikanischen Völker in der Kultur nicht entfernt das haben erreichen können, was der schwerfallige Nordländer erreicht hat, und zwar ist es eben ihr eigener Charakter, welcher ihnen im Wege steht. Besser wäre es vielleicht zu sagen, sie haben überhaupt keinen Charakter; denn gerade das Fehlen alles dessen, was man Charakterfestigkeit, Selbstständigkeit und Ueberzeugungstreue nennt, ist an ihnen bemerkenswerth. Der kategorische Imperativ ist für sie etwas gänzlich Fremdes und Unverständliches. Jeglichen äusseren Einflüssen sind sie unterworfen, folgen ihnen unbedingt, wenn nicht Furcht vor Strafe oder Hoffnung auf Belohnung sie zurückhält. Diese Kinder des Augenblicks können nicht ordentlich hassen, aber auch nicht lieben. Ihre Stimmung wechselt proteusartig. Im Handumdrehen werden

Todfeinde zu Freunden und umgekehrt. Man hat sie grosse Kinder genannt, aber nur zum Theil ist das richtig. Sie sind ungezogene Kinder, aber nur in Bezug auf das Fehlen des Charakters, nicht bezüglich der Intelligenz, worin sie manchem Europäer, der sich hoch über ihnen dünkt, in Wirklichkeit überlegen sind.

Das niedere Thier hat keinen Charakter. Es reagirt auf jeden äusseren Reiz in durchaus natürlicher Weise. Der Fuchs dagegen, der, obwohl vom Hunger gefoltert, argwöhnisch den Köder nicht zu berühren wagt, der dressirte Hund, der aus Furcht vor Strafe nicht zu naschen wagt, zeigt den Beginn dessen, was beim Menschen bei weiterer Entwickelung seinen Charakter ausmacht, nämlich die Ausbildung von Hemmungscentren im Gehirn. Diese Hemmungscentra vermögen einen Reiz zu unterdrücken und zwar sind sie dem Willen des Individuums unterworfen. Sie ermöglichen dem Menschen z. B., lautlos den grössten Schmerz physischer und psychischer Natur zu ertragen, oder festen Blickes einer Gefahr in's Auge zu schauen. Die Erziehung des Kindes, ebenso wie die Dressur des Hundes, bezweckt im Wesentlichen die Ausbildung der Hemmungscentra. Wille, Selbstbeherrschung und Selbstüberwindung, Selbstständigkeit und Ueberzeugungstreue, kurz ein fester Charakter, und in weiterer Folge Energie, Fleiss, Ausdauer, Sittlichkeit und alle Tugenden sind in letzter Linie, wenn auch nicht allein, auf das Vorhandensein und die Entwickelung entsprechender Hemmungscentra zurückzuführen.

Die Centra sind angeboren, in der Anlage vorhanden. Die Erziehung hat die Aufgabe, sie auszubilden, schaffen kann sie sie nicht. Deshalb sind viele Thiere nicht zu dressiren, manche Kinder nicht zu erziehen. Das angeborene Vorhandensein der Hemmungscentra wird aber bedingt, streng nach darwinistischen Gesetzen, durch Anpassung, Vererbung und weitere Entwickelung im Kampf um's Dasein, nachdem einmal durch bis jetzt noch nicht bekannte Kräfte der erste Anfang derselben zu Stande gekommen. In den Tropen ist aber der Kampf um's Dasein gering; daher die Charakterlosigkeit des Negers.[1])

Das Fehlen jeglicher Charakterfestigkeit bei hoher Intelligenz hat nun zur Folge, dass der Neger in moralischer Beziehung sehr tief steht. Als echtes Naturkind bildet seine Person, wie bei jedem Thier, den Mittelpunkt der Welt, auf den Alles zu beziehen ist, und damit ist sein Egoismus gegeben. Er ist ein krasser Egoist und unerträglicher Realist, wie ihn Pechuel-Lösche sehr richtig nennt.[1]) Seine Schlauheit und Pfiffigkeit benutzt er denn auch redlich, um unbeirrt durch moralische Vorstellungen zu lügen und zu betrügen und ist stets nur auf den eigenen Vortheil bedacht. Er ist ein Schuft, aber ein naiver Schuft, der, wenn er seine Schliche durchschaut sieht, sich nicht etwa über seine Schlechtigkeit schämt, sondern lacht, denn diese versteht sich ja von selbst.[2]) Nichtsdestoweniger haben die Schwarzen doch eine sehr feine Unterscheidung für Gut und Böse und ein merkwürdig entwickeltes Rechtsgefühl. Ueber eine gerechte Strafe klagt der Neger nie, ungerechte Behandlung empört ihn aber. Ehr-

gefühl in unserem Sinne hat er nicht, wohl aber eine gehörige Portion Eitelkeit, welche oft stark genug ist, seine Wünsche und Neigungen einer Idee zu Liebe zu unterdrücken. Diese Eitelkeit sieht allerdings manchmal dem Ehrgefühl ähnlich, ist aber dennoch von ihm prinzipiell verschieden. Der Europäer muss aber bei der Behandlung des Negers stark mit ihr rechnen, da sie eine gute Handhabe bietet, um ihn zu leiten.

Bei aller Schuftigkeit ist der Neger im Allgemeinen ein gutmüthiger Bursche. Unter einander unterstützen sich die Leute häufig, helfen sich mit ihren Mitteln aus, theilen mit Fremden ihr Essen, auch wenn sie selbst nicht viel besitzen, um sie allerdings im nächsten Moment aber auch gehörig über's Ohr zu hauen. Es sind auch Fälle bekannt, dass sie den Europäer, den sie ja gewöhnlich nur als ausbeutungsfähiges Objekt betrachten, gastfrei aufgenommen, sich hülfreich und mitleidig gegen ihn gezeigt haben. Aber immerhin sind solche Fälle nur Ausnahmen und man ist stets angenehm überrascht, wenn man bemerkt, dass diese Wilden doch bessere Menschen sind, als man nach ihrem gewöhnlichen Verhalten zu erwarten berechtigt war.

Wenn man vom Neger nichts von Anstand und Charakter voraussetzt, sondern ihn von vornherein für einen Naturburschen und naiven Spitzbuben nimmt, dem man gerade so viel trauen kann als man ihn unter Augen hat, wenn man bei seinen Schuftereien keine moralischen Anwandlungen verspürt, sondern sie für selbstverständlich nimmt, und sich über dieselben amüsirt und sich schliesslich mit seinem unverwüstlichen Frohsinn, seinem Leichtsinn und seiner Natürlichkeit begnügt, so kommt man mit ihm ganz gut aus. Wer aber in ihm einen anständigen Menschen erwartet, wird übel enttäuscht sein.

Wie ganz anders tritt uns dagegen der freie Sohn der Wüste entgegen. Ernst und furchtbar, aber auch imposant, erscheint er uns, wie die Natur der Wüste selbst. Ich erinnere nur an die wunderbare Schilderung, welche unser grosser Nachtigal von den Tubu entwirft[2b]) und welche im Wesentlichen auf alle Wüstenvölker passt, wenn auch nicht in so extremen Grade, wie gerade auf die Bewohner des von der Natur so stiefmütterlich behandelten Tibesti.

Wohl kaum anderswo auf der Erde sind die Lebensbedingungen so hart, wüthet unter den Menschen ein solcher Kampf um's Dasein als in Tibesti. Wenig Hülfsquellen, dagegen grosse Gefahren und Entbehrungen aller Art bietet dieses wüste Gebirgsland dem Menschen; die Auswahl im Kampfe um's Dasein bedingt daher die Entwickelung einer körperlich und geistig für den harten Kampf geeigneten Bevölkerung. Körperliche und geistige Entbehrungen werden mit bewunderungswürdiger Leichtigkeit ertragen, die Sinnesorgane sind geschärft, die Erfindungsgabe und der Scharfsinn geweckt, der Charakter gestählt, die Willenskraft in hervorragender Weise entwickelt. Leider werden durch den harten Kampf aber auch andere Eigenschaften bedingt, welche weniger angenehm berühren, aber die nothwendige Folge jenes sind. Egoismus und Gewinnsucht, welche bei allen uncivilisirten Völkern bereits mehr als wünschenswerth ent-

wickelt sind, bilden die Hauptimpulse, beherrschen die Vorstellungen, welche sie beseelen, denen sie mit rücksichtsloser Energie und Gewissenlosigkeit folgen. Vor Hinterlist und Verrath, vor den schwersten Verbrechen, Mord und Todschlag an ihren eigenen Landsleuten schrecken sie um eines geringen eigenen Vortheils willen nicht zurück, ja begehen sie, blos um andere an dem Erreichen eines Vortheils zu hindern.

Diesem krassen Egoismus gegenüber tritt das Gefühl gänzlich in den Hintergrund, so dass schliesslich jeder Apell an ihr Herz, selbst wenn es sich nicht gerade um das Aufgeben eines Vortheils, eines Besitzes handelt, für sie unverständlich und ohne Widerhall bleibt. Von festem staatlichen Zusammenleben, von Vaterlandsliebe und Gemeingefühl ist bei solchen Leuten natürlich keine Rede. Ein Jeder lebt möglichst für sich und nur zum eigenen Schutz vereinigen sie sich manchmal vorübergehend, z. B. gegen feindliche Einfälle.

Im Grossen und Ganzen passt das Bild, welches Nachtigal von den Tubu entwirft, auf alle Wüstenbewohner, muss aber doch in vielen Punkten modifizirt werden. Der Kampf um's Dasein ist in anderen Theilen der Sahara, bei den Tuareg und den Beduinen Fessan's z. B., wesentlich milder und dem entsprechend fehlt auch seinen Bewohnern die fürchterliche Herbe des Charakters, welche den Tubu auszeichnet. Eiserne Willenskraft und rücksichtslose Selbstständigkeit, Stolz, Tapferkeit und Freiheitsdrang zeichnen aber alle Wüstenstämme aus; den Tubu fehlt jedoch die ritterliche Gesinnung, welche Barth, der doch gewiss keine Veranlassnng hat, die Tuareg unnöthig zu loben, diesen bei aller Hinterlist bis zu einem gewissen Grade einräumen muss.[3]) Duveyrier ist sogar des Lobes voll über die Ehrenhaftigkeit und Worttreue, den Anstand und Muth dieses Volkes. [4])

Man kann sich wohl kaum einen grösseren Unterschied bezüglich des Charakters denken, als zwischen einem Tuareg oder Teda und einen Kruboy, und wer der Ueberlegenere ist, braucht wohl kaum gesagt zu werden. Die Ueberlegenheit ersterer macht sich denn auch stets geltend, wo sie mit Negern zusammentreffen. In Bornu z. B. überflügelt der Tedakaufmann sofort Schwarze, wie Araber, durch kaufmännische Schlauheit und Ausdehnung der Geschäfte.[5])

Die Fulbe stehen, wie in anthropologischen Merkmalen, so auch in ihrem Charakter, den Wüstenbewohnern näher als dem Neger. Barth sagt von ihnen, sie nähmen eine Mittelstellung zwischen dem Neger und dem Berber ein und zwar mehr noch bezüglich des Charakters als der körperlichen Merkmale.[6]) Ich kann mich Barth nur anschliessen. Der Charakter der Fulbe ist im Allgemeinen ein abgeschwächter Berbercharakter. Sie sind als Rinder hütende Nomaden eine ritterliche Nation. Arbeit, Handel und Industrie ist nicht ihr Fall; Jagd, Krieg und Viehzucht dagegen ihre Lieblingsbeschäftigung. »Fulla no work, he sit down«, erzählte uns einmal Audu in seiner charakteristischen, konkreten Ausdrucksweise, »und wenn er nichts zu essen hat, bettelt er bei guten Freunden herum.«

Der Fulla ist aber wesentlich ernster und ruhiger, weniger geschwätzig und leichtlebig als der Neger. Unzweifelhaft besitzt er mehr Selbstüberwindung und Energie, Stolz und Ehrgefühl fehlen ihm nicht, ich glaube auch, dass er wirklich hassen kann, nicht blos wie der Neger auf fünf Minuten, bis ihm nämlich sein Todfeind ein Priemchen in die Backentasche schiebt. Andererseits traue ich dem Fulla mehr überlegte Hinterlist zu. Er ist der grössere Charakter, aber auch im gegebenen Moment der grössere Schurke, jedenfalls der gefährlichere Feind.[7]) Bezeichend ist es, dass er allein religiös fanatisch ist, der Neger nie. Dafür ist er aber im Verkehr viel angenehmer, zurückhaltender, weniger bettelhaft, kurz von vornehmerer, anständigerer Gesinnung, besonders auch dem Weissen gegenüber. Geldgierig und habsüchtig ist er wohl oft in demselben Grade wie jener, aber er kann sich bezwingen, zeigt es weniger.

Mit der Vermischung geht, wie der anthropologische, auch der geistige Charakter verloren, wird mindestens stark modifizirt. Es ist natürlich nicht möglich, diesen Vorgang so scharf zu verfolgen, wie die körperliche Vermischung des Fulla mit Negerblut, zu merken ist er aber doch sehr, insofern, als der vermischte Fulla immer noch beträchtlich charaktervoller zu sein pflegt als die übrigen Schwarzen.

Ebenso wie die vermischten Fulbe nehmen auch die Sudanvölker, welche als Mischvölker in anthropologischer Hinsicht einen Uebergang zwischen den Küstennegern und den Bewohnern der Sahara bilden, in geistiger Beziehung eine vermittelnde Stellung ein. Wie sie sich aber äusserlich im Wesentlichen als Neger präsentiren, so sind sie auch ihrem Wesen und Charakter nach Neger. Doch besitzen sie eine Reihe von den Wüstenvölkern vererbter Eigenschaften, welche ihnen eine unzweifelhafte Ueberlegenheit über die Küstenneger sichern. Sie sind thätiger, energischer, z. Th. kriegerischer, selbstständiger als diese, aber von derselben harmlosen Fröhlichkeit, Lügenhaftigkeit und Sittenlosigkeit. So finden wir denn auch bei ihnen in hohem Grade Industrie und Handel entwickelt. Besonders charakteristisch für sie ist aber das Auftreten von Staatsverbänden, welche eine für afrikanische Verhältnisse enorme Grösse und Kultur erreicht haben.

Die Entwickelung dieser Staaten hat verschiedene Gründe. Einmal ist es die günstige Lage am Südende der Sahara, welche diese Länder in Beziehung zu den Kulturländern des Mittelmeeres brachte. In der That hat der Sudan von dort her durch die Wüste vieles erhalten, früher wahrscheinlich mehr von Aegypten her, aber gerade die heutige Kultur oder wenigstens der Anstoss zu derselben kam aus Marokko, und zwar auf islamitischer Grundlage. Unzweifelhaft stehen die heidnischen Stämme in vieler Beziehung, besonders auf materiellem Gebiet, den heutigen Mohamedanern gleich; nur einzelne Industriezweige, wie Weberei, Färberei und Lederarbeiten, verdanken ihr Aufblühen mehr oder weniger direkt dem islamitischen Einfluss. Wahrscheinlich haben auch altheidnische staatliche Verfassungen die Grundlage für die heutigen mohameda-

nischen Reiche abgegeben; denn Heidenstaaten blühten schon lange vor der Einführung des Islam am Rande der Sahara. Aber den Anstoss zu der mächtigen Entwickelung derselben ging doch von der neuen Religion aus. Das ist auch leicht verständlich. Einerseits musste die Einführung einer Schrift und Schriftsprache, dann aber vor Allem das gemeinsame geistige Band, mit welchem der Islam seine Bekenner umschlang, dazu geeignet sein, die engen Schranken zwischen den kleinen politischen Gemeinden, wie sie noch heutzutage in Heidengegenden Verkehr und staatliche Entwickelung hemmen, umzustosen und grosse Staatsverbände zu schaffen. Dass aber die günstige Verkehrslage benutzt wurde, dass der Islam Eingang fand, ist in letzter Linie der Entstehung von Mischvölkern zwischen Negern und den Bewohnern der Sahara zurückzuführen.

Der Neger ist seinen Charaktereigenschaften, seiner Unselbstständigkeit und Energielosigkeit entsprechend, sehr leicht zu terrorisiren. Seit Alters her hat er das Material für Sklaven abgegeben bis zum heutigen Tage. Dementsprechend haben sich auch unter ihnen so grenzenlos despotische Staaten bilden können wie z. B. die bluttriefenden Reiche von Aschanti und Dahómē.

Umgekehrt ist es mit den Tuareg und Teda. Bei ihnen leiden die staatlichen Einrichtungen unter der Selbstständigkeit und damit mangelhaften Unterordnung des Individuums. Der Häuptling hat bei ihnen wenig Macht und die Regierung der Stämme ist vielmehr im Wesentlichen eine aristokratische, indem die Rathversammlung der Edlen auschlaggebend ist.[8])

Die aus Schwarzen und Wüstenstämmen entstandenen Mischvölker zeigen nun auch eine Mischung der Charaktere, welche der Entstehung ausgedehnter Staatsverbände günstig ist. Der abgeschlossene, selbstständige Charakter des Wüstenbewohners wird gemildert, das Individuum ist mehr zur Unterordnung unter einen stärkeren Willen geneigt, ohne jedoch Energie und Selbstständigkeit völlig einzubüssen. Obwohl also diese Mischvölker, wenn man will, bezüglich des Charakters der einzelnen Individuen herabsteigen, erstarken sie dennoch als Ganzes wegen der grösseren Einigkeit, so dass ihnen, wie die Geschichte des Sudan es wiederholt zeigt, sogar die Unterwerfung der freien Wüstensöhne gelingen konnte. Durch Vermischung von Negern und Arabern gingen die kräftigen Stämme der Wadai- und Darfurleute im Ostsudan[9]) hervor, im Westsudan sind die Bambarra und Mandingo ein ähnliches Mischvolk, dem einst das grosse Reich Melle gehörte. In letzter Zeit noch bildete sich in Senegambien das tüchtige Bastardvolk der Torode aus Fulbe und Djoloff[10]), welchem zum grossen Theil die Gründung der zahlreichen Fulbestaaten in der ersten Hälfte dieses Jahrhunderts zu verdanken ist. Die Mischvölker sind also für die Kultur im Sudan das Samenkorn gewesen, der Islam der fruchtbare Regen.

Geschichte.

Unsere Kenntniss von der Geschichte des Central-Sudans ist leider mehr als lückenhaft. Abgesehen von spärlichen Notizen arabischer Reisender des Mittelalters, wie Ibn Batuta, Makrisi und Leo Afrikanus haben wir nur die theils nach Erkundigungen, theils nach vereinzelten Handschriften gemachten Forschungen von Clapperton, Barth und Nachtigal. Damals gelang es den europäischen Reisenden noch, zu den Archiven Zutritt zu erhalten. Bei dem Misstrauen, das heutzutage aber die in ihrer Selbstständigkeit bedrohten Sudanfürsten den Europäern entgegenbringen, ist von dieser Seite her kaum noch etwas zu erwarten. Es sei daher an der Hand der bisherigen Forscher ein kurzer Ueberblick über die Geschichte des centralen Sudan gestattet.

Im Alterthum hatte die schwarze Rasse eine grössere Ausdehnung als heutzutage, sie beherrschte die Wüste. Schwarze bewohnten die Ebene am Wadi Draa,[11]) Schwarze sassen in Fessan, sogar noch zu Makrisi's Zeiten.[12]) Die Garamanten, welche mit den heutigen Teda identisch sein sollen, bewohnten schon zu Herodots Zeit die östliche Sahara.[13])

Der erste im centralen Sudan entstandene Staat ist Bornu oder vielmehr Kanem, welcher am Ende des 10. Jahrhunderts gegründet wurde und zwar von Kanembu, Teda und weissen, wahrscheinlich arabischen Elementen.[14]) Die Einwanderung in den Sudan hat wohl längere Zeiträume in Anspruch genommen. Aufschwung nahm das neue Reich mit dem Eindringen des Islam im 12. Jahrhundert und hatte zunächst Kämpfe gegen die unruhigen Wüstenbewohner zu bestehen und diese Kriege führten zur Eroberung Tibesti's und sogar Fessan's. Nach kurzer Blüthezeit verfiel das Reich und es fällt in die nächsten Jahrhunderte der Kampf mit dem Negerstamm der So, welche das heutige Bornu bewohnten und wohl mit den Makari, Budduma, Logonleuten, Musgu etc. verwandt gewesen sind. Der Tradition nach sind diese Stämme von Osten her gekommen. Im 14. Jahrhundert war die Kraft der So gebrochen, jedoch erst am Ende des 16. Jahrhunderts auch der Südrand der Tsade unterworfen. Im 14. und 15. Jahrhundert folgte die Vertreibung der Könige aus Kanem durch die Bulāla, einem mit den kriegerischen Stämmen des Scharibeckens verwandten Negervolk, welches durch Vermischung von Arabern und Negern hervorging,[15]) und die Einwanderung in das heutige Bornu. Am Ende des 16. Jahrhunderts erfolgte ein neuer, aber kurzer Aufschwung des Reiches; seine Grenzen wurden ausgedehnt und besonders Kanem z. Th. wieder erobert. Im 17. und 18. Jahrhundert verfiel es wieder und der Aufstand der Fulbe brachte es an den Rand des Abgrundes.

Die feigen Kanuri waren nicht im Stande, dem andrängenden Feinde zu widerstehen. Das alte Reich wäre verloren gewesen, hätten nicht die Kanembu, welche sich viel freier von Negerblut gehalten und grössere Energie bewahrt

hatten, unter Führung des Scheich Mohamed el Kanemi die siegreichen Fulbe zurückgeschlagen. Mohamed begründete eine neue Dynastie, welche bis zum Jahre 1893 geherrscht hat, wo die Araber unter Arabi das Sultanat eroberten.

Die Stämme der Logongruppe scheinen alle von Osten her gekommen zu sein. Dafür spricht nicht nur die Ueberlieferung, sondern auch die sprachlichen Beziehungen zu den Stämmen des Scharibeckens und des südlichen Wadäï, drittens der Besitz des Wurfmessers, einer Waffe, die anscheinend dem Ostsudan ursprünglich angehört hat. Umgekehrt scheinen die mit den Falli linguistisch in irgend einer Beziehung stehenden Stämme, welche auch den Bogen führen, ursprünglich dem centralen Sudan anzugehören.

Ueber die Anfänge der Geschichte der Haussaländer wissen wir nichts Genaues. Bei der Eroberung Nordafrikas durch die Araber wurden die damals christlichen Berber in die Sahara gedrängt und stiessen dort auf eine schwarze Bevölkerung. Die Herkunft dieser ist unbekannt, doch ist Barth geneigt, sie für Góbĭr, d. h. das Stammvolk der Haussa, zu halten.[16]) Jedenfalls wurden diese unterjocht. Noch heutzutage herrschen die freien Tuareg über ein schwarzes Volk, die Imrhad, d. h. Sklaven. Dieselben sind nicht gerade Sklaven, wohl aber müssen sie jährliche Abgaben an ihre Herren zahlen, denselben die Felder bestellen und dürfen bestimmte Waffen des edlen Imoschargh nicht führen, so Schwert und Eisenspeer, und dürfen auch nicht in Zelten wohnen, sondern nur in Häusern, welche übrigens den Uebergang zum Sudanhaus bilden.[17]) Barth hält sie für mit Negern vermischte Berber.[18]) Ihrem Aeussern nach ähneln sie mehr diesen als jenen, trotz ihrer dunkeln Hautfarbe. Nur die Frauen sind mehr negerähnlich. Nach Barth's Vorstellung sind also die Haussa oder Gobir ein ursprünglich die Wüste zwischen Rhat und Asben bewohnendes Volk, auf welches die eindringenden Berberstämme stiessen und das sie verdrängten. Jedenfalls ist Asben ein altes Gobirland. Wir haben übrigens in den Gobir nicht reine Neger, sondern wahrscheinlich, wie Barth es nennt, bereits ein sublybisches Volk, d. h. ein Mischvolk zwischen nördlichen Stämmen und Negern, zu sehen.[19]) Damit stimmt die Angabe Sultan Bello's überein, der sie für Kopten erklärt.[20]) Allerdings wird gewöhnlich nur die vornehmste Familie des Landes, das Geschlecht der Batscheräua als von ausländischem Ursprung angesehen. Jedenfalls kann man bei ihnen mit ziemlicher Sicherheit nahe verwandtschaftliche Beziehungen zu nordafrikanischen Völkern, wahrscheinlich Berbern, annehmen. Die anthropologischen Eigenschaften der heutigen Haussa sprechen ebenfalls dafür.

In den Sudan sind die Gobir erst in historischen Zeiten eingewandert. Die nationalen Sagen berichten darüber folgendes[20a]): Der Stammvater der Haussa ist Bauu, der Sohn Karbágari's, d. h. des Städtezerstörers. Letzterer ist die Personifikation der Zerstörung Biram's, einer Stadt zwischen Kano und Hadēdja, nahe der letzteren Stadt, welche als der älteste Sitz des Haussavolkes bezeichnet wird. Biram, die Personifikation dieser Stadt, soll durch seinen Enkel Báuu,

Sohn Karbagari's, der Vorvater der sechs anderen Haussastaaten gewesen sein. Dieses sind die Zwillingspaare Katsinna und Segseg, Kano und Rano, Gobir und Daura. Letzterer ist anerkanntermaassen der älteste der sieben. Die Mutter dieser Kinder soll dem Berberstamm der Deggara angehört haben, ein Hinweis auf die Beimischung von Berberblut. Die Deggara hatten früher eine grosse Ausdehnung und sind jetzt in der Provinz Munio angesiedelt.

Diese recht unklare Mythe scheint ihrem Kern nach eine Darstellung des Einbruchs der Gobir in den Sudan und die Eroberung der sieben Haussastaaten zu enthalten. Biram scheint die Hauptstütze des Feindes gewesen zu sein, nach deren Eroberung erst die endgültige Besitznahme des Landes erfolgte. Dass Daura, der nördlichste Staat, auch der älteste sein soll, stimmt mit dem Eindringen der Gobir von Norden her. Vermuthlich hat der Prozess der Einwanderung viele Jahrzehnte, vielleicht Jahrhunderte, gedauert.

Wer die Gegner gewesen, auf welche sie trafen, darüber kann man nur Vermuthungen haben. Die Nupe und Yoruba sind aus Katsinna in ihre jetzigen Sitze eingewandert[21]) und es liegt nahe, den Einbruch der Gobir und ihre Auswanderung nach Süden in ursächlichen Zusammenhang zu bringen. Ich halte es durchaus für möglich, dass die sogenannten sieben unehrlichen Haussastämme — Sámfara, Kébbi, Nupe, Guári, Yauri, Yoruba (d. h. Bautschi) und Kororofa — die von den Gobir verdrängten Völker sind, welche ehemals den Südrand der Wüste bewohnten. Sie dürften auch entfernte Verwandte jener sein, mit denen sie ja die Westgruppe bilden und vieles Gemeinsame besitzen. Kano soll übrigens früher von Kanuri bewohnt gewesen sein, aber auch einmal den Djikum gehört haben.[22])

Zu welcher Zeit der Einbruch der Gobir stattgefunden hat, wissen wir nicht. Aus der von Barth erkundeten Geschichte Katsinna's geht hervor, dass der Islam um 1540, also nach der Reise Leo Afrikanus', unter den Sultan Ibrahim Madji zum ersten Mal Eingang fand, und zwar von Tuat aus.[23])

Die staatliche Einheit Katsinna's soll vor Ibrahim bereits wenigstens 350 Jahre bestanden haben, also bis auf das Jahr 722 der Hedschra (1200 n. Chr.) zurückgehen.[24]) Der Einbruch der Gobir dürfte aber wohl noch mehrere Jahrhunderte früher begonnen haben, kann also mit dem Eindringen der Berber in die Sahara, das im dritten Jahrhundert der Hedra (9. Jahrh. n. Chr.) erfolgte,[25]) ungezwungen in Verbindung gebracht werden.

Zur Zeit Leo Afrikanus', im Anfang des 16. Jahrhunderts, waren die Gobir noch nackte Wilde und ihren westlichen Nachbarn, den Sonrhay, unterworfen.[26])

Um 1540 fasste der Islam dort festen Fuss und hat ebenso wie in Bornu, den Anstoss zu politischem und nationalem Aufschwung gegeben. Es bestand in den heutigen Haussaländern eine Reihe von Reichen, in denen sich die neue Religion ohne Fanatismus, aber fast ausschliesslich in den Städten, ausbreitete. Nach ihrem Vordringen in den Sudan muss auch nothwendigerweise

eine starke Vermischung der sublybischen Gobir mit Negern eingetreten sein, theils mit importirten Sklaven, theils mit unterworfenen einheimischen Stämmen.[27]) So entstand die Mischrasse, welche heutzutage den Namen »Haussa« führt.[28]) Um's Jahr 1740 ging das alte Stammland Asben verloren, indem die Kēlowí, ein Berberstamm, es eroberten. Hundert Jahre später konnte Barth bereits die eingetretene Vermischung der reinen Berber mit den Unterworfenen verfolgen.

Die edle hohe Gestalt der Berber haben sie zum grossen Theil ganz eingebüsst und ihre helle Farbe mit der dunkleren des Baháusche vertauscht; ihren ursprünglichen Charakter haben sie beeinträchtigt und die strengen Sitten ihrer Vorfahren mit dem heiteren, spielenden Charakter des Afrikaners vermengt; endlich ist ihnen durch die Vermischung die Haussasprache geläufig geworden, und ihre Muttersprache ist mit Haussaworten durchsetzt. Die Folge dieser Vermischung ist, dass die Kelowi von den reinen Berberstämmen mit Verachtung betrachtet und oft selbst als ikelán, d. h. Sklaven, bezeichnet werden.[29])

Auch im eigentlichen Gobirlande setzten sich Berberstämme fest, welche Mischrassen bilden halfen, wie die Deggera, die Tenýlkum[30]) u. A. Die Bussaua sind ein solches Mischvolk, angeblich aus Negern und Berberfrauen.[31]) Während also im Sudan die Gobir Negerblut aufnahmen, sorgten Berberstämme im Norden für Zufluss frischen Blutes aus der Wüste.

Zu Anfang dieses Jahrhunderts trat nun ein Ereigniss von weitgehendster Bedeutung ein, die Erhebung der Fulbe.

Die Geschichte der Fulbe, ihre Wanderung aus den Gebieten des Senegal nach Osten ist bereits mehrfach in dem Reisewerk erwähnt worden. Als Rinderhirten hatten sie sich zwischen den Negerstämmen des Sudan ausgebreitet, und zwar in gedrückter Stellung. Im 16. Jahrhundert sollen sie in Bornu, im 17. in Bagirmi eingewandert sein.[32]) Ihre Herkunft ist noch dunkel. Sie selbst wollen ursprünglich aus Osten stammen, und nachdem die Verwandtschaft ihrer Sprache mit dem Somali nachgewiesen, ist daran auch nicht mehr zu zweifeln. Welchen Weg sie aber nach den Senegal eingeschlagen haben, ist nicht sicher erkennbar. Aus Sultan Bello's Angaben geht hervor, dass sie einst in Marokko gewohnt haben[33]) und in der That wohnen heutzutage noch in Tuat von alters her viele Fulbe.[34]) Daher halte ich es für das Wahrscheinlichste, dass sie einen der wohl zahlreichen, hamitischen Stämme vorstellen, welche aus Vorderasien nach Nordafrika gezogen sind und vermuthlich nicht zum Wenigsten an der Bildung des heutigen Berbervolkes theilgenommen haben. Merkwürdigerweise haben sie sich aber relativ rein erhalten, wie sie es auch auf ihren späteren Wanderungen geblieben sind. Das Rind müssen sie übrigens aus Nordafrika mitgebracht haben, wo es früher sehr verbreitet war, wie die von Barth zwischen Mursuk und Rhat in der Wüste gefundenen Skulpturen beweisen.[35])

Versuche der Fulbe sich frei zu machen, fallen schon in frühe Zeit, besonders in Bagirmi, scheiterten jedoch völlig[36]). Erst im Jahre 1802 begann von der Gegend von Gando aus der erfolgreiche Aufstand gegen die heidnischen

Unterdrücker, unter Führung des Scheich Othman dan Fodie, welcher mit Hülfe der Fulbe des Westsudan, besonders der Bastardrasse der Torode glücklich durchgeführt wurde. Oestlich des Niger entstanden die grossen Reiche von Gando und Sokoto, westlich Massina und Futa Djallon. Noch in den fünfziger Jahren predigte der Torodo El Hadj Omar gegen die Bambarra am oberen Niger einen neuen Religionskrieg, welcher zur Gründung des Reiches Segu führte. Im centralen Sudan schufen die Fulbe nach Unterwerfung der Haussa, Nupe und Heidenstämme, auf der Grundlage der alten Haussastaaten, den früher beschriebenen Feudalstaat[37]). Unschwer wurden sie mit den Negerstämmen fertig, dagegen gelang es ihnen nicht, die nördlichsten und energischsten der Haussastämme, die Marădi und Gobir, ebensowenig die nördlichsten Sonrhaystämme der Kebbi zu unterwerfen. Bis auf den heutigen Tag tobt noch ein beständiger Krieg zwischen diesen heidnisch gebliebenen Völkern und den Mohamedanern. Nach Süden breiteten sie sich nach Eroberung des Igbirrareiches Panda (ca. 1850) bis zum Benue aus[38]). Am weitesten drangen sie aber nach Osten und Südosten vor, und zwar sehr frühzeitig.

In Adamaua bestanden wahrscheinlich zahlreiche Borroro-Kolonien, als die Fulbe ungefähr im zweiten Jahrzehnt dieses Jahrhunderts unter Adáma's Führung eindrangen. Im Benuethal existirte damals das Battareich Fumbina, daneben mehrere andere Reiche, z. B. Kókomi. Nach Unterwerfung der Batta wurde Yola gegründet, als Vasallenstaat Sokoto's und von Yola aus erfolgte die Gründung zahlreicher neuer Fulbestaaten. Die Methode, welche bei der Unterwerfung befolgt wurde, war folgende: Theils der Sultan selbst mit seinem Heer, theils einzelne seiner Grossen eroberten einzelne Landschaften, welche anscheinend meistens bereits vorhandenen politischen Distrikten entsprachen. In diesen Kriegen scheinen die Borroro eine hervorragende Rolle gespielt zu haben. Dafür spricht die ausserordentlich frühzeitige Gründung der südlichen Staaten Ngaumdere, Tibati, Banyo, welche auf der Hochfläche des südafrikanischen Plateaus liegen und für Viehzucht die denkbar geeignetsten Gegenden sind. Es dürften hier grosse Borroro-Kolonieen gesessen haben, welche zur Gründung jener Staaten verhalfen. Anfangs waren diese durch unabhängige Heidenstämme von dem Benuethal abgeschnitten. Nur sehr starke Karawanen durften es wagen, die Strasse nach Yola zu begehen, und das soll noch nicht so lange her sein. Jetzt sind wohl die Wege leidlich sicher, aber mehr als die Wege haben die Fulbe auch nicht.

Dem Anfangs so glänzenden Aufschwung des Sokotoreiches sollte bald ohnmächtige Schwäche folgen. Die Unfähigkeit, die feindlichen Stämme im Herzen des Landes, ferner die nördlichen Haussa bis zum Rande der Wüste zu unterwerfen, war das erste Anzeichen derselben. Bereits zu Clapperton's Zeit, also noch unter der Regierung des grossen Sultan Bello, waren die Fulbe die Angegriffenen, nicht umgekehrt. Gobir- und Maradischaaren streiften bis vor die Thore von Gando und Sokoto[39]). Zu Barth's und Staudinger's Zeit war es

nicht besser geworden und Alle prophezeiten das Ende des alten, morschen Reiches. Das geringe organisatorische Talent der Fulbe hat das seinige gethan, die Vasallen wurden unabhängig und ungehorsam, nirgends besteht ein Zusammenhalt und es ist ein Wunder, dass das fadenscheinige, nationale Band die einzelnen Staaten immer noch zusammenhält.

Adamaua hat eine besondere Entwickelung genommen. Die Fulbe wurden nach der Eroberung des Landes zum grossen Theil ansässig und bebauten mit Hülfe der gefangenen Sklaven die Felder, daneben blühte die Viehzucht. Das reiche Land musste nothwendiger Weise aber auch ein günstiges Feld für die Thäthigkeit der unternehmenden Haussa und Kanuri sein, die sich als Kaufleute und Industrielle, besonders als Weber, Färber, Töpfer niederliessen und ihre Erzeugnisse zumeist gegen Sklaven und Elfenbein eintauschten. Die Entwickelung ging weiter. Immer mehr wurden die Heiden in die Gebirge zurückgedrängt, immer mehr Dörfer unterwarfen sich freiwillig und zahlten jährlichen Tribut oder wurden verlassen, so dass eine menschenleere Wildniss an ihre Stelle trat. An anderen Punkten leisteten die Heiden, gestützt auf ihre Berge oder grössere Staatsverbände gekräftigt, dem eindringenden Feinde erfolgreichen Widerstand, wie die Batta unterhalb Yola, die Dekka im Tschebtschi-Gebirge, die Mundang in den grossen Staaten Lere und Lame.

In den centralen Fulbestaaten kam es bald zu einem Gleichgewicht, die Sklavenjagden hörten auf oder brachten nur einen geringen Ertrag. Die Hauptquelle des Reichthums für den Fulbe versiegte, die Viehseuchen der letzten Jahre haben den Viehstand vernichtet, der Fulla ist verarmt und verschuldet, der thätige Haussa und Kanuri dagegen reich geworden. Selbst die Fulbefürsten befinden sich bereits in pekuniärer Abhängigkeit von ihnen und haben ihre Haussa-Bankiers, bei denen sie oft tief in der Kreide sitzen. Anders ging die Entwickelung der peripheren Staaten vor sich, wie von Tibati, Ngaumdere und Bubandjidda.

Am Rande weiter Ebenen gelegen, unbegrenzte Heidengebiete vor sich, haben sie ihre Herrschaft immer weiter verbreitet, immer weiter ihre Sklavenjagden ausgedehnt, welche für sie eine unerschöpfliche Quelle des Reichthums bilden. Reich, mächtig und unabhängig sind diese Fürsten geworden, während die centralen Staaten verarmten.

Der gewaltige Unterschied zwischen der Natur der Sahara und des Sudan, welche für die körperliche und geistige Beschaffenheit der Bewohner beider Gebiete von entscheidender Bedeutung ist, hat also auch den Charakter der Geschichte dieser Gegend bestimmt. Das ist auch leicht verständlich. Der Sudan ist zu allen Zeiten das erstrebenswerthe Paradies der armen, aber im Kampf um's Dasein gestählten Wustenstämme gewesen und beständig hat ein Andrängen derselben nach den fruchtbaren Gegenden des Sudans stattgefunden, ähnlich, wie aus den sterilen Steppen Hochasiens in die fruchtbaren Ebenen im Norden und Nordwesten derselben. Aber entsprechend ihrer Abgeschlossenheit durch Gebirgsketten,

haben die Hochebenen Innerasiens einen nur geringen Verkehr mit den Ländern der Ebene. Wie hinter einem Damm haben sich die Völkerfluthen in dem centralen Becken Hochasiens aufstauen können, bis plötzlich der Damm durchbrochen wurde und sich der Strom der abgehärteten Steppensöhne mit unwiderstehlicher Kraft über Asien und Europa bis in das Herz Frankreichs hinein ergoss.

Anders in der Sahara. Keine Gebirge trennen diese vom Sudan, bequeme Strassen führen nicht nur aus derselben nach Süden, nein sie hat sogar zu allen Zeiten den Verkehr zwischen Nord- und Central-Afrika vermittelt. Daher hat auch ihre Bevölkerung beständig mit der des Sudan in Verbindung gestanden. Ein langsames Abfliessen nach Süden fand statt, während umgekehrt, freilich unfreiwillig als Sklaven, Neger in beträchtlicher Zahl in die Wüste importirt wurden und, in Folge ihrer Vermischung mit den Wüstenstämmen, den durch die verschiedene Natur der Klimate bedingten, gewaltigen Unterschied in Körper und Charakter der Bewohner auszugleichen bestrebt waren. So ist der allmählige Uebergang zu Stande gekommen, wie er zwischen Kanuri, Kanembu und Teda, zwischen Haussa, Gobir und Imrhad besteht.

Durch die beständige Zuwanderung der Wüstenstämme in den Sudan sind, wie wir gesehen haben, eine Reihe gut veranlagter Mischvölker enstanden, welche Dank der günstigen geographischen Lage, welche ihnen den Verkehr mit den Mittelmeerländern gestattete, und Dank des wohlthätigen Einflusses Seitens des Islams grosse Staaten und eine verhaltnissmässig hohe Kultur geschaffen haben, wie die Mandingo, Bambarra und Torode im Westsudan, die Gobir und Kanuri im Central-, die Bagirmi-, Wadai- und Darfurleute im Ostsudan.

Allmählich ist dann aber eine Dekadence der ursprünglich kräftigen Völker eingetreten und zwar ist die Ursache hierfür die beständige Neuaufnahme von Negerblut und die damit verbundene körperliche und geistige Vernegerung. Während die ursprünglichen Mischvölker nicht selten stark genug waren, die unruhigen Stämme der Wüste im Zaume zu halten, ja zu unterwerfen — ich erinnere an die Eroberung Fessan's durch das Reich Kanem, an die Eroberung Tuat's durch das von Sonrhay — sind sie, wenn zu stark mit Negerblut durchsetzt, nicht mehr im Stande, ihre Erbfeinde zurückzuhalten und diese drängen in den Sudan hinein.

Eine merkwürdige Rasse, diese Neger. Ohne aktive Energie, ohne positive Schaffenskraft, von allen Völkern, mit denen sie zusammentreffen, geknechtet und zu Sklaven gemacht, rächen sie sich an ihren Unterdrückern durch ihre unglaubliche körperliche und geistige Passivitat. Wehe dem Volke, das sich mit Negern vermischt. Sobald das Blut dieser dominirt, geht es rettungslos unter in dem tragen, unfruchtbaren Morast, welcher Negerrasse heisst.

Im Sudan, in Ostafrika, immer dasselbe Bild. Fremde Völker bringen Kultur und Leben in die träge Masse der Schwarzen, aber bald hemmt die Stabilität derselben allen Fortschritt, alle Entwickelung. Dieser seit Jahrtausenden

sich vollziehende Prozess bildet den wesentlichsten Inhalt der Geschichte des tropischen Afrika.

Gerade im centralen Sudan vollziehen sich heutzutage mehrere dieser Prozesse. Einmal die Vernegerung der hamitischen Fulbe, ferner die der ursprünglich sublybischen Gobir oder Haussa. Die Haussasprache breitet sich mehr und mehr aus, die zahlreichen kleinen Heidenstämme des centralen Sudan, ferner sogar die Nupe, Igbirra, Igara, Djikum und andere Stämme am unteren Benue, zahllose importirte Sklaven werden von ihnen aufgesogen, werden selbst zu »Haussa«. Bautschi, Muri, das Königreich, Kororofa, Keffi, die Nupe- und Igbirraländer, alles Gegenden, in denen noch vor 50 Jahren kaum Haussa zu finden waren, sind heutzutage bereits der Hauptmasse nach mit »Haussa« besiedelt, überall wird Haussa verstanden und gesprochen, und zwar in stark reducirter Form, ähnlich der Malaiischen Verkehrssprache in Asien. Auch in dem sonst durchaus von Fulbe beherrschten, den Haussa gänzlich fremden Adamaua wächst ihre Zahl und ihr Einfluss jährlich. Wie viele sind aber wirkliche Haussa, d. h. Nachkommen der kriegerischen und energischen Gobir? Voraussichtlich wird allmählich den ganzen centralen Sudan das grosse Mischvolk der Haussa einnehmen und sich zu einer einheitlichen Rasse entwickeln. Mit dem Aufnehmen der zahllosen Negerstämme, mit dem Verlust des ursprünglichen Gobirbluts wird aber auch das Haussavolk nothwendigerweise in Dekadence gerathen.[40]) Ihre politische Freiheit und Selbstständigkeit haben heutzutage nur noch die reineren Gobir bewahrt, die anderen sind unterworfen, aber auch die Energie, die Begabung und der Unternehmungsgeist der letzteren muss durch die überhandnehmende Vernegerung leiden und schliesslich in dem schwarzen Morast untergehen.

Meiner Ansicht nach haben alle Sudanneger eine ähnliche Entwickelung, wie die Haussa, durchgemacht. Die Grenzländer gegen die Wüste sind die Heimath aller dieser Stämme gewesen; dort sind sie entstanden, entstehen noch heute, werden dann aber durch neuen Nachschub von der Wüste her abgestossen und nach Süden gedrängt, wie die Eisberge des kalbenden Gletschers. Mit dieser Auffassung stimmt vor Allem die Thatsache überein, dass, je weiter nach Süden, um so einheitlicher und dem Negertypus näher stehend der anthropologische Charakter der Stämme zu sein pflegt, während die Völker am Südrand der Sahara sich am deutlichsten als Mischvölker zu erkennen geben. Jene sind älter als diese.

Eine neue, energische Bewegung der Wüstenstämme scheint übrigens bevorzustehen, welche z. Th. mit dem Vordringen des Europäers in dem Niger-Benue-Gebiet in Zusammenhang zu bringen ist.

Seit dem Eindringen der Europäer in den Sudan hat nämlich eine neue Zeit für die Sudanstaaten begonnen, deren Charakter sich vorläufig noch gar nicht übersehen lässt. Die Frontveränderung auf commerciellem Gebiet scheint jetzt bereits von üblen Folgen begleitet zu sein, indem die Wüstenstämme durch den

Ruin des Wüstenhandels schwer geschädigt werden. Die Tuareg sind zum grossen Theil ihrer Existenzmittel, welche ihnen der Wüstenhandel einbrachte, beraubt worden. Das Erheben von Tributen und Vermiethen von Kameelen hat aufgehört, sie sind auf Raubzüge angewiesen. Dazu kommt, dass der europäische Salzhandel am Niger-Benue den Salzhandel aus Asben nach den Haussaländern, aus welchen die Asbenaua das Geld zum Einkauf von Getreide bezogen, schädigen muss. Dem Andrängen der Tuareg konnten die Kanembu bereits zu Nachtigal's Zeit kaum widerstehen,[41]) jetzt ist Jenen auch die Oase Kauar und damit der Karawanenweg von Kuka nach Tripolis in die Hände gefallen.

Die Araberhorden Rabbeh's haben 1893 Kuka erobert und sollen neuesten Nachrichten zu Folge (April 1895) auf dem Marsch nach Sokoto sein. Rabbeh's Stellung ist noch unklar, doch ist es möglich, dass er mit den Ssnussiten in engem Verkehr steht, diese ihn vielleicht sogar direkt nach Bornu dirigirt haben. Dann wäre sein Zug das erste Zeichen einer gegen die Europäer und ihren Handel gerichteten Reaktion Nordafrikas, deren Seele die Todfeinde der Europäer, die Ssnussiten, wären.

Die Strasse von Tripolis nach Kuka ist bereits verödet, dagegen blüht noch der Handel zwischen Wadai und Aegypten über Djerabûb, dem Sitz des Ssnussioberhauptes. Werden aber auch die Staaten des Ostsudan von Kongo aus dem europäischen Handel erschlossen und vor Allem die Ausfuhr von Sklaven nach dem mohamedanischen Norden verhindert, wie es neuerdings durch die Besetzung Timbuctu's im Westsudan bereits geschehen ist, so können schwere Konflikte mit der mohamedanischen Welt Nordafrikas hervorgerufen werden, sogar eine plötzliche Explosion erfolgen, ähnlich der des Mahdiaufstands in den Nilländern. Ob es so kommen wird, wer weiss es? Interessanten und neuen Zeiten geht aber der Sudan mit dem Eindringen europäischen Einflusses unzweifelhaft entgegen.

Kamerun als deutsche Kolonie.

Die deutsche Kolonie Kamerun hat einen Flächeninhalt fast so gross wie Deutschland und erstreckt sich vom Meerbusen von Guinea bis zum Tsadsee. Sie zerfällt geographisch in drei Bezirke, das Küstenland zwischen dem Meere und dem Rand des südafrikanischen Plateaus, die Hochflächen des Letzteren und die Gebirge und Ebenen Adamaua's nebst dem Scharibecken. Alle drei unterscheiden sich klimatisch und pflanzengeographisch beträchtlich. Das Küstengebiet ist am reichlichsten mit Wasser versorgt, die Vegetation daher am üppigsten. Dichte Urwälder bedecken seine Gebirge. Das Hochplateau enthält im westlichen Theil noch die Urwaldflora, scheint aber im Osten mehr aus Grassteppen, ähnlich denen von Ngaumdere zu bestehen. Der dritte Theil ist bereits eingehend behandelt worden und kann als die Region der Buschsteppe bezeichnet werden.

Bezüglich der Verwerthbarkeit dieses grossen Gebiets für Deutschland muss von vornherein betont werden, dass vorläufig nirgends von einer Kolonisirung mit deutschen Bauern die Rede sein kann. Die Küstengegenden sind unter allen Umständen ausgeschlossen, die Hochplateaus mit angeblich gesundem Klima liegen noch zu weit von allem Verkehr ab. Aber auch später wird man nur mit grossem Misstrauen an eine Besiedelung gehen dürfen. Wer sich für eine solche begeistert, soll es jedenfalls erst einmal vormachen und dort als Bauer eigenhändig seine Felder bestellen. Wenn ihm und seiner Familie ein solches Leben Jahrzehnte lang bekommt, dann wird Niemand mehr die Möglichkeit einer Besiedelung mit Europäern leugnen können. Vorher Bauern hinzuschicken, wäre aber ein Verbrechen. Wenn die Italiener in Erythraea Kolonisationsversuche machen, so ist das ganz etwas anderes. Erstens ist jenes Land nicht so tropisch, wie unsere afrikanischen Kolonien, zweitens sind Italiener und Germanen bezüglich der Akklimatisationsfähigkeit in physischer und psychischer Hinsicht gänzlich verschieden. Erstere sind selber halbe Afrikaner und zwar nicht zum wenigsten betreffs ihrer moralischen Qualität und ihrer An-

schauungsweise; Faktoren, welche ebenso mächtig sein dürften, als die physische Anpassungsfähigkeit. Kamerun ist also, vorläufig wenigstens, für den beherrschenden, nicht den eigenhändig arbeitenden Deutschen zu verwerthen.

In drei Richtungen hin kann die Kolonie ausgenutzt werden, bezüglich Handel, Plantagenbau und Viehzucht. Viehzucht wird einmal auf den Hochplateaus und den Gebirgen Adamaua's im grossen Maassstabe betrieben werden können. Für Plantagenbau ist vorläufig an der Küste noch mehr als zu viel Raum da, als dass man es nöthig hätte, in das Innere zu gehen. Entsprechend den grösseren Feuchtigkeitsmengen, deren sich das Küstengebiet erfreut, ist es der fruchtbarste und ausserdem am günstigsten gelegene Theil unserer Kolonie und derjenige, welcher vorlaufig allein behufs Plantagenbau in Angriff genommen werden kann.

Der Handel ist der wichtigste und gewinnbringendste Erwerbszweig. Ihm verdanken wir die Erwerbung der Kolonie überhaupt und er verdient eine eingehende Besprechung.

Man kann in Westafrika ganz allgemein zwei regional, qualitativ und quantitativ verschiedene Typen des Handels unterscheiden, den Küsten- und den Binnenhandel.

Der Küstenhandel ist der jüngere, soll aber, weil dem Europäer am nächsten liegend, zuerst behandelt werden. Er begann mit der Festsetzung der Europäer an der Küste und seine Hauptprodukte waren früher Gold, Straussenfedern, Elfenbein und Sklaven. Es bildete sich ein lebhafter Zwischenhandel nebst dem berüchtigten Sperrsystem aus, indem die Neger die Produkte von Stamm zu Stamm verkauften, bis diese langsam, aber sicher an einem Platz der Küste anlangten. Handelsreisen im grösseren Umfang wurden durch das Sperrsystem verhindert, indem jeder Stamm bemüht war seinen Nachbar von der Küste, resp. vom Innern fernzuhalten. Das Sperrsystem hat bekanntlich der Erforschung Westafrikas unglaubliche Schwierigkeit bereitet und thut es stellenweise noch.

In der Neuzeit sind zwei andere Produkte in den Vordergrund getreten, Palmöl nebst Kernen und Kautschuk. Beide vertragen keinen jahrelangen Transport, wie die ehemaligen, jetzt bis auf das Elfenbein verschwundenen Produkte. Deshalb hat auch der Handel eine andere Form angenommen; es hat sich das Traderwesen ausgebildet. Mit einem Vorschuss versehen, reisen einzelne Händler im Lande umher, kaufen en detail die Produkte auf und verkaufen sie in grösseren Quantitäten an die Faktorei. Diese Art des Handels ist vorläufig die einzig mögliche, weil das Land von kleinen Leuten bebaut wird, welche nur geringe Quantitäten der bewussten Produkte, z. B. einige Liter Palmöl oder einige Pfund Kautschuk jährlich liefern. Das Einkaufen derselben ist für den Trader mühsam und zeitraubend, aber auch gewinnbringend. Der Europäer könnte weder so billig reisen, noch mit den kleinen Produzenten um eine Bottle Palmöl so langwierige, stundenlange Unterhandlungen führen. Jedenfalls macht

er trotz des 200% Gewinn, den der Trader manchmal einstreicht, immer noch seine guten Geschäfte.

In dieser reinen Form hat sich der Küstenhandel hauptsächlich in Liberia, bis zur Goldküste (exkl.), ferner entlang der Kamerun-Küste gehalten. Dort sind die Traderreisen wirklich auf die Küstenstriche beschränkt und gehen nicht weit in das Innere. Dementsprechend hat der Handel in diesen Gebieten nur bescheidene Dimensionen.

Der Binnenhandel ist von dem Küstenhandel grundsätzlich verschieden. Er hat sich in den grossen Sudanstaaten entwickelt und entsprechend den grossartigeren, freieren politischen Verhältnissen und der höheren Intelligenz der Mischvölker des Sudan einen viel grösseren Umfang gewonnen. Es ist über den Handel des Centralsudan bereits so ausführlich gesprochen worden, dass ich mich beschränken kann, auf jene Stelle hinzuweisen. Die Mandingo im West-, die Haussa im Centralsudan sind seine Träger und sein Charakteristikum ist, dass in seinem Gebiet weite, umfangreiche Handelsreisen, und zwar nicht blos von Karawanen, sondern vor allem von einzelnen Händlern, gemacht werden. Der Sudan ist das Land der Fataki, der einzelnen Reisenden, im Gegensatz zur Sahara, dem Lande der Käflen, d. h. Karawanen.

Wie nun die Küstenstämme den Europäer und überhaupt jeden von der See kommenden Reisenden von dem Innern zurückhalten wollen, so versuchen sie umgekehrt die Binnenstämme von der Küste fernzuhalten. Es hat nun aber zu allen Zeiten ein Drängen nach den reichen und fruchtbaren Küstengegenden seitens der energischeren und oft selbst von der Wüste her bedrängten Sudanstämme bestanden. Es ist diesen denn auch an mehreren Stellen geglückt, zur Küste durchzubrechen, so den Mandingo an der Küste vom Senegal bis Sierra Leone, den Yoruba, Nupe, Haussa und anderen Stämmen auf der Strecke zwischen dem Nigerdelta und der Goldküste. Wo freilich ungünstige Bodenverhältnisse, wie Sümpfe, z. B. im Nigerdelta und dem Gebiet der Oelflüsse, oder Gebirge, wie an der Elfenbeinküste und in Liberia, bestanden, ist der Durchbruch zur Küste bis heutzutage noch nicht gelungen.

Die Gebiete, wo derselbe geglückt ist, also die kommerciell offenen Küsten sind dadurch ausgezeichnet, dass sich beide Handelstypen, Küsten und Binnenhandel, vereinigen. Es besteht hier ein ähnliches Traderwesen, wie an den geschlossenen Küsten, dasselbe hat aber einen viel grösseren Umfang angenommen. Ausserdem kommen aber Händler weit aus dem Innern, führen die Produkte desselben dem europäischen Markt zu und versorgen andererseits das Binnenland mit europäischen Industriewaaren. Der Umsatz ist ein sehr bedeutender und dementsprechend haben sich an den offenen Küsten so grosse Handelsstädte, wie Lagos, Cape Coast, Akkra, St. Louis, entwickeln können. Bemerkenswerther Weise gelang es auch in diesen Gegenden europäischen Reisenden — Mungo Park und Clapperton — zum ersten Mal von der Küste aus in den Sudan vorzudringen.

Wie liegen nun die Verhältnisse in Kamerun? Kommerciell zerfällt die Kolonie in zwei Gebiete, wenn man von dem europäischen Handel am Sanga absieht, dessen Umfang vorläufig noch nicht zu übersehen und der erst in den letzten Jahren entstanden ist. Küsten- und Binnenhandel sind von einander getrennt, die Küste ist also eine geschlossene. Ihr Handel umfasst im wesentlichen nur die Küstengebiete. Der Binnenhandel hat dagegen, wie wir gesehen haben, einen sehr bedeutenden Umfang und hat sich weit nach Süden in das Hinterland unserer Kamerunküste vorgeschoben. Es wird also die naturgemässe Aufgabe die sein, Verhältnisse zu schaffen, wie sie an den offenen Küsten, z. B. in Togo, Lagos u. s. w., bestehen, d. h. den Binnenhändlern, alias den Haussa, einen Weg zur Küste zu bahnen. Sobald es gelänge, die Haussa an die Küste zu ziehen, würde der Handel der Kamerun-Küste enorm aufbluhen und einerseits grosse, bisher unerschlossene Gebiete dem Handel eröffnet werden, andererseits im Hinterland eine wesentliche Frontveränderung eintreten, indem aus dem südlichen Adamaua die Produkte nicht mehr nach dem Benue, sondern nach der Küste abflössen.

Um die Haussa an die Küste ziehen zu können, muss man Verhältnisse schaffen, welche ihnen die Art und Weise des Reisens, so wie sie es gewöhnt sind, ermöglichen, d. h. Pfade, auf denen sie einzeln und in kleinen Trupps bei leidlicher Sicherheit marschiren können und auf denen sie an jedem zweiten oder dritten Tage Lebensmittel finden. Die Verhältnisse an der Kamerunküste nun sind keine sehr günstigen. Als ein in zwei Stufen abfallendes, mit dichtem, unbewohntem Urwald bedecktes Plateau steigt das Land an. Sieben Tagereisen braucht die Karawane, um auf beschwerlichen Wegen die Wildniss zu durchkreuzen. Diese Wildniss allein würde den Haussa grosse Schwierigkeiten bereiten und Handelsreisen sogar direkt unmöglich machen.

Die Haussa sind bereits in Ngilla, also ca. 300 km von der Küste entfernt. Der nächste Weg wäre der den Sannaga abwärts, der wohl zum Theil durch Kanus zu befahren wäre. Nun wohnen aber gerade am Sannaga feindliche Stämme, welche ohne grosse Kosten nicht überwältigt werden könnten. Ferner hört da, wo Krieg geherrscht hat, aller Handel auf. Deshalb ist dieser Weg vorläufig durchaus zu vermeiden. Später wird er vielleicht der Hauptweg werden. Jetzt ist aber der ohne Gefahr zu begehende Weg nach Yaúnde der einzig richtige. Auf demselben liegt am Ostrand des Urwaldes Lolodorf. Zwischen dieser Station und der Küste liegen sieben Tage durch unbewohnte Wildniss. Man muss nun erstens einen einigermaassen gangbaren Pfad herstellen, d. h. umgefallene Baumstämme, lästige Wurzeln forträumen, überhängende Zweige beseitigen u. A. Die Haussa nehmen mit sehr schlechten Wegen vorlieb. In wenigen Wochen wäre die Arbeit mit einigen hundert Arbeitern unter geringen Kosten zu machen. Zweitens müssten in dem Urwald zwei bis drei Rodungen angelegt und mit Feldern bebaut werden, womöglich — und das kann nicht schwer sein — Niederlassungen von Eingeborenen daselbst

gegründet werden. Ebenso ist der durch bebautes Land führende Weg zwischen Lolodorf und Yaunde gut gangbar zu machen. Wenn auf diese Weise eine geeignete Strasse hergestellt ist, müsste man sich mit Haussahändlern, am besten aus Togo, in Verbindung setzen und diese nach Kamerun bringen und ihren Landsleuten nach Ngilla zuführen. Ihnen würde es ein Leichtes sein, falls ihnen die bestehenden Verhältnisse passen, ihre Landsleute zu veranlassen, den neuen Weg zur Küste einzuschlagen und das anfänglich nothwendiger Weise grosse Misstrauen zu beseitigen. Die unternehmenden Haussahändler würden dann bald den grossen Vortheil, welchen ihnen die Billigkeit der Waaren an der Küste bietet, ausnutzen und den Verkehr zwischen dem Innern und der Küste in die Hand nehmen. Die Küsten-Trader würden ihnen folgen und ein mächtiges Aufblühen des Handels würde die Folge sein.

Im Innern Handelsstationen anzulegen, hat keinen Sinn, weil der Europäer viel zu theuer reist. Nur wo die Schifffahrt einen billigen Transport gestattet, rentiren sich wahrscheinlich Faktoreien im Innern, sicher wenigstens da, wo keine Konkurrenz die Preise drückt, wie am Niger. Wo kein Wasserweg besteht, ist es für den Kaufmann das einzig Richtige, sich an der Küste zu etabliren und die Produkte von Zwischenhändlern herunter befördern zu lassen. Damit ist aber nicht gesagt, dass die Regierung an der Kuste bleiben soll. Gerade in Kamerun ist es nothwendig, im Innern Stationen anzulegen, wo es die Sicherheit der Wege verlangt, und wo Stationen im Stande sind, Frieden und geordnete Verhältnisse zu schaffen und eine Zunahme der Bevölkerung und der Kultivirung des Landes, sowie Ausnutzung der werthvollen Handelsprodukte herbeizuführen. So ist es z. B nothwendig, die Bantustämme durch eine Kette von Stationen gegen die andrängenden, Sklaven jagenden Sudanstämme, besonders die Wute, zu schützen. Die blosse Anwesenheit der Weissen genügt erfahrungsgemäss, um jene von Angriffen abzuhalten. Eine kleine Garnison und die sich sehr schnell um diese ansammelnden, geschützten Stämme, würde ohne Schwierigkeit die Vertheidigungslinie halten können. Hinter derselben würde aber eine schnelle Zunahme der Bevölkerung und wirthschaftlichen Ausnutzung des Landes erfolgen, die Stationen selbst würden die Stützpunkte der Trader werden.

Solche Stationen waren ohne grosse Kosten anzulegen und zu halten, wenn man sich strikte auf die Vertheidigung beschränkt. Man sollte mit der Anlage mehrerer fester Punkte den Wute gegenüber beginnen und das Resultat abwarten. Ist der Erfolg ein guter, so sollte man die Kette weiter nach Osten verschieben. Risiko und Kosten können nur gering, der Erfolg ein bedeutender sein.

Ist aber erst auf einer Strasse der Zwischenhandel der Küstenstämme definitiv durchbrochen, so werden sich andere Wege, z. B. der Sannagaweg und vor allem die Strassen durch die Dualla von Kamerun selbst direkt nach Osten ganz von selbst öffnen, weil es dann im eigensten Interesse jener Stämme läge, den Handel durch Oeffnung des Weges zu sich herüber zu leiten.

Die Aufgaben in Südkamerun sind also, kurz wiederholt folgende:

1. Verschmelzung des Küsten- und Binnenhandels durch Schaffung eines sichern und für Haussa begehbaren Pfades, sowie durch Heranziehen der Haussa an die Küste.

2. Sicherung der Bantustämme durch einen Gürtel von Stationen, deren Aufgabe eine streng defensive sein muss. Hinter dem Gürtel kann sich dann die Bevölkerung vermehren und die wirthschaftliche Ausnutzung des Landes bedeutend gesteigert werden.

Die wirthschaftliche Ausnutzung des Landes hat nach zwei Seiten hin zu erfolgen. Einmal hat der Europäer mit Plantagenbau vorzugehen. Das hierfür geeignete Gebiet ist vorläufig auf den Küstenstrich zu beschränken. Einmal ist dort der Transport am billigsten und zweitens sind die feuchten Küstenstriche die fruchtbarsten, wie überhaupt Südkamerun der werthvollste Theil der Kolonie sein dürfte. Sodann wird man aber, besonders bei den Binnenstämmen, viel erreichen können, indem man ihnen die Oel- und Kautschukgewinnung zeigt Denn gerade die Kautschukbäume sind dem Neger zum grossen Theil unbekannt und durch ihre systematische Pflanzung, sowie die der Oelpalmen, würde man die Produktion der betreffenden Artikel bedeutend steigern können.

Die zweite Seite, von welcher die Erschliessung Adamaua's in Angriff zu nehmen wäre, würde der Benue sein. Der Benue gehört mit seinem Oberlauf bis Tepe zur deutschen Kolonie und ist während drei Monaten des Jahres, Juli bis September für Dampfer bis zu 8 Fuss Tiefgang schiffbar, und zwar bis Garua. Wie wir bei Besprechung des Handels in Adamaua gesehen haben, ist nun Garua der Knotenpunkt der wichtigsten Handelsstrassen und daher als Station der geeignetste Platz. Die Produkte, welche für den Europäer verwerthbar sind, bestehen in Elfenbein aus Adamaua und Lakka, in Kautschuk aus Marrua, ferner Erdnüssen, Sesam, Indigo, Baumwolle und Lebensmitteln. Die Tauschwaaren sind Salz, Stoffe, Pulver, Gewehre, Schnaps u. s. w. Es wäre möglich, die Station jährlich von der Nigermündung her mit mehreren Schiffen für das ganze Jahr zu verproviantiren, welche direkt von Europa abgehen. Es ist Sache des Kaufmanns, die durch solchen Transport erwachsenden Kosten zu berechnen und die Rentabilität einer Station in Garua festzustellen. Produkte sind genug vorhanden, um jährlich einen bis zwei Dampfer von 800 Tons zu spediren.

Wie liegen nun die äusseren Verhältnisse? Von vorne herein kann man mit Bestimmtheit sagen, dass man eine bedeutende Besatzung von mindestens 200 Mann braucht. Denn der Sultan von Yola würde ohne Frage die Aufhebung der Station, welche ihn in seinen Einnahmen schwer schädigen würde, verlangen und mit Krieg drohen. Von einem solchen würde ihn dann nur eine hohe jährliche Pension — die Engländer zahlen jährlich 20000 Sh. — oder eine starke Besatzung abhalten. Ein kräftiges Gegengewicht gegen ihn würde die geschickte Ausnutzung der Vasallenverhältnisse sein. Vor allem müsste man

sich auf Ngaumdere stützen, ferner auf Bubandjidda, Bibene und Marrua. Befreit man diese von allen Tributen an den Emir und unterstützt man sie in einem Kriege mit Yola, so würden sie unzweifelhaft Bundesgenossen werden und in einem Kriege mit Yola von der allergrössten Bedeutung sein. Weit vorzuziehen, weil billiger, würde es allerdings sein, den Sultan Anfangs mit Geld abzufinden, bis man sich eingenistet und ihm seine Vasallen abwendig gemacht hat. Ein gewandter und doch energischer, mit den Verhältnissen vertrauter Leiter müsste an der Spitze des Unternehmens stehen. Auf jeden Fall wäre es ein sehr schwieriger Posten. Am besten wäre es, die Station in Verbindung mit anderen Faktoreien am Niger und Benue zu gründen. Das ist aber erst nach Verstaatlichung der Nigerkompagnie möglich. In jedem Falle würde die Unternehmung ein grosses Kapital erfordern.

Bei dem Vorgehen im Sudan sollte man sich die Kompagnie zum Muster nehmen, d. h. den Krieg vermeiden, so lange es geht; denn der Handel wird für lange Zeit durch einen solchen ruinirt. Lieber unterhandeln und bezahlen, es ist billiger als kämpfen. Vor allem stelle man sich zur Sklavenfrage so, wie die Kompagnie, nämlich völlig passiv.

Vom menschlichen Standpunkt sind Sklaverei und besonders Sklavenjagden gewiss zu verwerfen, abgesehen von dem direkten Schaden, welchen letztere durch Verwüstung und Entvölkerung grosser Gegenden herbeiführen. Gewiss wird es stets das Ziel der europäischen Kolonisation sein, jene zu beseitigen, aber verwerflich ist es und äusserst schädlich, bei so wichtigen Fragen dem dunklen Drange seines Herzens zu folgen und mit einem Mal die Verhältnisse umgestalten zu wollen. Ein solches Vorgehen würde zwar von einem guten Herzen, aber einem schwachen Verstand zeugen.

Die Sklaverei ist vorläufig im Sudan eine soziale Nothwendigkeit, wie bereits ausgeführt worden ist. Sie aufheben, hiesse, wenn es überhaupt gelingt, die Kultur des Landes ruiniren und chaotische Zustände schaffen. Man kann aber mit Bestimmtheit behaupten, dass die Beseitigung der Sklaverei nicht gelingen würde. Ein Krieg, kein politischer, sondern ein sozialer und zugleich ein Rassenkrieg wäre die Folge. Derselbe würde, falls eine europäische Macht überhaupt Lust hätte, ihn durchzukämpfen, unendliches Geld und Blut kosten. Unheil und Verderben würde dem blutigen Saatfelde der Humanität entsprossen und vor allem derjenige Zweck, weshalb wir Kolonien haben, nämlich die Eröffnung neuer Absatzgebiete für den deutschen Handel und die wirthschaftliche Erschliessung derselben, gänzlich verfehlt und in das Gegentheil verwandelt werden. Die Sklavenfrage hat den Aufstand des Mahdi im Ostsudan nicht zum wenigsten herbeigeführt. Eine ungeschickte Wiederholung der dort gemachten Fehler würde den ganzen West- und Centralsudan mitsammt Wadai und den Ssnussiten in Nordafrika in Bewegung bringen und voraussichtlich, ebenso wie im Ostsudan, damit enden, dass die Europäer mitsammt ihrer Humanität an die Luft gesetzt würden. Und das mit Recht. In jenen Ländern die Sklaverei verbieten, hiesse sie wirthschaftlich

ruiniren. Der Ungestüm mancher Philantropen in der Sklavenfrage erinnert lebhaft an jenen Mann, der einigen Wanzen zu Liebe gleich das ganze Haus niederbrennt. Angenehm sind die Thierchen ja nicht, aber schliesslich für sehr weise wird wohl auch Niemand eine solche radikale Therapie halten.

Der Europäer muss sich also vorläufig im Sudan der Sklavenfrage gegenüber völlig passiv verhalten. Später, wenn man das Land wirklich in der Gewalt hat, wenn sich die sozialen Zustände geändert haben, wird es Zeit sein, diesen so überaus wichtigen und einschneidenden Fragen näher zu treten.

Derjenige, welchem der Gedanke an die Fortdauer der Sklaverei vom philantropischen Standpunkt aus unerträglich erscheint, sei nochmals daran erinnert, dass das grausige Bild, welches man sich von ihr in Europa bei Nennung dieses Namens vorzustellen pflegt, ein gänzlich falsches ist. Die Haussklaverei ist sehr milde. Die Haussklaven würden sicher nicht mit unsern Fabrikarbeitern tauschen wollen, welche der Bethätigungen christlicher und philantropischer Liebe weit mehr bedürfen als jene. Es wäre sehr, sehr wünschenswerth und von grosser Wichtigkeit, sich daran zu gewöhnen, nicht mehr von Sklaven, sondern von Hörigen zu reden. Dieses Wort klingt schon beträchtlich milder und bezeichnet den Zustand viel besser. Die sehr zu bedauernden Sklavenjagden aber hören von selbst auf, sobald die bedrängten Stämme durch Besitznahme des Landes durch die Weissen geschützt werden. Deshalb ist eine Anlage von Stationen entlang der Grenze zwischen den Bantu- und Sudannegern im Sinne der Humanität geboten. Uebrigens würde ich die Anlage derselben nicht empfehlen, wenn sie nicht zugleich von grossem Vortheil in wirthschaftlicher Beziehung wären. Denn in erster Linie steht bei der Frage der Kolonisation der praktische Nutzen. Es ist ein für alle Mal an dem Grundsatz festzuhalten, unsere Kolonien sollen neue Absatzgebiete für den deutschen Handel und die deutsche Industrie schaffen. Um aber den zwar sehr anerkennungswerthen, jedoch häufig höchst unpraktischen, ja schädlichen humanen und religiösen Bestrebungen zu dienen, dazu ist das deutsche Kapital nicht da. Diesen zu Liebe darf sich ein Staat nicht in Unkosten stürzen und sich nicht auf blutige, den Ruin des Landes herbeiführende Kriege einlassen.

Eng mit der Sklavenfrage verknüpft ist die Frage, wie sich der Europäer dem Schwarzen gegenüber zu verhalten hat.

Ueber die geistigen Eigenschaften des Schwarzen, speziell des Westafrikaners, ist bereits ausführlich gesprochen worden und dabei als Resultat das herausgekommen, dass er intellektuell sehr begabt ist, wenn auch nur receptiv, sich aber sonst durch das Fehlen von Charakterfestigkeit auszeichnet. So mancher hat sich durch die hohe Intelligenz des Negers täuschen lassen und ihn dem Weissen gleichgestellt, andere haben dagegen seinen Defekt sehr richtig erkannt, ihn ein grosses Kind u. s. w. genannt. Die »Erziehung des Negers« ist denn auch in der letzten Zeit sogar eines der beliebtesten Themata geworden und oft mit salbungsvollen Phrasen oder begeisterten Prophezeiungen behandelt worden. Es

ist in der That sehr bezeichnend, dass beständig von der Erziehung des Schwarzen geredet wird; man sieht, wie wenig man dieser Rasse zutraut. Von der Erziehung des nordamerikanischen Indianers z. B., dessen Kultur in vielem unter der des Afrikaners steht, hat noch nie ein Mensch gesprochen; denn jener besitzt Charakter, der dem Neger eben gänzlich fehlt.

Die Erziehung des Negers — wenn er also durchaus erzogen werden soll — hat nach denselben Prinzipien wie bei jedem Kinde zu erfolgen, d. h. mit Strenge, aber peinlichster Gerechtigkeit. Der Rohrstock darf nicht die Hauptrolle spielen, aber er darf auch nicht fehlen, mindestens muss er auf dem Katheder liegen. Der Lehrer muss bei seinen Schülern Autorität besitzen, soll das Erziehungswerk gelingen, er muss als Herr über ihnen stehen.

Wie sieht es damit aber in Wirklichkeit aus? Gut gemeinte Philanthropie und Humanität im Verein mit christlicher Liebe sind eifrig bemüht, den Schwarzen durch die Lehren von der allgemeinen Brüderlichkeit der Menschen zu verderben und die Autorität des Weissen zu untergraben. In den englischen Kolonien Sierra Leone und Lagos ist man glücklich so weit angelangt, jeden schwarzen Hallunken mit dem Europäer vor Gericht auf eine Stufe zu stellen und die Aussagen beider gleich zu setzen. Was das zur Folge gehabt hat, kann nur der beurtheilen, der die unglaublichen Zustände und die beispiellose Frechheit der Bevölkerung in jenen Kolonien kennen gelernt hat. Man kann sich ja leicht vorstellen, wie die Lehren von der Gleichstellung mit dem Weissen auf das schwache Gehirn des Negers, der sich im Grunde seines Herzens seiner Inferiorität recht wohl bewusst ist, wirken muss. Eine pathologische Einbildung und ein Grössenwahn, analog der Grossmannssucht des Parvenüs, dazu eine Frechheit und Unverschämtheit, entsprechend der einer verzogenen und verwahrlosten Range, sind die unausbleibliche Folge. Humanität und Philanthropie haben dem Schwarzen einen schlechten Liebesdienst erwiesen und er wird seinen Pflegern die schlechte Erziehung einst ebenso entgelten lassen, wie bei uns jeder verzogene Strolch.

»Liebe zum Neger«, eine herrliche Phrase, mit der man heutzutage alles machen will! Welcher Lehrer übt aber mehr Liebe an seinen Schülern, derjenige welcher sie streng erzieht, wenn nöthig mit Schlagen, oder derjenige, welcher, von Sanftmuthsöl triefend, keine Zucht hält, sondern sie verwahrlosen lässt. Twenty fife on backside zur rechten Zeit und am rechten Ort sind ein unendlich erzieherischer wirkendes, die Kultur fördernderes Mittel als alle Missionare mit ihren unverstandenen Lehren von der Gleichheit und Brüderlichkeit in Christo, womit den armen Schwarzen nur der Kopf verdreht und sie zu frechen und unbrauchbaren Individuen herangezüchtet werden.

Ὁ μὴ δαρεὶς ἄνθρωπος οὐ παιδεύεται.

Es ist einfach lächerlich, wenn in Deutschland über die nützlichen Nilpferdpeitschen solches Geschrei gemacht wird. Und nun gar die entrüsteten Frauenvereine, die sich mit ihren schwarzen Schwestern solidarisch erklären. Allah! Ich wollte, sie lernten sie kennen!

Es ist der beste Beweis für die Inferiorität des Negers, dass trotz dieser emsigen Bemühungen die Autorität der Europäer und damit auch der Regierung zu untergraben, der Weisse an der Westküste im entscheidenden Moment doch immer noch die nothwendige Ueberlegenheit über den Schwarzen besitzt, um dessen oft hervortretende Frechheit zu bändigen. Es wäre aber doch sehr wünschenswerth, dass man sich über das Unheil, dass man anrichtet, klar würde. Gerade die Missionare sind dazu berufen und im Stande, unendlich viel Gutes zu schaffen und die Kultivirung und Kolonisation zu fördern, wenn sie die Religon mehr in den Hintergrund treten lassen und die Schwarzen nicht mit unverstandenen Lehren und falscher Nachsicht zu frechen Buben, sondern durch strenge Zucht und Schulung, sowie Erlernung von Handwerken, zu nützlichen Mitgliedern der menschlichen Gesellschaft erziehen wollten, welche sich dem Weissen gegen über ihrer Minderwerthigkeit wohl bewusst sind. Leider sind die Protestanten von dieser Richtung am weitesten entfernt, die Katholiken, besonders die Jesuiten, stehen ihr am nächsten.

Andererseits würde dadurch die Kolonialregierung in der Aufgabe wesentlich unterstützt, die Autorität der Weissen, und damit der Regierung, aufrecht zu erhalten und den Schwarzen die ihrem geistigen und vor allem moralischen Niveau entsprechende Stellung anzuweisen. Wer sich dann unter den Schwarzen auf den Standpunkt, welchen der Weisse einnimmt, emporarbeitet, nicht wie jetzt künstlich und unverdient gehoben wird, der wird sich schon aus eigener Kraft Gleichstellung zu erringen wissen und auch verdienen. Er wird dann auch im Bewusstsein seines Werthes nicht die arrogante Frechheit des heutigen Niggers zeigen, welche der Hauptsache nach doch nur dem Bewusstsein seiner Inferiorität entspringt.

Das metaphysische Bedürfniss des Schwarzen ist nur sehr gering und ein wahres Verständniss der christlichen Lehre bei ihm ausgeschlossen. Er bleibt, auch wenn er Christ wird, ein echter Fetischör, dem dann die Bibel oder das Kruzifix, je nachdem er prostestantisch oder katholisch ist, als Fetisch gilt. Wenn er sich taufen lässt, so geschieht das in der Mehrzahl der Fälle aus Berechnung. Theils ist es Modesache, theils pekuniär erspriesslich. Ein Herr sagte mir einmal, er hätte unter den Negern noch keinen anständigen Menschen kennen gelernt, die grössten Hallunken seien aber die sogenannten Christen. Er musste sie kennen, denn er gehörte selbst der Baseler Mission an.

Die Frechheit der schwarzen Bevölkerung in den englischen Kolonien, speziell Sierra Leone und Lagos, geht übrigens bereits nicht nur gegen den einzelnen Weissen, sondern auch gegen die europäische Regierung. Ohne die englischen Kanonen auf dem Berg, würde sich Freetown, dieses schwarze Oxford, wie mir mehrfach Engländer, die das Land sehr genau kannten, versicherten, lieber heute als morgen empören, und in Lagos wurde noch im Jahre 1885 eine Revolution gegen die Weissen vor ihrem geplanten Ausbruch verrathen und unterdruckt. Die englische Regierung daselbst weiss auch ganz

genau, warum sie jetzt ihre Soldaten aus den fernen Haussaländern bezieht und nicht die viel brauchbareren Yoruba anwirbt. So äussern sich dort bereits die ersten Früchte übel angebrachter Humanität.

Die Zukunft des Negers ist ein mindestens ebenso interessantes Kapitel, wie das die Gegenwart betreffende Thema der Erziehung. Man hat ihm zuweilen eine grosse Zukunft prophezeit und seine kommerzielle Begabung macht heute bereits manchem Kaufmann Sorge. So weit seine Intelligenz in Frage kommt, wird er unzweifelhaft eine Rolle spielen und Handeltreiben ist unter Anderem Sache der Intelligenz.

Anders steht es z. B. schon mit seiner Begabung für selbstständige Arbeiten und Erfindungen. Der Neger ist ausschliesslich receptiv, er lernt schnell und leicht, wahrscheinlich schneller und leichter als der Durchschnitt in Deutschland. Das hat sich oft gezeigt, wo schwarze Kinder in europäischen Schulen erzogen wurden. Bei unsern Kindern ist ja schnelle Auffassung und selbstständiges Denken auch nicht unbedingt vereinigt. Man betrachte aber nur einmal die Art und Weise, wie der Neger die europäische Kultur annimmt. Er thut es schematisch, ohne Spur von Originalität. Wie so ganz anders ist seine physische und geistige Natur, wie verschieden das Klima und die Lebensbedingungen seiner Heimath von der Europas und seiner Bewohner. Trotzdem passt er die europäische Kultur nirgends afrikanischen Verhältnissen an, er übernimmt sie mit affenartiger Gelehrigkeit.

Zum Beispiel bei einem Diner und einer Temperatur von einigen dreissig Grad sitzt der schwarze Gentleman in den schwersten, schwarzen Stoffen, mit Manschetten bis an die Fingerspitzen und Stehkragen bis an's Kinn und trinkt dazu vom schwersten Sherry — denn so ist es ja in London Mode. — Daneben die aufgedonnerten schwarzen Ladies in schweren Toiletten mit Schinkenärmeln und Tournüren; einfach eine Scene im Affentheater und für den Neuling von überwältigender Komik. Wie allerliebst sehen dagegen die schwarzen Mädchen der nicht europäisch angehauchten, niederen Stände in ihren blauen, rothen, weissen Kopf- und Brusttüchern aus, wie kleidsam ist diese Tracht! Welch' ein Scheusal von Karrikatur dagegen so eine aufgetakelte, schwarze Lady! Der mohamedanische Sudanneger zeigt seine moralische Ueberlegenheit über den Küstenneger schon dadurch, dass er seine Tracht beibehält und sich nicht zur Karrikatur herabwürdigt.

Der erste Eindruck, den man in einer gebildeten Küstenstadt von der schwarzen Bevölkerung erhält, ist ein sehr günstiger. Kaufläden, Handwerker, Käufer, Polizisten, Beamte, Alles, wie bei uns, in geordneten Verhältnissen. Sehr bald kommt man aber doch zu der Ueberzeugung, dass all' diese staatliche und bürgerliche Ordnung ohne das Rückgrat der europäischen Verwaltung zusammenfiele. Man gehe einmal in Lagos in eine Gerichtssitzung. Feierliche Halle, schweigende Versammlung. Der weisse Oberrichter auf dem Podium, zu seinen Füssen die schwarzen Advokaten, alles wie bei uns. Die Advokaten

sind alle sehr gebildete Herren, die in England studirt haben. Einer von ihnen, der Sohn eines Kesselschmieds, nennt sich sogar Ontónba, d. h. Prinz, und führt auf seiner Visitenkarte eine siebenzinkige Grafenkrone, weil sein Urgrossvater einmal Dorfschulze gewesen. Mit der weissen Perrücke auf dem Kopfe, welche besonders scharf von dem dunklen Gesicht absteht, sehen sie wie Haidschnucken aus. Indess sie können nichts für diese Verunstaltung, wenn sie auch selbst darauf stolz sind. Aber ihr Benehmen! Dieses Kichern und Flüstern, Herumalbern und sich amüsiren, wie Schuljungen hinter dem Rücken des Lehrers! Wird der Lärm zu laut, so wirft ihnen der Chief justice einen ernsten Blick zu. Sie fahren zusammen, verstummen und werden für einige Minuten ernst und würdevoll. So waren sie alle mit einer Ausnahme. Solche Schuljungen würden, sich selbst überlassen, gewiss kein europäisch organisirtes Tribunal aufrecht erhalten können, trotz aller Rechtsweisheit, über welche sie verfügen mögen. Man nehme die europäische Verwaltung aus Lagos und Freetown, und in kurzer Zeit würde sich ein solcher Karrikaturstaat entwickeln, wie in Liberia, dieser unglaublichen Missgeburt philanthropischen Wahnsinns, falls nicht, was wahrscheinlicher, die Mohamedaner der Kömödie ein schnelles Ende bereiten würden. Man braucht in der That nur einmal das Strassenleben in Freetown aufmerksam zu betrachten; auf der einen Seite die ewig heitern, kindischen Kinder der eingeborenen Neger, auf der anderen die ernsten entschlossenen Fulbe und Mandingo, um die unendliche Ueberlegenheit der letzteren richtig zu würdigen.

Dass die Hosennigger angenehme Freunde sind, dürften wohl die wenigsten Europäer, die sie kennen und lieben gelernt haben, leugnen. Milde Beurtheiler vergleichen ihren Zustand mit dem berüchtigten Stadium der Flegeljahre und stellen ihnen eine gute Prognose; sie würden sich nach einigen Generationen zu »Männern« entwickeln.

Der Vergleich mit den Flegeljahren unserer Jugend ist treffend; denn das Benehmen während derselben entspringt dem Gegensatz zwischen Wollen und der Unfähigkeit zu Können. Das Bewusstsein ihrer Inferiorität wollen sie nicht zeigen, und suchen dieses Gefühl durch Frechheit zu betäuben. Bei europäischen Kindern verliert sich dieser Zustand, wenn sie älter und reifer werden, beim Neger möchte ich dagegen die Prognose als dubia bezeichnen. Ich halte es nicht für wahrscheinlich, dass eine Rasse, welche sich seit Jahrtausenden bezüglich des Charakters als inferior gezeigt hat und sich seit den Zeiten der alten Aegypter her, wo sie schon mit Vorliebe als Sklaven gejagt wurde, auf demselben Standpunkt gehalten hat, in ein Paar Generationen sich zu einem charaktervollen, selbstständigen, freien Volk entwickeln wird. Die dazu nothwendige Ausbildung des Gehirns lässt sich nicht in einigen Generationen erwerben, eine solche ist vielmehr das Resultat eines Jahrhunderte langen, schweren Ringens im Kampf ums Dasein, und die schwarze Rasse hat einen solchen anscheinend nie durchgefochten. So lange wir sie kennen, ist sie stets geknechtet worden. Jetzt wird sie Dank der weissen Philanthropie künstlich geschont und

herangezogen, wie der Epheu an der Wand. So lange die Wand da ist, geht es auch ganz gut. Der Intellekt ist ja da, der Neger begreift und lernt schnell, kurz, der Epheu blüht, wächst und gedeiht. Die Philanthropen behaupten nun wohlwollend, aus dem Epheu werde sich einst ein selbstständiger Baum entwickeln, andere schütteln dagegen bedenklich das Haupt und meinen, Epheu bleibt Epheu.

Der Epheu selbst ist freilich bereits völlig überzeugt, dass er alle Bäume um ein Beträchtliches überrage oder wenigstens überragen würde, wenn ihn nur nicht — die elende Mauer daran hinderte. Der philanthropische Gärtner ist dabei emsig bemüht, den Epheu in diesem Glauben mit seinem Dünger zu stärken.

Um einen geordneten Staat bilden zu können, braucht ein Volk eben mehr als blosse Intelligenz. Handel treiben, selbst studiren und gelehrte Bücher schreiben sind Sachen der Intelligenz und in diesen mag der Schwarze einmal etwas leisten; zur Aufrechterhaltung eines Staatswesens gehört dagegen Charakter, und den besitzt der Neger nicht.

Auch der häufig gemachte Einwand, die traurigen, unsicheren, rechtlosen Verhältnisse, welche seit Alters unter den afrikanischen Stämmen geherrscht haben, hätten den Neger demoralisirt und zu dem inferioren Wesen gemacht, das er ist. Das ist aber nicht richtig. Die traurigen Verhältnisse unter den Negern sind die Folgen ihrer Jämmerlichkeit, nicht umgekehrt. Der beste Beweis dafür ist der Umstand, dass unter den Mischstämmen am Südrand der Sahara oft genug geordnete politische Staatswesen von zum Theil sogar grossartigem Umfang bestanden haben. Wo also tüchtige Völker durch die Vermischung mit Wüstenstämmen entstanden, hörte auch die politische Zerfahrenheit und die Unsicherheit aller Besitzverhältnisse auf, um mit der Vernegerung jener wieder zu beginnen.

Wenn man die denkbar günstigsten Hoffnungen bezüglich der Zukunft des Negers und seiner Bedeutung für die Weltgeschichte hat, so kann man sich vorstellen, dass er ohne die Stütze des Europäers vielleicht so jämmerliche Staatswesen schaffen kann, wie sie die traurigen, verrotteten, moralisch verkommenen Völker Süd- und Centralamerikas zum Hohne der Menschheit und zur Hemmung der Kultur seit ihrer Losreissung von Europa hervorgezaubert haben.

Und wenn man schliesslich wirklich mit grosser Kunst und Pflege die Neger zu einer gebildeten Nation aufgepäppelt hat, was wäre die Folge? Einmal hätte man sich mit vieler Mühe gefährliche Konkurrenten erzogen, zweitens würden die Schwarzen so schnell, wie möglich, die Weissen herauszuwerfen bemüht sein.

Man gebe sich über die Frage, wie der Neger einst einmal dem Weissen die »Erziehung« lohnen wird, keinen falschen Illusionen hin. Die schwarze Rasse hasst die weisse, soweit sie bei ihrer Charakterlosigkeit überhaupt zu hassen im Stande ist, schlecht und recht. Zum Henker, sie mögen uns alle nicht! Zu der Ueberzeugung muss jeder kommen, der einmal in Afrika mit

»gebildeten« Negern verkehrt hat. Man untergrabe nur ruhig weiter mit Humanität und Philanthropie die natürliche Autorität und die moralische Ueberlegenheit, welche der Weisse seinem Charakter entsprechend über den Schwarzen besitzt, und die Folgen werden nicht ausbleiben. Schade nur, dass es dann den Weissen an den Kragen geht, welche an der Westküste leben, und nicht den Humanitätsschwärmern in Europa.

So wie die Verhältnisse heutzutage liegen, kann man im Interesse unserer Kolonien nur wünschen, dass der Islam unter den Westafrikanern schnelle Fortschritte machen und sie damit dem segensreichen Einfluss europäischer Erziehung entziehen möge, so bedenklich in vieler Hinsicht die Ausbreitung dieser Religion auch für uns sein muss. Einmal ist sie für den Neger viel geeigneter als das Christenthum, und zweitens tritt der Mohamedaner sofort in ein anderes Verhältniss zu dem herrschenden Europäer. Es ist für eine europäische Regierung viel leichter dem Mohamedaner gegenüber Autorität zu bewahren als dem christianisirten Neger. Denn das Moment, welches jenen gefährlich macht, nämlich die plumpe Vertraulichkeit im gesellschaftlichen Verkehr, fällt bei jenen weg. Der Mohamedaner wird stets exklusiv sein. Eine starke bewaffnete Macht ist aber in jedem Falle nothwendig, um die Kolonie beherrschen zu können.

Was in Westafrika fehlt — um allen Missverständnissen von vorne herein vorzubeugen, sei hier betont, dass obige Ausführungen nur auf die Westküste zu beziehen sind; die Verhältnisse in Ost- und mehr noch in SW.-Afrika sind, zum Theil wenigstens, durchaus andere. Nur wer die Westküstenneger kennt, wird Obiges völlig beurtheilen können — was uns also in Westafrika fehlt, ist ein Kastenwesen, wie es in Jndien besteht, welches schwarz und weiss trennt. Die Engländer haben in Indien den Vortheil dieser Institution sehr wohl erkannt und zu benutzen verstanden. Selbst in dem philanthropischen Nordamerika hat sich ganz von selbst eine gesellschaftliche Kluft zwischen beiden Rassen aufgethan. Auch für Westafrika wäre die scharfe, gesellschaftliche Trennung das einzig Richtige; sie würde jeder Vertraulichkeit ein Ende machen und die Autorität erhöhen. Niemand bleibt bekanntlich ein Held vor seinem Kammerdiener. Ohne das Exklusive wäre auch die Autorität unseres Offizierkorps undenkbar. Am konsequentesten ist diese Anschauung wohl auf den Kriegsschiffen zur Durchführung gelangt. Die Ausbreitung des Islam würde aber die Entstehung einer solchen Trennung, wie bereits erwähnt, erheblich fördern.

Die Verhältnisse in Kamerum sind insofern günstige, als sich daselbst noch nicht eine so zahlreiche Klasse von sogenannten civilisirten Negern entwickelt hat, wie in den grossen Städten der englischen Kolonien. Die Schwarzen spielen also dort noch keine gesellschaftliche Rolle. Es wird aber bei fortschreitender Entwickelung der Kolonie zu denselben Verhältnissen, wie in den englischen Kolonien kommen, wenn dem nicht durch die zielbewusste Einführung einer sozialen Scheidewand zwischen beiden Rassen vorgebeugt

wird. Auch ist das leicht durchführbar, zumal bei einer entsprechenden Gesetzgebung. In Togo sind die Verhältnisse gleich günstig.

Auf einen Punkt möchte ich noch die Aufmerksamkeit lenken, nämlich auf die Ausbreitung der deutschen Sprache. Würde der Neger mit dem Erlernen des Deutschen auch ein deutsch-national gesinnter Mann, so wäre die Verbreitung unserer Sprache nur mit Freuden zu begrüssen. Davon dürfte aber keine Rede sein. Soweit ich die Schwarzen kenne, wird sich die deutsche Herrschaft deshalb nicht um ein Haar unter ihnen befestigen. Im Gegentheil kann man viele Bedenken gegen das Lehren unserer Sprache geltend machen. Nur wer es selbst erfahren, kann es beurtheilen, welchen Vortheil der Deutsche davon hat, dass seine Schwarzen, seien es Bediente, Kommis, Trader oder Krus, seine Sprache nicht verstehen, welche Ueberlegenheit dieser Umstand ihm über jene verleiht. Die Engländer beneiden uns darum auch aufrichtig. Mit grossem Verständniss haben auch die Holländer in Java die Ausbreitung ihrer Sprache verhindert, jeder Weisse muss dort vielmehr malaiisch lernen. Auch ich möchte es für zweckmässiger halten, dass der Deutsche sich mit den Schwarzen auf negerenglisch als auf deutsch verständigt. Jedenfalls ist es durchaus berechtigt die Frage aufzuwerfen, ob die Einführung und Lehre der deutschen Sprache in unseren Kolonien mehr Vortheil oder Schaden bringt.

Wenn irgend eine deutsche Kolonie Zukunft hat, so ist es Kamerun. Sie ist das tropischste und feuchteste, damit auch fruchtbarste Gebiet, über das wir verfügen. Der Plantagenbau beginnt aufzublühen, Oel und Kautschuk werden in keiner andern deutschen Kolonie in solchem Maassstab gewonnen, und die Produktion dieser Waaren ist noch bedeutend zu steigern bei rationeller Bewirthschaftung und Erschliessung der reichen Hülfsquellen des Landes. Dieselbe ist in der That mit erstaunlich geringen Mitteln zu erreichen. Wenn man nur den zehnten Theil der für Ostafrika aufgewendeten Summen auf Kamerun verwenden würde, könnte man Grosses leisten. Ich erinnere nur an die unendlichen lebendigen Kräfte des Landes. Seine zahllosen, jetzt nur beklagten, weil die Schifffahrt hindernden Wasserfälle, könnten ohne grosse Kosten zur Lieferung von elektrischer Kraft benutzt werden, weil die Wasserfälle so dicht an der Küste liegen, dass sie mit grossen Dampfern zu erreichen sind. Von den Idiafällen aus könnte man die ganze Kamerunküste mit elektrischer Kraft versorgen und zwar für sehr billiges Geld.

Zur Beleuchtung, ferner bei Plantagenwirthschaft und dem Maschinenbetrieb beim Verladen könnte die Elektrizität Verwerthung finden. Besonders kann man sich der elektrischen Kraft dazu bedienen, um eine Kaltwasser- oder besser Kaltluftkühlung in den Häusern einzuführen. Wenn die Zimmer und Arbeitsräume, besonders Nachts, abgekühlt werden könnten, so würde sich der Gesundheitszustand unter den Weissen bedeutend heben. Beamte, wie Kaufleute, könnten länger im Lande aushalten, wären unendlich leistungsfähiger

und der Wechsel derselben könnte in grösseren Zwischenräumen erfolgen. Der Staat selbst würde an den Urlaubsgeldern wesentliche Ersparnisse machen und wahrscheinlich auch kein kostspieliges Sanatorium mehr auf dem Kamerunberg nothwendig haben. Denn gerade das, was den Europäer so angreift und erschöpft, sind die schwülen, schlaflosen Nächte und die dauernd hohen Temperaturen. Und ein gleichmässiges, feuchtwarmes Klima ist bekanntlich gerade in Kamerun vorhanden.

Die Vorschläge mögen im ersten Augenblick phantastisch erscheinen, sind es in Wirklichkeit aber durchaus nicht, wenn sie auch im Einzelnen natürlich erst noch technisch formirt und durchgebildet werden müssen. Die heutige Technik hat bisher kaum angefangen, sich den Tropenverhältnissen zuzuwenden und gerade die Elektrizität, welche selbst in Europa bisher noch lange nicht genug Verwendung gefunden hat, weil in vielen Fällen noch Altes vorhanden und nur mit Unkosten abzuschaffen ist, kann in den Tropen ausserordentlich vielseitig verwandt werden. Kamerun ist nun gerade in der Lage, elektrische Kraft bei sehr geringem Anlagekapital zu liefern, Dank der grossen lebendigen Wasserkraft seiner Flüsse. Es wäre dringend geboten, diesen so ausserordentlich wichtigen und interessanten Fragen näher zu treten. Wahrscheinlich würden die Auslagen sehr bald durch die gemachten Ersparnisse gedeckt werden. Jedenfalls wäre hier einmal unserer Humanität und Philanthropie Gelegenheit geboten, sich kräftig und erfolgreich zu bethätigen und zwar, wie es sich geziemt, im erster Linie den eigenen Landsleuten gegenüber.

Das Ziel ist ein grosses, dabei sicher und unschwer zu erreichen. Allseitiger Dank und Anerkennung werden dann nicht ausbleiben.

Uebersicht über die auf der Deutschen Kamerunexpedition gesammelten und beobachteten Pflanzen.

Bestimmt von den Beamten des Kgl. botanischen Museums zu Berlin,
zusammengestellt von **Dr. E. Gilg.**

Herr Dr. Passarge hat auf der Deutschen Kamerunexpedition eine Pflanzensammlung zusammengebracht, welche zwar nur verhältnissmässig wenig Arten enthält, die aber doch sehr werthvolle Beiträge zur Kenntniss der pflanzengeographischen Verhältnisse am oberen Benue erbracht hat. Denn einmal war in jenen Gebieten bisher überhaupt noch nie gesammelt worden, und dann richtete Herr Dr. Passarge seine Aufmerksamkeit darauf, nur solche Arten aufzunehmen, welche als Charaktergewächse gelten konnten oder die in irgend einer Hinsicht unter der gewöhnlichen, allgemein verbreiteten Flora hervortreten. Endlich hat sich Herr Dr. Passarge dadurch ein ganz besonderes Verdienst erworben, dass er zu den meisten der gesammelten Pflanzen genaue Angaben über Standort und Standortsverhältnisse, Habitus der Pflanze, Art des Vorkommens, event. Nutzen, einheimischen Namen etc. gegeben hat. Es war ja auch unter den Verhältnissen, unter welchen die Expedition stattfand und die zu sehr raschem Reisen zwangen, ganz unmöglich, eine umfassendere Sammlung zusammenzubringen.

Durch die Kollektion des Herrn Dr. Passarge lernen wir zunächst die Flora des Benuethales als eine solche kennen, die fast nur allgemein verbreitete Typen aufweist. Theils liegen aus diesem Gebiete Pflanzen vor, welche in den gesammten Tropengebieten verbreitet sind, theils solche, die bekannt sind aus den Küstengebieten des ganzen tropischen Westafrika. Dagegen sind die Floren von Adamaua und besonders diejenige des Hochlandes von Ngaumdere als sehr interessante zu bezeichnen, und zweifellos werden uns die Sammlungen der Folgezeit noch mit zahlreichen wichtigen Typen bekannt machen. Adamaua kann als ein typisches Steppengebiet bezeichnet werden, dessen Buschbäume grösstentheils aus eigenartigen Formen der Combretaceen bestehen. Sehr interessant ist in diesem Gebiete ferner die Flora der Galleriewälder, welche,

trotzdem sie als Alluvialwälder zu bezeichnen sind, enge Beziehungen zu der Urwaldflora Kameruns erkennen lassen.

Sehr zu bedauern ist es, dass Herrn Dr. Passarge nicht Gelegenheit gegeben war, längere Zeit auf den Hochsteppen von Ngaumdere zu sammeln. Denn — wie ja auch von vornherein zu erwarten stand — die Flora dieses Gebietes hat sich als ganz besonders reich an neuen und interessanten Formen erwiesen, die theilweise deutliche Beziehungen zu den Florenelementen der ostafrikanischen Hochländer und Gebirgssysteme erkennen lassen. Sichere Schlüsse sind eben leider bei der Kleinheit der Sammlung noch nicht zu ziehen, und doch bildet die letztere eine Grundlage, auf welcher später aufgebaut werden kann, die uns den ersten Einblick in die Flora eines bisher unbekannten Theiles von Afrika gewährt.

In der nun folgenden Aufzählung der bis jetzt aus dem betreffenden Gebiet bekannt gewordenen Pflanzen wurden die Arten nach ihrer Verwandtschaft aufgeführt und möglichst alle Notizen beigefügt, welche Herr Dr. Passarge mitgebracht hat. Die Zahlen geben die Herbarnummern der betreffenden Pflanzen an. Durch ein vorgesetztes * wird darauf hingewiesen, dass diese Art nicht gesammelt, sondern nach der Beschreibung mit mehr oder minder grosser Sicherheit rekognosciert wurde.

Jedenfalls darf das Kgl. botanische Museum zu Berlin, dem die Sammlung zum Geschenk gemacht wurde, Herrn Dr. Passarge seinen Dank nicht versagen, dass er mit solchem Eifer sich der botanischen Erforschung des von ihm durchreisten Gebietes angenommen hat. Besässe ein grosser Theil der Afrika durchkreuzenden Forschungsreisenden dasselbe Interesse, so würden wir über die pflanzengeographischen Verhältnisse dieses Erdtheiles schon bei weitem besser orientirt sein!

Systematische Zusammenstellung.

Cyperaceae.

37. Scirpus coleotrichus Bcklr. — Yola 200—250 m ü. M. Wächst in Büscheln auf den blanken Sandsteinfelsen.

*Cyperus spec. — burabáia h. Dient zur Herstellung von Salz. Wächst in dichten Massen längs der Flüsse. (Solche Cyperusarten wurden mit ähnlichen Angaben auch von Pogge gesammelt.)

Palmae.

*Borassus flabelliformis L. — Gigínya h., dúbbi ful.. Die gelbfaserigen Früchte werden gegessen. Stellenweise in Exemplaren von 30 m Höhe. Anschwellung des Stammes niemals bedeutend.

*Phoenix dactylifera L. — Dabbíno h.. In manchen Dörfern des Benuethals häufig.

* Hyphaene aethiopum Mart. — Gorúbba h., gelödje ful.. Kommt von Garua an östlich vor und war in Bubandjidda häufig; sonst nicht gesehen. Die Früchte werden gegessen. Hat in den nördlichen Haussaländern und dem nördlichen Bornu nach Barth eine grosse Verbreitung. Das niedrige Dumgestrüpp heisst ngille.

* Hyphaene guineensis Thonn. — Vorkommen nicht sicher.

* Phoenix spinosa Thonn. — Westlich von Tarabba als Gestrüpp.

* Rhaphia vinifera P. d. Beauv. — Westlich von Tarabba als Gestrüpp.

Commelinaceae.

44a. Cyanotis lanata Bth., var. sublanata C. B. Cl. — Yola, 200 bis 250 m ü. M. Auf Feldern.

141. Cyanotis spec. — Nördlich Ngaumdere, 1200 m. ü. M. Auf den Grasflächen des Hochplateaus. Blüthen blau.

23. 24. 26. Commelina benghalensis L. — Yola, 200—250 m ü. M. Sehr gemein auf Wiesen mit Sandsteinuntergrund. Bis $^1/_2$ m hoch. Blüthe blau.

20. Commelina Heudelotii C. B. Clarke (?) — Yola, 200—250 m. ü. M. Wiesen auf Sandsteinuntergrund. Bis 30 cm hoch. Blüthe blau.

Jridaceae.

131. Moraea spec. nim. incompl. — Nördlich Ngaumdere, 1260 m ü. M. Grasland des Hochplateaus, an Abhängen. Blüthe lila.

Ulmaceae.

101. Opilia celtidifolia (Guill. et Perr.) Endl. — Mittleres Adamaua, 450 m ü. M. Savannenstrauch, häufig.

Moraceae.

* Ficus spec. — Ganyi h. Mit grossen fleischigen Blattern, liefert guten Kautschuk. Zuweilen im Buschwald, haufig an Uferrandern.

* Ficus spec. — Díllimi h., lída kan., litáhi ful. Mit gewaltigen Strebepfeilern und Luftwurzeln. Selten im Buschwald. (S. 239.)

Amarantaceae.

25. 43a. 92. Celosia trigyna L. — nannahó h. Garua, 250 m ü. M. Unkraut bei den Ansiedelungen, auch auf Feldern und Wiesen mit Sandsteinuntergrund. Blätter bitterlich, als Gemüse gegessen. Bis $^1/_2$ m hoch.

16. 17. 28. Achyranthes involucrata Moq. (?) — Yola, 200—250 m. ü. M. In grossen Mengen auf den Wiesen mit Sandsteinuntergrund. Bis $^3/_4$ m hoch.

Nyctaginaceae.

4. Boerhaavia diffusa L. — Yola, 200—250 m ü. M. Steht in Gruppen auf Wiesen mit Sandsteinuntergrund.

Ranunculaceae.

176. Clematis Kirkii Oliv., var. glabrescens Engl. — Nördlich Ngaumdere, 1200 m. Zahlreich auf den abgebrannten Grasflächen.

Capparidaceae.

29. 40a. Pedicellaria pentaphylla (L) Schr. — Yola, 200—250 m ü. M. Im Dorf auf Lehm, auch auf sandigen Feldern.

Capparis cfr. Rothii. Oliv. — Nakorá h., dyadyíye ful. Häufig im Dornbusch. (S. 56.)

Crassulaceae.

159. Kalanchoë crenata Haw. — Ngaumdere, 1200 m ü. M. In Galleriewäldern. 30—50 cm hoch.

Leguminosae.

164. Albizzia adiantophylla Taub. n. sp. — páduándui f. Ngaumdere, 1200 m. ü. M. Bäume bis 6 m hoch in Galleriewäldern.

*Albizzia spec. oder Acacia spec., Tschakbalbaum: Auf dem Tschebtschigebirge. Höhe 3 m, Breite 5—6 m. Blättchen gefiedert, 5—6 mm lang. Belaubung sehr dicht und saftig grün. Mehrere Stämme aus einer Wurzel. Die Blüthen bilden 18—20 cm lange Kätzchen, welche in strahligen Büscheln stehen, mit langen, goldgelben Staubfäden. Der Baum war allen unseren Leuten unbekannt. (S. 321.)

60. 63. 82. Acacia Seyal Del. — Palarkáia h., Anúki ful. Charakterbaum der Savanne, mit bis 1 Zoll langen Dornen und rothbraunem, glatten Stamm. 4—5 m hoch, auch strauchartig wachsend. Zwischen Yola und Garua, ca. 250 m ü. M. (S. 56.)

Acacia spec. — Kírria h. Ohne Dornen, schwarze 10 cm lange Schoten. Das Holz wird ausschliesslich bei Schmiedearbeiten und Eisenschmelzen verbrannt, weil es die grösste Hitze giebt. (S. 210.)

*Acacia spec. — Dímsche h., Gábdi ful. Lange weisse Dornen, grau grünes Laub. Prachtvolle, breitästige Bäume.

*Acacia spec. — Gaó h., karåge kan., tsáski ful. Weisse Zweige mit kleinen kräftigen Dornen. Fällt durch ihr matt blaugrünes Laub auf. Ihr Wachsthum ist in der Jugend in die Höhe gerichtet, wie beim Wachholder, geht erst später in die Breite und bildet breitästige, mächtige Bäume. Verbreitung: Vorwiegend nördlich des Mao Kebbi. Ist im Musguland und in Bornu einer der häufigsten Bäume (nach Barth). Auch bei Marrua der häufigste Baum. (S. 163.)

Acacia spec. — Káia h. Lang gefiederte Blätter, kurze Dornen. Grünlichviolette, paarige Schoten von 10 cm Länge. Röthliche Zweige. Der Stamm ist grau. Zum Theil grosse Bäume. Im Dornbusch häufig.

* Parkia biglobosa. Doröa oder doráua h., dadauáre ful. Zerstreute Exemplare im Laubbusch und in der Savanne. Aus den Schoten werden die dadáua-Kuchen gemacht. Die Samen heissen kalúa h.

* Brachystegia spec. (?). — Daukorá h. Mächtige Bäume. Die schwarzbraune Rinde springt in der Trockenzeit in rechteckigen Schildern ab; es kommt dann ein gelbrother Stamm zum Vorschein. Giebt Gummi.

* Tamarindus indica L. Samia h., djebě ful. In zerstreuten Exemplaren in Savannen vorkommend.

* Afzelia cfr. africana. — Kaó h., raháina (?) ful. Häufig im Laubwald.

64. Bauhinia reticulata DC. — Kargo oder Kalgó h, Barkěge ful. — Strauch, ausserordentlich häufig in den Savannen im oberen Benuethal, 250 m. Aus den Blättern machen die Fulbe eine Brühe und halten das Gesicht in die heissen Dämpfe gegen Augenkrankheiten

59. Cassia mimosoides L. — Yola bis Garua, 250 m ü. M.

11. Cassia Tora L. — Yola, 200—250 m ü. M.

* Cassia Fistula L. — Ssandamáya h., berrenssíki kan., ssáuro mustrié ful. Mit $^3/_4$ m langen, wie Würmer herabhängenden, schwarzbraunen Früchten. Wenn jemand die Frau eines andern heirathen will, legt er dem Ehepaar ein Stück dieser Frucht unter das Bett. Dann fangen sich beide an zu zanken, bis die Frau davonläuft. (S. 236.)

144. Crotalaria senegalensis Bacle. — Ngaumdere, 1200 m ü. M., auf abgebrannten Grasflächen des Hochplateaus. Blüthen gelb.

158. Crotalaria cleomifolia Welw. — Granitberge südlich Ngaumdere, 1200 m ü. M. Bis $^1/_2$ m hoch. Blüthen gelb.

107. 171. Crotalaria graminicola Taub. nov. spec. — Mittleres Adamaua, 400 m ü. M. Savanne am Rande von Bächen, sehr häufig, auch auf den Grasflächen des Hochplateaus bei Ngaumdere, 1200 m ü. M.

163. Crotalaria fallax Taub. nov. spec. — Ngaumdere, 1200 m ü. M., Savanne und Ränder der Galleriewälder. Blüthen gelb.

85. 89. Crotalaria Passargei Taub. nov. spec. — Garua, Benuethal, 250 m ü. M. Savannenpflanze zwischen Gräsern. $^1/_2$—$^3/_4$ m hoch. Blüthen gelb.

7a. Indigofera viscosa Lam. var.? — Yola, 200—250 m ü. M. Auf Wiesen mit Sandsteinuntergrund.

13. Indigofera aff. tinctoriae L. — Yola, 200—250 m ü. M.

168. Indigofera Passargei Taub. nov. spec. — Ngaumdere, 1200 m ü. M., auf den Grasflächen des Hochplateaus. Blüthen purpurn.

7. 50. Indigofera stenophylla Guill. et Perr. — Yola, 200—250 m ü. M. In den Savannen auf Sandboden, auch auf sandigen Wiesen. Blüthen purpurn.

156. Aeschynomene campicola Taub. nov. spec. — Südlich Ngaumdere, auf abgebranntem Grasland des Hochplateaus, 1200 m ü. M. Bis $^3/_4$ m hoch. Blüthen gelb.

42. Aeschynomene lateritia Taub. nov. spec. — Yola, 200—250 m ü. M. Sandboden der Savanne. Blüthen ziegelroth.

40. 44. Stylosanthes Bojeri Vog. — Yola, 200—250 m ü. M. Zwischen Sandsteinfelsen und Gras, auch auf Sandboden der Savanne, 1/2 m hoch. Blüthen gelb.

49. Desmodium campicola Taub. nov. spec. — Yola, 200—250 m ü. M. Auf dem Sandboden der Savanne. Blüthen purpurn.

177. Desmodium ascendens DC. — Ngaumdere, 1200 m ü. M. Grasflächen des Hochplateaus.

96. Fabricia rugosa O. Ktze., var. styracifolia (DC.). — Benuethal, nordöstl. von Garua, 250—300 m. In Dörfern.

112. Erythrina senegalensis DC. — Nördlich Ngaumdere, 500 m ü. M. Baum des Galleriewaldes. Blüthen feuerroth.

153. Erythrina lanata Taub. nov. spec. — Ngaumdere, Busch im Graslande des Hochplateaus, 1200 m ü. M. Blüthen feuerroth.

99. Eriosema cajanoides Hook f. — Benuethal, 250—300 m. Häufig an Feldrändern und in der Savanne.

10. Vigna ambacensis Welw. — Yola, 200—250 m ü. M.

71. Vigna reticulata Hook. f. — Garua, 250 m ü. M. Windet in hohem Gras in der Nähe von Feldern.

70. Vigna luteola Bth., var. villosa Savi. — Garua, 250 m. An Hecken und Zäunen.

148. Vigna Schweinfurthii Taub. — Ngaumdere, 1200 m, aber auch bis 400 m heruntergehend. Bildet bis 1 m hohe Büsche, welche im Graslande des Hochplateaus sehr häufig sind.

150. Dolichos (veros. n. sp.). — Ngaumdere, 1200 m. ü. M. Grasland des Hochplateaus. Blüthen blau.

Simarubaceae.

* Balanites aegyptiaca Del. — Adúa h., tánne oder tádne ful., bído kan. Mit langen grünen herabhängenden Zweigen und langen grünen Dornen. Sehr häufiger Baum des Dornbusches.

Euphorbiaceae.

* Euphorbia spec. — Tínya h., burődji ful., garúru kan. 1/2 m hoch, ungetheilt. Wird von den Heiden bei der Bereitung von Pfeilgift benutzt.

Anacardiaceae.

* Sclerocarya spec.? — Taurá h. Habitus des Bauschi; eiförmige Blätter, harte pfirsichgrosse Früchte, Schale glatt. Fleisch im reifen Zustande rothbraun, wird gegessen.

102. Odina spec. (nim. incompl.). — Ganz ausserordentlich häufiger Strauch im Buschwalde des mittleren Adamaua, ohne Blätter blühend.

122. 165. Heeria pulcherrima (Schwfth.) O. Ktze. — Ngaumdere, 1200 m ü. M. Strauch von 3 m Höhe auf den Grasflächen. Blüthen weiss.

Rhamnaceae.

*Zizyphus Jujuba Lam. — Magaliá n kurá h., kussúllu búltube kan. Die rothen Früchte werden gegessen, sogar Brot daraus gemacht. (Barth.)

*Zizyphus Spina Christi. — Kúrna h., kurnei ful. (S. 56.)

Vitaceae.

136. Cissus Passargei Gilg nov. spec. — Nördlich Ngaumdere, 1200 m ü. M. Bildet dichte Büsche im Graslande des Hochplateaus. Blüthe gelb.

*Cissus cfr. quadrangularis L. — Ueberzieht nicht selten als Vorhang hohe Steppenbäume. Die Stengel werden gekocht und der Dekokt gegen Gonorrhoe getrunken.

Tiliaceae.

33. Corchorus trilocularis L. — Yola, 200—250 m ü. M., in der Savanne auf Sandsteinboden.

12. Corchorus olitorius L. — Yola, 200—250 m, auf Wiesen mit Sandsteinuntergrund.

65. Grewia villosa Willd. (?) — Oberer Benue, 250 m ü. M. Massenhaft auftretender Savannenstrauch mit purpurrothen, runden, kirschgrossen Früchten.

62. Triumfetta rhomboidea Jacq. — Garua, 350 m. Bis $^{1}/_{2}$ m hoch. In Dörfern an Zäunen.

Malvaceae.

77. Sida acuta Burm., — var. carpinifolia (L. f.) K. Sch. — Garua 250 m ü. M. An Zäunen, in Dörfern und an Feldrändern.

74. Sida cordifolia L. — Garua, 250 m. An Zäunen in Dörfern. 1 m hoher Halbstrauch. Blüthen gelblich.

61. 79. Urena lobata L. — Yola und Garua, 250 m ü. M. In der Savanne. Blüthe gelblichweiss.

117. Hibiscus furcatus (?). — Ngaumdere, Grasland des Hochplateaus, 1200 m ü. M. Blüthen gelb.

19. 38. 39. 47. 53. 76. Hibiscus cannabinus L. — Yola und Garua 250 m ü. M. Fehlt in keinem Gehöft. Steht meist zusammen mit dem ähnlich aussehenden Hibiscus esculentus. Aus den Stengeln wird Bast gemacht. Blätter sauer. Bis 2 m hoch. Blüthe gelblichweiss bis hellgelb.

41a. Hibiscus esculentus L. — Yola, 200—250 m ü. M. In Dörfern angepflanzt. Blüthe gelb.

Bombacaceae.

* Adansonia digitata L. — Kúka h., bókki ful. Hauptsächlich in den Savannen in der Nähe besiedelter Gebiete. Früchte rundlich-eiförmig, nicht länglich.

* Bombax spec. — Gurgiá h., gíltaua kan., djőë ful. Mächtiger Baum, kahl mit grossen Purpurblüthen. Káuyang am Ufer eines Baches.

* Ceiba pentandra (L.) — Rimí h., bantái ful. Selten wild, meist in Dörfern. Spielt in dem Aberglauben der Heidenstämme eine Rolle.

Sterculiaceae.

46. 54. 81. Waltheria americana L. — Yola, Garua 200—250 m ü. M. Halbstrauch der Savannen, $^3/_4$—1,5 m hoch, auf Sandstein, meist einzeln zwischen den Gräsern.

* Sterculia cfr. tomentosa. — Kúkoki (h.). Dreizipflige Blätter und 4 zusammenstehende Theilrüchte. Auf dem Gräberberg bei Garua.

Ochnaceae.

140. 175. Ouratea reticulata (P. B.) Engl. — Asch-cherá ful., mólmo h. Nördlich Ngaumdere, 1200 m ü. M. Auf der Plateauhöhe im Galleriewalde an der »Gottesbrücke«, auch auf der abgebrannten Hochfläche.

Guttiferae.

149. Psorospermum febrifugum Spach. — Hochplateau nördlich Ngaumdere, 1200 m ü. M., sehr häufig. Bildet dicke Büsche von 3—4 m Höhe im Grasland.

Flacourtiaceae.

116. Maximilianea Gossypium (L.) O.Ktze. — Dawóïa h., gadábrio láddе f. — Mittleres Adamaua 1000, m ü. M. Gelbe, auf der Erde sitzende Blüthe ohne Blätter und Stengel. Erste erscheinende Pflanze nach dem Steppenbrand. Wurzel zum Gelbfärben von Kleidern gebraucht.

Caricaceae.

Carica Papaya L. — Gónda h., dukúye ful., kabússu kan. Häufiger Baum, meist innerhalb der Gehöfte stehend. Früchte gegessen.

Thymelaeaceae.

126. Gnidia Passargei. Gilg n. spec. — Ngaumdere, 1200 m ü. M., auf den abgebrannten Grasflächen des Hochplateaus.

Myrtaceae.

123. 142. Syzygium owariense (P. Beauv.) Benth. — Assáre h., dilmādje ful. Einer der häufigsten Sträucher des Hochplateaus von Ngaumdere, 1200 m, in Galleriewäldern als Baum. Auch im mittleren und südlichen Adamaua häufig.

Combretaceae.

98. Combretum Passargei Engl. n. spec. — Oberes Benuethal, 300 m ü. M. Häufiger Strauch des Savannenbuschwaldes. Bl. gelb.

93. Combretum spec. — Gaolí h., katággar kan., búski ful. Häufiger und sehr wichtiger Savannenbaum, 4—5 m hoch, von 350—1000 m ü. M. Im Frühjahr gelb blühend.

* Combretum spec. (?) — Taráunia h. Sehr hellgrüne Blätter. Früchte mit vier Flügeln. Aus dem Holz werden Bogen gemacht.

132. Terminalia flava Engl. n. spec. — Nördlich Ngaumdere 1200 m ü. M. Häufiger, 6—8 m hoher Baum auf dem Hochplateau. Blüthen blassgelb.

110. Terminalia Passargei Engl. n. spec. — Kóndeli h. Mittleres Adamaua, bis 1000 m. Bildet zum Theil geschlossene Bestände in der Savanne. Die frischen, wie lackirt glänzenden grünen Blätter fallen im Busch sehr auf.

109. Terminalia adamauensis Engl. n. spec. — Dóka h. Mittleres Adamaua, bildet zusammen mit der vorigen geschlossene Bestände des Buschwaldes. Blätter wie lackirt, mit Gallen massenhaft bedeckt, welche auf den Rippen sitzen. Das Laub wird von den Heidenstämmen als Kleidung getragen.

* Anogeissus leiocarpa. — Markié h. Die Blätter werden zum Reinigen der Zähne benutzt. Die Früchte (nach Barth) mit Hirse zusammen gestampft den Pferden als Wurmmittel gegeben. (Barth IV. S. 113.)

Melastomataceae.

172. Dissotis Candolleana Cogn. — Ngaumdere, 500—1200 m ü. M. In Galleriewäldern. Dichte und schöne, blüthenbedeckte, 3 m hohe Büsche, entlang den Gewässern. Blüthen dunkellila.

Araliaceae.

174. Cussonia (nov. spec.?). — Tokínantába ful. Granitberge südlich von Ngaumdere. 2—3 m hoher gerader Stamm, arm- bis beindick, einfach oder getheilt. Am Ende des Stammes oder der Aeste steht eine Krone von ca. 15 langgestielten Blättern; jedes Blatt ist handförmig und besteht aus 7 fingerlangen Blättchen.

Sapotaceae.

147. Sideroxylon Passargei Engl. n. spec. — Doasá h., Songo n kasua, 400—800 m ü. M. Charakteristisch für die Galleriewälder von Adamaua. Liefert Kautschuk.

*Butyrospermum Parkii Kotschy. Kadánya h. Zerstreut im lichten Buschwald und Savanne. Bevorzugt zweifellos das Sandsteingebiet, wo der Baum häufig ist. Der Stamm ist an der in quadratische Schilder zerplatzten, schwarzen Rinde schon von Weitem erkennbar.

Ebenaceae.

*Diospyros mespiliformis Hochst. — Kánya h., nélbi kan. Häufiger Baum. Die Früchte werden gegessen.

Oleaceae.

106. 108. Mayepea Adamauae Gilg nov. spec. — Nördlich Ngaumdere, Songo n kasua, an den Quellbächen des Benue. Charakteristischer Baum für die Galleriewälder Adamauas.

Loganiaceae.

125. Strychnos Buettneri Gilg. — Nördlich Ngaumdere. Strauch von 3—4 m Höhe mit weissen Blüthen, auf dem Hochplateau, 1200 m ü. M.

*Strychnos cfr. Buettneri. — Kokiá h. Grosse orangengrosse Früchte, welche bald giftig, bald nicht giftig sind (vielleicht verschiedene Arten?). Bildet in den Musguländern (nach Barth) Waldungen. In Adamaua nur vereinzelt, aber nicht selten.

Apocynaceae.

*Strophanthus spec. — Koñkónni h., tóki ful., djúgu kenígobe kan. 20 cm lange »Schoten«. Von den Völkern Adamaua's zur Bereitung von Pfeilgift benutzt. Vielleicht identisch mit Barth's bidjäge ful. (II., 496).

56. Calotropis procera (Willd.) R. Br. — Yola, 200—250 m ü. M.

Asclepiadaceae.

139. 161. 169. Margaretta Passargei. K. Sch. spec. — Tírriri h. Hochflächen von Adamaua, von 1000 m an aufwärts, auf den Grasflächen. Ist für Pferde, Rinder, Schafe und Ziegen giftig. Blüthen gelb.

Convolvulaceae.

83. Ipomoea argentaurata Hallier f. — Garua, 250 m. ü. M. Einzelstehende $^1/_2$ m hohe Pflanze in der Savanne. Blüthe lila.

173. Ipomoea involucrata Pal. Beauv. — Ngaumdere, 1100 m ü. M., auf den Grasebenen des Hochplateaus. Blüthen blauroth.

67. 69. Ipomoea Nil Roth. — Garua, 250 m ü. M. Schmuck der Dörfer; die himmelblauen grossen Blüthen, welche alle Hecken und Zäune bedecken, geben zusammen mit den gelben Kürbisblüthen ein farbenprächtiges Bild.

160. Ipomoea spec. (Sect. Leiocalyx). — Ngaumdere, Grasflächen des Hochplateaus, 1200 m ü. M.

45. Evolvulus alsinoides L., — var. villosissimus Fenzl. — Yola, 200—250 m ü. M. Auf Sandboden der Savannen. Blüthen hellblau.

95. Quamoclit pinnata Bojer. — Benuethal, zwischen Yola und Garua, 250 m ü. M. Savannenpflanze.

Hydrophyllaceae.

111. Hydrolea floribunda Kotschy et Peyr. — Mittleres Adamaua, 300—400 m ü. M. In sumpfigen Flussbetten; bis 1 m hoch.

Verbenaceae.

87. Stachytarpheta angustifolia Vahl. — Benuethal, 250 m. Auf Wiesen häufig. Blüthen blau.

34. 35. 36. Clerodendron capitatum Schum. et Thonn. — Yola, 200—250 m ü. M. Bis mannshoher Savannenstrauch auf Sandsteinboden. Blüthen weiss.

* Vitex sp. — Dínya h., gálbigi ful., ngárbi kan. (ngálibi bei Nachtigal). — Mächtige Bäume mit 5 fingerigen Blättern. Rinde grau mit charakteristischen Längsrissen. Es wird Tinte aus ihr gemacht.

Labiatae.

138. Scutellaria spec. — Nördlich Ngaumdere, 1200 m ü. M., auf dem Hochplateau. Blüthen dunkellila.

75. 78. Acrocephalus Buettneri Gürke. — Garua, 250 m ü. M. Bildet einzelne, zum Theil umfangreiche Stauden zwischen den Gräsern der Savanne. Blüthen helllila.

21. Ocimum bracteosum Hochst. — Yola, 200—250 m ü. M.

Solanaceae.

90. Capsicum spec. (conicum Mey. vel. n. spec.) — Borkoanó h. Benuethal. In Mengen kultivirt, an Feldrändern, Zäunen, Gärten. Die Früchte liefern den Countrypfeffer.

68. Physalis angulata L. (?) — Garua, 250 m ü. M. In Dörfern und auf Feldern. Blüthen gelblichweiss.

105. Solanum duplosinuatum Klotzsch. — Gautá n kurá (Hyänentomate) h., iālo búltube kan., ialódje fáuru ful. Mittleres Adamaua, 400 m ü. M. Strauch, windend. Frucht wird nicht gegessen.

Scrophulariaceae.

48. Striga hirsuta Benth. — Yola, 200—250 m. ü. M. Auf Sandboden. Blüthen weiss.

178. Striga hirsuta Benth. (?). — Ngaumdere, 1200 m ü. M. Auf den Grasflächen. Blüht vor der Regenzeit purpurn.

22. 41. 42a. 55. 48. Striga hermontica (Del.) Benth. — Yola, 200—250 m ü. M. Auf Wiesen mit Sandsteinuntergrund. Bis 3/4 m hoch. Blüthe roth.

143. 151. Sopubia Dregeana Benth. — Nördlich Ngaumdere, 1200 m ü. M. Im Grasland des Hochplateaus. Blüthe rosa.

Bignoniaceae.

* Kigelia spec. — Nicht selten, aber meist nur in vereinzelten Exemplaren. Häufig nur am Mao Kebbi zwischen Belara und Golombe.

Pedaliaceae.

125. Sesamum calycinum Welw. oder angustifolium (Oliv.) Engl. — Nördlich Ngaumdere, 1100 m ü. M. Auf Feldern. Blüthe purpurn.

2. 3. 100. Sesamum radiatum Schum. et Thonn. — Ridí h. Yola, 200—250 m ü. M. Auf Sandsteinboden, Wiesen. Blüthen rosa. Auch im Gneissland am Mao Kebbi, 400 m ü. M. Häufig auf Feldern.

1. 27. 52. 114. Ceratotheca sesamoides Endl. — Ridi h. In ganz Adamaua, bis 1300 m ü. M. aufsteigend. Auf Feldern und in den Savannen. Blüthen weiss und blassrosa.

Acanthaceae.

128. Dicliptera kamerunensis Lindau n. spec. — Zwischen Ngaumdere und Songo n kasua, 400 m ü. M. An Abhängen.

121a. Hygrophila uliginosa S. Moore. — Ngaumdere, 1200 m ü. M. Auf den abgebrannten Grasflächen des Hochplateaus.

* Asteracantha longifolia (L.) Nees. Im ganzen tropischen Afrika verbreitet, liebt sumpfigen Boden. Wird im Benuethal kultivirt, da man dort aus der Asche dieser Pflanze Salz gewinnt. Auch in Ostafrika wird aus ihr Salz hergestellt.

77a. Blepharis Passargei Lindau n. spec. — Garua, 250 m ü. M.

113a. 129a. Brillantaisia owariensis P. Beauv. — Ngaumdere. 2—3 m hohe Pflanze, in den Galleriewäldern den Charakter der Bachvegetation in Buschform an den Bächen bildend. Blüthen blau.

127. Nelsonia brunelloides (Lam.) O. Ktze. — Ngaumdere, 1200 m ü. M. Grasflächen der Hochplateaus.

21a. 27a. 19a. 38a. 71a. Justicia Rostellaria (Nees) Lindau. — Yola, Garua. 250 m ü. M. Gehört zu den Pflanzen, welche in den Savannen zwischen den Gräsern wachsen und, dieselben stellenweise verdrängend, »Inseln« bilden. Blüthe lila oder blassroth.

129. Justicia Rostellaria (Nees) Lindau (?) — Nördlich Ngaumdere auf Feldern. Blüthe blau.

Rubiaceae.

104. Chomelia Passargei K. Sch. n. spec. — Mittleres Adamaua, 450 m ü. M. Häufiger Baum an Bächen in Galleriewäldern. Blüthen weiss. Blätter sehr frisch grün.

32. Oldenlandia corymbosa Linn. — Yola, 200—250 m ü. M. Sandsteinboden der Savanne. Blüthen weiss.

115. Gardenia Thunbergia L. f. — Gáude h., guitádje ful., yálo kan. Wichtiger, 2,5—3 m hoher Savannenbaum, stets in gemischten Waldungen, einziger Strauch der Combretáceenwälder, besonders im Bergland von Adamaua, bis 1000 m ü. M., nie auf den Hochflächen. Aus den Samen wird ein schwarzer Farbstoff gewonnen, mit dem sich die Frauen bemalen. Reife Früchte gegessen.

103. Rubiacea (nim. incompl.). — Häufiger Strauch im Buschwalde. Bokki, südl. Garua, 350 m ü. M., im ganzen mittleren Adamaua verbreitet.

135. 162. Pentas pubiflora K. Sch. — Ngaumdere, 1200 m. Grasland des Hochplateaus. 30 cm hoch. Blüthe blassrosa.

133. 152. Fadogia Cienkowskii Schwfth. — Gágai h. Ngaumdere, 1200 m. Grasland der Hochflächen. Blüthen gelb. Die Frucht ist ein Mittel gegen Impotenz. 30—40 cm hoher Strauch.

14. 15. 73. Borreria radiata (Sieb.) P. DC. — Alkámma turúa h. Yola und Garua, 250 m ü. M. In den Savannen zwischen den Gräsern und diese häufig verdrängend. Bildet geschlossene Rasen. Wird 25—30 cm hoch. (S. 56.)

88. Borreria filifolia (Sch. et Th.) K. Sch. — Garua, Benuethal, 250 m ü. M. — Bildet stellenweise in der Savanne geschlossene, wiesenartige Bestände. Vorwiegend auf feuchten Plätzen, besonders im Thal, aber auch auf trockenem Sandboden. Bis 1/2 m hoch werdend.

10a. 11a. Borreria Phyteuma (Schwfth.) K. Sch. — Yola, 200—250 m ü. M. 1/2—3/4 m hohe Staude, in Gruppen auf Wiesen und in den Savannen mit Sandsteinuntergrund. Blüthen weiss.

94. 97. Oldenlandia grandiflora (DC.) Hiern. — Oberes Benuethal, 300 m. Bildet in der Savanne, an Feldrändern und auf Wiesen rothe Teppiche. Wird 1/2—3/4 m hoch. Blüthen blutroth.

Cucurbitaceae.

66. 86. Momordica Charantia L. — Garachúnno h. Garua, 250 m ü. M. Windet am Boden und bildet so Rasen. Häufig an den Mattenzäunen der Dörfer. Blätter als Gemüse gegessen, bitter. Frucht gelblich, fleischig, mit purpurrothen Kernen, wird gegessen.

Compositae.

146. Nidorella spec. — Ngaumdere, 1200 m ü. M. Auf den abgebrannten Grasflächen des Hochplateaus. Blüthen gelb.

167. Helichrysum spec. — Ngaumdere, 1200 m. Grasland des Hochplateaus.

154. Notonia spec. — Nördlich von Ngaumdere, auf abgebrannten Grasflächen, 1200 m ü. M. Blüthen weiss, gross.

170. Lactuca spec. — Ngaumdere, 1200 m. Blüht blassbläulich vor Beginn der Regenzeit auf den abgebrannten Grasflächen des Hochplateaus.

120. Emilia sagittata (Vahl) DC. — Nördlich Ngaumdere, 1200 m. Auf den abgebrannten Grasflächen. Blüthen blutroth.

43. Aspilia Kotschyi (Schultz Bip.) Benth. et Hook. — Auf dem Sandboden der Savannen. Bis $^1/_2$ m hoch. Blüthen schwarzroth.

72. Aspilia angustifolia Oliv. et Hiern. — Garua, 260 m. Vereinzelte, $^1/_2$ m hohe Staude in der Savanne. Blüthen gelb.

18. 57. Aspilia spec. — Yola, 200—250 m ü. M. Auf Feldern mit Sandsteinuntergrund. Blüthen roth.

119. 166. Vernonia gerberiformis Oliv. et Hiern. — Ngaumdere, 1200 m ü. M. Auf abgebrannten Grasflächen. Blüthen gross, blau.

31. 46a. Chrysanthemum procumbens Pers. — Yola, 200—250 m ü. M. Auf Feldern und in der Savanne mit Sandsteinboden. Blüthen gelb.

80. Vernonia Perrottetii Schultz Bip. — Garua, 250 m ü. M. Einzeln wachsende Staude zwischen den Savannengräsern.

134. Vernonia guineensis Benth. — Nördlich Ngaumdere, 1200 m. Auf abgebrannten Grasflächen des Hochplateaus.

137. Vernonia spec. — Ngaumdere, 1200 m ü. M. Auf den abgebrannten Grasflächen des Hochplateaus. Blüthen roth.

145. Vernonia Smithiana Less. (?). — Ngaumdere, 1200 m ü. M. Auf den abgebrannten Grasflächen des Hochplateaus. Blüthen roth.

113. Compositarum (Mutisiearum) nov. gen. nim. incompl., foliis deficientibus. — Nördlich Ngaumdere, 500 m ü. M. An Uferrändern. Blüthen gross, weiss.

Anhang.

*Araróbbe h. Bäume mit glattem grünen Stamm. Die Epidermis als feine weisse Haut abziehbar. Die Blätter sind gefiedert, die Blättchen 3—4 cm lang. Wird im Innern fast jeden Gehöfts gepflanzt und dürfte ein heiliger Baum sein, zumal er in kleinen Dörfern den als Moschee dienenden Platz einfasst. (Melia Azedarach L.?)

THEIL I.

Abkürzungen.

A. u. Th. = Trotter, Allen und Thomson. Narrative of the expedition sent by Her Majesty Government to the River Niger in 1841. London 1848.

Al. = Alis: Nos Africains. Paris 1894.

B. = Barth: Reisen und Entdeckungen in Nord- und Central-Afrika. Gotha 1857.

Bk. = Baikie. Narrative of an exploring voyage up the rivers Kwora and Binue. London 1856.

Cl. = Clapperton. Tagebuch der zweiten Reise des Capt. Clapperton ins Innere von Afrika. Weimar 1830.

D. u. Cl. = Denham and Clapperton. Narrative of travels and discoveries in North and Central Africa. London 1828.

Dar. = Darwin. Die Bildung der Ackererde. Stuttgart 1882.

Du. = Duveyrier. Les Touareg du Nord. Paris 1864.

F. = Mockler Ferryman. Up the Niger. London 1892.

K. Bl. = Kolonialblatt.

L. = Lander. Journal of an expedition to explore the course and termination of the Niger. London 1832.

M. = Morgen. Durch Kamerun von Süd nach Nord. Berlin 1893.

M. A. G. = Mittheilungen der Afrikanischen Gesellschaft. Berlin.

Mstr. = Maistre. A travers l'Afrique Centrale du Congo au Niger. Paris 1895.

N. = Nachtigal. Sahara und Sudan. Berlin 1879, 1881. Leipzig 1889.

P. M. = Petermann's Mittheilungen.

P. M. E. 34 = Petermann's Mittheilungen, Ergänzungsheft 34 (Rohlfs: Reise von Kuka nach Lagos).

R. = Ratzel: Völkerkunde. Leipzig 1885, I. 1894 II.

Richth. = v. Richthofen: Führer für Forschungsreisende. Berlin 1886.

Sch. = Schön. Dictionary of the Haussa language. London 1876.

Sch. M. H. = Schön: Magana Haussa. London 1885.

Schz. = Schurz: Die Wurfmesser der Neger. Internationales Archiv für Ethnographie 1889.

St. = Staudinger: Im Herzen der Haussaländer. Berlin 1889.

T. d. m. = Tour du monde.

Z. = Zintgraff: Nordkamerun. Berlin 1895.

Z. f. allg. Erdk. = Zeitschrift für allg. Erdkunde. Berlin.

Anmerkungen.

I. Kapitel.

[1]) In der Kolonie Lagos ist seit Kurzem das Gesetz erlassen worden, dass Anwerbungen von Leuten in das Ausland nur mit schriftlicher Niederlegung des Miethskontrakts und Deponirung des Gehaltes für die Miethszeit bei dem Court gestattet sein sollen.

[2]) Herrn Konsul Schmidt, welcher der Expedition so hervorragende Dienste geleistet hat, verdankt Deutschland bekanntlich vorzugsweise die Erwerbung der Kolonie Kamerun, wo er seiner Zeit Vertreter der Firma Woermann war.

[3]) Einheimischer Name für Lagos.

[4]) A. u. Th. I., S. 169/70. Im März d. J. ist bekanntlich der Ort von den aufständischen Brassleuten zerstört worden.

[5]) Bei genauerer Untersuchung findet man allerdings ein interessantes Thierleben. Buchholz, Reisen in Westafrika, S. 88 ff.

[6]) Rohlfs, P. M. E. 34, S. 82. Neuerdings noch hat sich bei dem Aufstand die Wildheit der Bewohner des Nigerdeltas gezeigt, wobei bezeugte Fälle von Kanibalismus vorgekommen sind. In Akassa zeigte uns im April 1894 Mr. Flint einige Ibo, welche wegen nachgewiesenem Kanibalismus zu Zwangsarbeit verurtheilt worden waren und in Ketten arbeiteten.

[7]) F., S. 19.

[8]) Bk., S. 64. Ida war früher die Hauptstadt eines grossen Reiches der Igara, welche bis zum Benue wohnen und mit den Yoruba verwandt sein sollen. Der König von Ida führt den Titel Attá d. i. Vater. Er hatte bereits zu Baikie's Zeit geringe Macht.

[9]) Bk. S. 65.

II. Kapitel.

[1]) Lander: Journal etc.

[2]) A. u. Th. I., Cap. XIV.

[3]) Bk., S. 72.

[4]) P. M. E., S. 81 ff.

[5]) Audu oder Abdu, sehr häufiger Name, wohl das arabische Abdel = Sohn des . . . . .

[6]) 20 000 Muscheln sind 1 Sack Salz, 5000 Muscheln = 1 Maria-Theresienthaler, 1 Maria-Theresienthaler = 2,50 Sh.

[7]) Die Bevölkerung am unteren Benue ist ausserordentlich gemischt. Baikie (1855, S. 86, 88, 89, 95, 251, 252) fand den grossen Heidenstamm der Igbirra, ein fleissiges, friedliches, schönes Volk, vorzugsweise auf dem Nordufer; doch war gerade kurz vor seiner Ankunft ihre Hauptstadt Panda (NO. von Lokodja) von den andrängenden Fulbe durch Verrath genommen und das grosse Dorf Yimaha am Benue war bereits von den Igbirra verlassen worden. Zahlreiche Igbirra-Kolonien existirten damals schon auf dem Südufer. Die hässlichen, echt negerhaften Bassa, welche sich östlich an die Igbirra anschliessen, begannen, von den Fulbe bedrängt, ebenfalls auf das Südufer auszuwandern, verschmähten es aber trotzdem nicht, mit ihrem Erbfeinde gemeinsam ihre östlichen Nachbarn, die Afo oder Ekpe zu bekriegen. Oestlich der Afo folgten die Doma oder Arago, die damals bereits den Fulbestaaten Saria und Bautschi tributpflichtig waren. Rohlfs fand (1866) viele von Baikie erwähnte Orte verlassen. Flegel klagte 1879 über die Verödung des rechten Ufers (P. M. 1880, S. 221/22).

[8]) Rohlfs beschreibt die Schminke der Akoto oder Akpoto als feine rothe Thonerde mit Fett. Dieselbe soll sehr theuer sein und nur von den Reichen benutzt werden. P. M. E. 34, S. 80.

[9]) Flegel erwähnt ähnliche Pfeifen aus Loko. P. M. 1880, S. 222.

[10]) Die Arago sind Verwandte der Nupe. Bk., S. 112.

[11]) F., S. 74.

[12]) Bk., S. 143.

[13]) Z. f. allg. Erdk. 1856, VI, S. 483.

[14]) Al., S. 474 ff.

[15]) T. d. M. 1892, S. 260.

[16]) Der Fisch existirt wirklich. Er kommt auch im Nil vor, wo er Fahak heisst. Geoffroy St. Hilaire. Poissons. Description de l'Egypte. Histoire naturelle I. 1809, S. 22. Ich verdanke diese Mittheilung Herrn Dr. Ed. Hahn.

[17]) Baikie, welcher im Boot bis Djen kam, wurde daselbst fast ausgeplündert (S. 190 ff.). Flegel schätzt den Ort (1879) auf 2000 Einwohner. Er besteht nach ihm aus 6, je für sich mit Mattenzäunen umfriedigten Gruppen, deren jede 75—100 Hütten umfasst, welche unter schattigen Bäumen dicht gedrängt stehen. P. M. 1880, S. 187.

[18]) Z. f. allg. Erdk. VI, S. 483. P. M. 1880, S. 147.

[19]) Z. f. allg. Erdk. VI, S. 483.

[20]) P. M. 1880, S. 149.

[21]) F., S. 87.

[22]) Die von Flegel erwähnten geschnäbelten und verzierten Kanus haben wir nicht gesehen. P. M. 1880, S. 148.

[23]) Madugu heisst Karawanenführer, Gaschi n baki bedeutet Schnurrbart. Lange Schnurrbärte sind im Sudan selten und Besitzer dieser auch im Sudan geschätzten Zierde pflegen daher »Schnurrbart« genannt zu werden.

III. Kapitel.

[1]) B. II. Cap. XV.

[2]) M. A. G. V. S. 23.

[3]) M. A. G. V. S. 24.

[4]) Z. S. 302.

[5]) F. Cap. VI.

[6]) Zu Barth's Zeit lag Yola einige Kilometer

südlicher und seine Umgebung war sehr baumarm (II. S. 579). Ueberhaupt hat die Lage von Yola seit Barth mehrmals gewechselt (P. M. 1880. S. 151).

[7]) Hakkam = so ich, so (will) ich es sagen oder auch hánkali = verstanden.

[8]) Bk. S. 69.

[9]) Nach Barth ist das Mittagsgebet für die Fulbe charakteristisch, während es in anderen mohamedanischen Ländern am Nachmittag abgehalten wird (II. 580. Anm.)

[10]) Allah akkobár oder hakkobár verdorben aus Allah akbar.

[11]) Chop: im Negerenglisch Essen, Palaver ist jede, an einen Streitfall anknüpfende Verhandlung. Die vierte Bitte des Vaterunser heisst z. B.: make them choppalaver proper.

IV. Kapitel.

[1]) Die Geschenke an die Grossen sind in vielen Fällen als Zoll aufzufassen. Vergl. B. IV. S. 90.

[2]) Unter Insolation versteht man die Erhitzung des Gesteins durch die Sonne. Die Wirkung derselben beruht darauf, dass sich die in der Nacht stark abgekühlten Gesteine sehr schnell erwärmen und infolge auftretender Spannungen platzen. Die Insolationswirkung ist in der Wüste und in den tropischen Gegenden während der Trockenzeit am grössten.

[3]) Manche Angabe über Vorkommen von vulkanischen Gesteinen in der afrikanischen Litteratur ist in der That auf diese Eisenkonkretionen zurückzuführen.

[4]) Unter Laterit versteht man den rothen Lehm, welcher in den Tropen aus der Verwitterung verschiedener Gesteine hervorgeht. In dem Abschnitt; »Geographie und Geologie des centralen Sudan« wird von ihm ausführlich die Rede sein.

[5]) Die Ernte fällt Ende November oder Anfang December. Cap. IV.

[6]) Pullo bedeutet »der Gelbe«.

[7]) [illegible] B. St. S. 178.

[8]) Die Baumwollenstreifen heissen »féri« und gelten als Kleingeld.

[9]) Nach Barth heissen sie in Bornu und den Haussaländern »gábaga« (I. S. 523). Vergl. z. B. B. III. 160 und P. M. E. 34. S. 61.

[10]) Es ist fraglich, ob es eine Gazelle, wie Dr. Matschie, oder ein Springbock, wie v. Uechtritz meint. Das Gehörn, welches wir mitgebracht, gehörte einem jungen Weibchen an und ist noch nicht genug entwickelt. Es würde, wenn Dr. Matschie Recht hat, die erste westafrikanische Gazelle sein.

[11]) Barth erwähnt aus Tessaua, Landschaft nördlich Katsinna (I. S. 32), Nachtigal aus Bornu, Heuschrecken als beliebtes Nahrungsmittel. N. I. 661.

[12]) Allerdings besitzt der Sultan einen grossen Palast in Gire, nördlich von Yola. Auch Barth beschreibt einen grossen Lehmpalast, der ähnlich dem in Ngaumdere gewesen zu sein scheint. (II. S. 586).

[13]) Die weisse Tobe als Zeichen der Reinheit und der schwarze d. h. dunkelblaue Turban sind die beliebteste Kleidung der Fulbe, im Gegensatz der Indigotobe der Haussa.

[14]) Hinterlader an Eingeborene zu verkaufen ist bekanntlich der Congoakte gemäss verboten.

V. Kapitel.

[1]) Línyi bedeutet auf Haussa ein Sklavendorf, d. h. eine abseits der grossen Städte angesiedelte Kolonie von Sklaven, welche die umliegenden Felder bestellen müssen. Rúmde nennt es der Fullo.

[2]) Der Name Leinde wiederholt sich häufig in Adamaua und bedeutet anscheinend dasselbe wie Ribago (ful.), d. h. Herrnsitz (vergl. B. II, S. 610).

[3]) Gire ist ein Battawort (B. II, 550 Anm.). Es kommt dreimal vor: unser Gire, das nördlich Yola und ein Battadorf am rechten Ufer des Benue, unterhalb Yola.

[4]) Vergl. B. II, S. 186.

[5]) Hossére bedeutet auf Fulfulde Gebirge.

[6]) Uro bedeutet auf Fulfulde ein Landstädtchen.

[7]) Kanuri heissen die Bewohner von Bornu; ursprünglich wohl Kanemri, d. h. Bewohner von Kanem, von wo sie nach Bornu eingewandert sind. (N. II. S. 418.) Von den Haussa und Fulbe werden sie Berrēberrē genannt.

[8]) N. II. 425.

[9]) Búlkutu von Barth genannt und als Battadorf erwähnt. (II. S. 614.)

VI. Kapitel.

[1]) Ueber Garua und seine Lage hat bisher die grösste Konfusion geherrscht. Barth, der die Stadt zum ersten Mal nennt, giebt an, dass sie auf dem Südufer des Flusses liege und ein von dem heidnischen Bátta-Stamme bewohnter Ort ist (II, S. 713). Daneben werden genannt zwei Orte Namens Ribāgo oder Ribàdo. Der erste soll südöstlich von Gewe liegen, das selbst unterhalb der Einmündung des Mao Kebbi sich befindet. Dieses soll dem Sultan von Tscheboa gehören und klein sein. Das zweite Ribago sei eine grosse Pullostadt an dem beträchtlichen Flusse Mao Gelangero, der bei Kunde Hamma Ssalatu in den Benue fällt (II, S. 724). Dieser Weiler soll zwei Tagereisen von Ribado entfernt sein. Derselbe Ort kommt noch mehrmals vor (II, S. 724 u. 926) und würde östlich von Adumre zu liegen kommen. Flegel zeichnet ein Ribago in der Nähe des Benue auf dem rechten Ufer und Garua etwas südlich davon. Auf dem linken Ufer des Benue zeichnet er sodann Garua und westlich davon Kokomi. Ferryman beschreibt die Lage von Garua und Leinde, das er Ribago nennt, richtig, verlegt letzteren Ort auf der Karte aber an den Fluss. Aus seiner Beschreibung geht mit Sicherheit hervor, dass sein Garua und Ribago mit unserem Garua und Leinde identisch ist. Unsere Erkundigungen bezüglich des Namens Ribago fielen seltsamer Weise durchaus negativ aus. Niemand schien das Wort zu kennen. Nur einmal gab einer an, Garua würde manchmal auch Ribao genannt, was ja auch nicht richtig sein dürfte. Es scheint, als ob das Wort Ribago, das »königlicher Wohnsitz« bedeutet, von dem Wort Leinde verdrängt worden ist. Auch die von Barth erwähnte grosse Stadt nördlich von Bubandjidda wollte Niemand kennen. Ich bin daher der Ansicht, dass dieses zweite Ribāgo mit Adumre oder Bibēne identisch ist. Alle Gewährsmänner in Adumre versicherten uns, dass zwischen Bibéne einer- und Lere-Lāme andererseits keine Fulbeorte mehr vorhanden seien.

[2]) H. Tingeling = H. Tinglin auf Flegels Karten.

[3]) Yarima bedeutet in Adamaua allgemein Prinz. Der Name stammt ursprünglich aus Bornu; die Endung ma bedeutet »Herr« (B. II, 212, Anm.). Nach Nachtigal war er in Bornu der Sohn einer Prinzessin und Verwalter der NW.-Provinzen (I, 716).

[4]) Im Jahre 1889 lag vor Garua der Dampfer »Niger« als Hulk (F., S. 96). Im Jahre 1892 musste die Compagnie, vom Sultan gezwungen, die Station aufgeben.

[5]) Als Kleingeld dienen in Gárua nicht mehr Kauris, sondern Feris, d. h. 4 cm breite, 120 cm lange weisse Baumwollenstreifen, aus denen Toben zusammengenäht werden. Ein Yard Croydon hat den Werth von dreizehn Feris. Als Grundlage dient aber auch bei den Feris die Kaurirechnung. 1 Feristreif gilt in Garua 20 Kauris.

[6]) Galadima bedeutet in Adamaua den Vertreter einer Nation, gewissermassen einen Konsul. Nach Barth ist der Galadima in den Haussaländern der erste Minister und Vorsitzender eines Ministerialrathes (II, S. 164). Der Name stammt aus Bornu und ist ursprünglich der Titel des Statthalters der Provinz Gáladī am Komadugu Waube (II, S. 212/13).

[7]) Clapperton erwähnt 1828 aus Saria Minarets (Cl., S. 221), die zu Hartert-Staudingers Zeit (1885) nicht mehr bestanden (St., S. 599).

[8]) Clapperton (Cl., S. 242) beschreibt eingehend die Indigobereitung, erwähnt aber nicht den Zusatz von Holzkohle.

[9]) Kuka ist der Haussaname für Baobab (Adansonia digitata).

[10]) Die Zubereitung der dadáua-Kuchen aus den Früchten des Dorauabaumes beschreibt Clapperton (S. 208): Die Bohnen, wenn man sie aus der Schale genommen hat, werden in einem hölzernen Mörser zerstossen, in einen Topf mit Wasser gethan und von Sonnenaufgang bis Sonnenuntergang gekocht, dann nimmt man sie vom Feuer und lässt sie stehen, bis sie anfangen zu gähren und zu riechen. Dann bringt man sie ans Wasser, wascht sie ganz rein ab, breitet sie auf Matten in der Sonne aus, und lässt sie bedeckt eine Nacht stehen. Wenn eine zweite Gährung entsteht und sie anfangen zu riechen, nimmt man sie und stösst sie fein bis es ein Teig wird. Dann macht man kleine runde Kuchen daraus, die man trocknen lässt, ehe man sie gebraucht.

[11]) In neuerer Zeit werden gewöhnlich die Stoffe nach ½ Yards gefaltet, und damit fällt dann das originelle, aber langweilige Messen fort.

[12]) Barth (II, S. 545).

[13]) So waren z. B. im Kriege gegen die Musgu die Schua die tapfersten. (B. III, S. 154.)

[14]) Die Lungenseuche ging durch ganz Afrika bis hinunter zum Kap und zum indischen Ocean.

[15]) Die Tengelin sind jedenfalls Verwandte der Tangale, eines der Kanibalenstämme, welche Clapperton (Cl., S. 379) zum ersten Mal erwähnt und Vogel besucht hat. Diese Kanibalenstämme werden mit dem Kollektivwort Nyemnyem zusammengefasst, d. i. Menschenfresser, von dem

Wort Nyem = Fleisch in der Mitengsprache, welche zwischen Yakoba und dem Benue gesprochen wird (wahrscheinlich = nama h.). Die Tángale sind der bedeutendste Stamm. Sie verzehren die gefallenen Feinde. Der Sultan bekommt die Brust, die Weiber den Kopf, die zarteren Theile werden in der Sonne getrocknet und als Pulver dem gewöhnlichen Mehlbrei beigemischt. Vogel fand sie gutmuthig, gesprächig und äusserst dankbar. (Z. f. allg. Erdk. VI, S. 484.) Den Tengelin wird übrigens kein Kanibalismus nachgesagt.

[16]) Die Tengelinsprache ist nur ein Dialekt der eigenthümlichen Fallisprache, welche den anderen Sprachen fremd gegenübersteht und Verwandtschaft mit der Sprache von Mossi im Westsudan aufweist. Mrteng und Falli dürften verwandt sein. Ferryman (F. S. 96) giebt fälschlich an, das Tengelin wäre ein Battadialekt.

[17]) Die Pfeife spielt bei den Heidenstämmen überhaupt eine grosse Rolle. Zintgraff erwähnt sogar aus der Gegend von Gáschaka eine förmliche Flötensprache.

[18]) Auch die Tangale verkaufen nach Vogel ihre Kinder gegen Getreide. (Z. f. allg. Erdk. IV, S. 484.

[19]) Auch Nachtigal erwähnt aus Bornu die Sitte, wenn Sklaven entlaufen sind, mit dem Koran von Haus zu Haus zu gehen und die Bewohner auf das heilige Buch schwören zu lassen, dass sie die Entlaufenen nicht besitzen, übrigens mit demselben Erfolg wie in Garua. (N. II, S. 748.)

VII. Kapitel.

[1]) B. II. S. 607.

[2]) B. II. S. 625 26.

[3]) Wahrscheinlich = bingel ful. klein).

[4]) Diese Quarzitstucke sind für das Gneissland von Adumre charakteristisch. Eluvial oder herausgewaschen bedeutet, dass die schwer verwitterten Quarzite als Zersetzungsrückstand liegen geblieben sind, wahrend der Gneiss zerstört und fortgewaschen worden ist.

[5]) Diese Sitte wird von keinem Besucher der Haussaländer erwähnt.

[6]) Wahrscheinlich Diospyrus mespiliformis.

[7]) Bongi, von Barth bereits als Pulloort am Benue erwähnt, Sitz des Häuptlings Gali (II, S. 723). An einer andern Stelle heisst es Ssa-bongi (II. S. 609).

[8]) Aufessen = tschi h. bedeutet erobern, zerstören, tödten. (Vergl. auch B. III. S. 190.)

VIII. Kapitel.

[1]) Uro Beridji = Erdnussstadt.

[2]) Solche Grenzwachen finden sich in Adamaua sonst nur gegen die feindlichen Heidenstämme, z. B. in Tibati in Yokó, wo Morgen mehrere Monate warten musste.

[3]) Für unbeladene Leute 5—6 geogr. Meilen. Besonders die Fulbe sind im Stande enorme Strecken in kurzer Zeit zurückzulegen, z. B. von Yola nach Ngaundere in 4 Tagen, also ca. 11 Meilen täglich zu marschiren.

[4]) T. d. m. 1893. S. 365.

[5]) Von Barth bereits als Stadt im Damalande erwahnt. Konnte damals angeblich 1000 Reiter in's Feld stellen. (II. S. 609 und 728.)

[6]) Von Barth einmal Gamfargō (II. S. 724), ein zweites Mal Gamsargu (II. 730) genannt.

IX. Kapitel.

[1]) Die Anordnung der Reifen ist aber bei den Hottentotten und Kaffern anders.

[2]) T. d. m. 1893. S. 303.

[3]) Wird einmal von Mizon als Bibeni erwähnt. (Al. S. 294) und T. d. M. 1892. S. 272 als Bimeni.

[4]) Nach von Maistre so genannt. Nach Barth ist es mit den Fallī verwandt (II. S. 615). Die Bewohner von Lere nennt er einmal Mundang (II. 615), ein zweites Mal Mbána (II. 727).

[5]) Cfr. Cap. VII, Anm. 4.

[6]) Wahrscheinlich Ferryman's Pamu (F. S. 105).

[7]) Nach v. Uechtritz' Mittheilung auch in den Ovambolandern.

[8]) Katschau ist eigentlich der Name eines Dorfes am Fuss des Gebirges. Ferryman (S. 108) nennt es Katsho; Barth erwahnt es als Katscho (II. S. 712).

[9]) Das Fest wird nirgends erwahnt. Nach Pechuel-Lösche werden auch in Loango Scheinkämpfe bei Begräbnissen als Symbole geschwundener Menschenopfer aufgeführt (R. I. S. 612).

[10]) Barth nennt ihn auch Gaó — Karage kan. Der Baum ist auch in Bornu und den Musguländern sehr häufig. Wird auf dem Zug in diese Länder oft erwähnt. (III. Cap. VI VIII).

[11]) Kabéschi oder Badéschi; Barth schreibt stets Badēschi (II. S. 720).

[12]) Barth führt die Mabái als Abtheilung der Falli auf (II. S. 615).

[13]) Barth nennt sie berrorṓdji (II. S. 47).

14) Von Barth II. 717 erwähnt als Ssorei. Es giebt drei Sarau oder Sarauel. 1. S. balaraba. 2. S. berréberre. 3. S. fullani. Barth hat die beiden letzteren besucht.

15) Heri, zu Barth's Zeit noch ein Falli-Ort. (II. S. 712.)

16) Giddir, zu Barth's Zeit noch von Falli bewohnt. (II. S. 711.)

17) Dabba oder Dāba zu Barth's Zeit ein Falli-Ort mit wenig Fulbe. (II. S. 710.)

18) Barth's Máttabā. Wurde damals bereits von Fulbe und Heiden bewohnt. Auch B. erwähnt die schönen Fächerpalmen (II. 711), ferner Brunnen.

19) Nach Barth sind die Lam eine Abtheilung der Falli und haben eine starke Grenzfeste. (II. 727.)

20) Jedenfalls die grossen schwarzen Hornvögel.

21) Diese Angabe wurde mit einer gewissen Betonung von mehreren Gewährsmännern wiederholt. Dass diese Sprache mit der in Mofu oder Somraí in Bagirmi zusammenzubringen ist, ist nicht unmöglich. (N. II. S. 574 ff.)

22) Die Mósugoi sind nach Barth mit den Margi verwandt (II. S. 710).

23) Vergl. Barth IV. S. 227, wo die Leute gerade an den gefährlichsten Wegstellen die Früchte des Borassus einsammeln.

X. Kapitel.

1) Die Bedeutung Marrua's war bisher nicht bekannt. Barth erwähnt es (II. S. 710) als Marraua oder Marba.

2) Bin nicht sicher, ob in Marrua thönerne Getreidespeicher, wie im Benuegebiet. vorkommen.

3) Miskin war bisher auf den Karten als Hauptort verzeichnet.

4) B. III. 256 und N. II. S. 533/34. In der Stadt Ullaf wollten Barth's Leute nicht halten, weil die Bewohner bekannte Hexenmeister wären. (III. S. 252.)

5) Balda war zu Barth's Zeit ein Heidendorf auf einer Felsenhöhe. (II. S. 721.)

6) T. d. M. 1892. S. 280.

7) Mizon erlebte auf seiner ersten Expedition genau dasselbe in Yola, indem die Engländer ihn beim Sultan verdächtigten, er wolle Waffen an Hayatu liefern. T. d. M. 1892. S. 238 und 270.

8) Ueber die Lage und Grösse dieser Berge herrschte bisher grosse Verwirrung. Im geographisch-geologischen Theil soll hierüber ausführlich die Rede sein.

9) Die Ssnússi sind eine über ganz Nord- und Centralafrika verbreitete Sekte. Sie sind ebenso grosse Feinde der Christen, wie die Mahdisten des Ostsudan. Ihr Hauptsitz ist die Oase Djerabub, zwischen Audjila und Jupiter Ammon.

10) Mao (ful) = Fluss.

11) Von Garua aus schickten wir unter Anderem eine Notiz über diese Regenwürmerexkremente nach Hause. Merkwürdigerweise stand im Anschluss daran in der Presse zu lesen, die Expedition wäre »stellenweise bis über die Knöchel in Regenwürmern gewatet«.

12) Barth bemerkt, dass ihm das Baden stets schlecht bekommen sei (II. S. 561), wahrscheinlich deshalb, weil er beim Baden den blossen Kopf der Sonne ausgesetzt hat.

13) Da-ssin, bei Barth ein Battadorf (II. S. 614.).

14) Von Barth auch aus Gasaua erwähnt (II. S. 40). Sonst leben nur die Frauen vornehmer Männer in abgeschlossenen Harems.

15) Blutsfreundschaft scheint bei den Sudanstämmen zu fehlen. Zintgraff erwähnt sie bereits bei den Bali. (Z. S. 175/76.)

16) Negerenglisch: Sie übertreffen alles.

17) Flegel (M. A. G. III. S. 138) giebt an, dass aláru das Yorubawort für Nupe sei, gámbari das Haussawort. Nach meinen Erkundigungen werden indess die Haussa allgemein von den Nupe und Yoruba gambari genannt. Staudinger nennt die Träger masukaja (pl.).

18) Tenti, tenti! Das englische tent.

19) Sheabutter ist vegetabilisches, aus den Früchten des Butterbaums gewonnenes Fett (Kadanya h.).

20) Barndaki baba = Gross-Barndaki. Barth schreibt Barre n-dake tul. oder gere Pana (fulf.). Zu seiner Zeit bestand hier noch kein Fulla-Ort, sondern nur ein Teich (gēre); derselbe ist jetzt versumpft. (II. 550.)

21) Damabá oder auch damábba.

22) Die anscheinend ganz aus Thon gebaute Bettstelle besteht in Wirklichkeit aus einem Gerüst starker mit Thon überzogener Zweige. (B. II. S. 526.)

23) Woman sickness bedeuten im Negerenglisch alle venerischen Krankheiten, in diesem Falle Lues.

24) Der Saratse (auf Flegel's Karte Varita) ist der Berg, welchen Barth auf Tafel V, Bd. II als Mantika zeichnet. Dieses Bild ist ebenso wie seine Karte das reinste Phantasiegemälde. Warum die Gebirge auf Barth's Karte so gänzlich falsch sind, ist völlig unverständlich, da Barth nur auf dem Rückweg schwer krank war.

25) B. II. S. 598.

XI. Kapitel.

[1]) Die Margi wohnen in dem Grenzgebiet zwischen Bornu und Adamaua, westlich des Mandaragebirges. Dem Namen nach läge eine enge Beziehung zu den Musgu näher.

[2]) Den Falli gehörte früher das ganze Gebiet bis herab zum Benue.

[3]) Ausgehöhlte Baumstämme als Bienenkörbe, wie sie Barth beschreibt, haben wir nie gesehen. (III. 214.)

[4]) Cfr. B. II. S. 67.

XII. Kapitel.

[1]) Wie mir Herr v. Oppenheim mittheilte, ist diese Schreibweise maghrebinisch. Damit stimmt überein, dass der Islam aus Marokko nach dem Sudan gelangte.

[2]) Barth's Tscheboa (II. 729).

[3]) Cfr. Cl. 304/5.

[4]) Scherif bedeutet im Arabischen einen Nachkommen Mohammeds.

[5]) Analog ist der Fall, dass man seinen Finger auf einen Moment in flüssiges Eisen tauchen kann, ohne ihn zu verbrennen.

[6]) Aber nicht umgekehrt, gehen alle Sklaven nackt. Das ist nur bei den armen Arbeitssklaven der Fall. Vergl. Z. S. 271.

[7]) Cl. S. 293/94 und B. S. 491.

XIII. Kapitel.

[1]) So üppige Galleriewälder, wie sie Schweinfurth aus dem Niamniamlande beschreibt, giebt es übrigens in Adamaua nicht. Der Name stammt bekanntlich von Carlo Piaggia, dem ersten Besucher jener Länder.

[2]) Fraglich, ob identisch mit Barth's bidjádje. (II. 496.)

[3]) Die Armuth an Spinnen, welche Rohlfs aufgefallen ist (P. M. E. 34. S. 63), kann ich für Adamaua bestätigen.

[4]) Vogel vergleicht den Rauch der Grasbrände in Bautschi mit dem thüringischen Höhenrauch, beide hätten einen jodartigen Geruch (Z. f. allg. Erdk. VI. 482 u. 487). Rohlfs leugnet den Geruch und stellt den Rauch afrikanischer Grasbrände in direkten Gegensatz zum mitteldeutschen Höhenrauch (P. M. E. 34. S. 61). Wir selbst haben den Geruch auch nicht bemerkt. Der Rauch pflegte am Nachmittag am stärksten zu sein, trat zuweilen um Mittag sehr energisch ein, meist bei sehr wenig bewegter Atmosphäre. Auffallend war das plötzliche Verschwinden des Rauches über Nacht. Ein beispiellos klarer Tag unterbrach nicht selten eine Periode von Rauchtagen, ohne dass meteorologische Vorgänge, wie Wind oder Regen, für das Niederschlagen des Rauches hätten verantwortlich gemacht werden können. Die intensivste und längste Rauchperiode haben wir in dem Flachland des Benuethals und des Mao Kebbi beobachtet, während das Gebirgsland von ihnen frei zu sein schien. Barth bemerkt sehr richtig (III. 219), dass die Januartage am meisten trübe sind.

[5]) S. 488 Barth's káuyen, »eine kleine Pullo-Ansiedlung, von andern Berichterstattern Koyénne genannt.« (II. 722.)

[6]) Selbstständig, ein Feuer auslöschen, eine Stadt zerstören, so werden sie es thun, es genügt, er (sie, es) übertrifft alles (alle), Taugenichts (auch von einer Sache), einerlei.

XIV. Kapitel.

[1]) Aehnlich sind die von Barth beschriebenen Eisenschmelzen, welche bereits im Westsudan liegen. Die Oefen sind dort jedoch 6 Fuss hoch und nur 1 1/2 Fuss breit. (B. IV. D. 208.)

[2]) Betreffs der auf der Flegel'schen Karte aufgezeichneten Stadt Sarra, welche nahe unserem Lagerplatz gelegen haben muss, konnten wir nichts Bestimmtes erfahren. Sie sollte im SW. liegen. Zwischen unserem Lager und der zerstörten Stadt Magera liegt nun keine Ansiedlung mehr, so dass beide Orte wohl identisch sind.

[3]) In Ostafrika sollen die Pilzbauten viel grösser werden. Aus dem Sudan erwähnt Nachtigal nur einmal einen Pilzbau, den er auch abbildet und der sehr klein gewesen sein muss. Auch er fand keine Termiten mehr in ihnen. (II. 554/55.)

[4]) Mizon giebt von der Uebergangsstelle über diesen Quellbach eine hübsche Abbildung; die »Benuequelle«, wie er angiebt, ist es allerdings nicht. (T. d. M. 1892. S. 280).

[5]) Barth erwähnt SO. von Katsena und Schib-

daua eine für Rinder giftige Pflanze túmnia h., ohne sie zu beschreiben. Fraglich, ob túmnia und tírriri identisch sind. (II. S. 101.)

[6]) Barth nennt Kadarku eine Zugbrücke in der Stadt Tilli, Provinz Sokoto. (IV. S. 224).

[7]) Vergl. Barth II. S. 172.

[8]) Wahrscheinlich gleich götschia: nach Schön (Sch.) = entrinnen, entfliehen.

XV. Kapitel.

[1]) Der Name dieser Stadt wurde bisher Ngáundere geschrieben. Der arabische Schutzvertrag hat indess ergeben, dass sie Ngáumdere heisst. Interessanterweise hat Flegel sie Anfangs Gámdere genannt (M. A. G. II. S. 250). Der Name ist wahrscheinlich Mbum-Wort und es ist vielleicht kein Zufall, dass die zweite Stadt Ngaumdere in der Nähe des Flusses »Mbam« liegt.

[2]) Die Achatthurmringe — hanta h. — haben die Form eines gleichschenkeligen Dreiecks, an dessen Basis sich eine Oese zum Aufreihen an einer Schnur befindet. Sie werden am Hals getragen. Am kostbarsten sind die weissen, von denen jedes Stück 1 Thaler (5000 Kauris) kostet.

[3]) Mizon giebt die Photographie einer Zwergin aus Yola. Al. S. 259.

[4]) Lokis (Bär) nennt der Littauer solche Leute. Prosper Merimée hat die Sage in einer Novelle behandelt.

[5]) Etiquette auf der Marimba der Flegel'schen Sammlung. Uns wurde mitgetheilt, dass das Instrument nur bei den Mbum und den südlichen Stämmen im Gebrauch wäre. Auch Staudinger, der eine ausführliche Zusammenstellung der Musikinstrumente der Haussaländer giebt, erwähnt es nicht. (St. S. 598.)

[6]) Nach Maistre sind die Lakka im Gegentheil wenig kräftig. Wahrscheinlich handelt es sich hier um mehr südliche Stämme. (Mstr. S. 218.)

[7]) Morgen (Durch Kamerun von Süd nach Nord 1892) beschreibt die Wute als einen Sudanstamm.

[8]) Fl. M. A. G. IV. S. 28. Südlich von Banyo soll ein Zwergvolk Gaudatur wohnen.

XVI. Kapitel.

[1]) Richt. S. 85.

[2]) Bokko, nach Barth zur Falligruppe gehörig. (II. S. 615.) B. schreibt Boka.

[3]) Barth schreibt Nánigi und rechnet sie zur Falligruppe. (II. S. 615.)

[4]) Die über ganz Afrika verbreitete Tephrosia Vogelii wird merkwürdigerweise nur einmal im centralen Sudan erwähnt. (A. u. Th. I, S. 277.)

[5]) Vergl. B. II, S. 34.

[6]) Maharba = Schütze. Gari Maharba oder Garin Maharba = Ort der Schützen. Das n (Genetivform) wird aber nie gesprochen. Staudinger schreibt Mai-halbi (St. S. 436.) v. Stetten passirte zwischen Banyo und Ssanssermi einen Elfenbeinmarkt Uro Mahalba.

[7]) Lanzen, welche aus Gewehren geschossen werden, erwähnt Staudinger aus der Gegend von Loko (St. S. 692), ferner Morgen von den Haussa bei Ngilla (M. S. 92).

XVII. Kapitel.

[1]) Cfr. Cap. VI, Anm. 10.

[2]) Von den Margi und Musgu erwähnt auch Barth Stangenfetische. (III. S. 162.)

[3]) Al. S. 478 ff.

XVIII. Kapitel.

[1]) Barth beschreibt (II. S. 705/6) den Weg von Muri nach Kontscha. Am vierten Tage kommt man nach Songo n garama (Zollstation) des Mai Tschebtschöma (wahrscheinlich unser Dorf Tschebtschi). Am folgenden Tage nach Nyágang (vielleicht unser Gangyágam). Am sechsten Tage passirt man den Berg »Tschebtschi«. »Er erstreckt sich in grosser Breite und durchschneidet quer die Strasse. Man lagert am Nachmittag auf dem Gipfel oder am Fusse des Berges.« Dann in zwei Tagen Kontscha. Der gemeinte Pass liegt wahrscheinlich südlicher als der von uns benutzte Tschakbalpass.

[2]) Cfr. Cl. S. 180.

XIX. Kapitel.

[1]) Der Name Yola kommt öfters vor, z. B. als fürstliches Quartier in Kano. (B. II. S. 142.)

[2]) Z. f. allg. Erdk. VI. 1856, S. 485.

[3]) In der Geschichte Bornu's bei Barth werden nur einmal Kriege mit Kwona, aber nicht mit Kororofa erwähnt, und zwar unter Ali, Sohn des Hadj Omar (1645—84 n. Chr.). Kwona soll einst von Bornu abhängig gewesen sein. (B. II. S. 137.)

[4]) B. II. S. 137.

[5]) P. M. 1880. S. 224 und Bk. S. 181—197.

[6]) D. u. Cl. I. S. 420.

[7]) Auch Staudinger berichtet von einem solchen strauchrittenden Yarima aus Sokoto, der nebenbei Wegelagerei trieb. (St. S. 440.)

XX. Kapitel.

[1]) Bk. S. 102 ff.

[2]) F. S. 74.

[3]) St. S. 456/57.

[4]) Bk. S. 110.

THEIL II

Geographie und Geologie.

Die petrographischen Bestimmungen verdanke ich Herrn Professor Dr. Kalkowsky in Dresden, der die Sammlung mikroskopisch zu untersuchen die Liebenswürdigkeit gehabt hat.

[1]) B. I. S. 6. Anm.

[2]) B. I. S. 602.

[3]) B. I. S. 558.

[4]) B. I. S. 607.

[5]) P. M. E. 34. S. 83/4.

[6]) St. S. 495.

[7]) St. S. 496.

[8]) St. Karte.

[9]) P. M. E. 34. S. 64.

[10]) Barth's Karte.

[11]) Barth's Karte. Datum 12. XII. 50.

[12]) B. I. S. 497.

[13]) Barth's Karte. 27. XII. 50.

[14]) Barth's Karte.

[15]) Barth's Karte.

[16]) St. S. 311.

[17]) Cl. S. 219.

[18]) Barth's Karte.

[18a]) Z. f. allg. Erdk. VI. S. 483. P. M. E. 34. S. 59. 73.

[19]) P. M. E. 34. S. 64.

[20]) P. M. E. 34. S. 65.

[21]) St. S. 127, 129, 130, 138, 163.

[22]) St. S. 128.

[23]) M. A. G. V. S. 57.

[24]) Z. S. 256.

[25]) Flegel's Karte. M. A. G. V.

[26]) K. Bl. 1895.

[26a]) Cfr. S. 374.

[27]) Flegel's Karte M. A. G. K.

[28]) Nephelin-Basanit und glasreicher, olivinfreier Plagioklas-Basalt mit wenig Nephelin, mikroskopisch hervortretende Zeolithflecke.

[29]) Nephelin-Tephrit mit »magmatischen Metasomatosen« nach Hornblende und porphyrischen Augiten.

[30]) Typischer noseanhaltiger Phonolith.

[30a]) Vergl. Bergprofile Bl. II. Die Hochebene nördlich von Katschella. Man sieht im Hintergrund die Stufe von Bubayata und auf und vor derselben die Phonolithkegel.

[30b]) Am Mao Binni tritt lokal ein Gabbroartiges Gestein auf. Nach der Beschaffenheit der Feldspäthe zu urtheilen gehört das Gestein zur Gruppe der archäischen Gabbros; jetzt ist es wesentlich ein Plagioklas-Amphibolit mit Gehalt an Biotit.

[31]) Al. S. 330.

[32]) B. II. S. 706.

[33a]) Durch Feldspäthe porphyrischer Augit-Andesit von trachytischem Habitus.

[33b]) Quarztrachyt (zersetzt) mit reichlich neu gebildetem Muskowit; primäre opake Erzkörner nicht spärlich vorhanden. Spärliche Quarze mit Flüssigkeitseinschlüssen.

[33c]) Sehr glasreicher Plagioklas-Basalt mit schaliger Absonderung. a und b vom West-, c vom West- und Ostabhang des Hauptwalls.

Der Basalt östlich von Bassille ist ein glasfreier Plagioklas-Basalt mit wenig Nephelin.

[34]) Flegel's Karte.

[35]) Siehe Kopfleiste zu Cap. II.

[36]) Siehe Bergprofile II: Die Gebirge südlich von Yola.

[37]) Grobkörniger Biotitgranit.

[38]) D. h. über der Ebene von Galibu.

[39]) Glasreicher, an Olivin armer Plagioklas-Basalt mit wenig Nephelinfülle.

[39a]) Feinkörniger Biotitgranit mit 1 cm grossen porphyrischen Orthoklasen.

Von H. Durru: rother Granit mit geringem Biotitgehalt.

[40]) Quarz-Feldspath-Gemenge mit ganz spärlichem Biotit und mit Eisenglanz. Durch das Handstück geht eine Ader oder Schicht (vielleicht primärer Gang) mit pegmatitischer Quarz-Feldspath-Verwachsung. Archäische Einlagerung in Gneiss wahrscheinlich.

[41]) Dichter Amphibolit mit sehr wenig Epidot und Quarz.

[42]) Proben solcher Gesteine:

[a]) Dichter glimmerarmer Gneiss (Granulitgneiss, Eurit oder dergl.)

[b]) Epidot-Chlorit-Grünschiefer mit an Feldspäthen reichen Schmitzen.

[c]) Aktinolith-Gestein mit ziemlich viel, theilweise zoisitischem Feldspath; archäisch.

[d]) Dichtes Hornblende-Epidotgestein; archäisch.

[e]) Biotithaltiger Epidot-Chlorit-Grünschiefer mit ziemlichem Gehalt an Eisenerzen.

[43a]) Feldspath-Porphyr (Keratophyr oder Hornblende-Porphyrit, arm an Hornblende).

[43b]) Grauer Feldspathporphyr mit Biotitgehalt.

[44]) Olivinfreier Plagioklas-Anamesit mit ziemlich reichlichem mikroskopischem Biotitgehalt und wenig hervortretenden porphyrischen Augiten und Plagioklasen. Schwarzer Diabas-Porphyrit.

[44a]) Mit ihm vergesellschaftet kommen auch gelbbraune Tuffe mit mikroskopischen Quarzkörnern vor. Klastisches Gestein, vielleicht Felsitporphyrtuff mit Quarzkörnern aus Gneiss.

[45]) B. II. S. 481.

[46]) D. a. Cl. I. S. 355.

[47]) Mstr. S. 233. »Le sol est couvert de cailloux de quartz brisé.«

[48]) Derber Granat mit wenig mikroskopischem Quarz; Granatfels.

[49a]) Granulitartiger, feinkörniger Gneiss.

[49b]) Porphyrische Granulitgneiss oder archäischer Porphyroid.

[49c]) Dichter feldspäthiger Biotit-Amphibolit.

[49d]) Feldspäthiger Amphibolit.

[49e]) Dichter Granulitgneiss mit wenig primärem Kalkspath; vereinzelt farbloser Granat. Ferner viele andere Gneissarten, deren Aufführung zu viel Raum einnehmen würde.

[50]) Proben:

[a]) Mikroskopisch dichtes Gemenge von Quarz, Feldspath, Biotit und Magnetit, also wohl direkt als Hälleflinta zu bezeichnen (oder aber Eurit oder dichter Gneiss.

[b]) Porphyrischer Hälleflinta mit ziemlich viel Biotit und Serecit, also auch etwa archäischer Porphyroid zu nennen.

[51]) Feldspathreicher rother Syenit mit sehr spärlichen Quarzkörnern; wohl lokale Modifikation eines Granits; eruptiv.

[52]) Biotithaltiger Quarzporphyr und zahlreiche typische Felsitporphyre.

[53]) Dioritartiger Augit-Biotit-Kersantit. Golombe.

[54]) Hornblende-Porphyrit mit sehr spärlichen porphyrischen Hornblende-Individuen. Golombe. — Hornblendeporphyrit, ähnlich dem vorigen, aber noch dichter. Beide Gesteine haben wohl schon recht basische Zusammensetzung und sind von etwas vom gewöhnlichen Hornblende-Porphyrit abweichendem Habitus, aber entschieden Eruptivgesteine von altem Habitus.

[55]) Typischer Diabas.

[56]) Diabas-Porphyrit oder diabasischer Plagioklas-Augit-Porphyrit ganz zersetzt zu Chlorit und und Epidot; Plagioklas stark zersetzt; Magnetit, etwas Quarz, sekundär Calcit.

[57a]) Plagioklasreicher Biotit-Trachyt.

[57b]) Grobkörniger Augit-Andesit von trachytischem Habitus (mit a gemeinsam den Wall von Sorauiel bildend).

[58]) Stark zersetzte Granitgerölle mit schaliger Struktur.

[59]) Dieselben sind 5—6 mm gross. Die Schalen zeigen die charakteristische faserige Struktur, sind aber leider sehr schlecht erhalten.

[60]) Durch Trachyt kontakt metamorpher Schieferthon, äusserlich Kieselschiefer ähnlich, mit Neubildungen von mikroskopischen Kryställchen. Kann als »Hornfels« bezeichnet werden.

[61]) Siehe Bergprofile II. Das Tengelin-Gebirge von O. gesehen.

[62]) Glashaltiger Nephelin-Basalt mit viel Olivin.

[63]) Sodalithhaltiger Eläolith-Syenit.

[64]) Siehe Bergprofile. Das Murigebirge von Djen gesehen.

[64a]) Zu was für falschen Schlüssen das Studium der Tektonik eines Landes aus Karten,

zumal wenn sie falsch sind, führt, kann man ersehen aus: Sievers, Afrika. Leipzig, 1891. S. 111.

65) Z. f. allg. Erdk. VI. S. 483. P. M. E. 34. S. 59, 73.

66) Granitmodifikation (Quarz und Feldspathgemenge, archäisch.

67) Siehe Anm. 37.

68) Nur ein kleiner Theil der angeführten Wüstenrinden ist als eine homologe Bildung mit den Lateritkrusten aufzufassen, der grössere Theil ist anderer Natur. Näher auf diesen interessanten Punkt einzugehen, ist hier nicht der Ort.

69) Vergl. Cap. IV, Anm. 4. Unverkennbarer Laterit wird von den Reisenden im Sudan mehrfach beschrieben, am besten von Clapperton, und zwar auch die Eisenkonkretionen, nicht bloss der rothe Thon. (Cl. S. 305, 202 3, 219 u. a. O.) Barth fand von N. kommend mit dem Beginn des Hackbaus auch den ersten rothen Lehm. (B. I. 613.)

70) S. 256 f.

71) Dar. S. 130.

Linguistisches.

1) Mittheilungen der Geographischen Gesellschaft zu Jena 1894. S. 12.

2) M. S. 82.

3) N. II. S. 443 ff.

4) Mittheilung Herrn Dr. Prietze's.

5) B. II. S. 523.

6) B. II. S. 614.

7) Z. f. allg. Erdk. VI. 482.

8) Mittheilung Herrn Dr. Prietze's.

9) B. II. S. 615.

10) B. I. 374.

11) B. II. 80 82.

12) Bk. S. 65. 86. 112. P. M. 1880. S. 224.

13) Bk. S. 181. Dagegen sagt er S. 202, dass beide Sprachen von einander abweichen.

14) N. II. S. 443 ff.

14a) N. II. S. 440.

15) N. II. S. 436.

16) D'Eichtal, auf mangelhaftes sprachliches Material gestützt, veröffentlichte 1847 in B. Soc. Ethn. einen Essay über die Verwandtschaft der Fula mit den Malaien, folgerte also ostasiatischen Ursprung.

17) Lepsius, in seiner Vorrede zu seiner Nuba-Grammatik 1881 erklärt das Ful für eine Negersprache (mit Unrecht). — Fr. Müller behandelt es in seinem linguistischen Grundriss neben dem Nuba als eine Gruppe für sich.

18) Krause, im Esploratore 1883, folgert aus Sprache und historischer Ueberlieferung einen gemeinsamen Ursprung für Fula und Hamito-Semiten. Schleicher, in seinen »Afrikan. Petrefakten« 1891, belegt eine fundamentale Verwandtschaft zwischen Ful und Somali.

(Die Quellenangaben zu 16. 17. 18. verdanke ich Herrn Dr. Prietze).

19) Barth begann das Fulfulde erst in Adamaua zu studiren (II. S. 517); ferner schätzt er die Bevölkerung von Kano auf 4000 Fulbe und 26000 Haussa (II. 144).

Anthropologisches.

1) Die Imrhad sind z. B. fast schwarz B. I. 255. Ferner St. S. 366.

2) N. I. 420.

3) Du. S. 382.

4) N. I. S. 426.

5) N. I. S. 426.

6) B. I. S. 607.

7) N. II. S. 409.

8) N. II. S. 424.

9) N. II. S. 425.

10) B. I. S. 248.

11) B. I. S. 255.

12) Bk. S. 50.

13) Bk. S. 88.

14) P. M. E. 34. S. 78.

15) Bk. S. 25.

16) St. S. 167.

17) Bk. S. 105.

18) P. M. 1880. S. 223.

19) Cl. S. 382.

20) M. S. 75. Derselbe Reisende hebt aber auch hervor, dass innerhalb der Bantustämme die Küstenstämme die hässlichsten sind. Interessanterweise konstatirt auch Büttner am Kongo eine »Vernegerung« der Bantustämme nach der Küste hin und führt dieselbe auf »Vermischung von Bantustämmen mit echten Negern« zurück. Auch bezüglich der Charaktereigenschaften »überragen die reineren Bantu die vernegerten Bakongo. (M. A. G. V. S. 186.)

21) B. III. S. 175 f.

22) N. 22. S. 531.

23) Bk. S. 181/82.

24) B. II. S. 473.

25) B. II. S. 613.
26) B. I. S. 373.
27) B. II. S. 47.
28) B. I. S. 477.
29) B. IV. S. 144.
30) Bk. S. 170.
31) M. S. 205.
32) Bk. S. 160.
33) Du.
34) B. IV. S. 144.
35) St. S. 541.
36) St. S. 538.
37) R. II. S. 645 ff.
38) N. II. S. 417 ff.

Kleidung und Waffen.

1) Z. S. 201.

2) F. S. 112.

3) St. S. 422. Auch von den Stämmen zwischen Schari und Ubangi erwähnt Maistre wiederholt Rindenkleider.

4) Bk. S. 102.

5) P. M. E. 34. S. 48.

6) Mstr. S. 220.

7) Cl. S. 200. B. II. S. 123.

8) Cl. S. 289. P. M. E. 34. S. 48.

9) N. I. S. 641.

10) z. B. N. III. S. 261.

11) P. M. 80. S. 223.

12) Z. f. allg. Erdk. VI. 483.

13) P. M. E. 34. S. 80.

14) Z. f. allg. Erdk. III. 71.

15) Zu Baikie's Zeit waren die Djkum u. der Nähe von Ibi noch mit Ziegenfellen und Grasbüscheln bekleidet (S. 127).

16) St. S. 178.

17) Flegel hat ethnographische Gegenstände von ihnen mitgebracht, jedoch sind ihre Wohnsitze nicht bekannt.

18) Schz. S. 23.

19) P. M. E. 34. S. 48.

20) B. III. 174.

20a) Mstr. S. 226.

20b) Mstr. S. 235.

20c) Mstr. S. 235.

21) N. II. S. 261.

22) N. II. 331.

23) N. II. S. 542.

24) N. II. S. 608.

25) M. S. 52.

26) Z. S. 212.

27) M. S. 203.

28) In einem Punkt habe ich Bedenken gegen Schurz' System. Wenn man nämlich die Messer des Nordtypus unter einander vergleicht und die gravirte oder angeschliffene Seite nach oben gekehrt hält, so liegen die Zacken verschieden, nämlich bei den Musgu (B. III. S. 30), den Margi (B. II. S. 642), den Mattafall (Abb. 101), den Lakka (Abb. S. 440) nach links, bei den Deek (Abb. S. 440), Ssarra (Abb. S. 440), Teda (N. I. S. 452) dagegen nach rechts. Dieser Umstand kann eventuell dadurch erklärt werden, dass es Messer für die rechte und linke Hand giebt. Das vorhandene Material an Messern genügt vorläufig noch nicht, um die Frage zu entscheiden, ob der Nordtypus wirklich so einheitlich ist, wie Schurz annimmt. Andere Momente sprechen dafür.

28a) Mstr. Abb. S. 47.

29) Schz. S. 15.

30) Schz. S. 23.

31) Schz. S. 13 und S. 10.

32) Siehe auch M. S. 203.

33) N. II. 622. Mstr. S. 173.

34) Mstr. S. 218. 235.

35) Schz. S. 25.

36) N. I. S. 616.

37) B. I. S. 446 u. 388.

38) N. III. S. 270. 358.

39) D. a. Gl. I. S. 364.

39a) Der auf Seite 452 abgebildete Helm soll von Quedenfeld aus Marokko mitgebracht worden sein und aus dem Sudan stammen. Ich habe dieses sehr interessante Stück, welches in mancher Hinsicht an Abb. 202 erinnert, hier mehr als Kuriosum abbilden lassen, das später einmal vielleicht mit den Kriegshelmen unserer Gebiete in Verbindung gebracht werden kann, und um die Aufmerksamkeit weiterer Kreise darauf zu lenken.

40) Einige Glocken im Hamburger Museum führen die Flegel'sche Etiquette: Haussaglocken. Sie dürften aber von den Heidenstämmen des südlichen Adamaua und des Kongobeckens stammen, wo sie auch vorkommen.

41) Al. Abb. auf S. 79.

Wohnungen und Hausgeräthe.

1) B. S. 610.

2) Mstr. S. 32.

3) M. S. 70. 180.

4) Z. S. 268.

5) P. M. E. 34. S. 95.

6) M. A. G. IV. S. 342. (Krause über die Herkunft der Yoruba.)

7) M. S. 334. Photographie von [illegible]

[7]) Ausführliches über das Haus der Mandjia s. Mstr. S. 100 ff.

[8]) P. M. E. 34. S. 68.

[9]) Z. S. 100.

[10]) B. III. 158.

[11]) St. S. 600.

[11a]) Auf die in den grossen Städten des mittleren Sudan befindlichen Paläste, sowie die mit flachen Dächern gebauten rechteckigen Häuser in Bornu sei hier nur kurz verwiesen. Sie sind unzweifelhaft auf nordafrikanischen, d. h. arabischen Einfluss zurückzuführen. Wir selbst sahen solchen Palast nur in Ngaumdere, doch existirt er auch in Gire bei Yola und nach Morgen in Tibati. Staudinger beschreibt ihn aus Kano. Vergl. auch bei Nachtigal das Kapitel über Karnak Logone.

[12]) B. I. S. 611.

[13]) B. III. 158.

[14]) Cl. S. 296.

[15]) St. S. 325.

[16]) St. S. 628. Dagegen hat Barth in den Haussaländern niemals Thonurnen gesehen. Er fand sie zum ersten Mal bei den Sonrhai in Kebbi wieder und beschreibt sie als etwas Merkwürdiges (IV. S. 237).

[17]) M. S. 294.

[18]) paschi = mit Gewalt brechen. Cfr. Schön.

[19]) B. II. 520.

[20]) St. 601.

[20a]) Ein Theil der angeblichen Substantiva sind Sätze; es muss den Linguisten und späteren Forschern überlassen werden, zu entscheiden, ob diese Sätze die Bedeutung von Hauptwörtern wirklich besitzen.

[21]) B. II. 520.

[22]) St. 601.

Landbau und Viehzucht.

[1]) P. M. 1892. S. 8. Hahn. Die Wirthschaftsformen der Erde.

[2]) Cl. S. 295 ff.

[3]) St. S. 626 ff.

[4]) P. M. E. 34. S. 64.

[5]) B. II. S. 437. St. S. 626.

[6]) Barth nennt sie ebenfalls goasa (II. S. 98), Clapperton gaza (S. 297), Staudinger dagegen fälschlich koko (S. 632). Eine andere Knolle nennt er guassa (S. 635).

[7]) St. S. 626.

[8]) B. III. S. 146.

[9]) B. III. S. 262.

[10]) M. S. 76. Nach Maistre beginnt zwischen Schari und Ubangi die Hirse mit dem ersten Sudanstamm. Die Bansiri essen nur Yam (S. 32). Mit den Languassi und Togbo beginnt das runde Haus (S. 33) und der Hirsebau (S. 45). Bei den Ndri ist der Yambau sehr selten (S. 61), wird aber bei den Mandjia wieder häufiger (S. 110). Bei den Ssarra fehlt er dagegen ganz. Die Togbo und Languassi sind vor ca. 50 Jahren aus NO. in das Kongobecken eingewandert (S. 35).

[11]) Mstr. S. 225.

[12]) B. III. 210.

[13]) P. M. E. 34. S. 37. D. u. Cl. II. 362. Bei unseren Leuten fand das Zibeth als Parfum nur getheilten Beifall. Einzelne suchten allerdings begierig nach dem braunen Sekret, welches das Thier an Hirsestengeln auszureiben pflegt. Dagegen waren über die Köstlichkeit des Jodoformgeruchs Alle einig.

Industrie.

[1]) Barth II. S. 147/48.

[1a]) P. M. E. 34. S. 76.

[2]) B. III. S. 273.

[3]) Asteracantha longifolia, Name der blauen Salzpflanze.

[4]) Z. f. allg. Erdk. VI. S. 485.

[5]) St. S. 597.

[6]) St. S. 597. St. giebt denselben Preis an.

[6a]) Damit vielleicht die Erfindung des Glases überhaupt, denn auch im Orient soll das erste Glas aus Pottasche hergestellt worden sein.

[7]) D. u. Cl. 445 u. 392/93.

[8]) Z. S. 212.

[9]) M. A. G. III. S. 143 ff.

[10]) Z. S. 313.

Handel.

[1]) Kein arabisches Wort; gambaga kan.

[2]) B. IV. S. 125.

[3]) Auch aus einzelnen Gegenden des mittleren Sudan selbst kommt Salz und Natron, z. B. aus dem Thal Fogha, westlich von Gando. B. IV. S. 231.

[4]) Ueber den Elfenbeinhandel siehe bes. M. A. G. IV. Flegel: Der Handel im Niger-Benue-Gebiet.

[5]) Das Kameel ist erst mit den Arabern in die Sahara gekommen. Doch kann früher der

Verkehr mit Rindern betrieben worden sein, ähnlich wie in den Wüsten und Steppen Südafrikas heute noch. Noch in diesem Jahrhundert sind Viehtransporte aus Kano nach Rhat (B. I. S. 216) gegangen und den abgehärteten Ochsen Südafrikas würde die Durchquerung der Sahara keine Schwierigkeit machen. Ich erinnere schliesslich an die Felsskulpturen zwischen Rhat und Mursuk. (B. I. S. 210 ff.

5) Bereits zu Clapperton's Zeit fürchteten die Araber die Konkurrenz der Weissen am Niger (D. u. Cl. II. S. 340), noch mehr zu Barth's Zeit (II. S. 65 u. 153/54).

6) M. A. G. IV. S. 140.

7) M. S. 93.

8) M. A. G. IV. S. 142.

9) P. M. 1887 Hartert. Vegetation der Haussaländer. Die Oelpalme wird bei Sura erwähnt.

10) Besonders energisch sind die Sklavenjagden der Heidenstämme unter einander da, wo Wanderungen von Stämmen sich vollziehen, wie z. B. der Wute im Hinterland von Kamerun.

Sociales und Politisches.

1) B. III. S. 211.

2) B. II. S. 137.

3) Bk. S. 68 u. 86.

4) Bk. S. 65.

5) B. II. 147/8.

6) Bei den Fulbe ist nach Rohlfs die Töpferei Sache der Frauen (P. M. E. 34. S. 57), bei den Kanuri nach Nachtigal (II. S. 390) Sache der Männer.

7) Cl. 295.

8) Cl. 293/4.

9) Cfr. N. I. S. 716.

10) N. I. S. 713.

11) N. I. S. 714 (über das Amt des Digma).

12) Ueber den Titel Kaigamma in Bornu: N. I. S. 715.

13) Ueber den Titel Galadima in Bornu: N. I. S. 717.

14) N. I. S. 708.

15) N. I. S. 713.

16) B. II. S. 164.

17) Cl. S. 295.

18) B. II. S. 18.

19) B. II. 95.

20) B. II. 163/64.

21) B. IV. 54.

22) Staudinger beschreibt aus Wurno Pfahlungen. S. 273/74.

23) B. III. S. 123.

24) N. II. S. 413.

25) Zu Nachtigal's Zeit befand sich Sinder im Aufstand. I. S. 731.

26) St. S. 323.

27) So bekam z. B. Flegel erst auf einen Geleitsbrief des Kaisers hin die Erlaubniss in Adamaua reisen zu dürfen.

Religion, Sitten und Gebräuche.

1) Z. f. allg. Erdk. VI. S. 483.

2) B. II. S. 462.

3) B. III. S. 162.

4) P. M. E. 34. S. 71.

5) P. M. 1880. S. 224.

6) R. I. S. 659.

7) Z. f. allg. Erdk. VI. S. 485.

8) B. I. S. 622.

9) B. II. S. 81 (Anm.).

10) Sch. M. H. S. 135 ff.

11) Sch. M. H. S. 186 ff.

12) Sch. M. H. S. 117 ff.

13) Z. f. allg. Erdk. VI. S. 484/5.

13a) Z. f. allg. Erdk. VI. S. 482.

14) B. III. 172.

14a) Cl. S. 439/40. Anhang IX.

15) N. II. S. 400.

16) B. II. S. 84.

17) Cl. S. 303/4.

18) N. II. S. 704.

19) P. M. E. 34. S. 54.

20) N. II. S. 698. Auch im Scharibecken.

21) B. III. S. 172.

22) Nach Staudinger (S. 386) in Gehöften, was falsch ist. In Kuka verscharrt man die Todten an der Stadtmauer. N. I. S. 60.

23) N. I. S. 611.

24) Nachtigal und Staudinger erwähnen auch Topfscherben auf den Gräbern.

25) Staudinger erzählt dasselbe von den Nupe, das dürfte jedoch falsch sein. Cfr. Cl. S. 439/40. Anhang IX.

26) N. I. S. 739. Dabei erhebt und setzt sich die Braut sieben Mal.

27) Die wörtliche Uebersetzung ist nicht klar. Aure ist jedenfalls [illegible] aule, d. i. Hochzeit.

28) B. III. S. 130. 143.

29) B. III. S. 337.

Charakteranlagen und Geschichte.

1) Natürlich spielen die angeborenen Rasseneigenschaften ebenfalls eine grosse Rolle.

1a) Persönliche Mittheilung.

2) Cl. S. 201.

3) N. I. S. 430 ff. Natürlich meine ich hier nur das unverdorbene „bushpeople", nicht etwa die Herren Hosennigger und alle, welche das zweifelhafte Glück gehabt haben, in Missionen erzogen worden zu sein.

4) B. I. S. 328.

4a) Ib.

5) N. S. 437.

6) B. II. S. 505.

7) B. II. S. 505.

8) N. I. S. 440/41.

9) N. III. S. 270 ff. 355 ff.

10) R. I. S. 645/6.

11) R. I. S. 64. B. I. S. 244.

12) B. I. S. 241.

13) N. I. S. 423.

14) N. II. S. 398.

15) N. III. S. 38.

16) B. I. S. 248.

17) B. I. S. 259.

18) B. I. S. 248 u. 255.

19) B. I. S. 248.

20) B. I. S. 309.

20a) B. II. S. 80 ff.

21) Cl. S. 438. M. A. G. IV. S. 352.

22) B. II. S. 137.

23) B. II. S. 83.

24) B. II. S. 85.

25) B. I. S. 245.

26) B. II. S. 147.

27) Nach Staudinger (S. 550) verräth die Bevölkerung von Sokoto deutliche Spuren von Nupe- und Yorubablut.

28) B. II. S. 78/79.

29) B. I. S. 373/74.

30) B. I. S. 254.

31) B. II. u. I. 370. Es ist sehr merkwürdig, dass bei Mischstämmen zwischen den höherstehenden Völkern und Negern die Mutter stets dem ersteren Volk angehören soll, z. B. bei den Doggera und Busaua. Die diesen Ueberlieferungen zu Grunde liegende Vorstellung deckt sich wohl mit derjenigen, welche zu dem Gesetz von der Erbfolge der Schwesterkinder geführt hat. (S. auch B. I. 370 ff.).

32) B. II. S. 331.

33) Cl. S. 435. Anhang V.

34) B. I. 275.

35) B. I. S. 210 ff.

36) N. II. S. 297.

37) Der Herrscher von Saria war der einzige, welcher sich durchschlug und in Abudja ein neues Reich gründete. Flegel besuchte diese Stadt. (M. A. G. III. S. 139.)

38) Bk. S. 68.

39) Cl. S. 267.

40) Eine ähnliche Entwickelung haben die Mandingo durchgemacht. Früher gefürchtete Krieger und Eroberer, sind sie jetzt friedliche Händler. Die zunehmende Vernegerung dürfte diese Aenderung im Charakter bewirkt haben, wie ja auch die vernegerten Haussa an kriegerischer Gesinnung mit ihren reineren Landsleuten, den Gobir, sich nicht mehr vergleichen lassen.

41) N. II. S. 320.

Erklärung zu Tafel XIX und XX.

Tafel XIX.

1. Tätowirung am rechten Oberarm. Das oberste Zeichen heisst gahó, das mittlere guga, das unterste stellt eine Eidechse vor. Audu aus Garu na Bautschi (Yakoba).

2. Linker Vorderarm mit zwei kleinen Eidechsen. Audu aus Garu na Bautschi (Yakoba).

3. Tätowirung auf der Brust. — úmar —. Audu aus Garu na Bautschi (Yakoba).

4. Gahó auf der rechten Schulter. Aledu, Haussascherif aus Kano.

5. Die Tätowirung heisst alámu und stellt ein kriechendes Thier vor (Tausendfuss?). Sie läuft die Wirbelsäule herab. Adunka, Yoruba aus Ibadan.

6. Eidechse — alangwa — auf dem linken Unterarm. Oguyinde, Yoruba aus Ibadan.

7. Tätowirung auf dem rechten Vorderarm. In der Mitte eine Scheere, links und rechts ein Vogel — oganyo —. Unten ringförmige Borte. Adunka, Yoruba aus Ibadán.

8. Vogel auf dem linken Unterarm. Adunka, Yoruba aus Ibadan.

9. Eidechse — agílliti — auf der Brust (unten der Nabel, oben das Brustbein). Der Kopf heisst orí, der Schwanz agmúa, die Vorderbeine aquá, die Hinterbeine esché, der Rumpf ēkung, der Schwanz íru. Adunka, Yoruba aus Ibadan.

10. Eidechse — agílliti — auf der Wirbelsäule entlang herablaufend, von den Schulterblättern bis zum Darmbeinkamm. Oguyinde, Yoruba aus Ibadán.

Tafel XX.

1. und 2. Ungámma aus Dámigi in Bautschi. Igbirramarken, welche ihm in der Sklaverei beigebracht worden sind.

3. und 4. Mamang aus Lafia berrèberrè mit Tätowirung — aska — im Gesicht.

5. Audu aus Pali na Bautschi mit Tätowirung — bolonschi — im Gesicht.

6. Mamadu, ein Olí aus Bautschi. Die beiden vertikalen Schnitte heissen dumpó, die auf der Schläfe bemúmu, die neben der Nase, retá, die an den Lippen billaómme.

7., 8., 13. Tätowirung eines zu den Fanti an der Goldküste verkauften Sklaven.

9., 10. Typische Tätowirung der Kanuri, bei Mamadu (Bornu-Bornu):

3 Schnitte am Oberarm: bibi,
Unterarm: dábbu múskowe,
Oberschenkel: dúnno,
Unterschenkel: ssíggal,
Handrücken: musko,
Fussrücken: schine tschíbi,

3 Schnitte an der Brust: ganyi,
» am Bauch: dábudi,
» am Rücken: hansúgu,
an den Schläfen: bèli,
an Stirn und Nase: ngunnu.

Bei Mamang aus Lafia betrug die Länge der Schnitte:

auf dem Oberarm	10,5 cm,	auf dem Oberschenkel	29,0 cm,
Unterarm	10,0	Unterschenkel	21,0

11. Tatowirung — kólama — eines Buteknaben.

12. Meri aus Bautschi, die drei Querschnitte heissen kattumbautschi.

14. Dieselbe mit Tatowirung — djadje — auf der Brust.

15. Gagarau aus Kano, Ssokolauma an den Mundwinkeln.

16. Meru, Haussa, mit akansa auf der Schläfe.

17. Yakubu aus Katsinna mit der Tatowirung Schoschaua. Die Punkte auf der linken Brust sind Narben von Schröpfköpfen. Kafó = Horn, weil ein Horn als Schröpfkopf dient.

18. Alhadji aus Daudau bei Kano mit Ssakalauma.

19. Adunka, Yoruba aus Ibadan, mit 6 langen Schnitten — illa — auf dem Rücken. Der längste Schnitt war 102 cm lang und ging bis zur Ellenbogenbeuge. Die Breite der Narbe betrug 1 cm.

20. Mamang aus Kano mit Schoschaua.

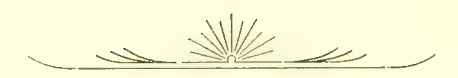
21. Mamang aus Kontscha, auf der Brust rechts und links hat er eine Schreibtafel — elu —, in der Mitte einen Achatarmring — hanta.

22. Aledu, Haussascherif aus Kano mit Akansa Ela auf der rechten Schläfe.

23. Mamadu Gobri aus Gobir mit Aska Gobir, der Gobirmarke.

24. Adunka, Yoruba aus Ibadan, mit der Schläfentatowirung ila.

Index.



Druck von

OTTO ELSNER, BERLIN S.













Ergelspitze Kuppergruppe

Tschebtschi Gebirge vom Kamm aus nach Südwest gesehen.

H. Mulu
Hossere Bäma
Hossere Rei.
Bubandjidda Gebirge von Bongje aus gesehen.

Thal von Gandjäm
Zehsenspitze
Blick vom Kamm des Tschebtschi Gebirges gen Westen.

Zehsenspitze
Kuppergruppe
Blick auf das Tschebtschi Gebirge nach Osten von Gangilla aus.

Hossere Siddim.
Hossere Lulu.
H. Mbgudi

Hossere Pollo
Die Gebirge westlich und nordwestlich von Ndókulla.

H. Jabüm
Hossere Dembo
Hossere Kabëschi
Hossere Borroró

Mao Bilo
Hossere Lombel.

Mao Bilo
Hossere Katschäu von Golómbe gesehen

Buthspitze im Hintergrund das Wäldchen von Jola
Die Gebirge südlich von Jola.

Hossere Tengelin
H. Gjabaks
H. Buttin
Das Tengelin Gebirge von Osten gesehen.

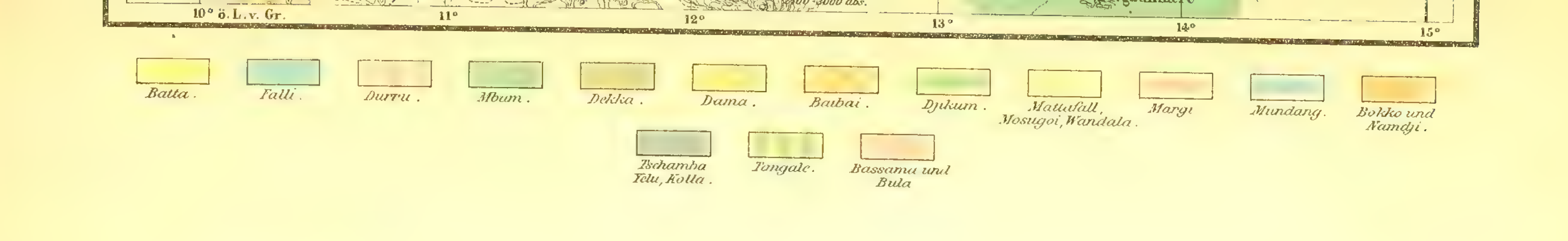
A
B
Tengo n Däsia
[illegible]
Hossere Karna vom Fuß des Durru Gebirges gesehen.

Gebirge von Muri, gesehen von Djen.

Kuppergruppe im Tschebtschi Gebirge südlich Gandjäm.

H. Bubiyata
Flegelspitze
V. Katschella mässe
Die Hochebene nördlich von Katschella.





Die Haupthandelswege der Haussa.

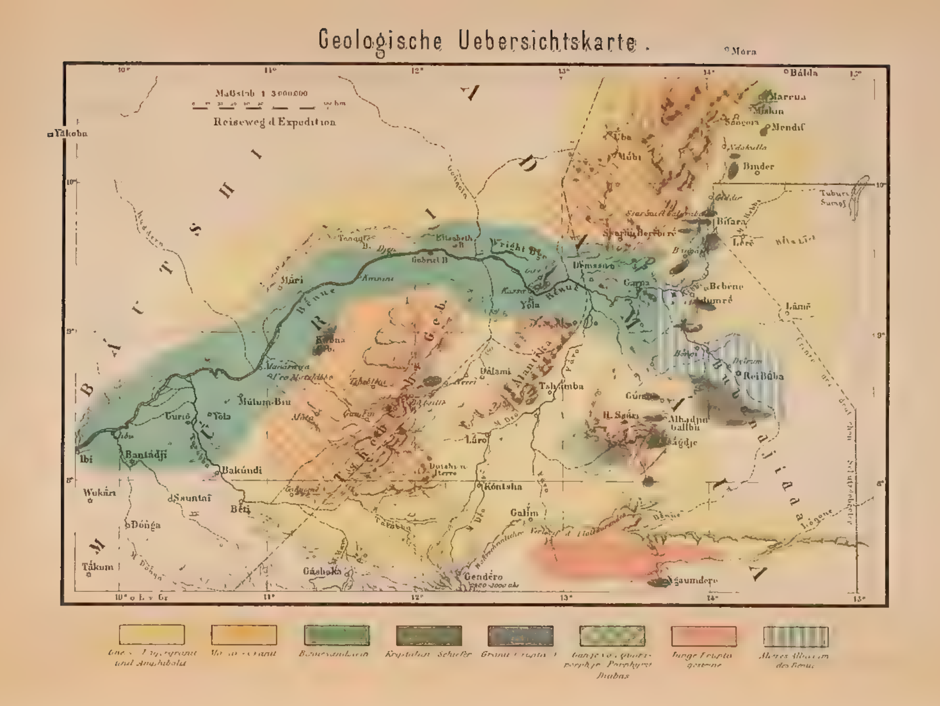


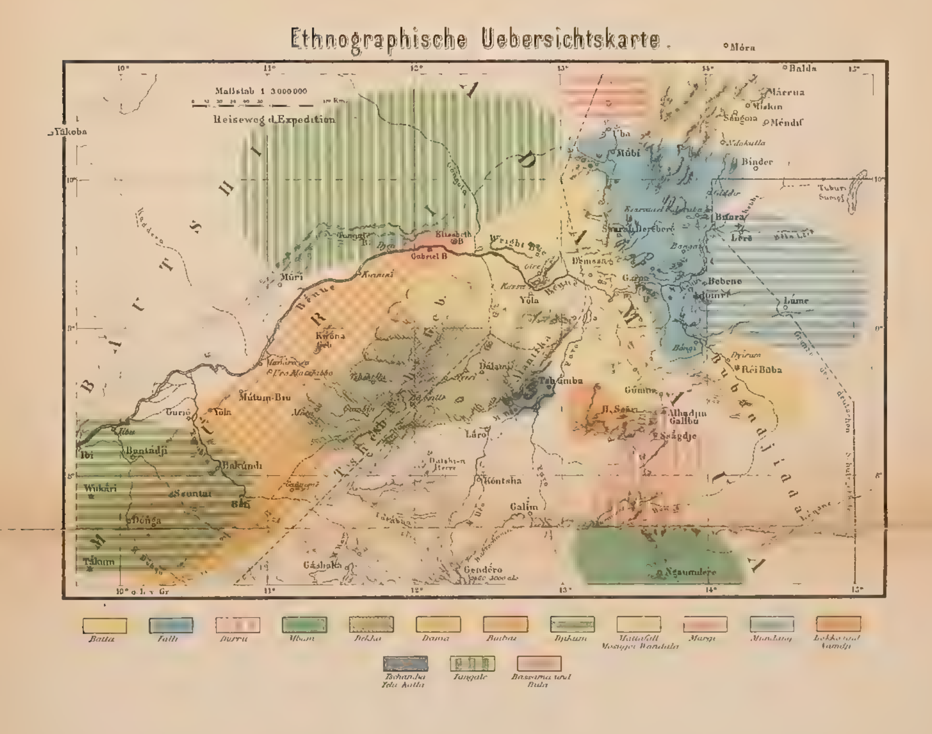

Reiseroute
der Expedition des Deutschen Kameruncomités
in den Jahren 1893-94.
Aufgenommen von Dr. S. Passarge.
Construirt und gezeichnet von Dr. M. Limpricht.
Blatt II.
Maßstab 1:350000
Reiseroute
der Expedition des Deutschen Kameruncomités
in den Jahren 1893-94.
Aufgenommen von Dr. S. Passarge.
Construirt und gezeichnet von Dr. M. Limpricht.
Blatt III.
Maßstab 1:350000
11° östl. Länge v. Greenwich
Massiv des Ssári
Unbewohnte Wildniss mit Elefanten, Büffeln, Nashornern und Flusspferden
BÁTTA
NÁMDJI
BÓKKO
TSHÁMBA
BÁUTSHI
DJÍMMU
UR
BURÚ
Dálami
Tshambá
Láro
Kontsha
Yóla
Gássol
Ssendirde
KORÓRO
NGAUNDERE
Richard Kiepert red.
Geographische Verlagshandlung
DIETRICH REIMER IN BERLIN.





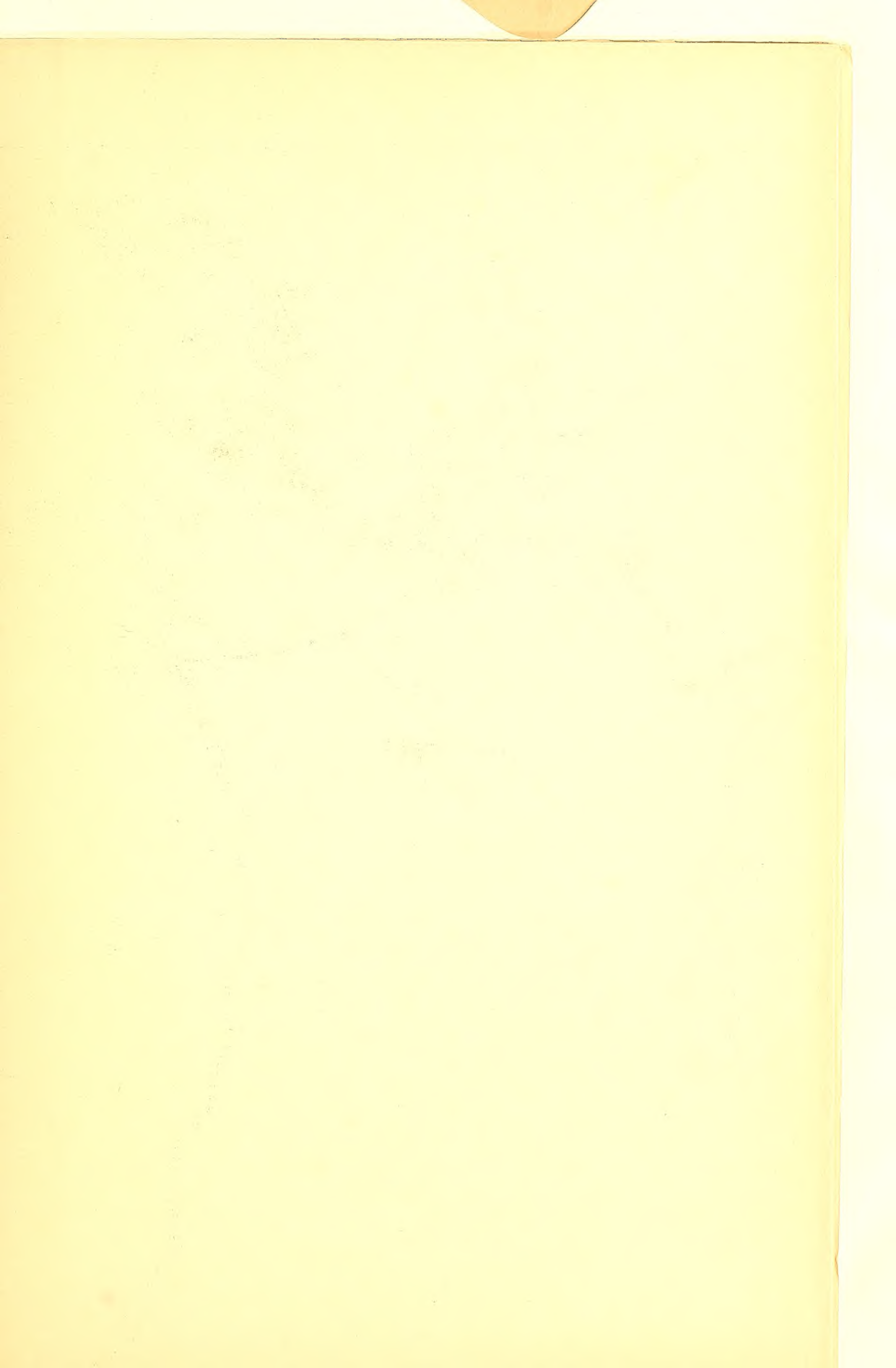


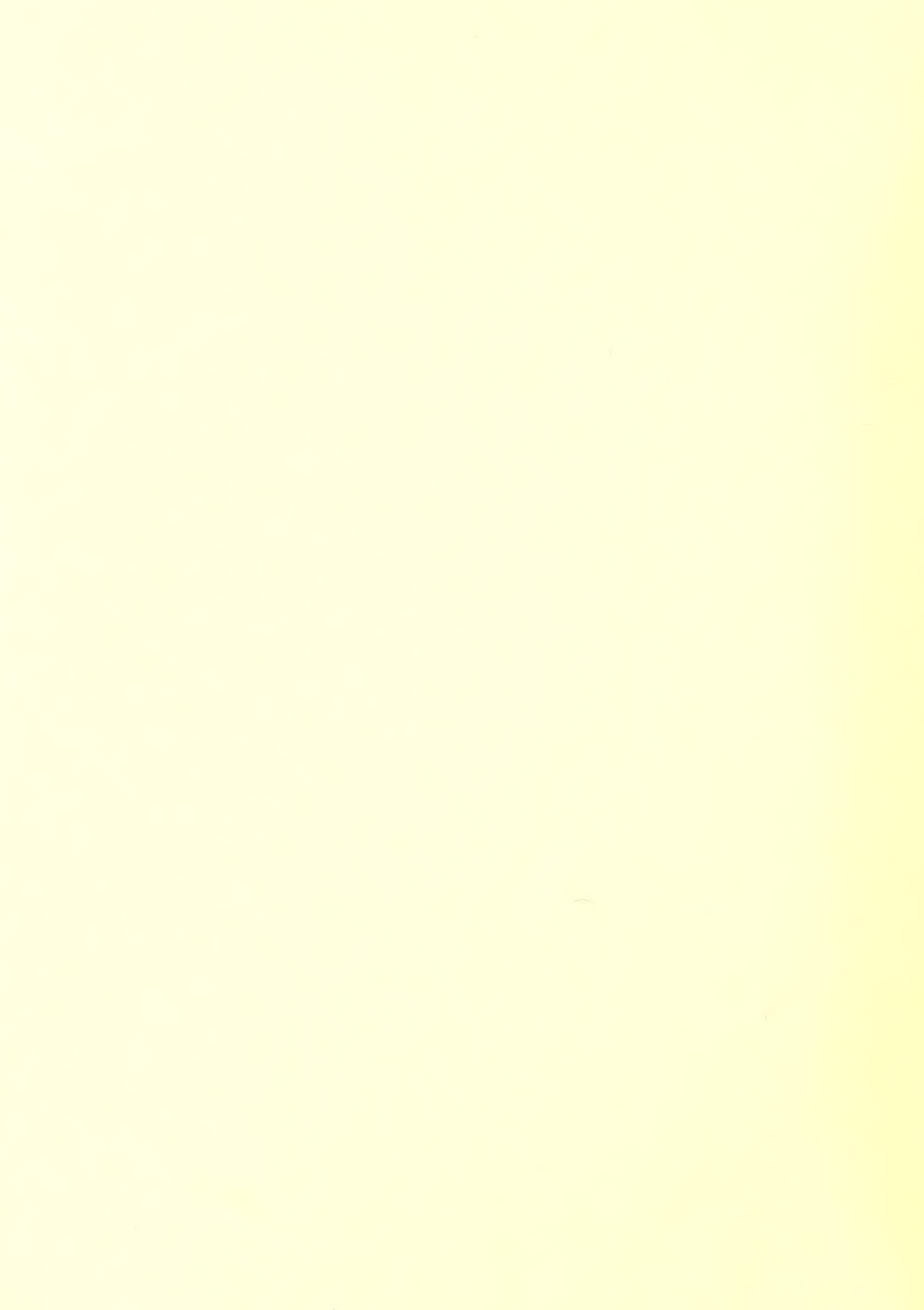

Geologische Uebersichtskarte.
Reiseweg d. Expedition
Yakoba
Móra
Bálda
Márrua
Mendif
Binder
Uba
Múbi
Bifara
Lére
Demsa
Garua
Bebene
Yola
Benue
Múri
Gabriel B.
Elisabeth
Wright
Kóana
Málami
Tschámba
Gúmu
Rei Búba
Múlum Bu
Gurió
Ibi
Baniádji
Bakúndi
Wukári
Dónga
Takum
Béti
Láro
Kóntscha
Gálim
Gáshaka
Gendéro
Ngaumdere


Ethnographische Uebersichtskarte.
Reiseweg d. Expedition
Yakoba
Móra
Bálda
Márrua
Miskin
Ságora
Méndif
Binder
Múbi
Bifara
Lére
Demsa
Garua
Bebene
Lúme
Yola
Múri
Gabriel B
Elisabeth
Wright
Rei Búba
Tschámba
Gúmu
Albadju
Múlum Bu
Gurió
Ibi
Baniádji
Bakúndi
Wukári
Dónga
Takum
Béti
Láro
Kóntscha
Gálim
Gáshaka
Gendéro
Ngaumdere
Batta
Falli
Mbum
Dama
Margi


Die Haupthandelswege der Haussa.
Weg d. Expedition
Katsina
Kaura
Kano
Sária
Tsad S.
Kúka
Ngornu
Gudjba
B Ó R N U
Kárnak
Massénya
B A G Í R M I
Gómbe
Bálda
Márrua
Múbi
Bifara
Binder
Lame
Rei Búba
Garua
Yola
Múri
Yakoba
Abudja
Keffi
Bida
Lokodja
Amagale
Takum
Gashaka
Gendéro
Ngaumdere
Gáberi
Ssárra
Kunde
Onitscha
Kamerun
I. Fernando Poo
Bania









Geographische Verlagshandlung
DIETRICH REIMER in BERLIN.

